Oec. 1033

Kruenitz

<36626353790014

<36626353790014

Bayer. Staatsbibliothek

S. Halle sc.

Carl Graf von Lindenau

Königl: Preuſſ: Oberſtallmeiſter,
und Ritter des St. Johanniter
und Verdienſt — — Ordens.

D. Johann Georg Krünitz's
ökonomiſch-technologiſche

Encyklopädie,

oder
allgemeines Syſtem
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,
und der Kunſtgeſchichte,
in alphabetiſcher Ordnung;

Zuerſt fortgeſetzt
von
Friedrich Jakob Floerken,
nunmehr von
Heinrich Guſtav Flörke,
Mitgliede einiger gelehrten Geſellſchaften.

Bibliothek des Finanz-Ministeriums

Hundert und zehnter Theil,
welcher den Artikel Pferd enthält.
Nebſt 27 Kupfertafeln auf 7½ Bogen, und 5 Tabellen.

Mit Königl. Preußiſchen und Königl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1808.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commerzien-Rathes
Joachim Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

P. P.

Pferd, ein vierfüßiges einhufiges Thier mit aufgerichteten Ohren und langen Schwanzhaaren, welches eins der vornehmſten zahmen Thiere iſt, und vornehmlich zum Ziehen, Reiten und Laſttragen gebraucht wird.

1. Eigentlich. Ein zugerittenes, noch nicht zugerittenes Pferd. Pferde halten. Mit vier Pferden fahren. Die Pferde anſpannen, ausſpannen. Die Pferde wechſeln, friſche Pferde nehmen. Mit untergelegten (d. i. friſchen) Pferden reiſen. Zu Pferde kommen, geritten. Sich zu Pferde ſetzen, auf das Pferd ſteigen. Zu Pferde dienen, unter der Reiterey. Von dem Pferde ſteigen, abſitzen. Das Pferd ſatteln. Dahin auch die im gemeinen Leben üblichen ſprichwörtlichen Redensarten gehören: Sich von dem Pferde auf den Eſel ſetzen, ſich oder ſei-

ſeinen Zuſtand verſchlimmern. Die Pferde hinter den Wagen ſpannen, eine Sache verkehrt anfangen. Einem geſchenkten Pferde muß man nicht in das Maul ſehen, deſſen Alter zu erforſchen, d. i. ein Geſchenk muß man nicht zu genau unterſuchen. Pferde, die den Hafer verdienen, bekommen ihn nicht. Trauwohl ritt das Pferd weg, ſagt man, wenn man von jemanden, in welchen man ein zu großes Vertrauen geſetzt hatte, hintergangen wird. Auf dem fahlen Pferde betroffen werden, über einer Lüge, in einem Irrthume betroffen werden, ſeine Schwäche verrathen; eine Redensart, welche einige obgleich mit geringer Wahrſcheinlichkeit, aus Offenb. 6, andere eben ſo gezwungen vom Beliſario herleiten, welcher in den Schlachten ein fahles Pferd geritten, und daher leicht von den Feinden erkannt worden. Ingleichen die Zuſammenſetzungen, ein Ackerpferd, Dienſtpferd, Lehenpferd, Miethspferd, Kutſchpferd, Reitpferd, Huſarenpferd, Zugpferd, Poſtpferd, Handpferd, Sattelpferd, Jagdpferd, Trauerpferd, Freudenpferd u. ſ. f.

2. Figürlich verſteht man unter Pferd zuweilen ein berittenes Pferd, d. i. das Pferd und ſeinen Reuter. Ein Commando von hundert Pferden ausſchicken, von hundert Reutern. Mit zehn Pferden kommen, mit zehn zu Pferde ſitzenden Perſonen.

Bey dem Königshofen lautet dieſes Wort Pferit, im Niederſ. Peerd. Der Nahme iſt alt, ob er ſich gleich in unſern älteſten Denkmählern nicht findet. Das Lat. Veredus, ein Poſtpferd, iſt genau damit verwandt, obgleich Feſtus glaubte, daß es dieſen Nahmen daher habe, quia rhedam vehit. Auch im Arabiſchen bedeutet Faras ein Pferd, und ſelbſt Perſien, welches in der gelehrten Sprache von Indoſtan Pharis oder Phariſtan heißt, ſoll ſeinen Nahmen

men daher haben, und ſo viel als das Land dieſer Thiere bedeuten. Wachter und andere leiten dieſen Nahmen von bären, tragen, oder fahren her, weil man doch die Pferde von den älteſten Zeiten an zu dieſen beyden Verrichtungen gebraucht hat. Allein es ſcheint vielmehr die dieſem Thiere, beſonders in ſeinem wilden Zuſtande eigenthümliche Schnelligkeit der Grund ſeiner Benennung zu ſeyn, da denn das Wort gleichfalls von fahren abſtammen würde, doch nur, ſo fern es ſich ſchnell bewegen bedeutet. Die gleichbedeutenden Wörter in der deutſchen und anderen Sprachen leiden eine ähnliche Ableitung; wie Roß von reiſen, reiſſen, das Schwed. Haeſt, von Haſt, haſtig, das Engl. Horſe, von hurtig, das Schwed. Skjut, von dem Iſländiſchen ſkiotr, ſchnell, und unſerm ſchießen, das Lat. Equus, Iſländ. Eikur, Schwed. Oek, Dän. Og, alle in der Bedeutung eines Pferdes, von dem Griech. ὠκυς, ſchnell, hurtig, das Griech. ἱππος, Schwed. Hoppa, von hüpfen u. ſ. f. Das e iſt in dieſem Worte, trotz allen Sprachlehrern lang, obgleich zwey Mitlauter folgen, welchen Umſtand es mit zart, Quarz, werth, Vogt, Troſt, ſtets, Schwert und hundert anderen gemein hat. In vielen Zuſammenſetzungen bedeutet das mit Pferd zuſammengeſetzte Wort ein ſchlechtes geringeres Ding ſeiner Art, welches nur für Pferde brauchbar iſt, zum Unterſchiede des beſſeren, deſſen ſich auch die Menſchen bedienen, z. B. Pferdebohne, Pferdedill, Pferdekaſtanie u. ſ. f. In anderen hingegen bedeutet es auch das größte ſeiner Art, z. B. Pferdeameiſe, Pferdenuß und ſo ferner, welches die Ableitung derer wahrſcheinlich macht, welche Pferd, Bär, Farr u. ſ. f. für allgemeine Benennungen eines jeden großen Thieres halten.

Pferd iſt übrigens in ganz Deutſchland der allgemeine Nahme dieſes Thieres, welcher deſſen Alter, Geſchlecht und übrige Beſchaffenheit unentſchieden läßt, für welche die deutſche Sprache eine Menge eigener Nahmen hat. Statt des allgemeinen Nahmens **Pferd** ſind in einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden auch **Gaul** und **Roß** üblich, ob ſie gleich zuweilen

im Hochdeutſchen auch andere Beſtimmungen bekommen. Im Scherze braucht man auch zuweilen das aus dem Franzöſiſchen oder mittlern Lateine entlehnte Caball. Für Roß ſagte man ehedem auch Ors und in einigen niederſächſiſchen Gegenden, z. B. im Saterlande und in Mecklenburg heißt ein jedes Pferd Heſt und Hangſt, welches mit dem Schwed. Haest, Iſſländ. Hestr, ein Pferd, überein kommt. In andern niederſ. Gegenden, z. B. im Bremiſchen iſt Page die allgemeine Benennung eines Pferdes. Eben ſo zahlreich ſind die Nahmen für beſondere Umſtände.

1) In Anſehung des Alters. Ein junges noch nicht ausgewachſenes Pferd heißt im Hoch- und Oberdeutſchen ein Füllen, in Niederdeutſchland ein Fohlen, in Franken Henkerlein.

2) In Anſehung des Geſchlechts. Ein ungeſchnittenes Pferd männliches Geſchlechts heißt Hengſt, und wenn er zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts beſtimmt iſt, ein Beſcheler, Beſchäler, Zuchthengſt, Reithengſt, u. ſ. f. im Niederſ. Stöter, d. i. Stößer, ehedem in Bayern auch Maidten. Ein Pferd weibliches Geſchlechts Stutte, Stute, Mutterpferd. Ein geſchnittener Hengſt Wallach, in Oberdeutſchland Meiden; ein geklopfter Hengſt, Klopfhengſt, und im mittlern Lat. Equus haque.

3) In Anſehung der Größe. Bey dem Daſypodius heißt ein kleines Bikartlein; in manchen Gegenden iſt dafür Nickel und Grämlein üblich.

4) In Anſehung der Farbe. Rappe, ein ſchwarzes Pferd; Schimmel, ein weißes, mit ſeinen Abänderungen, als Schwarzſchimmel, deſſen Haar nur wenige Spuren vom Grau-

wei-

weißen zeigt, Rothſchimmel, deſſen Farbe aus Weiß, Grau und Braun beſteht, Apfelſchimmel, mit zerſtreuten ſchwarzen und weißen Flekken, Weinſchimmel, deſſen Grau mit Braun vermiſcht iſt, Spiegelſchimmel, ein Schimmel, deſſen weiße Grundhaare ſo mit ſchwarzen vermiſcht ſind, daß ſie gleichſam ſpiegeln. Fliegenſchimmel, ein mit kleinen ſchwarzen Flecken verſehenes weißes Pferd, u. ſ. f. Mohrenkopf, ein Rothſchimmel mit ſchwarzem Kopfe und dergleichen Füßen; Fuchs, ein röthliches oder gelblichbräunliches Pferd, mit ſeinen Unterarten Rechtfuchs, Lichtfuchs Schweißfuchs, welcher weiße Mähne und weißen Schweif hat, Rothfuchs; Falbe, ein fahles, und Schecke, ein geſchecktes Pferd. Ein röthliches Pferd, welches aber noch nicht den Nahmen eines Fuchſes verdient, heißt in Niederſachſen Räutke, von raut, roth.

5) Der Güte nach. Ein ſchlechtes, elendes Pferd heißt im gemeinen Leben eine Gurre, (bey den ſchwäbiſchen Dichtern Gurru), eine Kracke, eine Mähre, im Niederſ. Zöre. Graman kommt im 16ten Jahrhunderte in Oberdeutſchland von einem alten magern Pferde vor, und im mittlern Lat. iſt mannus ein jedes Pferd. Mähre, welches jetzt nur noch von einem ſchlechten Pferde gebraucht wird, war ehedem, wo es March lautete, der Nahme eines Krieges- und Paradepferdes. (S. Marſchall, Th. 85, S. 64.) Voller und Strenz ſind im Oberdeutſchen noch hin und wieder gangbare Nahmen eines alten elenden Pferdes, ſo wie Tſcheker und Scheker in Liefland. Ein Pferd von der ſchlechteſten Art heißt in den alten bayeriſchen Geſetzen Angargnaco, und ein mittel-

mäßiges Vulz. Horneck braucht Runczin, Franz. Roncin, in einigen Oberdeutſchen Gegenden noch jetzt Rung, von einem gewöhnlichen mittelmäßigen Pferde.

6. Dem Gebrauche nach. Ein nicht kunſtmäßig zugerittenes Pferd, welches zum gewöhnlichen ſchnellen Reiten gebraucht wird, heißt im Hochdeutſchen ein Klepper, im Oberdeutſchen Rung, im Niederſ. Ridder. Ein gewöhnliches Reitpferd im Niederſ. Rittling, im ſaliſchen Geſetze Chanco. Ein Paradepferd oder Paradeur bey dem Horneck Pranczel, von prangen. Ein Turnier- und Kriegspferd im 13ten und 14ten Jahrhunderte Raveit, Runczin, Orz, Ors, Roß, Schwed. Hors. Ein Pferd, welches zum Laſttragen gebraucht wird, im Oberdeutſchen ein Saumer, Saumpferd, Säumroß. Ein Pferd, welches den Zelt oder Paß geht, Zelter, Paßgänger.

7. Noch von einigen anderen Umſtänden. Rammesnäſe, Rammeskopp ſind niederſächſiſche Benennungen eines Pferdes mit einer krummgebogenen Bocksnaſe, Engl. Ramſhead, von Ramm, ein Bock. Einer der ſchwäbiſchen Dichter nennt ein dummes Pferd Muſer, Muzer, vielleicht Matz, Mutz. Wildfang iſt ein in der Wildniß auferzogenes noch nicht gezähmtes Pferd, und ein noch nicht zum Reiten oder Fahren abgerichtetes zahmes Pferd heißt in einigen oberdeutſchen Gegenden Strieze. Mengeling iſt im Niederd. ein Pferd, welches von verſchiedenen Raßen gefallen iſt. Krippenbeiſſer, Krippenſetzer, Kopper, Barngrolzer, Kollerer u. ſ. f. ſind mit gewiſſen Untugenden behaftete Pferde, wie Speckhals, Schwanenhals u. ſ. f. Eigenſchaften in dem Baue des Kör-

Körpers bezeichnen. Wer Luſt hat, kann mit ein wenig Mühe dieſes Verzeichniß leicht verdoppeln.

In naturgeſchichtlicher Rückſicht gehört das Pferd zu der ſechſten Ordnung der Säugethiere nach dem Linnéſchen Syſteme, welche den Nahmen Belluae führt und Thiere mit Pferdegebiß enthält. Linné rechnete außer der Gattung (Genus) des Pferdes, wozu der Eſel, das Zebra und noch ein paar Arten gehören, auch das Schwein, das Nilpferd und das Naſehorn dahin. Andere haben dieſe Gattungen getrennt, und man muß es geſtehen, mit paſſenderen und natürlicheren Kennzeichen, in andere Ordnungen gebracht: z. B. Thiere mit ungeſpaltenem Hufe, Solidungula; wozu nur eine Gattung, nähmlich das Pferd mit den oben bezeichneten Arten, gehört. Ferner Thiere mit geſpaltener Klaue: Biſulca, und in dieſer Orddung als Gattungen: das Kameel, die Ziege, der Ochs, die Giraffe, der Hirſch, das Moſchusthier und das Schwein.

Das deutlichſte Kennzeichen des Pferdes und der mit ihm verwandten, zu einer Gattung gehörigen Arten, ſind die ungeſpaltenen Hufe an den Füßen *). In beyden Kinnladen ſind ſechs Vorderzähne. Die Eckzähne oder Hundszähne ſtehen ſowohl von den Vorder- als Backenzähnen abgeſondert. Die Pferdearten haben zwey Euter. Ihre Haare ſind kurz.

Dieſe Gattungskennzeichen begreifen nun außer unſerem gemeinen Pferde, Equus Caballus Linn., als andere verwandte Arten noch

*) Das ſogenannte ſpalthufige Pferd, Equus biſulcus, (Molin. hiſt. natur. Chil. p. 284.) in Südamerika kann man wohl nicht füglich zu dieſer Familie rechnen.

in ſich: 1) den Halbeſel, Equus Hemionus (Pallas. it. III. p 217. Neue nord. Beyträge II. p 1. t. 1. Nov. comm. Petrop. XIX. p. 394 t. 7.) auf den arguniſchen Steppen in Sibirien und in den benachbarten Gegenden; 2) den gemeinen Eſel, Equus Aſinus Linn.; 3) das oder den Zebra, Equus Zebra Linn., im ſüdlichen Afrika; 4) den Quagga, Quacha, Equus Quagga Gmel., ſonſt das weibliche Zebra genannt, Female Zebra Edw. av. t. 223 auch im ſüdlichen Afrika *). Es wäre gut, dieſe ganze Familie in einem Artikel abzuhandeln, weil die leichtere Ueberſicht dadurch gewinnen würde. Die größern Thiere ſind in dieſem Werke indeß mehrentheils unter ihrem eigenen Nahmen beſchrieben worden, und ſo will ich es in dieſem Falle auch ſo laſſen, weshalb ich es im gegenwärtigen Artikel bloß mit dem Pferde, Equus Caballus Linn., als Art oder Species, mit den dazu gehörigen Raßen zu thun habe.

Das Pferd, Equus *Caballus*, pedibus ſolidungulis, cauda undique ſetoſa. Syſt. Nat. ed. Gmel. Tom. I. P. I. p. 209. Equus cauda

*) Das Maulthier, Mulus, vom Eſel und einer Stute, und der Mauleſel, Hinnus, vom Hengſte und einer Eſelinn, kommen nur als Baſtard-Thiere beym Eſel und nicht als eigene Arten in Betracht.

Von den Jumarren, welches Baſtardthiere von Pferden und Ochſen ſeyn ſollten, wie man ſie denn auch Maulochſen nannte, kann jetzt nicht mehr die Rede ſeyn, da es ausgemacht iſt daß ſie nicht exiſtiren, und daß nur der Mauleſel, Hinnus zu dieſer Fabel Veranlaſſung gegeben hat. Gleichwohl hat ganz kürzlich noch ein Neapolitaner der dortigen neuen Regierung in einem ganzen Buche voll Verbeſſerungsvorſchlägen auch ſehr angelegentlich den Rath gegeben, zur Aufhülfe der Viehzucht Jumarren in Menge anzuziehen!

Die iſabellfarbene neue Pferde-Species, welche Vaillant am Cap geſehen hat, iſt ſelbſt nach ſeinen Nachrichten noch zu wenig bekannt, als daß man ſie irgendwo aufführen könnte.

cauda undique ſetoſa. Linn. Syſt. Nat. ed. XII. I. p. 100. n. 1. Equus auriculis brevibus erectis, juba longa. Briſſ. [illegible] Ariſtot. Aelian. Equus, Equa, Equiferus. Plin. Geſn. Schwenkf. Aldrov. Cheval. Buff. hiſt. nat. IV. p. 174. t. 1. Deutſche Ueberſetzung von Martini, I. B. Berlin, 1781. S. 13. Horſe. Penn. quadr. p. 1. n. 1. Roß. Geſn. Thierb. p. 306. α) Equus *ferus*. Haſſelq. pal. p. 282. Wild horſes. Bell. it. 1. p. 212. Wilde Pferde. J. G. Gmelin Reiſe I. p. 211. III. 2. p. 510. S. G. Gmelin Reiſe. I. p. 44. t. 9. Pallas Reiſe I. p. 211. Tarpany. Rytſchk. Orenb. I. p. 233. β) Equus domeſticus. Klein quadr. p. 4.

Der Menſch hätte unter allen Thieren, ſagt Büffon, worüber er ſeine Herrſchaft beſtätiget, nicht leicht eine größere Eroberung machen können, als durch Zähmung dieſes edlen ſtolzen und flüchtigen Thieres, welches die Beſchwerden ſowohl und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs zu theilen willig iſt. So unerſchrocken, als der Held, den es trägt, ſieht es die Gefahr und trotzet ihr. Es ſtürzt ſich mitten in das Geräuſch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran und belebt ſich mit eben dem Feuer, welches in der Heldenſeele ſeines Herren auflodert. Mit gleicher Bereitwilligkeit theilt es die heroiſchen Ergötzungen ſeines Beherrſchers auf der Jagd, bey Ritterſpielen und Wettläufen. Sein Anſehen iſt glänzend und ſeine Augen funkeln. Eben ſo gelehrig als muthvoll, läßt es ſich nicht ganz von ſeinem Feuer hinreiſſen. Es hat ſeine Bewegungen mäßigen gelernt. Es ſchmieget ſich nicht al-

lein unter die Hand ſeines Führers, ſondern es ſcheint ſich ganz nach deſſen Wünſchen zu bequemen. Beſtändig folgſam, bey allen Eindrük-ken, die es von ihm erhält, läuft es bald ſchnell, bald langſam, bald ſteht es ſtill, wie es der Wink ſeines Herrn zu fordern ſcheint. Das Pferd iſt eins von den Geſchöpfen, die ſich ſelbſt verleugnen, um bloß dem Willen eines andern Weſens gehorſam zu ſeyn und ſeinem Verlangen immer zuvor zu kommen, dem es, durch ſeine geſchwinden und abgemeßnen Bewegungen vollkommen Genüge leiſtet. Es iſt gerade ſo fühlbar, als man wünſchet und leiſtet nicht mehr, als man verlangt. Indem es ohne Ausnahme ſich zu allen Dienſten bereit finden läßt, ſtrenget es alle Kräfte zum Dienſte ſeines Herren an, und überſchreitet oft ſo ſehr das Maß derſelben, daß es, aus allzu großem Gehorſam, zuweilen des Todes iſt *).

So iſt ein Pferd beſchaffen, deſſen Naturgaben ſich in ihrem ganzen Lichte zeigen, wenn die Kunſt ſeine natürlichen Eigenſchaften zur möglichſten Vollkommenheit erhöhet, und das von Jugend auf ſorgfältig gepflegt, hernach wohlgeübet und ſo zum Dienſte der Menſchen abgerichtet worden. Die Erziehung eines Pferdes fängt mit dem Verluſt ſeiner Freyheit an, und endiget ſich mit dem Zwange. Die Sklaverey oder die Hausgenoſſenſchaft dieſer Thiere iſt ſchon ſo allgemein, daß wir ſie nur höchſt ſelten einmahl in ihrem natürlichen Zuſtande beobachten können. Bey allen ihren Arbeiten ſind ſie beſtändig aufgeſchirret. Niemahls, nicht einmahl zur Zeit ihrer Ruhe, ſind ſie von allen Banden frey

*) Schon Hiob erſchöpft ſich im Lobe dieſes edlen Thieres, Kap. 39, 19 — 25.

frey. Wenn ſie auch zuweilen auf der Weide frey herum irren können, ſo tragen ſie doch wenigſtens auch hier gewiſſe Merkmale der Knechtſchaft an ſich und ſind beſtändig mit grauſamen Abdrücken der Arbeit und des Schmerzes bezeichnet. Das Maul iſt durch die vom Gebiß verurſachten Falten entſtellet; die weichen Seitentheile des Leibes pflegen entweder vom Geſchirr kahl und wund gerieben, oder von dem Sporn verwundet und zerkratzt, die Hufe aber durchaus mit Nägeln durchbohret zu seyn. Der beſtändige Druck des gewöhnlichen Geſchirres ertheilet ihrem Körper eine gezwungene Stellung. Man würde dieſe von Jugend auf gewohnten Feſſeln ihnen vergeblich abnehmen, ſie würden darum nicht freyer ſeyn. Selbſt diejenigen, welche in einer gelinden Sklaverey leben, die man bloß zum Staate oder zur Pracht unterhält, und denen man goldene Feſſeln, mehr zur Befriedigung der Eitelkeit ihrer Herren, als zu ihrer Zierde anleget, werden durch ihren Kopfputz, durch ihre geflochtnen Mähnen, durch die goldnen und ſeidenen Decken mehr, als durch ihre Hufeiſen, entehret.

Die Natur übertrifft alle Kunſt an Schönheit. In den freyen Bewegungen eines belebten Weſens beſtehet aber eigentlich die ſchöne Natur. Man betrachte die Lebensart jener wilden Pferde, die ſich im ſpaniſchen Amerika, bey völliger Freyheit, ſo ſtark vermehret haben. Welch ein freyer, unabgemeſſener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Stolz auf ihre rühmliche Unabhängigkeit, fliehen ſie die Gegenwart jedes Menſchen, und verachten ſeine eigennützige Pflege. Sie ſuchen und finden, ohne Anweiſung, Unterhalt und Nahrung. Froh genießen

ſie ihrer Freyheit und irren und ſpringen auf unüberſehbaren grünen Ebenen herum, welche ihnen freywillig den ungeſtörten Genuß der nahrhaften Reichthümer eines immer wiederkehrenden Frühlings anbieten. Ohne einen beſtimmten Aufenthalt zu haben, ohne anderes Obdach, als welches ihnen ein reiner, heiterer Himmel gewähret, athmen ſie eine weit reinere, weit geſundere Luft ein, als in den gewölbten Palläſten, wo man ihnen einen engen abgetheilten Raum zu ihrem Aufenthalte anweiſet. Aus dieſem Grunde ſind auch alle wilde Pferde weit ſtärker, flüchtiger und nervichter, als die meiſten zahmen. Sie erhalten aus der freygebigen Hand der Natur, Stärke und edlen Anſtand. Den zahmen kann die Kunſt nichts, als eine gefällige Geſchicklichkeit ertheilen.

Die Pferde haben in ihrer Gemüthsart nichts Grimmiges, nichts Grauſames. Bloß muthig und wild erſcheinen ſie in ihrer Freyheit. An Stärke ſind ſie zwar den meiſten Thieren überlegen; ſie bedienen ſich aber dieſes Vorzuges nie, um andere anzufallen. Sind andere ſo verwegen, ſich feindſelig an ſie zu wagen, ſo greifen ſie zu einem von den drey Mitteln ihrer Rache: ſie verachten, verjagen oder tödten ihre Feinde. Sie ziehen heerdenweiſe herum und vereinigen ſich bloß um des Vergnügens willen, das ihnen die Geſelligkeit gewähret. Aus Furcht hätten ſie nicht nöthig, es zu thun. Es geſchiehet bloß aus gegenſeitiger Zuneigung. Unter ihren Tritten wachſen mehr Kräuter und Pflanzen empor, als die bloße Befriedigung ihres Hungers nothwendig erfordert. Nach dem Fleiſch der Thiere ſind ſie niemahls lüſtern. Daher pflegen ſie weder mit andern Thieren, noch

unter

unter ſich ſelbſt Krieg zu führen. Um des Unterhaltes willen haben ſie keine Streitigkeiten unter einander nöthig. Die Gelegenheiten, ſich eine Beute abzujagen, oder ein fremdes Eigenthum an ſich zu bringen, können ſich nie bey ihnen ereignen. Bey fleiſchfreſſenden Thieren ſind dieſes die gewöhnlichſten Quellen alles Zankes und Streites. Die Pferde hingegen leben in einem beſtändigen Frieden, weil ſie bey ihrem einfachen und gemäßigten Appetit, immer Nahrung genug haben, um ſich nicht beneiden zu dürfen.

Wer dieſes unwahrſcheinlich finden ſollte, der beobachte doch einmahl junge Füllen, die man zuſammen erziehet und heerdenweiſe auf die Weide bringet, wie ſchmeichelhaft, wie geſellig ſie da mit einander umgehen! Sie geben von ihrer Stärke und jugendlichem Feuer keine weitern Beweiſe, als aufmunternde Zeichen der Nacheiferung. Sie bemühen ſich ſcherzend, eines vor dem andern einen Vorſprung zu gewinnen, ſich ſelbſt der Gefahr, durch einen Fluß oder über einen Graben zu ſetzen, muthwillig bloß zu ſtellen und ſich dazu aufzumuntern. Die Füllen, welche bey dieſen natürlichen Uebungen die erſte Veranlaſſung geben, und ſich allenthalben an der Spitze befinden, können unſtreitig für die muthigſten und beſten, und, wenn ſie einmahl zahm gemacht ſind, für die gelehrigſten und folgſamſten gehalten werden.

Einige alte Schriftſteller thun der wilden Pferde ſowohl Erwähnung, als der Gegenden, wo ſie ſich aufhalten. An den Ufern des Hypanis, heißt es beym Herodot, findet man weiße, im nördlichen Theil Thraciens noch andre wilde Pferde, deren ganzer Körper mit fünf

Finger

Finger langen Haaren beſetzt iſt. Ariſtoteles nennt Syrien, Plinius die nördlichen Länder, Strabo die Alpen und Spanien, unter den Orten, wo ſich wilde Pferde aufhalten. Kardanus, unter den Neuern, behauptet eben dieſes von Schottland und den Orkaden *). Olaus von Moſkau; Dapper von der Inſel Cypern, wo es, nach ſeiner Ausſage **), ſehr ſchöne ſtarke, flüchtige wilde Pferde geben ſoll; Struys ***) von der Inſel May am grünen Vorgebirge, wo er ſie beſonders klein angetroffen; Leo Afrikanus ****) von den Afrikaniſchen und Arabiſchen Wüſten. Er hat ſelbſt in den Einöden Numidiens ein weißes Füllen mit krauſen Mähnen geſehen. Marmol †) verſichert, zur Beſtätigung des Struyſiſchen Berichts, daß es in den Wüſten Arabiens und Lybiens kleine, aſchgraue, auch weiße Pferde mit kurzen borſtigen Haaren und Mähnen gebe, die es den Hunden und zahmen Pferden in der Hurtigkeit ihres Laufes weit zuvor thäten. In den erbaulichen Briefen ††) wird auch von China behauptet, es fänden ſich daſelbſt viel kleine wilde Pferde. Es iſt indeß ſehr wahrſcheinlich, daß es jetzt keine urſprünglich wilde Pferde mehr gibt, ſondern nur verwilderte, die von ſchon zahm geweſenen und entlaufenen oder in Freyheit geſetzten entſtanden ſind. Das eigentliche Vaterland der Pferde läßt ſich mithin nicht mit Gewiß-

*) S. Aldrovandus de Quadrupedibus Solipedibus Lib. 1. S. 19.

**) Man ſehe deſſen Beſchr. der Inſeln des Archipelagus. S. 50.

***) S. Les Voyages de Jean Struys. Rouen. 1719. Tom. I. p. 11.

****) In deſcriptione Africae Pars. II. Vol. 2. p. 750—51.

†) S. L'Afrique de Marmol. à Par. 1667. T. I. p. 59.

††) S. Lettres édifiantes. Recueil XXVI, p. 371.

wißheit angeben, wiewohl es ſehr glaublich iſt, daß ſie mit den mehrſten der übrigen Hausthiere aus Aſien ſtammen, und ſich von da mit den Menſchen über die Erde verbreitet haben.

Weil heut zu Tage ganz Europa, in allen ſeinen Theilen bevölkert iſt, ſo würde man daſelbſt vergeblich ganz wilde Pferde ſuchen. Die amerikaniſchen frey herumirrenden Pferde ſind eigentlich zahme, von europäiſcher Abkunft. Die Spanier hatten ſie dahin gebracht, und ſie haben ſich dann in den ungeheuren Wüſten dieſer unbewohnten und unbevölkerten Länder vermehrt. In der neuen Welt gab es ehemahls gar keine Thiere dieſer Art. Aus dem Erſtaunen und Schrecken der Einwohner von Mexico und Peru, bey Erblickung der Pferde und Reiter, konnten die Spanier den ſichern Schluß ziehen, daß in dieſen Himmelsſtrichen die Pferde ganz unbekannte Geſchöpfe wären. Sie ließen alſo eine große Menge dahin bringen, theils um ſich derſelben auf eine vortheilhafte Art zu bedienen, theils auch um die Vermehrung derſelben in daſigen Gegenden zu befördern. In der letzten Abſicht ertheilten ſie vielen, ſowohl auf verſchiedenen Inſeln, als auf dem feſten Lande, die Freyheit, wodurch die Pferde ſich daſelbſt, wie andre wilde Thiere, vermehret haben.

„Seit der Entdeckung des neuen Continents, ſagt Herr von Humboldt *), iſt die Ebene dem Menſchen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwiſchen der Küſte und der Guayana zu erleichtern, ſind ſelbſt hie und da Städte an den Steppenflüſſen erbauet. Fern von ihnen

*) S. Anſichten der Natur, mit wiſſenſchaftlichen Erläuterungen von Alexander von Humboldt. Erſter Band, Tübingen in der Cottaſchen Buchhandlung. 1808.

nen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereiſen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zuſammen geflochtene Hütten. Zahlloſe Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Mauleſel ſchwärmen dazwiſchen umher. Ja die ungeheure Vermehrung dieſer Thiere der alten Welt iſt um ſo bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren ſind, mit denen ſie in dieſem Erdſtriche zu kämpfen haben.“

„Wenn unter dem ſenkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen iſt, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdſtößen erſchüttert. Berühren ihn dann entgegengeſetzte Luftſtröme, und pflanzt ſich durch Gegenſtoß die kreiſelnde Bewegung fort, ſo gewährt die Steppe einen ſeltſamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, ſteigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektriſch geladene, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauſchenden Waſſerhoſen, die der erfahrne Schiffer fürchtet. Ein trübes ſtrohfarbiges Halblicht wirft die nun ſcheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße ſtaubige Erde, die im nebelartig verſchleierten Dunſtkreiſe ſchwebt, vermehrt die erſtickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Oſtwind neue Gluth herbey, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.“

„Auch verſchwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünſtung ſchützte. Wie im eiſigen Norden die Thiere vor Kälte erſtarren, ſo ſchlummert

hier

hier unbeweglich das Krokodil und die Boaſchlange, tief vergraben im trocknen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürſtenden, im Spiele des gebogenen Lichtſtrahles, das Trugbild des wellenſchlagenden Waſſerſpiegels *). In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durſte geängſtigt, ſchweifen die Pferde und Rinder umher, erſtere mit langgeſtrecktem Halſe hoch gegen den Wind anſchnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftſtromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.“

„Bedächtiger und verſchlagener ſuchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durſt zu lindern. Eine kugelförmige und dabey vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verſchließt unter ſeiner ſtachelichen Hülle ein waſſerreiches Mark. Mit dem Vorderfuße ſchlägt das Maulthier die Stacheln ſeitwärts, und wagt es dann erſt die Lippen behutſam zu nähern, und den kühlen Diſtelſaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieſer lebendigen vegetabiliſchen Quelle iſt nicht immer gefahrlos; denn oft ſieht man Thiere, welche von Cactusſtacheln am Hufe gelähmt worden.“

„Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, ſo können Rinder und Pferde ſelbſt dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuſe verfolgen ſie während des Schlafes, ſaugen ihnen vampyrartig das Blut aus, und hängen ſich an dem

Rücken

*) Die bekannte Erſcheinung des mirage. Alle Gegenſtände erſcheinen in der Luft ſchwebend, und ſpiegeln ſich dabey in der untern Luftſchicht Die ganze Wüſte gleicht einem unermeßlichen See, deſſen Oberfläche in wellenförmiger Bewegung iſt.

Rücken feſt, wo ſie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippoboscen, und eine Schar ſtechender Inſecten ſich anſiedeln. So führen die Thiere ein ſchmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Waſſer auf dem Erdboden verſchwindet.“

„Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, ſo verändert ſich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bey Nacht den ſchwarzen Raum im Sternbild des ſüdlichen Kreutzes. Der ſanfte phosphoriſche Schimmer der magellaniſchen Wolken verlöſcht. Selbſt die ſcheitelrechten Geſtirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetariſchem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erſcheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünſte ſich über dem Zenith aus. — Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.“

„Kaum iſt die Oberfläche der Erde benetzt, ſo überzieht ſich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielriſpigem Paspalum, und mit mannigfaltigen Gräſern. Vom Lichte gereitzt entfalten krautartige Mimoſen die ſchlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgeſang der Vögel, und die ſich öffnenden Blüthen der Waſſerpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufſchießenden Graſe verſteckt ſich der ſchön gefleckte Jaguar, und erhaſcht die vorüberziehenden Thiere, im leichten Sprunge, katzenartig, wie der aſiatiſche Tiger.“

„Schwellen allmählig die Flüſſe, welche die Ebene ſüdlich begränzen, der Arauca, der Apure und

und der Payara: ſo zwingt die Natur dieſelben Thiere, welche in der erſten Jahreshälfte auf dem waſſerleeren ſtaubigen Boden vor Durſt verſchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erſcheint nun wie ein unermeßliches Binnenwaſſer. Die Mutterpferde ziehen ſich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange inſelförmig über dem Seeſpiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt ſich der trockne Raum. Aus Mangel an Weide ſchwimmen die zuſammen gedrängten Thiere ſtundenlang umher, und nähren ſich kärglich von der blühenden Grasrispe, die ſich über dem braungefärbten gährenden Waſſer erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhaſcht, mit dem zackigen Schwanze zerſchmettert und verſchlungen. Auch nicht ſelten bemerkt man Pferde und Rinder, die den Rachen dieſer blutgierigen Eidechſen entſchlüpft, die Spur des ſpitzigen Zahns am Schenkel tragen.“

„Dieſer Anblick erinnert unwillkührlich den ernſten Beobachter an die Biegſamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewiſſe Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, ſind Stier und Roß dem Menſchen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Plataſtrom, von der afrikaniſchen Meeresküſte bis zur Gebirgsebene der Antiſana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt *). Hier iſt es die nordiſche Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittags-

 ſonne

*) Die große Gebirgsebene, welche den Vulkan Antiſana umgibt, hat eine Höhe von 2107 Toiſen über dem Meere. Der Luftdruck iſt daſelbſt ſo geringe, daß die verwilderten Stiere, wenn man ſie mit Hunden hetzt, Blut aus der Naſe und aus dem Munde verlieren.

ſonne ſchützt. Dieſelbe Thiergattung, welche im öſtlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsſtriche von den Angriffen der Tiger und Krokodile bedroht!“

„Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein ſtellen den ſüdamerikaniſchen Pferden nach; auch unter den Fiſchen haben ſie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaſſer von Bera und Raſtro ſind mit zahlloſen elektriſchen Aalen gefüllt, deren ſchleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erſchütternde Kraft nach Willkühr ausſendet. Dieſe Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie ſind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn ſie ihre nervenreichen Organe auf einmahl in günſtiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppenſtraße von Uritucu einſt verändert werden, weil ſie ſich in ſolcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken.“

Herr de la Salle *) hat 1685 von dieſen Pferden im nördlichen Amerika bey Sankt Ludwigs Bay, viele auf den Wieſen herum irren und weiden geſehen. Sie waren ſo wild, daß man es ohne Gefahr nicht wagen konnte, ſich ihnen zu nähern. Der Verfaſſer der Geſchichte von den Begebenheiten der amerikaniſchen Seeräuber **) ſagt: „Auf der Inſel St. Domingo trift man zuweilen ganze Heerden von mehr als fünfhundert Pferden beyſammen an. Sie ſchwärmen daſelbſt frey herum und ſtehen gleich ſtill, ſobald ſie einen Menſchen erblicken.

Der

*) S. Les dernieres decouvertes dans l'Amerique Septentrionale de Mr. de la Salle, miſes au jour par Mr. le Chevalier Tonti. à Par. 1697. p. 250.

**) S. Hiſtoire des Avanturiers Flibuſtiers par Oexmelin. à Par. 1686. Tom. I. p. 110 111.

Der Anführer der Heerde nähert ſich auf eine Weite, ſchnaubet entſetzlich durch die Naſe, nimmt alsdann die Flucht und die ganze Heerde folget ihm nach. Er iſt ungewiß, ob er dieſe Thiere für ausgeartete, wildgewordene Pferde halten ſoll, weil er ſie zwar von der Art, aber nicht ſo ſchön, als die ſpaniſchen, gefunden. Sie haben, fährt er fort, große Köpfe, dicke und überdieß noch höckerige Beine, lange Ohren und einen langen Hals. Die Einwohner des Landes können ſie ohne viele Mühe zahm machen und zur Arbeit gewöhnen. Die Jäger bedienen ſich ihrer Hülfe zur Fortſchleppung ihrer Thierhäute. Die Art, wie ſie gefangen werden, iſt ganz einfach. Man legt Schlingen und Stricke an Oerter, wo ſie oft hinzukommen pflegen. Sie weichen dieſen Fallen eben nicht ſorgfältig aus. Wenn ſie aber eine um den Hals fühlen, ergurgeln ſie ſich ſelbſt, wofern ſie nicht bald aus derſelben befreyet werden. Man faſſet ſie beym Leibe und Beinen, feſſelt ſie mit Strikken an den Beinen an, und läßt ſie in dieſer Stellung zwey Tage lang hungern und durſten. Dieſer erſte ſtrenge Verſuch, ſie zahm zu machen, thut ſeine Wirkung vollkommen. Mit der Zeit werden ſie ſo gelehrig, daß man gar keine Spur ihrer vorigen Wildheit mehr an ihnen wahrnehmen kann. Wenn ſie durch einen ungefähren Zufall auch wirklich ihre Freyheit gänzlich wieder bekommen, ſo nehmen ſie zum zweyten Mahl ihre Unbändigkeit nicht wieder an. Sie kennen beſtändig ihren Herrn. Er darf ſich ihnen ungehindert nähern, und ſie, wenn es ihm beliebet, wieder anhalten und fangen *).“

*) Herr von Garſault gibt ein anderes Mittel an die Hand, wilde Pferde zahm zu machen. „Wenn man, ſagt er, die Füllen

Ein ſicherer Beweis der natürlichen Sanftmuth und der Neigung dieſer Thiere, ſich unter den Menſchen aufzuhalten! Wer hat auch wohl jemahls geſehen, daß ein Pferd unſere Häuſer verlaſſen, um in Wälder und Wüſten zu fliehen? Aeußern ſie nicht vielmehr ein ſichtbares Verlangen, wieder in ihre Ställe zu kommen? Und doch finden ſie daſelbſt nur ein grobes und immer einerley Futter, das noch überdieß mehr nach wirthſchaftlichen Abſichten, als nach ihrem Appetit, eingerichtet und abgemeſſen wird. Allein die Gemächlichkeit, welche ſie genießen, erſetzt ihnen auf der einen Seite alles, was ihnen auf der andern abgehet. Wenn ſie vorher bis zur Entkräftung ſich anſträngen mußten, ſo iſt alsdann der Ort, wo ſie hoffen können, wieder auszuruhen, für ſie ein Ort voller Annehmlichkeiten, den ſie ſchon von weitem merken, und mitten in großen Städten zu finden

den

Füllen in ihrer erſten Jugend nicht zahm gemacht hat, ſo pflegt ihnen die Annäherung und das Anrühren eines Menſchen oft ſo ſchreckhaft vorzukommen, daß ſie durch beſtändiges Beißen und Schlagen es unmöglich machen, ſie putzen oder ihren Huf mit Eiſen belegen zu können. Wo ſchon Geduld und Gelindigkeit vergeblich angewendet worden, da muß man ſich zu ihrer Bändigung des Mittels bedienen, wodurch man in der Falkenierkunſt einen Vogel, der erſt gefangen worden, zahm zu machen und zur Beute abzurichten pfleget. Man hält ihn ſo lange vom Schlafe ab, daß er endlich vor Mattigkeit hinfällt. Gerade ſo muß man bey unbändigen Pferden verfahren. Wenn man es mit dem hintern Theile nach der Krippe ſtellet und einen Menſchen Tag und Nacht vor ſeinem Kopfe ſtehen und ihm von Zeit zu Zeit eine Hand voll Heu vorhalten läßt, ohne zu geſtatten, daß es ſich niederlege: ſo wird man verwundernd ſehen, wie geſchwind ein ſolches Pferd von ſeiner Unbändigkeit abläßt. Doch gibt es Pferde, welche dieſen harten Verſuch wohl 8 Tage lang aushalten, ehe ſie ſich bequemen" S. Nouveau parfait Marechal p. 89. oder Herrn von Garſault's Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. A. d. Franz. überſ. v. D. J. G. Krünitz. Berlin, 1770. 8. S. 99, 100.

den wiſſen. Ueberhaupt ſcheinen ſie durchgängig die Sklaverey der Freyheit vorzuziehen. Die Gewohnheit ſogar, wozu man ſie gezwungen und der ſie ſich einmahl unterworfen haben, pflegt bey ihnen zur andern Natur zu werden. Man weiß ja, daß Pferde, die man frey in Waldungen laufen ließ, durch beſtändiges Wiehern ihre Gegenwart zu erkennen gegeben und der Stimme jedes Menſchen entgegen gelaufen ſind. Noch mehr, ſie ſind (in dieſer ungewohnten Einſamkeit) bey einem Ueberfluß abwechſelnder Nahrung, dermaßen abgezehret, daß ihr Leben in kurzer Zeit in Gefahr gerathen.

Unter allen Thieren iſt unſtreitig das Pferd, bey ſeiner lang geſtreckten Leibesbeſchaffenheit, an allen Theilen ſeines Körpers am regelmäßigſten und zierlichſten gebauet. Man vergleiche nur einmahl die Thiere mit demſelben, die nach der Ordnung der Natur unmittelbar über oder unter ihm ſtehen. Wie ſchlecht iſt nicht, in Vergleichung mit einem Pferde, der Eſel gebauet! Was hat nicht der Löwe für einen ungeheuern Kopf! und der Ochs? Was für dünne, kurze Füße, zu ſeinem großen, plumpen Körper! Wie häßlich fällt nicht die Geſtalt eines Kameels in die Augen! Und ſind nicht jene große Laſten der Erde, die Naſehörner und Elephanten, gleichſam bloß ungeſtaltete, von Fleiſch und Knochen zuſammen gehäufte Klumpen? In der großen Verlängerung der Kinnladen beſtehet der vorzüglichſte Unterſchied zwiſchen der Figur der Köpfe von Menſchen und vierfüßigen Thieren, und zugleich der unedelſte Charakter unter allen übrigen. Ob indeſſen gleich das Pferd mit ſehr langen Kinnbacken verſehen iſt, ſo hat man ihm doch weder die blödſinnige

Miene des Eſels, noch das dumme Anſehen des Ochſen vorzuwerfen. Die regelmäßigen Verhältniſſe der Theile ſeines Kopfes geben ihm ein freyes, lebhaftes Anſehen, welches durch die Schönheit ſeines Halſes noch mehr erhöhet wird. Es ſcheint als ob das Pferd, indem es den Kopf in der Höhe trägt, ſich über den Rang der vierfüßigen Thiere hinauszuſetzen beſtrebe. In dieſer edlen Stellung ſieht es den Menſchen gerade ins Geſicht. Seine lebhaften Augen öfnen ſich in verhältnißmäßiger Weite. Die Ohren haben ihren gehörigen und regelmäßigen Bau. Sie ſind weder zu kurz, wie bey dem Ochſen, noch zu lang, wie bey dem Eſel. Indem der Haarbüſchel über der Stirne ſeinem Kopf, und die Mähne dem Halſe zur wahren Zierde gereichet, ſcheinen dieſe Zierathen zugleich Stärke, Muth und Stolz anzukündigen. Nichts konnte den hintern Theil des Pferdes vortheilhafter decken und endigen, als der lange, ſchleppende, dickhaarige Schweif, welcher der kurzen Blume des Hirſches, dem kurzen Bürzel des Elephanten, u. ſ. w. dem kahlen Schwanz des Eſels, Kameels, Rhinoceros und anderer Thiere, im Anſehen ſo weit vorzuziehen iſt. Den Pferdeſchwanz bildet ein Schweif dicker und langer Haare, welcher gleich aus dem Kreutze herausgewachſen zu ſeyn ſcheinet, weil die Haare nur an einer ganz kurzen Schwanzrippe feſtſitzen. Das Pferd kann zwar ſeinen Schwanz nicht, wie der Löwe, in die Höhe werfen, indeſſen gibt ihm der herabhangende Schweif ein deſto vorzüglicheres Anſehen. Da ihm außerdem eine freye Bewegung des Schwanzes nach allen Seiten verſtattet iſt, ſo weiß es denſelben ſehr vortheilhaft zu Verjagung der Fliegen zu gebrauchen,

chen, wovon es oft beunruhigt wird. Denn ob es gleich mit einer feſten, allenthalben ſtark mit Haaren bewachſenen Haut bedeckt iſt, ſo pflegt es doch an dieſer ſtarken Haut außerordentlich empfindlich zu ſeyn.

Das edle Anſehen eines Pferdes iſt mehr in der Art, wie es Kopf und Hals zu tragen pfleget, als in der Stellung aller übrigen Theile ſeines Körpers, zu ſuchen. Der obere Theil des Halſes, woran die Mähne ſitzet, muß an der Stelle, wo er aus dem Vorderroß entſpringet, ſich in gerader Linie heben, hernach aber, näher am Kopf, einen Bogen, wie der Hals eines Schwanes, bilden. Der untere oder vordere Theil des Halſes muß gar keinen Bogen machen. Seine Richtung muß von der Bruſt bis an die Kehle gerade, doch etwas vorwärts gebogen ſeyn. Einen unterwärts völlig ſenkrechten Hals würde man für einen Fehler zu halten haben. Außerdem verlanget man von einem wohlgebildeten Halſe, daß der obere Theil ſchmal und nicht ſehr fleiſchig an der Mähne, von dieſer aber, daß ſie nicht allzuſtark mit langen, feinen Haaren beſetzet ſey. Ob gleich ein ſchöner Pferdehals lang und erhaben ſeyn ſoll, ſo muß er doch mit der ganzen Leibesgeſtalt in einem genauen Verhältniß ſtehen. Lang- und dünnhälſige Pferde pflegen gern Kopfſtöße zu geben, und Pferde mit kurzen fleiſchigen Hälſen, ſich ſchwer lenken zu laſſen. Die vortheilhafteſte Richtung des Kopfes iſt, wenn die Stirne ſenkrecht nach dem Horizonte ſteht.

Der Kopf muß nicht allzulang, er muß aber mager und dünne, die Ohren müſſen nicht weit von einander entfernet, klein, gerade, unbiegſam, enge, zart und recht oben auf dem

Kopf angebracht; die Stirne muß ſchmal und erhaben, die Augengruben wohl ausgefüllet, die Augenlieder dünne, die Augen ſelbſt helle, voll eines lebhaften Feuers, groß und bis zur Fläche des Kopfes hervorragend, der Stern groß, die Kinnlade mager und nicht zu dicke; die Naſe muß etwas gebogen, die Naſenlöcher weit offen und wohl geſpalten, die Scheidewand beyder Naſenlöcher dünne, die Lefzen zart und das Maul nicht allzuweit geſpalten ſeyn. Ferner verlanget man an wohlgebauten Pferden ein hohes, ſcharfes Vorderroß, trockne, platte, nicht allzuſchmale Schultern, einen gleichen, ebenen, der Länge nach unmerklich gebogenen, an beyden Seiten des eingedrückten Rückgrads erhobenen Rücken, ausgefüllte kurze Flanken oder Dünnungen, ein rundes ſtarkes Kreutz, fleiſchige Hüften, eine dicke feſte Schwanzrippe, große, fleiſchige Oberſchenkel, vorn ganz runde Knie, weite ausgeſchweifte Kniekehlen, vorn dünne, an den Seiten aber breite Röhren, bloßliegende Flechſen, kleine Kugeln, nicht ſtark behaarte Köhden, dicke, nicht allzulange Feſſeln, nicht ſonderlich erhabne Kronen, ſchwarzes, glatt und glänzendes Horn, einen hohen Huf, runde Quartiere, einen breiten, mittelmäßig erhabenen Strahl, eine dünne ſpitzige Gabel, dicke und ausgehöhlte Sohle.

Bey der Verbreitung der Pferde über den größten Theil der bekannten Länder des Erdkreiſes iſt es aber ſehr natürlich, daß es viele Raßen oder Varietäten unter ihnen gibt, die ſich durch allerley Abänderungen von dieſem Ideale mehr oder weniger entfernen, und durch andere Eigenſchaften zu der einen oder der andern Beſtimmung vorzüglich ſchicken.

Unter

Unter allen Raßen zeichnen ſich die Araber, zumahl die von der Zucht der Annecy um Palmyra herum, und vom Libanus bis gegen den Horeb u. ſ. f. durch ihren wunderſchönen Bau, ſo wie durch äußerſte Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit aus. Nach Leo dem Afrikaner *) und Marmol **) ſind alle arabiſche Pferde Abkömmlinge der wilden Pferde in dem wüſten Arabien. Denn von dieſen waren in den älteſten Zeiten ſo viele Stutereyen angelegt, daß endlich ganz Aſien und Afrika von Pferden wimmelte. Sie waren ſo leicht und flüchtig, daß einige von ihnen mit den Straußen um die Wette liefen, und ihnen im Laufe zuvor kamen. Die Einwohner in den Wüſten Arabiens, ingleichen die lybiſchen Völker, ziehen eine große Menge ſolcher Pferde zur Jagd. Auf ihren Reiſen aber und im Streite machen ſie nicht immer Gebrauch davon. Haben ſie Gras vorräthig, ſo ſchicken ſie ſelbige auf die Weide, im widrigen Fall machen Datteln und Kameelmilch ihre Nahrung aus. Bey dieſem Futter werden ſie kräftig und bleiben immer leicht, flüchtig und mager. Den wilden Pferden legen ſie Schlingen und eſſen ihr Fleiſch, weil nach ihrer Ausſage junges Pferdefleiſch ein leckerhaftes Eſſen iſt. Dieſe wilden Pferde ſind viel kleiner, als die andern. Gemeiniglich haben ſie ein aſchgraues, oft auch ein weißes Haar, auch kurzen, ſtruppichten Schwanz und Mähnen. Andere Reiſende ***) haben uns mit ſonderbaren Erzählungen

*) S. Leonis Africani de Africa deſcript. Tom. II. p. 750. 751.

**) Man ſehe l'Afrique de Marmol Tom. I. p. 50.

***) S. Le Voyage de Mr. de la Rocque fait par ordre de Louis XIV. à Par. 1714 etc. Hiſtoire generale des Voyages. Par. 1746. Tom. II. p. 626.

gen von den arabiſchen Pferden unterhalten, wovon wir nur das Merkwürdigſte hier in einem Auszuge beyfügen wollen.

Der armſeligſte unter den Arabern hält ſeine Pferde. Gemeiniglich nehmen ſie zu ihren Reitpferden lauter Stuten, weil ſie durch Erfahrungen belehret worden, daß dieſe weit fähiger, als die Hengſte ſind, Hunger, Durſt und Strapazen auszuhalten. Sie haben überhaupt weniger Fehlerhaftes, mehr Sanftmüthiges und nicht ſo viel Neigung zum Wiehern, als die Hengſte. Sie gewöhnen dieſe Thiere zu einer ſolchen Eintracht, daß ganze Heerden, zuweilen Tage lang, ihrer eignen Willkühr überlaſſen, zuſammen ſeyn können, ohne nach einander zu ſchlagen, oder ſich irgend etwas zuwider zu thun. Da nun die Türken ſich mehr um Hengſte bemühen, ſo verkaufen ihnen die Araber alle diejenigen, welche ſie nicht als Zuchthengſte nöthig haben. Sie wenden von langen Zeiten her unglaubliche Sorgfalt an, die Arten ihrer Pferde zu erhalten. Sie kennen ihre Abkömmlinge, ihre Verwandſchaften und ganzes Geſchlechtsregiſter. Sie bezeichnen jede Art mit einem beſondern Nahmen und machen drey Klaſſen aus denſelben. Zur erſten gehören die **edlen Pferde**, die ſich von beyden Seiten in einer unvermiſchten, reinen Art erhalten und ſich eines alten Herkommens zu rühmen haben. In die zweyte bringen ſie diejenigen, welche zwar alte gute Vorahnen zählen, aber ihr altes Geſchlecht durch eine Vermiſchung mit Stuten von unedlerer Art entehreten. Zur dritten rechnen ſie alles, was man den Pöbel von Pferden zu nennen pfleget, oder alle Pferde, die nicht von Familie ſind. Die letztern verſchleudern ſie für einen

nen geringen Preis; allein auf die edlen Pferde der erſtern Klaſſe, auch auf die von der zweyten, welche den erſtern nicht viel nachgeben, werden von den Arabern unerhörte Preiſe geſetzt. Niemahls laſſen ſie die Stuten des erſtern edlen Geſchlechtes von einem andern Hengſt belegen, als der mit ihnen gleichen Rang und Eigenſchaften hat. Durch Hülfe langer Erfahrungen haben ſie von allen Arten der Pferde, welche ihnen und ihren Nachbarn angehören, die genaueſte Kenntniß. Nahme *), Beynahme, Haar und Zeichnung, alles iſt ihnen aufs pünktlichſte bekannt. Wenn es ihnen an Zuchthengſten von altem Herkommen fehlet, ſo erkaufen ſie einen von ihren Nachbarn zur Belegung ihrer Stuten. Die Reinigkeit ihrer Pferdegeſchlechter iſt bey ihnen ein ſo wichtiger Artikel, daß eine Stute vom erſten Range nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen belegt werden darf. Dieſe müſſen hernach, in Gegenwart des Sekretärs vom Emir oder anderer in öffentlichen Aemtern ſtehender Perſonen, ein unterſchriebenes und beſiegeltes Zeugniß ausſtellen, worin der Nahme des Hengſtes, der Stute und beyderſeitiges Ahnenregiſter aufgezeichnet wird. So bald nun das edle Füllen zur Welt kommt, werden von neuem Zeugen herbeygerufen, und ein anderes Zeugniß ausgefertigt, worin eine genaue Beſchreibung des neugebohrnen Füllens und eine richtige Anzeige des Tages ſeiner Geburt enthalten iſt. Dieſe Briefe bezeugen den hohen Werth ſolcher Pferde, und müſſen den Käufern allemahl überantwortet werden. Das ſchlechteſte der erſten Klaſſe wird nicht unter fünfhundert

*) S. allgem. Reiſen II. Th. S. 483.

dert Thalern, einige ſogar um vier, fünf bis ſechstauſend Livres u. ſ. f. verkauft.

In ſo fern die Araber ſtatt eines Hauſes bloß ein Zelt haben, ſo muß ihnen dieſes zu gleicher Zeit ſtatt einer Wohnung und eines Stalles dienen. Stuten, Füllen, Mann, Weib, Kinder, alles liegt hier vermiſcht unter und neben einander. Oft ſieht man hier die kleinen Kinder über den Leib, oft über den Hals der Stute oder ihres Füllens ausgeſtreckt liegen, ohne daß ihnen dieſe Thiere den mindeſten Schaden oder Beſchwerde zufügen ſollten. Sie ſcheinen aus Beſorgniß, ihnen ein Leid anzuthun, ſich kaum die kleinſte Bewegung zu erlauben, und ſind an dieſe Vertraulichkeit mit der ganzen Familie des Zeltes dermaßen gewöhnet, daß die Kinder mit ihnen ungeſtört tändeln können, wie ſie wollen. Die Araber ſchlagen ihre Pferde niemahls. Vielmehr gehen ſie ungemein liebreich mit ihnen um, und warten dieſelben aufs angelegentſte *), laſſen ſie faſt immer im Schritte gehen und verurſachen ihnen ohne Noth niemahls eine Strapatze. Sobald ſie aber merken, daß man ſie mit der Ecke des Steigbügels in der Seite kitzelt, ziehen ſie plötzlich aus, und rennen mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit fort. Ueber Hecken oder Zäune und Gräben ſetzen ſie mit der Leichtigkeit eines Hirſches, und ſind ſo wohl abgerichtet, daß, wenn ihr Reiter von ungefähr herunter fällt, ſie auch im flüchtigſten Galopp gleich anhalten.

Die **arabiſchen Pferde** ſind insgeſammt von mittlerem Wuchſe, ungezwungener Leibesgeſtalt und ehe mager, als fett. Die Eigenthümer putzen ſie Morgends und Abends ſo regelmäßig und

*) S. allgemeine Reiſen. l. c.

und mit ſo vieler Sorgfalt, daß auf ihrer Haut auch nicht das mindeſte von Unreinigkeit übrig bleibt. Sie waſchen ihnen fleißig die Schenkel, Mähnen und Schweife; letztere verſchneiden ſie niemahls und kämmen ſie auch nur ſelten aus, um die Haare zu ſchonen und keins davon auszureiſſen. Den ganzen Tag über bekommen ſie nichts zu freſſen, ſondern bloß zwey= oder dreymahl zu ſaufen. Bey Sonnenuntergange hängen ſie ihnen einen Sack an den Kopf, worin ungefähr ein halber Scheffel reiner Gerſte befindlich iſt. Die Nacht iſt alſo die eigentliche Futterungszeit für dieſe Pferde; daher man ihnen auch den Sack nicht eher, als des Morgens früh, wenn er ganz ausgeleeret iſt, wieder abnimmt. Im März, wenn das Gras hochgeſchoſſen iſt, werden ſie auf die Weide gebracht und die Stuten zu eben der Jahreszeit beleget. Man iſt ſehr aufmerkſam darauf, ihnen, ſobald ſie beleget ſind, gleich kalt Waſſer auf das Kreuz zu gießen *). Wenn die Frühlingszeit vorbey iſt, hohlt man die Pferde von der Weide zurück und gibt ihnen das ganze Jahr hindurch weder Gras, noch Heu, auch nur höchſt ſelten Stroh, zu freſſen. Aus Gerſte beſtehet eigentlich ihre ganze Nahrung. Wenn die Füllen ein Jahr oder achtzehn Monate alt ſind, iſt man darauf bedacht, ihnen, durch Verſchneidung der Haare, zu längern und dickern Mähnen behülflich zu ſeyn. Sobald ſie zwey oder dritthalb Jahre haben, werden ſie ſchon zu Reitpferden gebraucht. Sattel und Zügel werden ihnen nicht eher, als in dieſem Alter, angeleget. Und ſo müſſen

*) Das thut bey uns etwa nur noch der Bauer, weil man es für einen unnützen, vielleicht ſchädlichen Gebrauch erkennt.

müſſen alle arabiſchen Pferde, von früh bis auf den Abend, geſattelt und gezäumet täglich vor dem Eingange des Zeltes ſtehen.

Nachfolgende Bemerkungen über die Pferde der arabiſchen Wüſte, welche in den Abhandlungen über Aegypten *) aufgezeichnet ſind, enthalten noch verſchiedene charakteriſtiſche Züge, die man gern leſen wird. Es heißt a. a. O.

Die arabiſchen Pferde ſind von jeher wegen ihrer ſchönen Form und vortrefflichen Eigenſchaften berühmt geweſen. Sie werden in Aſien allgemein geſchätzt, aber es gibt Stämme in der Wüſte, die im Beſitz der ſchönſten Raßen ſind, z. B. die Araber, welche die Ufer des Euphrats und des Tigris zwiſchen Baſſora und Bagdad bewohnen. Die Scheikhs wachen ſorgfältig darüber, daß dieſe Raßen in ihrer ganzen Reinheit, ohne fremde Vermiſchung, erhalten werden.

Die Pferde werden in zwey Claſſen eingetheilt, nähmlich in edle und gemeine, wovon die letztern ſich ohne Unterſchied vermiſchen, und die größte Anzahl ausmachen. Wir handeln hier nur von den erſtern.

Hier finden wir gleich anfangs einen ſonderbaren Gebrauch, der aber ziemlich mit der Erfahrung übereinſtimmt, daß nähmlich die Genealogie der arabiſchen Pferde nur von dem Weibchen hergerechnet wird; und daß der Adel des Männchens bloß individuell iſt. So ſagt z. B. der Araber: dieſe Stute iſt eine Tochter von jener, und ſie ſuchen ſorgfältig das Ausarten der Raßen zu verhindern.

Wenn die Stuten hitzig ſind, ſo laſſen ſie dieſelben durch Hengſte von bekannter Familie belegen, und wenn ſie auf die Weide geſchickt werden, ſo laſſen ſie denſelben Ringe umlegen. Sobald ſie werfen, ſo bezeugen die Oberhäupter die Herkunft des männlichen oder weiblichen Produkts durch ein förmliches Atteſtat, welches von mehrern Zeugen unterſchrie-

*) Man ſehe: Abhandlungen über Aegypten, welche während des Feldzuges des Generals Bonaparte von dem National-Inſtitute zu Kairo bekannt gemacht worden ſind. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, 1800. 8. S. 75 ff.

ſchrieben wird. Der Adel eines Hengſtfüllens geht, wie wir geſagt, nicht auf ſeine Nachkommenſchaft über, bey einem Mutterfüllen hingegen wird in dem Atteſtat aller ſeiner mütterlichen Ahnen erwähnt, und dieſes Atteſtat wird bey dem Verkaufe mitgegeben.

Es gibt bey Bagdad vier beſondere Raßen, deren Nahmen ich vergeſſen habe. Ihre Form iſt etwas verſchieden, und die Pferdehändler verſtehen ſich ſo gut darauf, daß ſie kein Atteſtat zu ſehen brauchen, um zu wiſſen, ob ein Pferd edel iſt, und aus welchem Stall es kommt.

Nach Verlauf von funfzig bis ſechzig Tagen entwöhnen die Araber ihre Füllen. Wenn ſie in den Städten geworfen werden, und man will ſich mit ihrer Erziehung nicht befaſſen, ſo ſchickt man ſie zu den Arabern der Wüſte. Man bezahlt dafür nach ihrem Ausdruck einen, bisweilen auch zwey Füße des Füllens, das heißt, daß man nach zwey Jahren demjenigen, der das Füllen erzogen hat, den vierten Theil oder die Hälfte des Werthes zahlt, auf den es durch Experten geſchätzt worden.

Die Araber treiben einen ſtarken Pferdehandel; ſie verkaufen ſie im zweyten oder dritten Jahre, und behalten die Stuten zur fernern Benutzung. Man ſagt auch, daß ſie dieſelben vorziehen, weil ſie nicht wiehern, wodurch ſie bey ihren nächtlichen Streifereyen verrathen würden. Deswegen reiten die arabiſchen Großen gewöhnlich Stuten, die Türken hingegen ziehen die Hengſte vor.

Der Pferdehandel der Araber iſt nicht bloß auf das Ausland beſchränkt, ſie treiben ihn auch unter ſich auf eine ziemlich ſonderbare Art. So verkaufen ſie z. B. den Bauch ihrer Stute, ohne auf deren Beſitz Verzicht zu thun; alle Jungen gehören alsdann dem Käufer des Bauches, das erſte Mutterfüllen ausgenommen, welches dem Verkäufer gehört. Dagegen behält der Käufer ſein Recht auf die Früchte dieſes Füllens, und der Verkäufer auf das erſte Mutterfüllen deſſelben und ſo fort, wodurch dann dieß Recht auf viele Jahre fortgeht.

In dem Alter von funfzehn bis ſechzehn Monaten legen die Araber dem Füllen den Sattel auf, den es nachher beſtändig behält, ſelbſt die Nacht hindurch.

Die Form ihrer Steigbügel iſt ein längliches Viereck, einen Schuh lang, und etwas convex; ſie gehen nicht über den Bauch des Pferdes herunter, daher es ſich auch nicht auf die Seite legen kann. Nachher gewöhnen ſie es an einen andern Zwang, indem ſie ihm eine Trenſe anlegen, die ziemlich nahe an dem Sattelknopfe befeſtigt iſt, um es zu gewöhnen, den Kopf beſtändig in einer beynahe perpendiculären Lage zu halten. So läßt man es den ganzen Tag ſtehen. Vielleicht iſt dieß auch der Grund, warum ihre Krippen hoch und tief ſind. Das arabiſche Pferd kennt kein Heu, noch die Art es zu füttern. Seine Nahrung beſteht in fünf bis ſechs Pfund Gerſte (Markgewicht), die man ihm beym Untergange der Sonne vorwirft. Durch dieſe Gewohnheit wird es den ganzen Tag munter und geduldig erhalten.

Unter dem Zelte erhält man es den ganzen Tag über mit zerſchnittenem Gerſtenſtroh. Aus allem dieſem erhellet, daß ein arabiſcher Reiter, mit ſechzig Pfund Gerſte hinten aufgepackt, zehn Tage lang in der Wüſte herum irren kann. Seine Nahrung beſteht in Datteln und einigen Pfunden Weizenmehl, mit welchem er ſein Brot in einem ledernen oder hölzernen Geſchirre bereitet. Ein Schlauch mit Waſſer, der unter dem Bauche des Pferdes durchgeht, und an beyden Seiten des Sattels feſtgemacht iſt, tränkt ihn und ſeine Stute.

Schon vor dem zweyten Jahre laſſen die Araber ihre Pferde durch ihre Kinder reiten, die ſich beyde vollkommen kennen, weil beyde unter einem Zelte mit einander auferzogen werden. Sie lehren ſie nur zwey Gänge, den Schritt und Galopp. Sie beſchneiden ihnen die Haare am Kamm und am Schweife, damit ſie ſtärker wachſen.

Der Sattel liegt etwas vorwärts, wegen der Richtung des Reiters, welcher ſehr kurze Steigbügel führt. Seine Form iſt von den Sätteln der Mammelucken zu Kairo ſehr verſchieden, und kommt derjenigen unſerer leichten Cavallerie näher.

Ich will nicht entſcheiden, welche Gattung Sattel dem Reiter die beſte Richtung gibt; erwägt man aber die Waffen der Araber der Wüſte, ſo ſcheint ihre Art zu reiten ſehr vortheilhaft. Sie beſtehen in Wurfſpießen die ſie unter dem Schenkel halten,

in

in Lanzen und Säbel, und der Gebrauch dieſer dreyerley Waffen nöthigt ſie, ſich aufzurichten, um ſich ihrer gut zu bedienen.

Ihre Art zu kriegen beſteht, wie bekannt, im Angreifen und Zurückfliehen. Ihre Stellung auf dem Sattel macht, daß ſie ſich leicht auf den Hals der Stute vorlegen, und der Lanze oder dem Wurfſpieße ausweichen können. Ihre Pferde ſind gewöhnt im ſtrengſten Galopp fortzulaufen, und plötzlich ſtill zu halten, um ſich ſogleich umzudrehen, und dem Feinde die Lanze vorzuhalten. Da nun die größte Tugend einer arabiſchen Stute darin beſteht, daß ſie zur rechten Zeit fliehen könne, ſo werden ſie in der Jugend daran gewöhnt, indem man ſie mit der Lanze auf dem Rücken verfolgt; ſie ſind auch ſo daran gewöhnt, daß, wenn ſie einen Reiter hinter ſich merken, man ihnen nur den Zügel darf ſchießen laſſen, um ſie verſchwinden zu machen.

Die Lanze eines arabiſchen Reiters beſteht aus einem chineſiſchen Bambus, das knotig, leicht, elaſtiſch, zwölf Schuh lang, und mit einem ſpitzigen ſcharfen Eiſen verſehen iſt, unter welchem ein Quaſt von ſchwarzer Seide hängt. Sie iſt in ihren Händen nicht unbeweglich, wie die unſerer alten Krieger, denn beym Angriffe faſſen ſie dieſelbe ein Drittel weit vom Eiſen, und werfen ſie vorwärts, indem ſie ſie durch die Hand gleiten laſſen, ohne ſie ganz fahren zu laſſen.

Der arabiſche Reiter iſt ſo gelenkig, daß er ſich, auf ſeine Lanze ſtützend, auf ſein Pferd ſchwingt.

Sie haben eine ſehr gute Gewohnheit, die Füße ihrer Pferde beſtändig gut zu erhalten. Wenn ſie von einem Ritte zurückkommen, und das Pferd noch feucht iſt, ſo führen ſie es beym Zügel eine gute Viertelſtunde ſpazieren, bevor ſie es anbinden, und laſſen es nachher noch eine oder zwey Stunden im Sattel, bevor ſie ihm zu freſſen geben.

Sie haben auch eine eigene Art ihre Stuten empfangen zu machen. Wenn ſie merken, daß ſie hitzig ſind, ſo reiten ſie dieſelben drey bis vier Tage nach einander, um ſie zu ermüden, und vermindern ihre Ration, um ſie zu ſchwächen. Hierin ſtimmen ſie mit Buffon überein, welcher behauptet, daß die am wenigſten lebhaften Weibchen am beſten empfangen.

Sie behalten auch beſondere Hengſte für die Stuten auf, und beſtimmen zu dieſem Zweck Pferde von vier bis fünf Jahren. Ueberhaupt laſſen ſie ihre Reitpferde nicht ſpringen, weil ſie zu unbändig werden, wenn ſie die Stute wittern.

Die Stuten werden vorbereitet, bevor man den Hengſt zu ihnen läßt. Man bindet ihnen die Füße zuſammen, nimmt die Eiſen von den Hinterfüßen ab, und dann ſteckt ihnen der Schmid ein Stück Seife in die Mutterſcheide, wäſcht ſie damit ſo tief er kann, und richtet den Eingang der Gebärmutter zurecht, wenn er gefaltet iſt. Man hat mir ſogar etwas verſichert, was ich kaum glauben kann. Wenn ſie merken, daß eine Stute unfruchtbar iſt, ſo ziehen ſie die Gebärmutter aus der Mutterſcheide heraus, ſchaben die kleinen darauf befindlichen ſchwarzen Punkte weg, und nähen zuweilen ſogar die kleinen Löcher zu. Sobald der Hengſt die Stute verlaſſen hat, ſo gießen ſie ihr einen Kübel voll kalten Waſſers auf die Hintertheile, und reiten ſie im Galopp ſpatzieren.

Im dritten oder vierten Monate merkt man, ob die Stute trächtig iſt. Hierüber habe ich folgendes bemerkt. Man ſetzt die Seite des Thieres der Sonne aus, und wenn ſie erwärmt iſt, gießt man ihr kaltes Waſſer beym Anfange des Schenkels auf den Bauch. Die Zuſammenziehung, welche die Mutter in dieſem Augenblick empfindet, theilt ſich der Gebärmutter mit, und macht, daß ſich der Fötus bewegt.

Jeder Araber hat ſein Pferd, deſſen Unterhaltung ihm wenig koſtet. Der Preis derſelben richtet ſich nach der Güte und Schönheit derſelben; gemeine junge Pferde werden von 50 bis zu 120 franzöſiſchen Livres bezahlt, die von edlen Raßen hingegen gelten 1000 bis 10000 Livres. Die Stuten ſind immer um ein Drittel theurer als die Hengſte, und die von vorzüglicher Güte werden nie gänzlich veräußert; der Beſitzer behält ſich, wie oben geſagt, den Bauch, d. h. den erſten Wurf vor.

Die arabiſchen Pferde, welche in der Stadt erzogen werden, haben einen ſchönen Gang und zierlichen Anſtand; die der Wüſte ſcheinen niedergeſchlagen, und ſind ziemlich mager, denn ein ausgefüt-

fütterteſ Pferd könnte dem Araber auf ſeinen Streifereyen nicht dienen.

Die Schnelligkeit und Leichtigkeit im Laufen bringen eine große Verſchiedenheit unter die Pferde; allein ungeachtet aller Fabeln und Aufſchneidereyen der Araber haben ihre Pferde bey weitem nicht die Schnelligkeit derer, die in Europa zum Wettrennen beſtimmt ſind; dieſe durchlaufen binnen vier Minuten zweytauſend Toiſen, welches ungefähr drey Viertel des Schwalbenfluges beträgt.

Der Wuchs der arabiſchen Pferde iſt, im Ganzen genommen, niedriger als der der franzöſiſchen, aber gleichförmiger; ſie haben Aehnlichkeit mit den Pferden aus Limouſin, nur ſind ſie im Kreuze ſtärker.

Das arabiſche Pferd zeichnet ſich durch die Kleinheit ſeines Hufes, und durch ſeine dürren Beine aus; man ſieht deren von allen Farben, die ſchwarze ausgenommen.

Um dieſe ſchöne Pferdeform anſchaulicher zu machen, füge ich einige Abbildungen hinzu, und zwar von ächt arabiſchen Hengſten, welche der Königlich Preußiſche Stallmeiſter, Herr Ehrenpfort, auf Königl. Befehl in Arabien kaufte, und welche in das Friedrich Wilhelms-Geſtüte bey Neuſtadt an der Doſſe als Zuchthengſte gebracht wurden.

Fig. 6405. **Mockrabij**, ein Blauſilberſchimmel, mit ſchwarzen Extremitäten, 4 Fuß, 11 Zoll rheinl. hoch, 1790 in Arabien gekauft, und beym Abbilden 8 Jahr alt. Dieſes Pferd iſt beſonders ſchön und regelmäßig gebauet, auch äußerſt rein von Knochen, dabey iſt es ſehr leicht und vogelſchnell. Sein Kopf und vorzüglich ſeine Augen verrathen den Araber. Sein Charakter feurig, ungeduldig, aber dabey fromm.

Fig. 6406. Gemen, ein Atlaßſchimmel, mit einem beſondern Brandzeichen, welches in einem langen Striche, und vielen Querſtrichen unter dem Bauche, und einem etwas veränderten, ge-

rade vorn auf der Bruſt unter dem Halſe beſteht. Er iſt 5 Fuß 9 Zoll hoch, und war, als er abgebildet wurde, 9 Jahr alt. Sein Bau nervicht, im Verhältniß der Raße beſonders ſtark von Knochen, und ziemlich platt und quarre von Taille, dabey ſehr rein, auch beſonders ſchön gehalſet. Der Charakter feurig, aber fromm.

Die arabiſchen Urkunden oder Stammbäume, welche dieſen beyden Pferden beym Verkaufe mitgegeben wurden, lauten nach der Ueberſetzung des Arabiſchen ins Deutſche ſo:

Nr. 1. *)

Im Nahmen Gottes des Allbarmherzigen, Lob ſey dem einigen Gott.

Grund und Veranlaſſung zur Abfaſſung dieſes iſt das edle Fohlen von unvermiſchter lauterer Abkunft Dſchjulfy von einem edlen Roſſe des 'Obeideltemauaawy und deſſen Vaters Edzäkhlaawy, ſo wiederum von einem edlen Roſſe des Muhamedelökheidy ſtammte, als welches Fohlen Scheich 'Abdelkaadir und Scheich von Dſchjebelaan (bedeutet zwey Berge) an Hrn. Tſchaky, Conſul der Niederländiſchen Gemeine zu Hhaleb, angeſehenen und wohlhabenden Einwohner daſelbſt, unter Atteſt der angeſehenen und wohlhabenden Bürger Hhäſſein Eldſchjemaal, Iſtma'yl elaßwed und Scheich Hhöſſein verkauft hat; daß daſſelbe in Wahrheit ein Khohheilaan iſt, lauterer, als die reine ſüße Milch, und bey Glück und Seegen nimmermehr ein Fehl daran zu finden; auch daß daſſelbe als ein aufrichtiges Khöheil, was von ſolchen vornähmlich gerühmt werden muß, ſich tapfer gegen Feindes Heer erhebe. Zur Bewahrung

*) Dieſe ſeltenen Urkunden von Pferden ſind von Hrn. Prof. Robert in Halle aus dem Arabiſchen ins Deutſche überſetzt worden. Nur Schade, daß durch den Tod des Stallmeiſters Ehrenpfort auf der Reiſe hinter Conſtantinopel, manche andere Urkunde und Merkwürdigkeit verloren ging.

rung ſolches edlen Affſprungs, deſſen Kette in Rückſicht aller eben berühmten Punkte vorſichtig, feſt und ununterbrochen erhalten wurde, iſt dieſes Inſtrument niedergeſetzt worden. So geſchehen am 25 ten des Monats Schawal, im Jahre tauſend zweyhundert und drey.

1203
der Arme
Scheich 'Abdelkaadir
Scheich Dſchjebelaan.

Unter Gottes Hülfe.

Nr. 2.

Die Urſache der Abfaſſung dieſes iſt, daß Signor Ehrenpfort der Preuſſe, von der fröhlichen Weide das Fohlen von unvermiſchter und ununterbrochen fortgeführter edler Beſchälung 'Abyaan iba übyeſt aus der Raße der rothen Pferde des durch Menſchenalter berühmten Geſchlechts Khuryſch unter Atteſt und in Gegenwart des Scheich Sſoleimaan Elßemaay erkauft hat. Zu Urkund deſſen iſt dieſes geſchrieben im Monat Dika'da, in der Hauptſtadt Damaſchk im Jahre 1205 (1791) im Monat Julii.

Fig. 6407. Neſchti, ein Silberſchimmel, ebenfalls aus Arabien von Ehrenpfort erkauft. War damahls 8 Jahr alt, und 4 Fuß 10 Zoll hoch. Die Taille wie der ganze Bau ſehr verhältnißmäßig, jedoch ſchlanker und geſtreckter, als die der vorhergehenden. Das Pferd war ganz fehlerfrey. Unter denen, welche Ehrenpfort kaufte der ſchönſte und leichteſte. Hals und Kopf beſonders zum Mahlen ſchön, und beydes mit dem äußerſt feurigen Auge ganz Raße. Der Charakter höchſt feurig, ungeduldig, ungeſtüm und böſe.

Figur 6408. Turcmain Atti, ein goldlichtbrauner ächt arabiſcher Hengſt, ohne Abzeichen, 9 Jahr alt, 5 Fuß 4 Zoll rheinländiſch hoch; aus Arabien an den Fürſten von Kaunitz geſchickt. Dieſes iſt eins der ſchönſten Pferde,

welches je die Natur ſchuf; nach allen Verhältniſſen zu bewundern, regelmäßig gebauet, ſo daß es für jeden Kenner ein Studium ausmachen kann. Alles iſt meiſterhaft an ihm, vorzüglich der Bau ſeiner Knochen, ſein ſchöner leichter Schaft, und ſein Hals, welches einem großen Ideale entſpricht. Ungeachtet ſeiner beſondern Größe iſt er dennoch ſo leicht, wie der kleinſte Araber, wobey er äußerſt viel Schnellkraft hat, und den Schweif im Bogen trägt. Sein Charakter iſt höchſt feurig, und dabey ausnehmend fromm und menſchenfreundlich.

Die Raße der arabiſchen Pferde hat ſich in der Barbarey ziemlich unverändert erhalten. Die **barbariſchen Pferde** ſind zwar ein wenig kleiner, vielleicht aber eben ſo ſchön gebaut, als die arabiſchen. (Man ſehe Fig. 6409. *)). Ihr Vorzug beſteht in einem dünnen Halſe und einer dünnen, aus dem Vorderroße zierlich her vorgewachſenen Mähne, in einem ſchönen, kleinen, gemeiniglich etwas krauſen Kopfe, ſchönen, wohlgeſtalteten Ohren, leichten und platten Schultern, dünnem und recht erhabenem Vorderroß, in kurzen und geraden Nieren, in Flanken und Rippen, die zwar eine zierliche Rundung, aber doch keinen Bauch bilden; in wohl verſteckten Hüften, einem gemeiniglich gedehnten Kreuz und etwas hoch angebrachtem Schwanze; in wohlgebildeten, ſelten platten Oberſchenkeln, ſchönen, wohlgebauten unbehaarten Unterſchenkeln; in gehörig entblößten Sehnen, wohlgemachten Füßen, aber öfters etwas langen Feſſeln. Man hat ſie zwar

*) Dieſe Abbildung entlehne ich aus Methode nouvelle — de dreſſer les Chevaux etc. par le Prince Guillaume Marquis et Comte de Newcaſtle etc. A Anvers chez Jacq. van Meurs l'an 1658. fol. tab. 6.

zwar von allen Farben, die gewöhnlichſten aber ſind die grauen. Ihr Gang iſt ziemlich nachläſſig. Es fehlt ihnen aber, wenn ſie gut bearbeitet ſind, weder an Geſchwindigkeit, noch an Kräften. Ihrer Leichtigkeit wegen ſind ſie zu flüchtigen Läufern ungemein vortheilhaft zu gebrauchen. Sie ſcheinen vor andern geſchickt zu ſeyn, gute Arten von ihnen zu erziehen, und man würde noch größere Hoffnungen auf ſie zu ſetzen haben, wenn ſie von größerer Taille wären. Die größten haben etwa vier Fuß, acht Zoll; ſelten daß man eins von vier Fuß und neun Zoll antrifft. Indeſſen weiß man aus vielfältigen Erfahrungen, daß ſie in Frankreich, England und andern Ländern Füllen zeugen, die weit größer werden, als ſie ſelbſt ſind. Unter den barbariſchen Pferden hält man diejenigen für die beſten, die aus dem Königreiche Marokko, nach ihnen aber diejenigen, die aus dem Gebirge kommen. Man ſetzet ſie weit über die türkiſchen, perſiſchen, armeniſchen und über diejenigen Pferde, welche im übrigen Theile von Mauritanien zu Hauſe gehören. Alle dieſe Pferde aus den warmen Ländern ſind mit einem kürzern Haar, als andere, bedecket.

Die **türkiſchen Pferde**, Fig. 6410 *) zeigen lange nicht ein ſo vollkommnes Verhältniß aller Theile ihres Leibes, als die barbariſchen. Ihr Hals pflegt mehrentheils allzu mager und ſchmal, ihr Körper zu lang und ihre Schenkel gar zu dünne zu ſeyn. Deſſen ungeachtet haben ſie, außer dem Vortheil eines langen Athems, viel Geſchick zu beſchwerlichen Arbeiten. Man

*) S. Newcaſtle etc. l. cit. p. 9. §. 8. und die Abbild. ibid. Tab. 8 ingl. Herrn von Reitzenſtein's vollkommener Pferdekenner Tab. VI.

wird hierin nichts befremdendes finden, wenn man bedenkt, daß in den warmen Ländern die Knochen der Thiere weit härter, als in kalten Himmelsſtrichen, zu ſeyn pflegen, und daß, aus dieſem Grunde, die erſtern immer kräftigere Schenkel, ob gleich dünnere Röhren, als die letztern haben. Doch iſt dieſes nicht ganz allgemein zu verſtehen, da es in einem ſo großen Lande manche Abſtufungen gibt.

So ſind, nach andern Nachrichten die türkiſchen Pferde ſehr ſchön und fein *); ſie zeigen ein lebhaftes Feuer, viel Geſchwindigkeit und keine geringe Annehmlichkeit; allein wegen ihrer natürlichen Weichlichkeit ſind ſie gar keiner anhaltenden Strapazen fähig. Sie freſſen wenig, erhitzen ſich leicht und haben auf der Haut eine Art von Empfindlichkeit, welche ihnen ſogar das Reiben mit einer Striegel unerträglich macht. Sie werden daher bloß mit einer Kartetſche gebürſtet und gewaſchen. Ob man alſo gleich dieſen Pferden die Schönheit nicht abſprechen kann **), ſo müſſen ſie doch, wie man leicht einſieht, den arabiſchen, ja ſogar den perſiſchen, weit nachſtehen, weil die letztern unmittelbar auf jene

*) S. Voyages de Mr. Dumont. à la Haye 1699. Tom. III. p. 253.

**) Es iſt nicht leicht ein Land, wo die Pferde beſſer gewartet und gereinigt werden, als in der Türkey. Man füttert ſie daſelbſt mit wenig Gerſte und Herel, wovon ihnen allemahl Abends und Morgends etwas gegeben wird. Den Tag über bekommen ſie nichts, und werden dadurch zu großen Reiſen geſchickt gemacht. Denn man ſagt von den Pferden beſonders, die aus Arabien und aus den Gegenden Babylons abſtammen, daß man mit ihnen in einem Futter, ohne ſie einmahl abzuzäumen, dreyßig franz. Meilen zurück legen könne. Ihre Schenkel ſind unvergleichlich, übrigens aber haben ſie weder ein ſchönes Kreuz, noch einen vorzüglichen Hals. S. Tournefort Voy. du Levant. à Amſt. 1718. Vol. II. p. 23.

jene folgen, und nach ihnen *), in ganz Orient für die ſchönſten und beſten Pferde gehalten werden. Die Weiden der Ebenen von Medien, Perſepolis, Ardebil und Derbent ſind unvergleichlich. Auf Befehl der Regierung ziehet man daſelbſt eine ungeheure Menge von Pferden. Die meiſten ſind ſehr ſchön, und ſie können faſt alle vortrefflich heißen.

Pietro della Valle **) ziehet ſogar die gemeinen perſiſchen Pferde nicht allein den italiäniſchen überhaupt, ſondern ſogar den vortrefflichſten neapolitaniſchen Pferden vor. Gemeiniglich ſind ſie von einem ſehr mittelmäßigen Wuchs ***). Es gibt ſogar einige ſehr kleine ****), denen man aber deßwegen nicht weniger Vorzüge, nicht weniger Stärke zutrauen darf. Indeſſen finden ſich auch Pferde genug von einem größern Wuchs, als die engliſchen Reitpferde †). Sie haben insgeſammt einen leichten Kopf, einen feinen Hals, eine ſchmale Bruſt, wohlgemachte und gut geſtellte Ohren, dünne Schenkel, ein ſchönes Kreutz und hartes Horn. Dabey ſind ſie gelehrig, lebhaft, leicht, kühn, muthig und zu Duldung der größten Strapazen geſchickt. Sie laufen mit einer außerordentlichen Hurtigkeit, ohne jemahls müde zu werden oder zu fallen. Sie ſind immer wohl bey Kräften und mit wenig Futter zu erhalten; denn

*) S. Voyages de Thevenot. à Par. 1664. Tom. II. p. 220. ingleichen Voy. de Chardin Amſt. 1711. Tom. II. p. 25. ꝛc. Adam Olearius Reiſebeſchreibung. Schleßw. 1671. p. 573.

**) Voy. de Pietro della Valle. à Rouen 1745 in 12. Tom. V. p. 284. etc.

***) S. Les Voyages de Tauernier, à Rouen 1713. T. II. p. 19. 20.

****) S. Les Voy. de Thevenot. Tom. II. p. 220.

†) S. Les Voyages de Chardin. Tom. II. p. 25.

denn ſie begnügen ſich mit einem Gemiſche von Hexel nnd Gerſte, welches man ihnen, in einem Sack, an den Kopf hänget. Nur im Frühjahr werden ſie etwa ſechs Wochen lang auf die Weide gebracht. Man pflegt ihnen den Schweif nie abzukürzen, und was das heiße: ein Pferd werfen und zum Wallach machen, iſt ihnen gänzlich unbekannt. Zur nöthigen Beſchützung wider die Ungemächlichkeiten der Luft, pflegt man ihnen Decken aufzulegen, und ſie mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit zu warten. Man regiert ſie, ohne Sporn, bloß durch einen Zaum, und bereichert ſowohl die Türkey, als vornähmlich Indien, mit einer Menge ſolcher ſchönen Pferde. Alle Reiſende, welche die perſiſchen Pferde noch ſo angelegentlich rühmen, kommen dennoch genau darin überein, daß die arabiſchen Pferde dieſelben ſowohl an Hurtigkeit und Muth, als an Schönheit übertreffen und in Perſien ſelbſt weit mehr, als die ſchönſten einheimiſchen Pferde geſucht werden.

Fig. 6411. ſtellt ein ſchönes perſiſches Pferd vor, welches der Fürſt von Kaunitz von der Kaiſerin von Rußland, Katharina II. zum Geſchenke erhielt. Es iſt ein Silberſchimmel, mit 3 kahlen Flecken auf dem Kreutze, welche als Brandzeichen da angebracht ſind. Es war, als es abgebildet wurde, 11 Jahr alt, 5 Fuß 1 Zoll hoch. Dieſes von Fehlern reine Pferd iſt gut und beſonders ſtark gebauet, und für ſeine Taille ziemlich leicht und gut aufgeſetzt. Sein Haar wird im Winter lockig, und gleicht der feinſten Seide, im Sommer wird es faſt ganz kahl. Der Charakter iſt feurig und fromm.

Die Pferde, die aus Indien ſtammen, ſind von keiner ſonderlichen Güte *). Die Großen des Landes bedienen ſich lauter ausländiſcher, die aus Perſien und Arabien dahin gebracht werden. Des Tages über gibt man ihnen ein wenig Heu und Abends werden für ſie, ſtatt des Hafers oder Gerſte, Erbſen mit Zucker und Butter abgekochet. Hierdurch werden ſie gut genähret und bey guten Kräften erhalten. Ohne dieſelben würden ſie ſehr bald ausgehen, weil ihnen der Himmelsſtrich ganz zuwider iſt. Die einheimiſchen Pferde ſind ſehr klein. Tavernier erzählet ſogar, das ein junger ſieben= oder achtjähriger Prinz des Moguls gemeiniglich ein kleines wohlgebautes Pferd reite, welches nicht viel größer, als ein guter Windhund wäre **). Die allzu heißen Himmelsſtriche ſcheinen den Pferden überhaupt ſehr ungünſtig zu ſeyn. Auf der Goldküſte, auf der Küſte von Juda, Guinea u. ſ. w. fallen ſie ungemein ſchlecht aus. Kopf und Hals tragen ſie daſelbſt ganz tief, wie die indiſchen, und haben einen ſo ſchwankenden Gang, daß man fürchten muß, ſie alle Augenblicke über den Haufen fallen zu ſehen. Sie würden ſich nicht von der Stelle bewegen, wenn man ſie nicht unaufhörlich mit Schlägen ermunterte. Außerdem ſind auch die meiſten ſo niedrig, daß die Füße ihrer Reiter faſt immer an der Erde wegſtreifen ***). Ferner ſind ſie ungelehrig, und faſt weiter zu nichts nütze, als zu einer Speiſe der Neger, welchen ihr Fleiſch

ſo

*) S. Le Voyage de la Boullage Le — Gouz, à Par. 1657. p. 256 und Receuil de Voy. qui ont ſervi à l'Etabliſſement de la Compagnie des Indes. Amſt. 1702. T. IV. p. 424.

**) S. Voyages de Tauernier. Tom. III. p. 334.

***) S. Hiſtoire generale des Voyages. Tom. IV. p. 228.

ſo angenehm, als das Hundefleiſch zu ſchmecken pfleget *). Das Pferdefleiſch iſt alſo den Negern eben ſo ſchmackhaft, als den Arabern, Tartarn und Chineſern **).

Die chineſiſchen Pferde haben mehrentheils vor den indiſchen gar keinen Vorzug ***). Sie ſind eben ſo ſchwach und träge, übel gebaut und klein. In Korna wachſen ſie nicht höher, als drey Fuß. In China hat man lauter ſo ſchöne Wallache, daß man von ihnen im Kriege gar keinen Gebrauch machen kann ****). Den tartariſchen Pferden muß man eigentlich nachrühmen, daß man ihnen die Eroberung von China zu danken habe. Dieſe ſind, ob ſie gleich nur einen mittelmäßigen Wuchs haben, dennoch wirkliche Helden in ihrer Art. Ihre Vorzüge beſtehen in einer beſondern Stärke, Muth, Stolz, lebhaftem Feuer und einem ſehr flüchtigen Laufe. Das Horn an ihren Füßen iſt ungemein hart, aber etwas zu ſchmahl; dabey haben ſie einen langen ſteifen Hals und ein wenig allzu hohe Schenkel. Dieſer Fehler ungeachtet gehört ihnen der billige Ruhm ſehr guter brauchbarer Pferde; weil ſie gar nicht müde zu machen

*) S. Eben daſelbſt p. 353.

**) S. Le Voyage de Mr. Gentil à Par. 1715. T. II. p. 24.

***) S. Les Anciennes Relations des Indes et de la Chine, trad. de l'Arabe. à Par. 1718. p. 204. Hiſt. gener. des Voyages Tom. VI. p. 492 und 535. l'Hiſtoire de la Conquête de la Chine par Palafox. Par. 1670. p. 426.

****) Dapper und Neuhof, in ihren Geſandſchaften in das Chineſiſche Reich, verſichern indeß, jener S. 139, dieſer S. 347, daß in den chineſiſchen Provinzen Junnan und Suchuen bey der Stadt Po ſehr gute Pferde fallen. Sie ſind zwar, ſagen ſie, nicht hoch, aber wohl bey Leibe, ſtark, breit im Kreuze, auch ſehr tüchtig und willig zur Arbeit, ohne durch Schläge angetrieben zu werden. Wilde Pferde trifft man häufig in der Provinz Xenſi auf dem Berge Holan.

chen und unbeſchreiblich ſchnell auf den Füßen ſind. Man muß von den Tartarn ſagen, daß ſie mit ihren Pferden faſt eben ſo, wie die Araber in Gemeinſchaft leben. Wenn ſie kaum ſieben oder acht Monate alt ſind, fangen ſie ſchon an ihre Kinder darauf zu ſetzen, welche ſie abwechſelnd bald langſam ſpatzieren reiten bald eine Weile ſtärker laufen laſſen. Dieß iſt ihre Art, ſie nach und nach abzurichten. Sie bekommen dabey ungemein wenig zu freſſen. Ehe ſie aber ſolche zum Rennen beſteigen, pflegen ſie ihnen zum wenigſten ſechs auch wohl ſieben Jahre Zeit zu geben. Hernach aber müſſen ſie unglaubliche Strapazen ausſtehen *). Man läßt ſie wohl zwey bis drey Tage ohne Unterlaß fortlaufen, vier oder fünf Tage leben, ohne ſie mit etwas anderem, als alle acht Stunden mit einer Handvoll Gras zu füttern, oder ihnen unter vier und zwanzig Stunden etwas zu ſaufen anzubiethen. Eben dieſe Pferde, die in ihrem Vaterlande nicht bloß dem Scheine nach, ſondern in der That ſehr dauerhaft und ſo gut bey Kräften ſind, gehen gänzlich ein, ſobald ſie nach China oder nach Indien gebracht werden; deſto beſſer aber pflegen ſie in Perſien und in der Türkey fortzukommen. Die kleinen Tartarn haben auch eine Art kleiner Pferde, welche ſie dermaßen in Ehren halten, daß es nie erlaubt wird, ein einziges an Fremde zu verkaufen. Ueberhaupt entdecket man an dieſen alle die guten und ſchlechten Eigenſchaften, die an den Pferden der großen Tartarey beobachtet werden, zum ſichern

*) S. Palafox l. c. p. 425. Recueil des Voyages du Nord, à Rouen 1716. Tom. III. p. 156. Tavernier l. c. T. I. p. 472. etc. Hiſt. générale des Voyages Tom. IV. p. 603. Tom. VII. p. 214.

ſicheren Beweiſe, wie groß der Einfluß gleicher Sitten und ähnlicher Zucht auf die natürliche Beſchaffenheit und das gewöhnliche Betragen dieſer Thiere ſey.

In **Cirkaſſien** und **Mingrelien** hält man ebenfalls eine Menge Pferde, die an Schönheit noch die tartariſchen übertreffen.

Will man die Alten über die Natur und Eigenſchaften der Pferde zu Rathe ziehen: ſo wird man finden *), daß die **Griechiſchen** und beſonders die **Theſſaliſchen, Epiriſchen Pferde** ſehr berühmt und im Kriege ſehr wohl zu brauchen; das die **Pferde** von **Achaja** unter den bekannten die größten, die ſchönſten aber unter allen in **Aegypten** anzutreffen wären. In dieſem Reiche herrſchte der Ueberfluß an ſchönen Pferden. Hier ließ auch **Salomo** die ſeinigen um einen hohen Preis einkaufen. Ferner werden die Alten uns lehren, daß in **Aethiopien** die Pferde, wegen der allzuſtrengen Hitze des Himmelſtriches nicht gut fortkommen; daß **Arabien** und **Afrika** das eigentliche Vaterland ſolcher Pferde war, welche in Anſehung ihres ſchögen Baues, beſonders ihrer Tüchtigkeit zum Reiten und ſchnellen Lauf in vorzüglicher Achtung ſtanden daß es in Sicilien, Kappadocien **), Syrien, Armenien, Medien und Perſien vortrefliche Pferde gab, die wegen ihrer Geſchwindigkeit und Leichtigkeit ſehr empfohlen zu werden verdienten; daß die Pferde aus Sardinien und Korſika zwar klein, aber lebhaft und muthig waren;

*) S. Aldrov. Hiſt. Nat. de ſolipedibus. p. 48 — 63.

**) Oppian hat angemerkt, daß die Kappadociſchen Pferde in der Jugend ungemein ſchwach ſind, daß aber dieſe, je älter ſie werden, deſto ſchneller laufen können. S. Oppian. lib. I. Cynoget. V. 201. Menagiana Tom. III. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. Tom. III. p. 542.

waren; daß die ſpaniſchen den parthiſchen gleich kamen und im Kriege erwünſchte Dienſte leiſteten; daß es auch in Siebenbürgen und Wallachey Pferde mit leichtem Kopf, großen, bis an die Erde herabhangenden Mähnen und einem dicken Schweife gab, die ſich durch einen ſchnellen Lauf beliebt machten; daß man die däniſchen für wohlgebaute und gute Springer hielt; daß die ſchwediſchen *) und norwegiſchen zwar klein, aber ſehr wohlgebildet und flüchtig waren; daß die flanderiſchen den Ruf einer vorzüglichen Stärke hatten; daß die Gallier den Römern gute Reit- und Laſtpferde lieferten; daß die deutſchen Pferde wegen ihres ſchlechten Baues und untauglicher Eigenſchaften gar nicht gebraucht wurden; daß die Schweitzer viel gute, zum Kriege taugliche Pferde hatten; daß auch die ungariſchen unter die guten Pferde gehöreten, und daß endlich die indiſchen Pferde ſehr klein und eben ſo ſchwächlich waren.

Aus allen angeführten Umſtänden iſt erſichtlich, daß die arabiſchen Pferde zu allen Zeiten, ſowohl in Anſehung ihrer Schönheit, als ihrer Nutzbarkeit, den Vorzug vor allen Pferden in der Welt behauptet haben; daß folglich denjenigen, welche man entweder unmittelbar oder mittelbar von den Barbaren erhält, in

*) Hoſpitantur interdum ſponté in Scania et Gothlandia; communiter cicur Linn. Fauna Suec. 1761. p. 16. Die gewöhnlichen Oelandiſchen Pferde ſind zwar nur kleine Klepper, welche ſehr geſchwind und auf dem bloßen Felſen fortlaufen, ohne auszugleiten oder anzuſtoßen; doch ſind ſie viel größer als die ganz kleine Art, welche man eigentlich oeländiſche Pferde nennet. S. Hrn. v. Linné Reiſen nach Oeland und Gothland, Halle 1764. p. 136. In Gothland werden auch wilde Pferde eingefangen. S. Ebend. p. 248.

in Europa, in Aſien und Afrika der erſte Rang gebühret; daß ferner der arabiſche vielleicht allein der wahre Himmelsſtrich für die Pferde und der beſte unter allen iſt, weil man daſelbſt, anſtatt die einheimiſchen Arten mit fremden zu vermiſchen, jene vielmehr mit der größten Sorgfalt in ihrer urſprünglichen Reinheit zu erhalten ſuchet, und daß allerdings, wenn auch dieſer Himmelsſtrich nicht unter allen der beſte für die Pferde wäre, die Araber ihm doch durch die von jeher angewandte Bemühung, die Arten zu veredeln, indem ſie allemahl nur die wohlgebauteſten Pferde vom erſten Range zuſammen brachten, dieſen Vorzug beſonders eigen gemacht haben. Durch dieſen ſorgfältigen Fleiß, den ſie unermüdet ganze Jahrhunderte fortſetzten, konnten ſie freylich die Arten zu einer größern Vollkommenheit bringen, als die Natur allein in den beſten Himmelsſtrichen würde gethan haben. Es läßt ſich hieraus ferner ſchließen, daß die mehr warmen als kalten Himmelsſtriche, beſonders trockne Länder, allerdings der Natur dieſer Thiere am angemeſſenſten ſind; daß die kleinen Pferde überhaupt einen Vorzug vor den größern verdienen, daß eine ſorgfältige Wartung allen Pferden eben ſo unentbehrlich, als die Nahrung iſt, und daß man bey ihnen mit Gelindigkeit und Liebkoſungen viel mehr ausrichten kann, als mit Gewalt und Schlägen; daß die Pferde in warmen Ländern weit feſtere Knochen, härteres Horn und ſtärkere Muſkeln, als in unſern Himmelsſtrichen bekommen; daß ihnen zwar die Wärme zuträglicher, als die Kälte, daß aber dennoch eine übermäßige Hitze ihnen allemahl nachtheilig ſey; daß ihnen große Kälte größern Schaden zufüget und daß ihr Betragen und

gan-

ganzes Naturell faſt lediglich vom Himmelsſtriche, von der Nahrung, von der auf ſie verwendeten Sorgfalt und Erziehung abhänget.

Unter den jetzigen europäiſchen Pferden ſind die ſpaniſchen, beſonders die aus Andaluſien, die neapolitaniſchen, und die engliſchen die vorzüglichſten.

Den ſpaniſchen Pferden hat man den Rang nach den barbariſchen eingeräumt. Sie prangen mit einem langen, dicken Halſe, mit ſtarken Mähnen, einem großen, zuweilen krauſen Kopfe, mit langen, aber wohl geſtalteten Ohren, feurigen Augen, einer edlen, ſtolzen Miene, dicken Schultern und breiter Bruſt. Die Nieren ſind mehrentheils etwas niedrig, die Seiten rund, oft etwas zu bauchig. Bey den meiſten erblickt man ein rundes, breites, bey einigen etwas verlängertes Kreuz. Dabey haben ſie ſchöne, faſt unbehaarte Füße, ſauber entblößte Sehnen, zuweilen, wie bey den barbariſchen Pferden, etwas zu lange Feſſeln, einen zu ſtark geſtreckten Fuß, wie bey den Mauleſeln, und öfters einen zu hohen Strahl. S. Fig. 6412 *).

Die ſpaniſchen Pferde von guter Art ſind dick und wohl bey Leibe und nicht ſehr hoch. Sie unterſcheiden ſich durch die ſtarken Bewegungen in ihrem Gange, durch eine vorzügliche Geſchmeidigkeit, durch ein raſches Feuer und einen edlen Stolz. Ihr Haar iſt gemeiniglich ſchwarz oder dunkelbraun; doch findet man es auch von allerley Farbe. Nur höchſt ſelten wird man an ihnen weiße Schenkel oder Naſe gewahr. Die Spanier haſſen dieſe Art von Zeichnung und ziehen keine Art von ſolchen Pferden.

*) Newcaſtle a. a. O. Taf. 7.

Sie dulden höchſtens nur einen Stern an der Stirn, und pflegen die Pferde, welche gar nichts Weißes an ſich haben, (Zains) eben ſo hoch zu ſchätzen, als einige andere Nationen ſie verachten. Beyde Vorurtheile, ob ſie gleich einander völlig entgegen laufen, ſind vielleicht eins ſo wenig, als das andere gegründet. Denn es gibt eben ſo vortreffliche Pferde von allen Arten der Zeichnung, als prächtige Pferde, die gar keine Zeichnung haben. Kann wohl ein ſo kleiner Unterſchied auf der Haut eines Pferdes, auf irgend eine Weiſe das Werk ſeines Naturels oder ſeiner innern Leibesbeſchaffenheit ſeyn, da er wirklich von äußerlichen und noch dazu von ſo geringen Umſtänden abhänget, daß es nichts, als eine leichte Verletzung der Haut erfordert, um einen weißen Fleck hervor zu bringen. Die ſpaniſchen Pferde tragen übrigens alle, ſie mögen einfarbig oder gefleckt ſeyn, das eingebrannte Merkmahl der Stuterey, woraus ſie gekommen, am rechten Vorderſchenkel. Die gewöhnlichen haben keinen ſonderlich großen Wuchs; doch pflegt man einige von 4 Fuß und neun bis zehn Zoll anzutreffen. Oberandaluſien liefert, wie man glaubt, die beſten, obgleich nicht ſelten etwas zu langköpfigen Pferde. Ihre übrigen ſeltenen Eigenſchaften ſind aber gar wohl fähig, dieſen Fehler gänzlich zu verdunkeln. Man rühmt an ihnen vorzüglich den Muth, den Gehorſam, die Annehmlichkeit, den Stolz und eine geſchmeidige Biegſamkeit aller Glieder, worin ſie auch den barbariſchen den Vorzug ſtreitig machen. Durch dieſe ſchätzbaren Eigenſchaften haben ſie zum Kriege, zur Pracht und zur Reitbahn, ſich einen gegründeten Vorzug vor allen andern Pferden auf der Welt erworben.

Nach einer vor kurzem in den Zeitungen mitgetheilten Nachricht wird die ſpaniſche Reiterey mit lauter Hengſten verſehen, welche erſt nach dem 7ten Jahre zugeritten werden, und bey magerem Futter bis gegen ihr 50ſtes Lebensjahr brauchbar bleiben. Dieſes hohe Alter mag indeß wohl nur bisweilen als eine Ausnahme vorkommen.

Die ſchönſten engliſchen Pferde *) haben in Anſehung der Bildung viel Aehnlichkeit mit den arabiſchen und barbariſchen, von welchen ſie auch wirklich abſtammen. Sie haben zwar einen größern, aber wohl gemachten krauſen Kopf, längere, doch wohl geſtellte Ohren. Dieſe könnten ſchon allein ein zureichendes Merkmahl abgeben, die engliſchen vor den barbariſchen Pferden zu erkennen. Im Wuchs zeigt ſich aber der Unterſchied am ſtärkſten. Die erſtern ſind vollſtutzig und viel größer, als die letztern. Denn gemeiniglich pflegen die engliſchen Pferde die Höhe von 4 Fuß 10 Zoll, zuweilen wohl gar von 5 Fuß zu haben. Sie kommen von allen Arten von Farben und Zeichnungen vor, und ſind alle ſtark, muthig, kühn und fähig, die größten Beſchwerden zu dulden. Auf der Jagd und im Rennen machen ſie den meiſten andern den Vorzug ſtreitig. Doch fehlt ihnen der Vorzug der Annehmlichkeit und Geſchmeidigkeit. Ueberdies gehörte zu ihrer Vollkommenheit etwas weniger Härte und mehr Freyheit in den Schultern.

Allen engliſchen Pferden, ſagt Kalm in ſeiner Reiſe nach dem nördlichen Amerika, ſind die Schwänze ohngefähr eine viertel Elle von

 der

*) S. Newcaſtle l. cit. p. 7. 8. §. 3. Jngl. Hr. von Reitzenſtein l. cit. S. 8. Tab. III.

der Wurzel des Schwanzes abgehauen. Als ich nach der Urſache fragte, gab man mir zur Antwort: es wäre die Gewohnheit des Landes. Allein ſollte man dieſes nicht als eine gelegentliche Urſache anſehen können, daß, da ſie alle nach der Reihe und nahe an einander angeſpannet werden, das vorhergehende Pferd, das nachfolgende nicht mit ſeinem kothigen Schwanze in die Augen ſchlagen oder ſolches ſtark beſudeln möge? Uebrigens thut der Geſchmack der Engländer an dieſer einmahl gewohnten Form, beſonders wenn die Pferde den abgeſtutzten Schweif hoch tragen, oder wie man es nennt, gut pürzeln, jetzt ohne Zweifel das meiſte zur Beybehaltung dieſes Gebrauchs, auf den ich weiter unten noch wieder zurückkommen werde.

Die Arten der Pferde, ſagt Pennant, welche in den verſchiedenen Theilen von Großbrittanien angetroffen werden, ſind ſo vermiſcht, als die Familien der Einwohner. Die häufige Einführung ausländiſcher Pferde hat eine größere Anzahl Arten derſelben hervorgebracht, als man irgend in einem andern Lande finden möchte. Jede dieſer Arten iſt daſelbſt, durch die gute Wartung, und häufige Vermiſchungen, zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht worden. Von der Geſchwindigkeit jener Pferde, welche die Engländer zum Wettrennen brauchen, verſichert Pennant, die newmarketſchen Tagebücher führten Beyſpiele von Pferden an, welche faſt im buchſtäblichen Verſtande geſchwinder waren, als der Wind. Er redet von einem damahls noch wirklich vorhandenen Pferde, welches mehr als einmahl einen Raum von 82½ Fuß in einer Sekunde durchlaufen hat. Eben dieſes Pferd hat in ſechs Minuten und 40 Sekunden das

gelei-

geleiſtet, was man zu Newmarket eigentlich den Kreislauf nennet; oder es hat in der beſtimmten Zeit 4 engl. Meilen weniger 400 Ruthen (die Meile 1760 Ruthen und die Ruthe 3 engl. Fuß gerechnet), durchrennet. Dieſe Geſchwindigkeit verhält ſich alſo, zur Geſchwindigkeit des flüchtigſten barbariſchen Pferdes, wie 4 zu 3. (S. Hambl. Mag. XXI. B. p. 442. 443.) Es entſpringt aber dieſe Gattung von Pferden aus Arabien, dem Vaterlande der ächteſten und edelſten Arten.

Das eben erwähnte Rennpferd hatte den Nahmen Starling; es pflegte aber bald in dieſer Schnelle nachzulaſſen und etwas zu ermüden. Dagegen legte ein anderer Hengſt, Childers genannt, in der Secunde nur 46½ Fuß zurück, blieb ſich aber immer gleich, übernahm ſich nie, ermüdete nicht, und hat ſeines Gleichen vielleicht nicht gehabt.

Ein anderes berühmtes Rennpferd war auch der Eclipſe, Fig. 6413, welcher in einer Secunde 58 Fuß zurücklegte; er bedeckte nähmlich bey der größten Streckung 25 Fuß, und wiederhohlte dieſe Action 2⅓ Mahl in einer Secunde *). Eclipſe war ein brauner Hengſt, mit einer Bläſſe und hinterm rechten weißen Fuß. Er war nicht ſchön von Kopf, auch nicht gut geſtutzt, aber zu ſeiner Zeit der ſtärkſte Renner in ganz England. Hauptmann O-Kelly, ein Mann, der immer die beſten Reitpferde hatte, und durch dieſe außerordentlich reich wurde, erkaufte dieſes Pferd von Herrn Wildmann, bey welchem es von dem berühmten Renner und Beſcheler Maſk erzeugt wurde. Es gewann fol-

*) S. An Eſſay on the Proportions of Eclipſe; in den Works of Ch. Vial de Sainbel. London, 1795. 4.

folgende Preiſe, nähmlich im Jahre 1769 6 Rennpreiſe des Königs, jeden von 100 Guineen, zu Wincheſter, Canterbury, Newmarket, Salisbury, Lewis, und Lichtfield. Bey den meiſten derſelben durchlief es den Rennplatz allein, indem kein Pferd es wagte es mit ihm aufzunehmen. Zu Newmarket überwand es den 15ten April 1770 das berühmte Pferd Bucephalus, und den 19ten darauf gewann es des Königs 100 Guineen gegen einige der berühmteſten Pferde, und kam ihnen im zweyten Lauf auf doppelte Entfernung zuvor. Da kein Pferd mehr mit ihm zu rennen wagte, ſo nahm ihn ſein Herr von der Rennbahn weg, und brauchte ihn als Beſcheler, wodurch er ſich große Summen erwarb *). Eclipſe zeugte viele ſchöne Pferde und ſtarke Läufer, aber doch kam ihm ſelbſt keines im Laufe gleich.

Fig. 6414. Carleß, ein Rappe mit einer Bläſſe und zwey weißen hintern Füßen; ein Muſter von Pferdeſchönheit, Größe, Stärke und Flüchtigkeit. Er wurde auf dem Turf, (einem Platze, woſelbſt Pferderennen gehalten werden) von John Borlaw Warren Esq. zu Stapelford ohnfern Nottingham erzogen, und erzeugt von dem Beſcheler Regulus, welcher ein Sohn des Arabers von dem Lord Godolphin's war. Seine Mutter war die berühmte Stute mit dem ſilbernen Schweif; dieſe Stute wurde erzeugt von Herrn Hondones White Noſe, und dieſer war ein Sohn von Herrn Hall's Araber und einer Beleg-Stute. Die Mutter dieſes letztern wurde erzeugt vom Rattle,

*) Man bezahlt in England für das Belegen einer Stute an den Beſitzer eines berühmten Hengſtes nicht ſelten 50 — 100 Guineen.

le, dem Sohne des Barb, ein Eigenthum des Sir J. Härper, (Rattle's Mutter war eine königliche Stute). Ihre Großmutter von Darcey's Araber mit der Stute Whimſey des Lord Tracey's; ihre Urgroßmutter von Sir Groley's Bay Marc mit einer Stute des Herrn Cooke's, genannt Vixen, welche von der Stute des Doodsworth's abſtammte und von dem Helnäsley Turk erzeugt wurde *). Carleß wurde nach dem Tode des Herren Warren von dem Herzog von Kingſton um eine große Summe Geldes gekauft, und für einen der allerbeſten Hengſte im Königreiche gehalten.

Mehr ſehe man im Art. Pferderennen; ſo wie auch weiter unten, wo ich von den Geſtüten handeln werde, noch die Geſchichte der engliſchen Pferdezucht vorkommen wird.

Die engliſchen Jagdpferde ſind eine Vermiſchung dieſer erſten Raße mit einer andern, die mehr Stärke, aber weniger Geſchwindigkeit beſitzet. Dieſe Vermiſchung iſt nothwendig, weil die Strapazen der Jagd eben ſo viel Kräfte als Hurtigkeit erfordern.

Die Engländer haben Zugpferde von bewundernswürdiger Stärke. Man ſieht zu London Pferde, die auf einem ebenen und kurzen Platze allein 6000 Pfund fortzuſchleppen vermögend ſind, und welche die Hälfte dieſes Gewichtes, ohne ſich anzugreifen, eine beträchtliche Weite hinweg bringen würden. Die Stärke der Laſt-

*) Ich führe dieſe Genealogie hier auf, um zu zeigen, daß die Engländer bald eben ſo ſorgſam ſeyn werden, die Stammbäume und Ahnen ihrer Pferde in Andenken zu erhalten, als die Araber. Die Sache iſt ſo lächerlich nicht, wenn es darauf ankommt, eine beſtimmte Raße rein zu erhalten.

oder Müllerpferde iſt noch viel außerordentlicher. Einige tragen wohl drey Maß, jedes wenigſtens 70 engl. Pfund ſchwer. Eine noch größere Laſt, als die kleinen Raßen von Kameelen tragen können!

Die inländiſchen Arten engliſcher Pferde taugen gar nicht zum Kriege. Die von den Engländern hierzu beſtimmten Pferde werden aus einer Vermiſchung der flandriſchen mit den deutſchen Raßen erzeuget, welche durch Erdreich und gute Wartung verbeſſert worden. Durch den großen Ruf der engliſchen Pferde, iſt die Ausführung derſelben aus dem Lande zu einem großen Zweige der Handlung gediehen. S. Berl. Mag. I. B. S. 552. ꝛc.

Ehemahls hatten die italiäniſchen Pferde in Anſehung der Schönheit, einen großen Vorzug vor den jetzigen; weil man, ſeit gewiſſen Jahren, die Stutereyen ſehr vernachläſſiget hat. Indeſſen hat man doch neapolitaniſche Pferde von vorzüglicher Schönheit, beſonders zum Geſpanne. Ueberhaupt betrachtet, beſtehet ihr Fehlerhaftes in einem großen Kopf, dickem Halſe und in einer Ungelehrigkeit, welche die Abrichtung derſelben ungemein beſchwerlich macht. Zur Entſchädigung für dieſe Fehler haben ſie uns einen vollkommenen Wuchs, einen Stolz und einen Anſtand in ihren Bewegungen anzubieten, der wenig ſeines Gleichen hat. Sie ſind alſo wegen ihres natürlichen Hanges zum Stolziren, ungemein geſchickt, Paradepferde vor den Kutſchen abzugeben. Doch gibt es auch Läufer unter ihnen, wie Fig. 6415 dergleichen vorſtellt *).

Der

*) Von dem Neapolitaniſchen Läufer leſe und ſehe man im Herzog von Neukaſtel l. cit. p. 9. §. 7 Tab. 9. und Herrn von Reitzenſtein. l. cit. Tab. III. p. 8.

Der ſchöne vollſtutzige Wuchs der däniſchen Pferde *) hat ihnen zu Geſpannen vor vielen andern einen Vorzug verſchaffet. Vollkommen wohl gebildete Pferde trifft man in Dännemark in ſehr geringer Anzahl. Den meiſten fehlt es an einer völlig regelmäßigen Bildung. Die Fehler eines dicken Halſes, großer Schultern, länger und niedriger Nieren und eines, in Vergleichung mit der Breite des Vordertheils, allzu ſchmalen Kreutzes, iſt faſt allen däniſchen Pferden eigen. Weil ſie aber alle durch ſchöne Bewegungen ſich hervorthun, ſind ſie doch überhaupt im Kriege und zu Geſpannen ſehr vortheilhaft zu gebrauchen. Man findet ſie von allen möglichen Farben. Die beſonderen Farben, als Schäcken und Tigerpferde, ſind nirgends ſo häufig, als unter däniſchen Pferden anzutreffen. In Anſehung des Naturells ſind ſie gelaſſen, gelehrig und unerſchrocken. Sie werden aber leicht wieder verzagt. Die ausführlichſte Nachricht von ihnen findet man in Pontoppidan's Nachr. von Dännemark. Kopenh. 1765 4to p. 152. „Die däniſchen Pferde „haben von uralten Zeiten her den Vorzug vor „vielen andern gehabt." In der Geſchichte des wendiſchen Krieges reden die Scriptores medii aevi von den däniſchen Soldaten, als von einem Volke, das ſeine größte Ehre in der Seefahrt und der Reiterey ſuchte, wozu auch die Lage des Landes und gute Graſung Anleitung genug gaben. Auch Herr Vernon ſagt in ſeiner Voyage p. 542. Il n'y a point de Cavallerie

mieux

*) S. Neukaſtel l. c. p. 9. §. 5. In Dännemark, ſagt er, gibt es mehr Springer, als irgend in einem andern Theile der Welt. Herr von Reitzenſtein l. cit. p. 7. Am häufigſten kommen ſie aus Jütland und die beſten aus der Landſchaft Tye.

mieux montée et meilleure que celle de Dannemarc.

Von den däniſchen Stutereyen ſagt Pontoppidan, ſie wären vor Zeiten häufiger, als itzt geweſen, da man eingeſehen, daß der Ochſenhandel und die ſogenannten Holländereyen einträglicher wären. Der Verf. verdient über dieſen Punkt ſelbſt nachgeleſen zu werden. — In Anſehung des Haares pflegen ſie größtentheils Kaſtanienbraun oder ſchwarz, zum Theil auch Apfelſchimmel, nur wenige aber gelb, fahl oder weiß zu ſeyn. Eines von den Dingen, welche die däniſchen Pferde beſonders anſehnlich machen, iſt ihr langer und vollſtändiger Schweif, welcher auch in guten Ställen nicht gekämmet, ſondern bloß mit einem wollenen Lappen, des Schweißes wegen, abgetrocknet wird, und zwar eine Locke nach der andern. Vorzüglich hütet man ſich, ohne Noth ja nie ein Haar auszureißen.

Deutſchland *) iſt mit ſehr ſchönen Pferden verſehen. Die ungewöhnliche Schwere und der Mangel eines ſtarken oder langen Athems pflegen ihre Hauptfehler auszumachen, ob ſie gleich meiſtentheils von arabiſchen, türkiſchen, auch wohl von ſpaniſchen, italieniſchen, und in neueren Zeiten beſonders von engliſchen Pferden abſtammen, womit man die Stutereyen unterhält. Sonſt war das Vorurtheil gegen die einheimiſchen Pferde ſehr groß, und man glaubte ſie zum geſchwinden Laufen, z. B. zur Jagd, nicht gebrauchen zu können. Seitdem man aber mehrere Sorgfalt auf die einheimiſchen Stutereyen gewendet hat, zieht man in mehreren Gegen-

*) Man leſe von den deutſchen Pferden den Neukaſtel l. c. p. 9. §. 6. und Herrn von Reitzenſt. l. c. p. 7. Tab. II.

genden Deutſchlands vortreffliche Pferde, die den mehrſten Erforderniſſen Genüge leiſten, und daß ſowohl von fremden Beſchelern mit einheimiſchen Stuten, als auch von ganz einheimiſchen durch Wartung und Sorgfalt veredelten Raßen. Zu den letzteren gehört vorzüglich die Raße des mecklenburgiſchen Pferdes.

Dieſe Pferderaße iſt vielleicht von keinem ſo gewürdigt worden, als von Herren von Tennecker *), der folgende Beſchreibung davon macht:

„Unter den deutſchen Pferden ſteht nach meiner Ueberzeugung die Raße des mecklenburgiſchen Pferdes oben an; es iſt ein Pferd, das auf deutſchem Boden, wo man weder nach engliſcher Sitte Wettrennen, noch nach ſpaniſcher Gewohnheit Aufzüge und Carouſſels mit zierlich abgerichteten Schulpferden hält, vor allen andern den Vorzug verdient. Sein ganzes Gebäude hat eine verhältnißmäßige Form, alle ſeine einzelnen Theile bilden übereinſtimmend einen ſchönen Körper, der durch dieſen harmoniſchen Bau und die nöthige Cohärenz ſeiner Miſchung zur Ausdauer gemacht iſt. Der gut angeſetzte Kopf, deſſen Verbindung mit dem Halſe durch keine platte Vertiefung, wie bey ſo vielen andern deutſchen Pferden, bemerkbar wird, iſt, ohne die Feinheit des langen engliſchen Kopfes zu beſitzen, weder zu ſtark von Knochen noch zu fett von Fleiſch. Die Stirne iſt platt, und die ganze Richtung des Kopfes nicht ſo gewölbt wie der Ramskopf des Neapolitaners und des holſteiniſchen Pferdes; die Naſenlöcher ſind weit und

*) S. Vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht. Von Seyffert von Tennecker. V. Heft. Manheim und Leipzig bey Seeger. 1799. S. 4, ff.

und ihre innere Auskleidung iſt mit einer belebten Röthe überzogen, die auch das Zahnfleiſch und die innere Decke der Lippen und des Rachens überhaupt bekleidet. Die Ganaſchen ſind abgeſtumpft und etwas mit den Muſkeln des Halſes verwachſen. Die Form des Halſes gehört unter diejenigen, die man mit dem Nahmen eines gut aufgeſetzten Halſes bezeichnet; gewöhnlich iſt er kurz und etwas ſtark, in den ſich jedoch der untere Rand der Kinnbackenknochen bey einer guten Dreſſirung tief genug verſenken kann. Die Mähnen verrathen durch ihre Zartheit, die nach dem Geſchlechte verſchieden iſt, die edle Abſtammung; der Widerriſt iſt ſanft gewölbt, und verliert ſich, ohne viel zu erhaben, noch wie durch eine Furche ausgehöhlt zu ſeyn, unmerkbar in den Hals. Die Bruſt iſt breit gebaut und gibt den enthaltenen Eingeweiden Raum genug zu der freyen ungeſtörten Ausübung ihrer Beſtimmung, die für die Fortdauer und die Geſundheitserhaltung des Thieres von ſo weſentlicher Bedeutung iſt; die Schultern ſind etwas ſtark, und ihre kräftigen Muſkeln verlieren ſich kegelförmig in die geradgeſtellten Schenkel, deren Oberbein gewöhnlich etwas lang iſt. Selten trift man bey ihnen Stollbeulen, Gallen, Schnalle, Ringbein und andere Gebrechen an, die eine ſchlechte Raße verrathen; ihr Feſſelgelenk iſt nicht zu kurz, aber auch nicht zu lang, um dem Reiter eine unangenehme ſtauchende Bewegung zu verurſachen, und bey der geringſten Entzündung des Hufes zum Stelzfuß ſo geneigt zu ſeyn. Faſt ohne alle Fehler iſt ihr reiner mit einer öhlichten Glaſur überzogener Huf, wenn er noch nicht durch ſchlechtes Beſchläge verunſtaltet iſt. Die Zehe, Trachten und

Sohle,

Sohle, alle Theile deſſelben ſind ſtark, ohne Sprünge und Reifen, die Wände nicht eingezogen, und der Strahl nicht zu viel erhaben, um zum Vollhuf Anlaß zu geben. Feſt und ſicher tritt es mit einer elaſtiſchen Biegung auf, als wären die Sehnen ſeiner Schenkel unverwüſtbare Stahlfedern, die nach jedem ſanften Druck ſtark und kräftig in ihre vorige Stellung der Ausdehnung zurückkehren.“

„Zu dieſem ſchönen regelmäßigen Gebäude ihres Vordertheils bildet der Leib ein vollkommen gleichmäßig gut gebautes Ganze; ohne weder in die Höhe gezogen, noch herabhängend zu ſeyn, verliert er ſich ſanft in das ihm angemeſſene Hintertheil, das an Energie und Ausdauer faſt alle übrige Pferderaßen übertrift. Ein Fehler gegen das Ideal eines vollkommen gut gebauten Pferdes, das uns die äußere Pferdekenntniß als Norm einer richtigen Beurtheilung aufſtellt, iſt der etwas vertiefte Rücken, welcher den mehrſten Mecklenburgern eigen iſt, der aber bey dieſer Raße zu keinem Mangel wird, da er von einem ſo kräftigen Hintertheile und einem ſo muſkulöſen Gebäude im Ganzen begleitet wird. Die Krupe iſt gewölbt, bis an die Lenden gerundet, und der Größe der Bruſt und des Vordertheils überhaupt analog; ohne auf einmahl an Stärke zu verlieren, entſpringen aus ihr die Hanken, die im Sprunggelenke ſanft gebogen ſind, und ſich, ohne oon dem Knochenauswuchs des Spats, noch von der ſchwammichten Erhöhung des Piphakens markirt zu ſeyn, bis auf das von gallen- und maukartigen Ausſchlag reine Feſſelgelenk erſtrecken, wo ſich der Huf anſchließt, der in regelmäßiger Form und Güte dem vorderſten ähnlich iſt.“

„Genug

„Genug, das Ganze iſt ein gedrungenes regelmäßig gebautes Schöne, an welchem ſelbſt der ſeyn wollende, ſich am Schreibepult dieſe Kenntniſſe erworben habende Pferdekenner, der für die richtige Form jedes einzelnen Theiles einen Maßſtab angibt, nichts zu tadeln findet, das übrigens mehr in einem praktiſchen Gefühl, als in einer ſpekulativiſchen Theorie der geometriſchen Gleichheit beſteht.“

„Voll Energie, die aus jeder ſeiner Bewegungen hervorleuchtet, tritt es mit vollem Feuer daher, in einem Schritt, der weder zu ſchleppend, wie der Gang des Pohlen, noch zu erhaben, wie das Piaſiren des Spaniers, rein und gleichförmig iſt.“

„Mit welchem Anſtande, der ſeine Abkunft verräth, galoppirt es in abgemeſſenen Cadencen, in einer ſanften Bewegung für den Reiter daher! Man ſehe die Fig. 6416., wo ein Mecklenburger von reiner Abkunft gezeichnet iſt *).“

„Unter allen Pferden hat der Mecklenburger das gemäßigſte Temperament; man trift ſelten ein Pferd unter ihnen, das entweder zu feurig oder zu phlegmatiſch wäre. Bey der geringſten Anregung zu einem geſchwindern Gange kommt es dem Willen ſeines Reiters nach, und eben ſo ruhig, ſo langſam dahin ſchleichend kehrt es wieder aus dem erſtern zurück, wenn es durch die Fauſt des Reiters nur unmerklich verhalten wird.“

„Man findet ſelten einen Mecklenburger, der im Stall böſe wäre. Zutraulich folgt er ſei-

*) Dieſe Figur ſtellt eigentlich den Stallmeiſter der Leipziger Univerſität, Herrn Richter vor, wie er im Jahre 1789 auf einem mecklenburgiſchen Pferde, dem Joli, ſitzend, abgebildet worden.

ſeinem Wärter, ſogar oft im freyen Felde ohne Leitung, voller Reſignation auf ſeine Freyheit nach. Nur mit andern Pferden, die nicht von ſeiner Raße ſind, lebt er oft etwas unverträglich; wenigſtens habe ich es bey keiner Art dieſer Thiere häufiger gefunden, als bey dem Mecklenburger, daß er ſich mit einigen von ſeinem Geſchlecht, die aber nicht von ſeiner Raße ſind, durchaus nicht vertragen kann und vertragen lernt, wenn ſie auch Bewohner eines Stalles, und ſelbſt in Geſchäften mit einander vereiniget ſind. Ein Haß, der eben ſo unauslöſchlich als unerklärbar iſt, ſcheint ſich dieſer Pferdegattung gegen andere Abarten bemächtigt zu haben, daß man ſie in eine zahlreiche Geſellſchaft von ihres Gleichen und mit vieler Präcaution einführen muß, wenn man ſich ihrer Unverträglichkeit halber nicht in eine Menge unangenehmer Zufälle verſetzen will.“

„Bey der Abrichtung zur Reitkunſt iſt der Mecklenburger, im Allgemeinen genommen, gelehrig und fromm; ſein ſtarker Hals und deſſen gleichmäßig ſchwerer und in den Ganaſchen gewöhnlich etwas erwachſener Kopf ſind zwar nicht ſo bald zurück und ins Gleichgewicht zu bringen, und vorzügliche Gewalt erfordert bey ihm die Arbeit einer richtigen Biegung und Stellung des Kopfes, einer reinen Plüe, allein um ſo länger und feſter behält auch der Mecklenburger dieſe erhaltene Stellung, ſelbſt unter einem ſchlechten Reiter, bey, deſſen Fauſt übrigens nicht geſchickt iſt, das Pferd im Gleichgewicht zu erhalten.“

„Er hat wenig Anlage, ſo wie der Holſteiner, in die Höhe zu ſteigen, noch weniger ſo wie der Pohle zu bocken. Die Sprünge, die

man hier und da einen noch nicht vollkommen zugerittenen Mecklenburger unter einem, ihn mit dem Zurückarbeiten ins Gleichgewicht übereilenden Reiter unternehmen ſieht, ſind Bogenſätze, zu welchen er durch die zu feſte Fauſt und das zu jähe Antreiben des Reiters veranlaßt wird. Ohne gehörig in den Ganaſchen losgebrochen und in den Hanken biegſam gemacht zu ſeyn, verurſacht das zu viele Antreiben gegen eine feſte Fauſt, die nicht geſchickt iſt, ihm durch ſanfte ſchraubenmäßige Anzüge dieſe harte Empfindung des Mundſtücks weniger fühlbar zu machen, Schmerz, dem das Thier durch lebhafte Sätze mit der es tyranniſirenden Oberherrſchaft des Reiters zugleich zu entgehen ſucht: allein durch eine geduldige, nicht übereilte Arbeit, die die Ganaſchen zuvor vollkommen loszuarbeiten und die Hanken biegſam zu machen ſucht, ehe ſie das Pferd zu ſehr ins Gleichgewicht und auf das Hintertheil ſetzt, entgeht man bey dieſen übrigens ſo willigen Thieren auch dieſem Fehler ganz, die, im Allgemeinen genommen, dem Willen des Reiters faſt zuvor zu kommen ſuchen; denn wirklich kenne ich keine Pferdegattung, die auch noch unzugeritten den oft ſehr zweydeutigen Hülfen eines ſchlechten Reiters williger, folgſamer und mit mehrerer eigenen natürlichen Geſchicklichkeit nachkäme, als die Mecklenburger, die ſo manche unbeſtimmte Führung ihres Reiters nur zu errathen, klug genug ſeyn müſſen."

„Sein etwas ſtarker Hals und ſchwerer Kopf, und ſelbſt ſein etwas niedriger Bau der Laden ſind Schuld, daß er unter einem ſchlechten Reiter in der Folge hart im Maule wird, da ihn dieſer nicht im Gleichgewicht zu erhalten verſteht; ſelten trifft man jedoch Mecklenburger,

die aus Mangel des Gefühls und aus Mangel an gehöriger Haltung auf dem Hintertheile ganz durchgingen. Scheu ſind ſie ſelten, ſelbſt vor dem Schuß findet man wenig Mecklenburger erſchrecken.“

„Mit dieſen Vorzügen, die ſie zum Reitdienſt vorzüglich geſchickt machen, verbinden ſie eine Ausdauer, die ich nach der ruſſiſchen und pohlniſchen Raße noch bey keiner Pferdegattung fand. Selbſt vor dem Pohlen, der wegen ſeiner engen Hufe und gewöhnlich eingezogenen Wände bey lange anhaltenden Märſchen, wo nicht zu einer Lähmung, doch wenigſtens zu einem klammrigen ängſtlichen Gange geneigt iſt, haben ſie in dieſer Hinſicht einen Vorzug, da ihre Hufe von allen dieſen Fehlern, die bey jenem auf hartem Boden oft einen Entzündungszuſtand des Hufs veranlaſſen, befreyt ſind; mit einem eben ſo ſichern, reinen und gleichförmigen Schritte, mit welchem ſie aus ihrem Quartier ausgingen, ſehen wir ſie nach einer langen Reiſe in dem übelſten Wege wieder zurückkehren, eine Ausdauer, an welcher ihr gedrungener, verhältnißmäßig gebauter muskulöſer Körper und die Cohärenz ihrer Faſern überhaupt, ihre guten Hufe und ihr gemäßigtes Temperament wohl den mehrſten Antheil hat. Und dieſe Energie bleibt ihnen auch in einem hohen Alter noch eigen. Ich habe Mecklenburger von 18 bis 20 und mehreren Jahren geſehen, die eine Menge Fatiguen, eine Menge Strapazen ausgeſtanden hatten, und deſſen ungeachtet noch ſo geſund, ſo kraftvoll, ſo ſicher und rein auf ihren Schenkeln waren, als unſre in Deutſchland erzogenen Engländer nicht im vierten und fünften Jahre ſind. Der verdienſtvolle Schriftſteller, Peterſen,

ſen, erwähnt ſogar in ſeinen kleinen Schriften vermiſchten Inhalts in Beziehung auf Pferde und Pferdezucht, die dieſen würdigen Mann ſo ganz als wahren Pferdekenner und Pferdezüch⸗ter karakteriſiren, eines Mecklenburgers aus dem Stalle zu Ludwigsluſt, der in ſeinem 38ſten Jahre noch vollkommen geſund und voller Energie war. Freylich trifft man aber dieſe Original⸗Mecklen⸗burger nur noch ſelten an, denn die engliſchen Baſtarde, die uns jetzt dieſes, ehemahls in der Pferdezucht ſo berühmte Land liefert, verdienen dieſen Nahmen nicht.“

„Der wahre Mecklenburger bildet ſich vor dem ſechſten Jahre nicht aus, iſt aber im vier⸗ten Jahre ſchon ein Pferd, an welchem die Kennzeichen ſeiner edlen Abkunft unverkennbar ſind; nicht wie der Holſteiner, im vierten Jahre ſchön, und im achten ſchon Krüppel, bleibt er ſich von ſeiner frühen Jugend bis in ſein ſpäte⸗ſtes Alter gleich, ſelbſt die unter dem Pferdege⸗ſchlechte herrſchendſten Krankheiten machen auf ſeinen feſten Körperbau wenig Eindruck. Unter allen Pferderaßen, die ich kenne, hat der Meck⸗lenburger die wenigſte Anlage zu Gebrechen; rein von Gallen, Spat, Piphaken, Stollbeu⸗len, Dummkoller und dergleichen Krankheiten, mit welchen der Holſteiner faſt ausſchließlich markirt iſt, findet man bey dem Mecklenburger eben ſo ſelten, als man bey dieſer Raße kranke, eingezogene Hufe trifft, die faſt ohne Ausnahme dem Pohlen eigen ſind.“

„Ich kenne daher kein Pferd, das, mit die⸗ſen Vorzügen begabt, ſich beſſer zur Fortpflan⸗zung ſchickte, als der Original⸗Mecklenburger; ein Hengſt von dieſer edlen Raße, mit guten deutſchen Stuten gepaart, müßte den Grund zu

einer Raße legen, die von Generation zu Generation mehr Werth erhielte. Möchte man doch mit dieſen den alten mecklenburgiſchen Geſtüten ihre Urraße wiedergeben, die jetzt durch engliſche Krüppel immer mehr an ächter Güte verliert."

„Aber auch für den Privatmann kenne ich kein Pferd, das bey ſeinen ſchon genannten Vorzügen brauchbarer zu jeder Dienſtausübung wäre, als der Mecklenburger; als Paradepferd für den ſogenannten Vornehmen, als Dienſtpferd für den Officier, als Reiſepferd für den Kaufmann, als frommes und zugleich bequemes Pferd für den Gelehrten, der in ſeinen Geſchäften oder zu der Erhaltung ſeiner Geſundheit reitet, verdient es vor allen andern den Vorzug."

„Sein edler Anſtand, ſein verhältnißmäßiges Gebäude, deſſen harmoniſcher Bau die Schönheit dieſer Thiergattung ausmacht, gibt ihm zu einem Paradepferde alle Eigenſchaften, ſo wie es ſein gemäßigtes Temperament, ſeine Unerſchrockenheit und ſeine Folgſamkeit zum militairiſchen Dienſte geſchickt macht. Begabt mit dieſen Vorzügen, wird es nun auch durch ſeine Ausdauer das beſte Reiſepferd, ſo wie es überhaupt durch ſein williges und frommes Benehmen für jeden, auch den ungeübteſten Reiter, das paſſendſte Reitpferd wird."

„Es hat einen reinen und ſichern Schritt, der nicht in Geſellſchaft anderer Pferde aus zu feurigem Temperamente in einen halben Trapp ausartet, der für den Reiter eben ſo ermüdend wie für das Thier ſelbſt iſt; ſein Trapp iſt bey einiger Vertheilung ſeiner Schwere vorgreifend, gleichförmig und nicht zu unbequem, ſein Galop iſt ſanft, räumig und kraftvoll, und ſeine Car-

riere lebhaft, ſicher und voller Haltung auf ſeinem Hintertheile. Als Zugpferd iſt der Mecklenburger auch bey der ſchwerſten Laſt thätig, bey leichterer lebhaft, ohne jedoch zu ungeſtüm zu ſeyn. Genug er iſt nach meiner Ueberzeugung ein Pferd, das auf deutſchem Boden in jeder Hinſicht vor allen andern den Vorzug verdient. Möchte man ihn doch nicht mit dem Engländer vertauſchen, mit einer Raße, die nichts als ein Vorurtheil für ſich hat; möchte man doch nicht die ſo berühmten mecklenburgiſchen Geſtüte mit engliſchen Hengſten verkrüppeln; möchte man doch mehr dieſe geſunkene Raße durch Original-Mecklenburger zu verbeſſern ſuchen, wie viel würde die deutſche Pferdezucht gewinnen!"

Nächſt der mecklenburgiſchen Raße werden die holſteiniſchen Pferde häufig geſucht, ſo wie ſie auch bey einigen Armeen vorzugsweiſe für die ſchwere Cavallerie gewählt werden. Da es alſo eine Pferderaße iſt, die in ganz Deutſchland und anderwärts ſehr bekannt iſt, ſo wird eine Beurtheilung derſelben, auch aus der Feder des verdienſtvollen und kenntnißreichen Herrn von Tennecker's hier am rechten Orte ſtehen.

„Würden in Hollſtein eben ſo gute als viele Pferde gezogen, ſagt Herr von Tennecker *), ſo würden die immer ſeltener werdenden ächten Mecklenburgiſchen Pferde durch die Pferdezucht dieſes Landes erſetzt werden können. Aber, leider! iſt dieſe Pferderace, wenige Geſtüte davon ausgenommen, nach meiner Uenerzeugung eine der ſchlechteſten. Das Hollſteiniſche Pferd gleicht einem ſchönen Geſichte, das in

*) A. a. O. 6ſtes Heft 1799. S. 1 ff.

in kurzer Zeit verwelkt und deſſen Grundzüge ſogar in wenig Jahren ganz entſtellt werden können. Mit 3 und 4 Jahren glaubt man in dem Hollſteiniſchen Pferde ein Ideal zu ſehen, nach welchem man die Schönheit anderer Pferde beurtheilen könnte; und nach 9 und 10 Jahren hat man einen Inbegriff aller Fehler an ihm, nach welchem man die Mängel dieſer Thiergattung praktiſch ſtudieren kann. Selbſt die beſſern Raßearten dieſer Pferde ſind vom Flachhuf nicht ausgenommen, und auch in dieſen ſchlummert Anlage zu Dummkoller, Stollbeulen, Piphaken, Spat, Mauke, Gallen und einer Menge Krankheiten, die dieſe Pferde ſo nachtheilig auszeichnen."

„Wahrſcheinlich hat an allen dieſen Mängeln das Klima, das Futter und der fruchtbare Boden dieſes Landes die größte Schuld; weniger vielleicht die Paarung, Wartung und Zucht. Denn ſo werden z. B. in einem Lande, wie Hollſtein iſt, nie Pferde mit feſten und geſunden Hufen gezogen werden können, da der feuchte, ſumpfige Boden das Wachsthum der Hufe widernatürlich beſchleuniget, ihre Form vergrößert, und die ganze Textur dieſer hornichten Maſſe weich und ſchwammig macht."

„Eben ſo begünſtiget der Genuß der mit ſo vielem Waſſer geſchwängerten Pflanzen die Aufblähung der Fleiſchfaſern, macht ihre Textur weich und nachgebend, und legt dadurch den Grund zu alle den Krankheiten und Gebrechen, die aus aſtheniſchem Zuſtande des Körpers entſtehen. Stollbeulen, Piphaken, Gallen, Mauke, Strahlgeſchwür, ſogenannter feuchter Spat und mehrere dieſer chroniſchen Uebel, die dieſe Raße beſtimmter charakteriſiren als alle gebrannte

Geſtützeichen, ſind dann eine ſehr natürliche Folge dieſer Körperkonſtitution. Selbſt der Dummkoller, dieſes unheilbare Uebel, das den Hollſteiniſchen Pferden ſo eigen iſt, ſcheint mehr eine Folge von der Schlaffheit ihrer feſten Theile, als der Paarung zu ſeyn. Man ſollte daher Hengſte und Stuten mit Ramsköpfen, eine Bauart, die eine ſehr erklärbare Diſpoſition zu dieſer Krankheit hat, durchaus nicht, vorzüglich unter dieſem Klima und bey dieſem Futter, zur Fortpflanzung gebrauchen, ob es gleich faſt durchgängig auf allen Geſtüten dieſes Landes geſchieht. Denn es iſt phyſiologiſch erwieſen, daß bey Ramsköpfen wegen ihrer eingedrückten Stirn ihrer gebogenen Naſe und ihrer zu ſehr beygezäumten Stellung, in welcher ſie ſich von Natur tragen, der Zurückfluß des Bluts aus dem Gehirn, und zwar vorzüglich wenn die letztere durch noch mehrere erkünſtelte Beyzäumung unter dem Reiter erhöht wird, erſchwert werden muß. Kommt nun zu dieſer Bauart, die allerdings Anlaß zu Anhäufungen des Bluts im Gehirne gibt, noch eine ſchwache, wenig Feſtigkeit der Textur beſitzende Faſer, ſo iſt es wirklich nicht zu verwundern, wenn man unter zehen Hollſteiniſchen Pferden wenigſtens drey dumme ſieht.“

„Bey den Spaniſchen und Neapolitaniſchen Pferden, die im Allgemeinen auch Ramsköpfe haben, iſt zwar der Bau, aber nicht die Textur der Faſer dieſelbe; daher ſieht man unter ihnen dumme Pferde ſeltener. Würden aber die Spaniſchen Pferde auf Hollſteiniſchem Boden erzogen, ſo würde dieſe Krankheit auch unter dieſer Naße ſo allgemein, wie unter den Hollſteiniſchen ſeyn, da ſie die Bauart des Kopfes eben ſo begünſtiget.“

„Bey

„Bey den Hollſteiniſchen Pferden kann man mit Recht annehmen, daß unter zehn drey dumm werden, mehrere Stollbeulen, Piphaken, Strahlgeſchwüre und dergleichen Krankheiten haben, und alle flachhufig ſind.“

„Nie ſollte man ein Hollſteiniſches Pferd kaufen, bevor es nicht völlig abgezahnt hat, weil ſich mit dem letzten Zahnen, oder kurz darauf gewöhnlich auch die ganze Form des Thieres verändert, und das Pferd, das man mit vier Jahren als ein leichtes Reitpferd kaufte, mit fünf Jahren ein plumper Karngaul iſt. Sind nun dieſen Thieren, wie es die meiſten Mahle geſchieht, mit drey Jahren ſchon die Folgezähne herausgeſchlagen, welche es dem Gange der Natur zu Folge, erſt mit dem vierten Jahre abſtößt, ſo iſt das Verwerfen des Thieres um ſo mehr zu befürchten.“

„Wodurch unterſcheidet ſich das Hollſteiniſche Pferd von dem Mecklenburgiſchen? Dieß, würde ich antworten, iſt bloß Sache des Gefühls, aber nicht der theoretiſchen Darſtellung; bey einem Auge, das durch die Beobachtung vieler Pferde an einen praktiſchen Ueberblick gewöhnt iſt, dringt ſich gleichſam der Unterſchied zwiſchen beyden ſprechend und unverkennbar auf, ohne daß wir im Stande ſind, dieſe Unterſcheidungszeichen mit Worten zu verdeutlichen. So unterſcheidet der praktiſche Pferdekenner faſt auf den erſten Blick ſogleich ein gutes Pferd von dem ſchlechtern, indeß der Theoretiker ängſtlich die Bauart beyder nach Linien abmißt, ſie mit ſeinen Kompendien über die äußere Pferdekenntniß vergleicht, und am Ende doch wohl das ſchlechtere dem beſſern vorzieht, weil ſeine

Theorie zwar richtig, aber ſein Auge, ſein prak- tiſcher Ueberblick deſto ſchlechter iſt.“

„Die charakteriſtiſche Bauart des Hollſteiniſchen Pferdes, die ſich mittheilen läßt, iſt ein ſchöner Kopf, der in Hinſicht ſeiner äußern Form ſich vortheilhaft vor dem großen breiten Kopf des Mecklenburgiſchen Pferdes auszeichnet, und der ſo manchen Layen, die gewöhnlich mehr Köpfe wie Beine kaufen, blendet, ſo daß er, verführt von dieſem zierlichen Ramskopf des Hollſteiniſchen Pferdes, den breitköpfigen Mecklenburger mit guten Schenkeln und Hufen ſtehen läßt, und voll inniger Zufriedenheit über ſeine getroffene Wahl, den klammerichten Gang des flachhufigen Hollſteiners nicht fühlt, der unter ihm mit allen Prärogativen ſeines ſchönen Kopfes auf hartem Boden kaum gehen kann.“

„Ferner iſt der Hals des Hollſteiniſchen Pferdes länger und gewölbter, als der gewöhnlich dicke und kurze Hals des Mecklenburgiſchen Pferdes. „Es iſt ſchön aufgeſetzt,“ ſagt man in der Terminologie der äußern Pferdekenntniß, und ohne einen zu ſehr erhabenen Widerriß zu haben, verliert ſich dieſer gebogene Schwanenhals in den Rücken, der jedoch nicht ſelten aus zu zeitiger Anſtrengung und aus Schlaffheit der Faſern im Allgemeinen mehr oder weniger eingedrückt iſt. Die Krupe iſt bey der beſſern Raßeart dieſer Pferdegattung gut gebauet, nur bey der ſchlechtern abgeſchliffen, die Hinterſchenkel gut gehoſt, aber gewöhnlich kuhlätſch geſtellt, mit Piphaken markirt und voll mehr oder weniger Gelenk- und Sehnengallen. Die Feſſeln ſind lang, meiſtens durchtrittig und in einen platten vollhufigen Huf verſenkt. Die Bruſt iſt breit, gegen das Vordertheil öfters zu ſtark, der Ober-

arm

arm der Vorderſchenkel lang, nicht ſelten mit Stollbeulen bezeichnet, der Gang piaffirend, die Sehnenſcheibe der Beugeſehne die mehreſten Mahle voller Gallen, die Feſſel lang, oft, ſo wie auch an den Hinterſchenkeln voll maukigen Ausſchlags, und der platte Huf zu Strahlgeſchwür und Steingallen geneigt."

„Die meiſten Hollſteiniſchen Pferde ſind hochbeinig, viele aufgeſchürzt, alle lang gebaut."

„Das Temperament des Hollſteiniſchen Pferdes iſt im Ganzen mehr lebhaft wie phlegmatiſch; die meiſten ſind feurig."

„Außer den ſchon angegebenen äußerlichen Mängeln, als Stollbeulen, Gallen, Piphaken, Mauke, Strahlgeſchwür und Steingallen ſind die Hollſteiniſchen Pferde vorzüglich dem Dummkoller, Gehirn- und Lungenentzündung geneigt; zu den letztern Krankheiten vorzüglich dann, wenn ſie mit Korn gefüttert werden."

„Immer hat die Lunge des Hollſteiniſchen Pferdes mehr oder weniger gelitten; theils gibt die Nahrung des ſauern Graſes zu ſchleimiger Lungeneyterung und mehreren aſtheniſchen Uebeln dieſes Organs Anlaß, theils begünſtigt das lebhafte feurige Temperament, wie bey allen Pferden mit zu vieler Thätigkeit, Krankheiten der Lunge. Daher findet man unter den holſteiniſchen Pferden ſo viele dampfige Pferde, Pferde mit ſchleimiger Lungeneyterung, mit wirklichen Lungengeſchwüren, und die meiſten Thiere dieſer Gattung krepiren an dem bald ſchneller, bald langſamer um ſich greifenden Brand der Lunge, und ſind dann, wie der Scharfrichter und die Layen nach Oeffnung des Kadavers ſich ausdrücken, an Lunge und Leber faul geweſen."

„Eben

„Eben ſo ſind Gehirnentzündungen oder wenigſtens das chroniſche Uebel des Gehirns, der Dummkoller, Krankheiten, welche den Hollſteiniſchen Pferden vorzüglich eigen ſind, und an denen, wie ich ſchon erwähnt, unter zehn Hollſteiniſchen Pferden wenigſtens drey leiden.“

„Ferner iſt das Köken (Koppen) eine, wenn auch nicht pathologiſche Krankheit, an welcher viele Hollſteiniſche Pferde leiden, und woran die Schlaffheit ihrer Grundfaſern, die weiche Textur ihrer ganzen Organiſation den mehreſten Antheil hat.“

„Dieſer Mangel an Kohärenz der Faſern iſt auch Schuld an den bey dieſer Pferderaße ſo häufig vorkommenden Stollbeulen, Piphaken, Gallen, angelaufenen Schenkeln, Mauke, Straubfuß und mehreren ähnlichen Krankheiten, die meiſt alle aus Schwäche der feſten Theile und Anhäufung der flüſſigen entſtehen.“

„Ja, in einigem Betracht ſind auch die bey dieſer Pferdegattung ſo häufig vorkommenden Steingallen und Strahlgeſchwüre eine Folge der ſchwachen Textur der hornigen Faſern im Huf; jeder Körper wirkt dann um ſo eher ein, und erzeugt bey der, ſchon überdieß bey dem Hollſteiniſchen Pferde zu vollen und ſeicht liegenden, Fleiſchſohle Entzündungen und Austretung des Bluts, jene Krankheit, die man Steingallen nennt, und an dem Strahlgeſchwür iſt, außer der Schlaffheit der hornigen Faſern, noch die wenige Kohärenz der Fleiſchfaſern des ganzen Schenkels Schuld, welche ſo leicht eine Anhäufung der flüſſigen Theile geſtatten, die ſo eher bey dieſem ſchwachen Hornſtrahl durch irgend einen einwirkenden Reitz erzeugt wird.“

„In

„In Hinſicht ſeiner Dreſſur zum Reitpferde iſt das Hollſteiniſche Pferd im Allgemeinen leicht zu bearbeiten; es hat bey weitem nicht den Zwang, die engen und ſtarken Ganaſchen, welche dem Mecklenburgiſchen Pferde eigen ſind, und die deſſen Bearbeitung zum Reitpferde nicht allzuleicht machen. Kopf und Hals ſind bey dieſer Raße ſchon von der Natur gerichtet und gut geſtellt, und das Hollſteiniſche Pferd iſt daher um ſo eher und leichter zu zäumen, als das Mecklenburgiſche. Seine Hankſchen ſind biegſamer, als die des Mecklenburgiſchen Pferdes, und daher ſeine Schwere leichter und eher ebenmäßiger zu vertheilen und das Thier, nach der Kunſtſprache, auf das Hintertheil zu ſetzen, als das Mecklenburgiſche Pferd. Auch iſt das Hollſteiniſche Pferd, wenn man die Abrichtung dieſer Raße zum Reitdienſt im Allgemeinen betrachtet, weit williger, folgſamer und ſelbſt gelehriger als das Mecklenburgiſche Pferd, wahrſcheinlich dieſerhalb, weil die Natur zu der richtigen Placirung ſeines Halſes und Kopfes ſchon viel gethan hat, und der wenige Zwang der Ganaſchen ihm alle Bewegungen und Wendungen leicht macht. Genug, man kann im Allgemeinen annehmen, daß das Hollſteiniſche Pferd in der Hälfte der Zeit zu dreſſiren iſt, welche im Ganzen das Mecklenburgiſche Pferd zu ſeiner Abrichtung verlangt, wenn nicht die gewöhnliche Kraftloſigkeit des letztern eine langwierige Schonung des Thieres nöthig macht.“

„Die ſchwerere Dreſſur anderer Pferde fällt dann am meiſten Officieren auf, die von einem mit Hollſteiniſchen Pferden berittenen Regiment zu einem mit Pohlniſchen Pferden berittenen Regiment verſetzt werden, vorzüglich da die

Dreſſur

Dreſſur der letztern zwar nach den allgemeinen Grundſätzen der höhern Reitkunſt, jedoch mit ſo vielen Abweichungen von der Bearbeitung des deutſchen Pferdes betrieben werden muß, wie ich ſchon an mehrern Stellen meiner Schriften erinnert habe.“

„Das lebhafte Temperament, welches gewöhnlich dem Hollſteiniſchen Pferde eigen iſt, erlaubt ihm nicht ſtätiſch zu ſeyn, um ſo eher aber gibt es ihm eine Neigung zum Durchgehen, einem Fehler, den man nebſt dem Steigen mit am häufigſten bey dieſer Pferdegattung findet.“

„Vorzüglich ſind die Hollſteiniſchen Pferde unruhig in Reih' und Glied, können das Kommandowort zur Schwenkung, zu Frontmärſchen und zur Attake kaum erwarten, und drängen, durch die Schenkel des Reiters aufmerkſam gemacht, nicht ſelten das ganze Glied aus dem Alignement, oder ſteigen, vorzüglich die Flügelpferde, vor der Schwenkung von der Fauſt des Reiters etwas hart verhalten, gerade in die Höhe.“

„Das Hollſteiniſche Pferd behält keine Reſſourçen ſeiner Kräfte zurück, bietet ſie gleich bey dem erſten Anlauf bis zur Unze auf, und da es deren überhaupt nicht allzu viele beſitzt, ſo wird es von andern Pferdegattungen, vorzüglich von dem Pohlen, der die meiſte Zurückhaltung ſeiner Kräfte beſitzt, ſehr bald an Ausdauer übertroffen. Dieſe Beobachtung läßt ſich am beſten bey einer Attake machen, welche ein mit Hollſteiniſchen und ein mit Pohlniſchen Pferden berittnes Regiment vereinigt unternehmen. Die erſten hundert Schritt iſt das Hollſteiniſche berittene Regiment dem Pohlniſchen weit vor; wird aber die Attake weiter fortgeſetzt, dauert ſie mit der Ver-

Verfolgung des Feindes, Plänkern und dergl. den ganzen Tag und noch länger, ſo iſt das Hollſteiniſche Pferd bis zum Hinfallen entkräftet, indeß nun das Pohlniſche Pferd erſt recht zu laufen anfängt.“

„Eben ſo wenig konſervirt ſich das Hollſteiniſche Pferd bey ſchlechtem, oder dann und wann ganz ausgeſetztem Futter, wie dieß in der Kampagne ſo oft der Fall iſt. Der geringſte Abbruch davon und Fatiken können es in kurzer Zeit einem Skelet ähnlich machen, und die Hollſteiniſchen Pferde fallen dann, wenn man durch ein Lager der Kavallerie geht, gegen die Pohlniſchen und andere Pferde ſo auf, wie Pharaos magere Kühe gegen die fetten.“

„Der Galop iſt bey dem Hollſteiniſchen Pferde nicht nur der angenehmſte Gang, ſondern auch der, in welchem ſich dieſes Pferd am beſten ausnimmt. Von Natur ſchon hat es, wegen der leichtern Biegſamkeit ſeiner Hankſchen, Anlage viel kürzer zu galopiren, als das Pohlniſche, Mecklenburgiſche oder Engliſche Pferd.“

„Der Schritt iſt bey den meiſten räumig, aber plump und ſchwer, und bey den zu feurigen iſt er in Geſellſchaft eng und piaffirend. Der Trab iſt im Allgemeinen ſchwer und durch das Piaffiren oder Fuchteln der Vorderſchenkel dabey, ein Fehler, der in dieſem Gange faſt allen Hollſteiniſchen Pferden eigen iſt, unangenehm und für das Thier ſehr ermüdend.“

„Der Charakter des Hollſteiniſchen Pferdes iſt im Allgemeinen gutartig, doch mehr aus Schlaffheit als aus gutem Willen. Viele haben Anlage zum Beißen, zum Schlagen, wenn auch nicht nach Menſchen, doch nach andern Pferden; und ein noch größerer Theil iſt ſcheu, wo

das

das Steigen, ihr gewöhnliches Mittel ſich gegen den Reiter zu wehren, mit das erſte iſt, was ſie verſuchen, um ſich von dem Gegenſtande, den ſie fürchten, zu entfernen.“

„Außer einigen guten Privatgeſtüten beſteht die Hollſteiniſche Pferdezucht in einem Landgeſtüt, zu deſſen Aufkommen durch Anſchaffung beſſerer Hengſte mehr gethan werden könnte; aber auch ſelbſt die Pferde, die auf dieſem einigen mit guten Engliſchen Hengſten fortgepflanzten Geſtüte gezogen werden, zeichnet der Flachhuf, der gewöhnlich gut aufgeſetzte Hals, die hohen Beine und der gebogene Kopf von andern Pferdegattungen aus.“

„Nach meiner Ueberzeugung ſteht das Hollſteiniſche Pferd als Wagenpferd am tauglichſten und zweckmäßigſten auf ſeinem Platz, weniger als Soldatenpferd; doch macht der Mangel an einem guten Landgeſtüt, oder der wenige Betrieb, die verſpätete Einrichtung und Aufkommung deſſelben die Remontirung der ſchwer berittenen Kavallerie mit Pferden aus einem ſo ergibigen Lande der Pferdezucht noch nöthig, und die Sächſiſche Garde du Corps, das Karabinierregiment und die Kürаſſierregimenter z. B. ſind alle mit Hollſteiniſchen Pferden beritten, wovon Fig. 6417 ein Küraſſier von dem Leibregiment des Churfürſten nach dem Leben gezeichnet, als verſinnlichte Darſtellung des Hollſteiniſchen Pferdes, zu dieſen Bruchſtücken folgt. Wie aber der Privatmann, der ſich zu ſeinem Vergnügen, zu der Erhaltung ſeiner Geſundheit, oder zu ſeinen Geſchäften ein Reitpferd von dieſer Raße kaufen und halten kann, das unter allen Arten der Pferde von der ſchlechteſten abſtammt, und mit einer ſo zahlreichen Menge von Feh-

Fehlern markirt iſt, es deſſen ungeachtet oft noch ſo theuer bezahlt, bloß weil es einen gebogenen Kopf und einen langen gewölbten Hals hat und den Schweif gut trägt, kann ich, ſo lange dieſe Vorzüge doch wahrlich die letzten ſind, nach welchen, ich will nicht ſagen ein Kenner, ſondern nur jeder vernünftige Mann ſieht, nicht begreifen.“

Deutſchland hat übrigens in mehreren Gegenden noch ſehr brauchbare Pferde, wenn ſie auch nicht ſonderlich berühmt ſind, z. B. die ſo genannten Heidhengſte im Hannöveriſchen, welches ein gedrungener kraftvoller Schlag von Pferden iſt, der ſich gut zu Strapazen ſchickt; ferner das Thüringer Provinzialpferd. Dieſes iſt groß, lang, ſtark von Knochen, hat eine breite Bruſt, einen ziemlich gut aufgeſetzten Hals, einen wohl proportionirten Kopf, der nicht ſelten gewölbt iſt, wie der Rammskopf, ein erhabenes Kreuz, unterſetzte Hanken, etwas vollen Huf und behangene Feſſeln. Sein Temperament iſt im allgemeinen genommen, mehr phlegmatiſch wie feurig, ohne jedoch faul zu ſeyn, übrigens iſt es willig, und hat ſelten Anlage zu Widerſpenſtigkeiten. Ferner das Lauſitzer Heidepferd. Dieſes iſt klein und kurz, aber nicht ſchwach von Schenkeln, hat einen zuſammengedrückten Hals, und einen meiſt etwas zu großen und unproportionirten Kopf mit ſtarken Ganaſchen, keine zu breite Bruſt, ein abgeſchliffenes Kreuz, mäßig gewölbte Hanken, behangene, aber nervöſe Schenkel, und einen etwas eingezogenen Huf. Sein Temperament iſt im Ganzen mehr feurig als phlegmatiſch, und, wenn wir auf den Willen Rückſicht nehmen, etwas kapricieus, woran jedoch ſeine ſtarken Ganaſchen, und der Zwang,

den ihm bey dieſer Bauart die Stellung und Tragung des Kopfes, nach den Regeln der Reitkunſt, verurſacht, mit Schuld ſeyn mögen. Uebrigens iſt es leicht, brav, und könnte bey einer Veredlung durch gute ſächſiſche Geſtütpferde zu einer Raße verfeinert werden, die in der vierten und fünften Generation gewiß den pohlniſchen Pferden nicht nachſtehen würde.

Ich enthalte mich hier aber, in eine genauere Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten dieſer oder jener deutſchen Raßen einzugehen, da ſie an ſich nicht ausgezeichnet genug ſind, ich auch weiter unten, wo ich von den Geſtüten handele, von einigen noch etwas zu berühren Gelegenheit haben werde.

Die Holländiſchen Pferde ſchicken ſich beſonders gut vor die Kutſchen und ſind in Frankreich die gewöhnlichſten Kutſchenpferde. Die vorzüglichſten kommen aus der Provinz Frießland doch pflegen auch die Lande Jülich und Bergen gute Arten zu liefern. Das friſiſche Pferd ſieht nicht ſo klug aus, als das engliſche; allein es iſt in allen Fällen ungemein brauchbar. Der Herzog von Neukaſtel ſagt im angeführten Buche S. 8. es könne nicht leicht ein ander Pferd auf der Reitſchule, im Zweykampf und im Kriege nützlichere Dienſte leiſten, als ein friſiſches. Es iſt kühn, nähret ſich von allerhand Sachen, erträgt eben ſo leicht Froſt, als Hitze. Es trägt ſeinen Reiter mit vielem Anſtande, iſt beherzt und ſeines Ganges gewiß. Bey aller Geſchicklichkeit in Uebungen, bey aller ſeiner Stärke und Geſchwindigkeit im Laufen, fehlt es ihm doch an der Dauer; denn es hat ſo viel Athem nicht, als ein barbariſches Pferd. Herr von Reitzenſtein l. cit. p. 8. beſchreibt ſie

als die ſtärkſten, gröbſten und beſten Kutſchenpferde, worauf man am päbſtlichen Hofe jederzeit viel Koſten verwendete. Uebrigens pflegen ſie ungemein haarig, beſonders an den Füßen zu ſeyn, welches man auch an der Zeichnung, Fig. 6418. ſehen kann.

Die flanderiſchen Pferde ſtehen weit unter den Holländiſchen. Die meiſten von jenen ſind durch einen großen Kopf und platten Huf entſtellt. Sie bekommen leicht die wäßrige Geſchwulſt an den Schenkeln *). Zwey weſentliche Mängel der Kutſchpferde!

In Frankreich hat man allerley Arten von Pferden, die ſchönen machen aber nur die kleinſte Zahl derſelben aus. Die ſchönſten Reitpferde bekömmt man daſelbſt aus Limoſin. Dieſe haben mit den barbariſchen ziemlich viel Aehnlichkeit, und ſind auf der Jagd, wie dieſe, vortreflich zu gebrauchen; allein ihr Wachsthum geht ſehr langſam von ſtatten. Sie verlangen in ihrer Jugend außerordentlich viel Schonung, und können vor dem achten Jahre nicht füglich zur Arbeit gebraucht werden. Auch in den ehemahligen Provinzen Poitou, Auvergne, in Morvant und Burgund fehlt es nicht an guten Kleppern. Nach Limoſin aber liefert unſtreitig die Normandie die ſchönſten Pferde, die zwar nicht ſo vorzüglich zur Jagd, aber ſehr wohl im Kriege zu brauchen ſind; beſonders da ſie völliger werden und ihren völligen Wuchs früher er=

*) Les eaux aux jambes. Dieſer Zufall äußert ſich durch eine ſtinkende Feuchtigkeit oder durch einen ſcharfen Eiter, welcher, ohne die Theile anzufreſſen, durch die Oeffnungen der Haut ſchwitzet, und ſehr leicht in den Gliedſchwamm übergehet. Dict. Encyc op. T. VI. p. 430. Beſonders Herrn von Reitzenſtein's vollkommner Pferdekenner rc. Uffenheim 1764 4to 2ter Th. p. 168. von dem Waſſer.

erreichen. In der Niedernormandie und in Cotmentin ziehet man ſchöne Kutſchpferde, die weit leichter und dauerhafter ſind, als die holländiſchen Pferde. Aus Franche Comté und Boulonois bekömmt man ſehr gute Zugpferde. Allzugroße Schultern ſind eigentlich der allgemeine Fehler der franzöſiſchen Pferde; an den barbariſchen tadelt man die allzu nahe zuſammen liegenden Schultern.

Eine ſehr bekannte Raße iſt die der Polniſchen Pferde, womit bisher die leichte Reiterey gewöhnlich verſehen wurde. Dieſe Raße iſt in jeder Hinſicht von der Mecklenburgiſchen ſehr verſchieden, und hat ſo viel Ausgezeichnetes, daß ſie auch der Laie in der Pferdekenntniß ſogleich unterſcheiden kann.

Man kann behaupten, daß es ſehr ſelten ein Pferd von dieſer Raße gibt, das frey von kleinen Bosheiten, wenigſtens von Unarten wäre; gewöhnlich hat dieſe Raße eben ſo viel Eigenheiten in ihrer äußern Form als ausgezeichnete Haltung ihres Temperaments.

Im Allgemeinen genommen iſt der Pohle nicht nach den Regeln einer geometriſchen Schönheit gebaut; ſein Kopf iſt die mehrſten Mahle gegen den Bau ſeines Körpers entweder zu klein, oder zu groß, und gewöhnlich allemahl ſchlecht an einem Halſe angeſetzt, der faſt nie den Nahmen eines gut aufgeſetzten Halſes verdient; iſt er nicht verkehrt, wie es bey den meiſten Pohlen der Fall iſt, ſo iſt er doch übel aus dem Widerriſt gewachſen, und entweder zu ſtark, ſo wie der kleinen pohlniſchen Raße, oder zu ſchmal und zu dünne, wie man ihn bey der größten findet. Die Mähnen ſind nicht fein, oft verworren, und durch den Mangel aller Pflege in

ſo-

ſogenannte Jüdchen- oder Weichſelzöpfe verflochten. Die Bruſt findet man bey dem Pohlen mehr ſchmal als breit, die Schultern platt und die Schenkel gewöhnlich etwas zu ſchwach; am ſeltenſten trifft man ihre Hufe ohne Fehler; durchgängig ſind die Wände immer mehr oder weniger eingezogen, und die innern Theile haben, ehe ſie bey uns noch dienſtbar wurden, durch die fatiguanten Märſche an Entzündungen gelitten. Ihr Widerriſt iſt mehr erhaben als ſeicht, ihr Rücken geradlaufend, ihre Flanken aufgeſchürzt, und ihre Krupe abgeſchliffen. Das Hintertheil iſt im Allgemeinen genommen mehr ſpillicht als ſtark, die Hanken mager und biegſam, und das Ganze für das Auge mehr widrig als ſchön.

Dieß iſt jedoch nur das Gebäude des Pohlen im Allgemeinen, es gibt auch gute, und, das mangelhafte Verhältniß einiger Theile gegen einander abgerechnet, ſchön geformte Pohlen, vorzüglich trifft man dieſe Bauart bey den kleinen und gedrungenen Pohlen an, ſo wie z. B. in Fig. 6419 *) eins der beſſeren Pferde dieſer Raße gezeichnet iſt. Seltener findet man große Pohlen, die verhältnißmäßig gebaut ſind, ſo wie überhaupt der große Pohle in jeder Hinſicht unter ſeiner Raße der ſchlechteſte iſt.

Wenn nichts die Abſtammung des Pohlen verräth, ſo iſt es ſein verkehrter Hals und ſein abgeſchliffener Kreuztheil, die ſo auffallend markirt ſind, daß es faſt unmöglich wird, die Raße zu verkennen.

Der Pohle iſt immer mehr oder weniger mit dem Ruſſen verwandt, aus deſſen Raße er auch

*) S. Herrn von Tennecker's vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht. V. Heft Taf. 13.

auch allen Nachrichten zu Folge abſtammt. Die meiſten pohlniſchen Geſtüte ſind nach der Art der halbwilden angelegt, doch gibt es auch nach den Gegenden von Rußland zu ganz wilde Stutereien.

Bey der Abrichtung des Pohlen zum Reitdienſte muß man von vielen Grundregeln der höhern Reitkunſt ganz abweichen, und ſich eine eigene Norm entwerfen, die nach der Theorie oft viel Widerſprechendes hat, ob ſie gleich die praktiſche Erfahrung für zweckmäßig anerkennt. So haben Herrn von Tennecker eine Menge Erfahrungen belehrt, daß die Volte ſelten nutzbar und noch ſeltner die Leine mit dem Kapzaum vereinigt, von gutem Erfolge bey der Abrichtung des Pohlen iſt. Erfordert je die Abrichtung der Pferde ausdauernde Geduld, ſo iſt es die Bildung der pohlniſchen Pferde zum Reitdienſte; mit einer beyſpielloſen Gelaſſenheit muß man ihr Mißtrauen, ihre in Bosheit ausartende Abneigung gegen uns unterdrücken und durch Güte und liebevolles Benehmen ihr Zutrauen zu gewinnen ſuchen, und deſſen ungeachtet iſt man bey aller ſorgfältiger, freundlicher Wartung, bey aller wohlwollenden Behandlung die wenigſten Mahle vermögend, dieſe feindſelige Abneigung gegen uns ganz zu erſticken; wie ſelten gibt es Pohlen, die nicht noch in alten Tagen, nach Jahre lang hindurch erhaltenen Wohlthaten, wenigſtens durch kleine boshafte Neckereien ihren unausgeſöhnten Willen gegen uns äußerten?

Pohlen, die man erſt bey ihrem Eintritte in das Pferdealter mit dem fünften und ſechſten Jahre aus der Freyheit nimmt und zum Reitdienſt abzurichten anfängt, bocken faſt alle, wenn

ihr Körper nicht durch Krankheit oder erſchöpfende Märſche geſchwächt iſt, bey der erſten Tragung eines Reiters ſo, daß ihre Vorderſchenkel durch die prallende, vorwärts ſchiebende Bewegung ihres Hintertheils immer mehr oder weniger leiden. Die Braven, die Starken vertheidigen ihre Freyheit auf dieſe Weiſe am meiſten, und man muß nicht ſelten ihre Zähmung mit Gebrechen ſeines eigenen Körpers bezahlen. Allein je heftiger ſie bocken, je mehr leiden ihre eigenen Schenkel ſelbſt; ein böſer, bockender Pohle iſt ſchon bey frühen Jahren bockbeinig und ſtruppig; und ein Pohle, der, ſey es nun, daß er zu frühzeitig eingeritten wurde, ehe ſich ſeine Kräfte entwickelt hatten, oder der aus irgend einer andern Schwäche bey der Abrichtung zu geduldig und folgſam war, iſt ein elender Krüppel, der an der vorzüglichſten Eigenſchaft dieſer Raße, an der langen Ausdauer keinen Antheil hat, der den Nahmen eines Pohlen nicht verdient, und oft kraftloſer iſt, als ein deutſches Pferd vom gemeinſten Schlage.

Ferner erhält der Pohle auch bey der beſten Bearbeitung nicht das Angenehme im Reiten, den Gang, die Stellung, die Anlehnung aufs Mundſtück, welches der Mecklenburger, jedes deutſche Pferd und ſelbſt der Hollſteiner ſchon halb von der Natur erhalten zu haben ſcheint, und was man dem Pohlen auch durch die fleißigſte Bearbeitung nicht zu verſchaffen im Stande iſt; entweder der Hals des Pohlen iſt zu ſteif, oder er iſt zu dünn und zu beweglich; ſelten findet ein drittes Gebäude dieſes Theiles ſtatt, und dieß macht denn das Gefühl der Fauſt unangenehm und das Thier krellig in der Hand. Der Kopf des Pohlen iſt nie ganz

beyzuzäumen, immer trägt er ihn mehr oder weniger in die Luft, eine Stellung, wo alle Anlehnung aufs Mundſtück verloren gehen muß.

Selten oder nie nimmt der Pohle eine richtige Haltung an, das Gebäude ſeines Halſes erlaubt es nicht, ihm auch bey der geduldigſten Bearbeitung dieſe Stellung des Kopfes zu eigen zu machen; man muß ſich im Gegentheil ſo viel wie möglich aller Vereinigungen, die ihn noch außer dem Gleichgewicht aufs Hintertheil bringen ſollen, enthalten, wenn man nicht Anlaß zu einer Menge Ungezogenheiten geben will, die nicht ſelten unter einem ſchlechten Reiter in Stätiſchſeyn ausarten, wozu der Pohle durch den Zwang, den man ihm durch das Herannehmen ſeines Kopfes verurſacht, und durch den Schmerz, den ſeine ſo wenig biegſamen Hanken dabey erleiden, überdieß geneigt iſt. Daher iſt es hinreichend, einen Pohlen, der überhaupt ſeine Kräfte etwas zurückhält, durch einen einzigen rüden Anzug bey einer ſcharfen Wendung ſo ſtätiſch zu machen, daß er dieſen Fehler nur unter einem guten Reiter, deſſen Oberherrſchaft er fühlt, nicht wieder zu unternehmen wagt; bey jedem andern aber ihn aus Widerwillen gegen allen Dienſt und aus geſtärktem Muthe, ſeinen Reiter beherrſcht zu haben, mit doppelter Heftigkeit wiederhohlt, und ſo zu einem für dieſe Art von Reitern ganz unbrauchbaren Pferde wird.

Ein anderer faſt allgemeiner Fehler der Pohlen iſt ihr ſogenanntes kopfſcheues Benehmen; man wird nur äußerſt ſelten Pohlen finden, die ſich willig nach den Zähnen, nach den Laden, nach der Zunge, nach den Augen u. d. gl. ſehen laſſen, die nicht beym Aufzäumen mit ei-

einer gewiſſen Delikateſſe behandelt ſeyn wollen, die uns willig folgen, wenn wir ſie führen, und ihnen dabey ins Geſicht ſehen; ein Mißtrauen, daß wir ihnen irgend etwas Leides zufügen möchten, ſcheint an dieſer Zurückhaltung ihres Kopfes bey dem Aufzäumen, bey dem Putzen, und ſelbſt wenn man ſich ihnen bey dem Futterſchütten nähert, Schuld zu ſeyn. Dieſer Mangel an Zutrauen läßt ſich jedoch ſehr leicht erklären, wenn wir erwägen, daß der Pohle nur durch Schleifen, die man ihm um den Kopf wirft, eingefangen werden kann. Je mehrere Mahle ſie nun dieſer grauſamen Behandlung ausgeſetzt waren, wenn ſie z. B. auf dieſe Weiſe aus der Wildniß eingefangen, in entfernte Länder heerdenweiſe tranſportirt und dort abermahls auf dieſe Art ihrer Freyheit beraubt wurden; deſto mehr geben wir ihnen, bey ihrem überdieß mißtrauiſchen Temperamente, Anlaß zum Argwohn, um ſo ſorgfältiger ſuchen ſie nun einen Theil zu ſchützen, den ihnen ſelbſt ihr eigener Inſtinkt für ihre Lebensdauer ſo wichtig macht, und bey deſſen Bemächtigung ſie unſre Herrſchaft über ſich gegründet fühlen. Aus dieſer Hinſicht, aus der Furcht, die ſie wahrſcheinlich haben, durch alle Leinen und Stricke wieder aufs Neue in den Zuſtand des Erdroſſelns verſetzt zu werden, läßt ſich auch ihre unauslöſchliche Abneigung gegen alle dieſe Apparate erklären, die ſelbſt den alten völlig thätig gerittenen Pohlen oft zu Widerſpenſtigkeiten verleitet, wenn er an der Leine geritten oder gar gearbeitet werden ſoll.

Dieſes kopfſcheue Benehmen iſt bey manchen ſo tief eingewurzelt, daß es gleichſam einen Theil ihrer übeln Naturanlagen auszumachen ſcheint, gegen welchen die Kunſt keine Mittel

hat. Es gibt wenig Pohlen, die nicht, auch bey der freundlichſten und vorzüglich äußerſt vorſichtigen Behandlung, bey jedem Geſchäft am Kopfe, noch in ihren alten Tagen, wenigſtens das Schnellen mit dem Kopfe, beybehalten hätten, wenn man ſich ihnen von vorne nähert, um etwas an dem Zaum oder der Halfter ordnen zu wollen.

Man kann übrigens noch behaupten, daß es nicht einen einzigen Pohlen gibt, der, wenn er aus reiner Abſtammung dieſer Raße entſprungen iſt, nicht ſeine beſonderen Unarten hätte, die bald mehr, bald weniger gefährlich für ſeinen Wärter werden können. Wie ſelten gibt es Pohlen, die ſich willig putzen laſſen; wie viele, die ſich nicht gut ſatteln und packen, und noch mehrere, die ſich nicht gut aufzäumen laſſen, die beym Beſchlagen nicht ſtehen, die ſich im Stalle auf die geſchickteſte Weiſe ihrer Halfter zu entledigen wiſſen, die Leder freſſen, die nicht gut aus und in den Stall gehen, die ſich von Niemanden als von ihrem Wärter füttern laſſen, die nicht hauen, nicht ſchlagen, nicht beißen, oder den Fremden, der ſich ihnen nähert, nicht an die Wand ihres Standes drängen? Und dieß alles nicht nur in dem Zuſtande ihrer Rohheit, nein, die bey aller liebevollen Behandlung und bey allen zweckmäßig angebrachten Strafen dieſe Fehler bis in ihr Alter beybehielten.

Einige dieſer Unarten findet man ſogar ſo häufig bey ihnen, daß jeder Privatmann, der mehrere pohlniſche Pferde in ſeinem Stall gehabt hat, Beweiſe hierzu wird aufſtellen können; vorzüglich iſt ihnen der Fehler, daß ſie ſich von niemanden als ihrem Wärter putzen, ſatteln und aufzäumen laſſen, eigen, und ſelbſt dieſer muß bey dieſem Geſchäfte die größte Vorſichtigkeit beob-

beobachten, wenn er nicht von ihnen gehauen, wozu ſie beſonders geneigt ſind, an die Wand gedrängt, oder gar aus ihrem Stande herausgeſchmiſſen ſeyn will; ſo wie ſie überhaupt bey dieſem Prozeß mit einer Delikateſſe behandelt ſeyn wollen, die Unerfahrnen unglaublich ſcheinen wird. Denn wenn man z. B. bey einigen dieſer Pferde den Sattel nur um ein Loch feſter als gewöhnlich ſchnallt, das Hinter- oder Vorderzeug nur um einen Zoll kürzer als jemahls anzieht; die Kinnkette nur um ein Glied ſchärfer als andere Mahle einlegt: ſo iſt man auch bey dem übrigens ſchon völlig thätig gerittenen, aber ſenſiblen Pohlen in Gefahr, daß er ſo zu bocken anfängt, bis er Reiter und Sattel, durch den er die mehrſten Mahle hindurch bockt, das heißt, die Vorderſchenkel und den Hals ſo vereinigt, daß er durch eine einzige prallende Bewegung des Hintertheils den Sattel vorne herabſtreift, von ſich entfernt hat.

Genug alle dieſe Fehler, die jedem Pohlen unter modificirten Geſtalten eigen ſind, und die ſich durch eine gute Behandlung des Wärters zwar verbeſſern, aber nie ſich gänzlich verwiſchen laſſen, machen dieß Pferd für einen Privatmann nicht brauchbar, vorzüglich für einen furchtſamen Reiter, der ſelten in den Stall und die Woche hindurch vielleicht nur einige Mahl aufs Pferd kommt, und der nicht in dem Verhältniß iſt, daß ihn ſein Pferdewärter bey jedem ſeiner Ritte begleiten kann.

Der Pohle verlangt immer, wenn auch keinen ſo wiſſenſchaftlichen, doch einen beherzten unerſchrocknen Reiter, wenn er nicht Unarten unternehmen ſoll, wozu er natürliche Anlage zu haben ſcheint. So iſt z. B. der Pohle ſehr geneigt,

neigt, ſtätiſch zu werden, von andern Pferden, vorzüglich von Pferden von ſeinem Blute, von ſeiner Raße nicht gern abzugehen. Ferner vergißt auch der älteſte Pohle, vorzüglich wenn er durch einige Tage Ruhe, Muße genug zur Rückerinnerung und Kraft zur Unternehmung erhalten hat, ſeine alten Mittel, ſich wieder in Freyheit zu ſetzen, und ſich unſrer Sclaverey zu entziehen, ſeine Bockſprünge nicht, da er weiß, mit welchem Glück er ſie bey ſeiner erſten Bezähmung zu der Entfernung ſeines Reiters anwandte. Wenigſtens will er bey dem erſten Anreiten nach einigen Tagen Erhohlung im Stall mit ſo vieler Ruhe und Gelaſſenheit behandelt ſeyn, daß ihn oft die geringſte Anlehnung des Schenkels oder ein einziger unſanfter Anzug der Zügel zu ſeinen Bockſprüngen verleiten kann.

Genug, alles dieß macht den Pohlen zu keinem brauchbaren Pferde für einen Reiter, deſſen Geſchäft es übrigens nicht iſt, Pferde für ſeine Mitbürger zum Reitdienſt abzurichten, und den weder Leidenſchaft noch Jugend Vergnügen an dem Umgang eines Thieres finden laſſen, bey welchem er Geſundheit und Leben verlieren kann.

Allein ſo wenig brauchbar auch der Pohle für einen Privatmann iſt, ſo vielen Werth hat er jedoch als Soldatenpferd; ſelbſt ſeine angebohrnen Untugenden kommen ihm hier zu Statten; wenigſtens iſt es gewiß, daß ſie bey dieſer Dienſtausübung nie die geringſten nachtheiligen Folgen haben.

Der Soldat, der Wärter und Reiter ſeines Pferdes zugleich iſt, iſt alle den unangenehmen Verhältniſſen nicht ausgeſetzt, in welche ſich der Privatmann mit ſeinem menſchenſcheuen Pohlen, den er ohne Furcht keinem Fremden

anvertrauen kann, verſetzt fühlt. Das Pferd, welches er bey der Remontirung des Regiments roh und unkultivirt erhält, gewöhnt ſich an ihn als den einzigen Menſchen, mit dem es im Stalle und auf der Reitbahn in näherer Verbindung ſteht, und er gewöhnt ſich an das Pferd, ſeine Capricen werden ihm ſogar am Ende zur Gewohnheit, und er weiß ſich gleichſam durch unwillkührliche mechaniſche Vorſicht vor ſeinen Untugenden zu ſchützen. Es lernt ſeiner Stimme folgen, und gehorcht ihm im Stall und im Reiten, da er ſich in einer ſo unausgeſetzten Gemeinſchaft mit ihm befindet.

Auch gibt die unverkennbare Ausdauer, die der Pohle mit vor allen übrigen Pferderaßen voraus hat, ihm gleichſam eine natürliche Anlage zu einem Dienſt, der mit ſo vielen Beſchwerden verbunden iſt. Unglaublich ſcheint es zu ſeyn, was dieſe Pferderaße für eine Menge Fatiguen ertragen kann; einige Tage ohne alles Futter, vielleicht nur von ein wenig ſchimmlichtem Heu oder ſaurem Graſe genährt, hält ſie Strapazen aus, für welche jedes andre dabey noch gut genährte Pferd auf eine weit kürzere Zeit keine Ausdauer haben würde.

Aus dieſer Hinſicht ſchickt es ſich ganz zu dem Dienſte der leichten Truppen im Felde, die ſo einer Menge Mühſeligkeiten oft bey weniger oder gar keiner Nahrung ausgeſetzt ſind.

Wenn die Nähe des Feindes und die ſtete unglückliche Gemeinſchaft, in welcher die Vorpoſten mit ihm ſtehen, es nicht erlauben, daß Monate lang abgeſattelt werden kann, wenn es ſogar dem Manne nur äußerſt ſelten erlaubt wird, den Sattel zu lüften und den Rücken des Thieres mit friſchem Waſſer zu benetzen; wenn

wenn es ihm weder auf den Feldwachen, noch bey den Pikets und Reſerven ſich zu legen zugeſtanden wird, wenn es Tag und Nacht marſchieren, plänkeln, patrouilliren, und ſich unaufhörlich mit dem Feinde herumtummeln muß, wo jedes andere Pferd ganz kraftlos, mager und bis zum Umfallen erſchöpft wird, bleibt ſich der Pohle auch bey dieſen fürchterlichen Fatiguen noch ziemlich gleich.

Aber auch noch aus einer andern Hinſicht, aus ſeiner natürlichen Unerſchrockenheit beym Feuern iſt der Pohle zu dem Dienſte eines Soldatenpferdes ſehr geſchickt; es gibt wenig Pohlen, die ſich vor dem Schuſſe fürchteten; jede andere Pferderaße ſcheut ſich vor dem Knall des Feuergewehrs mehr, als dieſe, die die mehrſten Mahle erlaubt, daß man ohne alle weitere Vorbereitung und Gewöhnung an dieſen Gegenſtand gleich von ihnen herabfeuern darf.

Was alſo der Pohle für den Privatmann nicht iſt, und vermöge ſeiner Temperamentsanlagen, und ſeines in der frühern Jugend ſo wenig cultivirten Zuſtandes nicht ſeyn kann, nähmlich ein gutes, brauchbares, für ſeinen Reiter in jeder Hinſicht paſſendes Pferd, das leiſtet er doch als Soldatenpferd, wozu er vorzüglich zu dem Dienſte der leichten Trupen das paſſendſte iſt. Nur ſollte jeder Monarch oder die geſetzgebende Gewalt des Staats auf den jetzigen Mangel guter pohlniſcher Pferde Rückſicht zu nehmen und in ihren eigenen Provinzen durch die Anlegung zweckmäßig eingerichteter Landgeſtüte eine Pferderaße zu erziehen ſuchen, die dieſen an Ausdauer und übrigen Anlagen zu einem Soldatenpferde ſo ziemlich gleichkäme, damit die Remontirung ihrer Cavallerie nicht ſo von den ver-

verſchiedenen Verhältniſſen anderer Staaten gegen die ihrigen abhinge, und der Verluſt der Regimenter nicht ſo wie jetzt oft mit pohlniſchen Krüppeln und Fohlen erſetzt würde.

Unter den Krankheiten, wozu die Raße des pohlniſchen Pferdes beſonders geneigt iſt, ſtehen alle Hufgebrechen oben an, ſelten findet man einen Pohlen, der ganz frey von Steingallen, eingelaufenen Wänden, Hornklüften u. d. gl. wäre, und mehrere haben ſogar ſchon einen Entzündungszuſtand ihres Hufes, den die gemeinen Schmiede Verſchlag nennen, erhalten, ehe ſie dienſtbar wurden.

Ferner iſt der Pohle ſehr zur Gicht und zu allen aus dieſer Körperkonſtitution entſpringenden Knochenaufblähungen, als Spat, Schale Ringbein u. d. gl. geneigt; und nicht ſelten iſt er durch die fatiguanten Märſche aus ſeinem Vaterlande, durch das Saufen aus ſtehenden faulen Sümpfen, durch ſchlechte Nahrung, abwechſelnde Luft, auch dem Rotze ausgeſetzt. Eine Druſe, die bey einem aus der Wildbahn kommenden Pohlen zwey bis drey Monate anhält, wird bedenklich, und endigt ſich die meiſten Mahle mit dieſer, für jetzt noch unheilbaren Krankheit.

Der Gang des Pohlen iſt dem Tritte des ſpaniſchen Pferdes gerade entgegengeſetzt; was jenes zu viel piaffirt, ſtreift dieſes zu nahe an der Erde hinweg; daher kommt es, daß auch der ſicherſte Pohle dann und wann anſtößt. Uebrigens iſt der Schritt des Pohlen ſehr geſchwind, und ſcheint nach den zu dieſem Gange angenommenen Tempos etwas zu übereilt zu ſeyn; bey genauer Aufmerkſamkeit findet man jedoch, daß die Cadencen bey den mehrſten richtig ſind,

und

und nur in kürzern Zeiträumen geſchehen, wodurch der Tritt etwas ſo eigenthümliches erhält, daß man den Pohlen, ohne ihn zu ſehen, nach den geſchwind auf einander folgenden Zeitpunkten ſeines Ganges nach dem Gehör erkennen kann.

Der Trab des Pohlen iſt die meiſten Mahle eine ſehr angenehme und für den Reiter wenig ermüdende Bewegung, aber prallend, ſtauchend und fortſchießend iſt gewöhnlich ſein Galopp, die wenige Biegſamkeit ſeiner Hanken erlaubt es nicht, ihm ſo viel Haltung auf ſeinem Hintertheile zu eigen zu machen, daß er eine ſanfte, gleichſam wellenförmige Bewegung bey dieſer Reihe abgemeſſener Sprünge beobachten könnte. Prallig beym Anſprengen, geneigt zum Changiren, fortſchießend und krellig in der Hand, ſind Fehler, die man dem Pohlen bey der Abrichtung zum Galopp nur mit vieler Delikateſſe der höhern Reitkunſt abgewöhnen kann, und die man daher faſt bey allen von ſchlechten Reitern zugerittenen Pohlen bemerkt; ausſchließlich fehlt ihm immer bey dem Anſprengen jene ſanfte Haltung auf dem Hintertheil, jene leiſe Anlehnung aufs Mundſtück, jene Feſtigkeit in dem Gebrauch ihrer Schenkel, genug, jenes determinirte Benehmen, das dieſe Bewegung für den Sitz und die Fauſt des Reiters ſo angenehm macht.

Zu ſeiner Ausbildung braucht der Pohle ſechs Jahre; in dieſer Zeit iſt erſt die Organiſation ſeines Baues vollkommen entwickelt, von dieſer Zeit an tritt er erſt ins Pferdealter, — eine Verſpätung des Bildungstriebes, die für ſeine längere Ausdauer einen Beweis gibt, da es in der Thier- und Pflanzenwelt ein durch die Er-

fahrung beſtätigter Grundſatz iſt: daß je ſpäter ſich der Bau und die Kräfte eines Thieres und einer Pflanze entwickeln, ſie auch um ſo länger ihre jetzige Form beybehalten, und weit ſpäter durch die chemiſchen Geſetze der Auflöſung wieder vernichtet werden, als Thiere und Pflanzen, in deren beſchleunigter Aufkeimung ſchon die Zerſtörung ihres jetzigen Stoffs gegründet iſt.

Mit dem dritten und vierten Jahre ſcheint der Pohle ein ganz anderes Weſen zu ſeyn, als er mit ſechs und ſieben Jahren iſt, und es gehört eine eigene, bloß auf Erfahrung berechnete Kenntniß dazu, in dieſem Alter die Güte und Schönheit dieſer Thierraße vorauszuſagen; alle übrige Pferdekenntniß ſcheitert an dieſer Klippe, die nur durch eine lange praktiſche Erfahrung umſchifft werden kann. Im Ganzen kann man annehmen, daß die häßlichſten, die übelgeſtaltetſten in dieſen Jahren bey dem Eintritt in das Pferdealter die ſchönſten und beſten Pferde werden. Die übrigen Nüancen, die eine gute oder ſchlechte Ausbildung mit allen ihren Modificationen erwarten laſſen, liegen faſt ganz in einem praktiſchen Gefühl, und es iſt ſogar gewiß, daß ſelbſt der beſte Pferdekenner den Pohlen vor ſeinem unausgebildeten Alter nicht beurtheilen, noch weniger die Mängel oder Vorzüge ſeiner Bauart vorausſagen kann, wenn er nicht die pohlniſche Pferderaße bey ihrer Ausbildung praktiſch ſtudirt, und ihre verſteckte Entwickelung durch viele Erfahrungen beobachtet hat.

In dem Umgange mit andern Pferden iſt der Pohle im Allgemeinen genommen als ein Freund aller Geſellſchaft, verträglich und friedfertig, vorzüglich gegen alle Pferde von ſeiner Raße, die er unter allen andern herauszuſuchen

weiß. Weiden z. B. pohlniſche und deutſche Pferde auf einer Aue unter einander, ſo bilden die Pohlen einen eigenen Trupp, der ſich von dem andern abgeſondert hält.

Zu dem Ziehen ſchwerer Laſten iſt der Pohle kein paſſendes Pferd; aus Temperamentsanlage ſeine Kräfte zurückhaltend, wird er prallig beym Anziehen, wenn es vielleicht die Laſt erforderte, daß er bey dem erſten Anrücken alle ſeine Kräfte aufböte; nur in einem leichten, ganz leichten Wagen, und dieß noch dazu in keinen bergigen Gegenden iſt der Pohle als Zugpferd zu gebrauchen, wo er alsdann ſeiner Ausdauer angemeſſen den ganzen Tag forttrabt und in einem kurzen Zeitraum eine unglaubliche Strecke zurücklegt. Doch wird er in dieſem Dienſte ſowohl an Ausdauer als in dem Ziehen ſchwererer Laſten überhaupt von dem ruſſiſchen Pferde noch übertroffen *).

In dem Temperamente des Pohlen, das im Ganzen mehr phlegmatiſch als feurig iſt, ſtechen vorzüglich zwey Eigenſchaften hervor: Zurückhaltung ſeiner Kräfte und Mißtrauen; Eigenheiten, die jedoch mehr zu der Charakteriſtik dieſer Pferderaße gehören, und die der Bereiter mit allen ihren Nüancen gut ſtudiren muß, wenn er aus einem Pohlen ein ganz frommes, williges und für jeden Reiter brauchbares Pferd bilden will.

Aus

*) Soll der Pohle noch am meiſten ziehen, ſo muß man ihn in die Wildbahn ſpannen, wo er, der Geſellſchaft wegen, in welcher er geht, noch einen größern Theil von Laſt auf ſich nimmt und es ihm überhaupt noch von ſeiner frühern Jugend an, wo er in der Freyheit herum irrte, zur Gewohnheit geworden iſt, dicht an ſeine Cameraden, gedrängt zu marſchiren, mit denen er nun, wenn nur ein einziges unter ihnen iſt, das zum Ziehen Anlage hat, in gleichem Maße fortſchreitet.

Aus Zurückhaltung ſeiner Kräfte tritt der Pohle nicht gehörig ans Mundſtück heran, ſelten oder nie hat er eine ſanfte Anlehnung auf die Fauſt des Reiters, wenn er nicht immer mit den Schenkeln vereinigt und an die Hand getrieben wird.

Aus Zurückhaltung ſeiner Kräfte kömmt ein jedes andere Pferd, das weniger haushälteriſch mit ſich ſelbſt iſt, und keine Fehler der Lunge hat, in der Carriere auf eine kurze Diſtanz dem Pohlen weit vor, allein bey einem Wettlauf nach einem zu mehreren Meilen entfernten Ziele hält dieſes mit ſeiner Force und ſeinem Athem, mit welchem es im Anfange des Rennens ſo verſchwenderiſch umging, gegen den ſparſam mit ſeinen Kräften wuchernden Pohlen nicht aus, und man kann im Allgemeinen behaupten, daß jeder Pohle, auch gerade nicht der kräftigſte, jedes andere Pferd, wenn man den engliſchen Wettrenner ausnimmt. in einer Strecke von 8, 10, 12 und mehreren Meilen allemahl ausläuft.

Aus Zurückhaltung der Kräfte trifft man ſelten bey pohlniſch berittenen Regimentern ſogenannte Ausreißer oder Durchzieher an, die nach dem geendigten Schock auf das Commandowort nicht achten, und troz dem Verhalten ihres Reiters noch ein Stück fortſchießen; aus Zurückhaltung ſeiner Kräfte fällt ſogar der gediente und mit den militairiſchen Evolutionen ſchon bekannte Pohle von ſich ſelbſt aus der Carriere in den Gallop, wenn er das ausgeſteckte Point de vûe des Schocks erreicht ſieht. Da man hingegen bey deutſchberittenen Regimentern eine Menge ſolcher ſogenannter Stürmer findet, die bey jeder Attaque wenigſtens 20, 30 und

mehrere Schritte über die Richtung des Regiments hinausjagen.

So wie überhaupt der Pohle aus Zurückhaltung ſeiner Kräfte ſelten durchgeht; denn faſt nie wird man einen Pohlen finden, der im eigentlichen Sinne des Worts vollkommen unaufhaltſam wäre; läuft er ja einmahl aus Mangel des Gefühls, aus Mangel an Haltung auf ſeinem Hintertheile, und aus Unbekanntſchaft mit dem Mundſtück und dem Verhalten, wozu ihn die Wirkungen dieſer Maſchine beſtimmen ſollen, ein kurzes Stück wider den Willen ſeines Reiters fort, ſo hört er doch bald von ſelbſt wieder auf, und nimmt, um ſeinen Reiter von ſich zu entfernen, eher zu dem Bocken als zu ſo einer ihn ganz entkräftenden Maxime ſeine Zuflucht, da er überdieß das erſtere Mittel, unſrer Sklaverey zu entgehen, weit wirkſamer als das letztere findet.

Nicht weniger Bemerkungen ließen ſich in Hinſicht ſeines Mißtrauens aufſtellen; denn im Ganzen kann man faſt alle ſeine kleinen Bosheiten, übeln Angewohnheiten und hämiſchen Neckereien auf dieſen Hauptzug ſeines Charakters reduciren.

Der Pohle läßt ſich nicht gern ins Maul ſehen, beſchlagen, putzen, aufzäumen, ſatteln, packen, im Stall aus- und einführen und dergl., weil er mißtrauiſch iſt, weil er nicht ohne Grund durch alle dieſe Eingriffe in ſeinen ſich ſelbſt überlaſſenen Zuſtand nachtheilige Folgen für ſeine Freyheit und ſeine Unabhängigkeit fürchtet, die er über alles liebt.

Er läßt ſich nicht gern von jemand anderm füttern, noch weniger gern ſich von jemand an-

derm reiten, als von ſeinem Wärter, der ihn durch ſorgfältige Pflege arglos gemacht hat *).

Selbſt gegen ſeine gewöhnliche Equipage, wenn er nur einen fremden Riemen daran zu bemerken glaubt, den er nicht ſchon durch die Erfahrung als unſchädlich für ſich gefunden hat, iſt der Pohle mißtrauiſch; daher kommt es die meiſten Mahle, daß die noch nicht völlig thätigen Pohlen bey den Regimentern, die bis jetzt recht ruhig gingen, auf einmahl zu bocken anfangen, wenn ſie bey der Muſterung ihren Putz, ihr neues Lederzeug, ihre neuen Chabraken und die zierlich gewickelten Mäntel ihrer Reiter ſehen.

Selbſt vollkommen thätig gerittene Pohlen verrichten ihre erlernten Bewegungen nur mit halber Aufmerkſamkeit, wenn ſie ſich in einem Zirkel von fremden Menſchen und unbekannten Gegenſtänden befinden. So wird z. B. ein Pohle, der nur immer im Freyen geritten wurde, und hier alle Gänge noch ſo rein und richtig ging, ſeine Bewegungen geſtört und wie verwirrt machen, wenn er in einer verſchloſſenen Bahn, die mit allen Apparaten der Reitkunſt, mit Pilaren, Springwänden, Fahnen, Trommeln, Spiegeln, Leinen, Peitſchen, Lanzen und dergl. geziert iſt, Gegenſtände, die er alle noch nicht ſo eng vereinigt beyſammen ſah, geritten wird.

Es geht ſogar ſo weit, daß, wenn man einem wirklich ſchon alten und übrigens völlig

 from=

*) Dieſes Mißtrauen gegen Fremde zu täuſchen, muß man oft bey der Abrichtung der pohlniſchen Pferde das Kleid ihrer Wärter anziehen, daß ſie nicht ſowohl der Farbe als dem Geruche nach kennen, es beriechen und ſich nun willig beſteigen laſſen, da es ohne Anwendung dieſer Liſt oft bey aller Vorſicht und Geſchwindigkeit nicht möglich ſeyn würde, ſie zu beſteigen.

frommen Pohlen einen neuen Sattel und Zaum auflegt, der vielleicht noch das eigenthümliche Knaſtern des neuen Leders hat, er unruhig wird, und wo nicht gar durch Bockſprünge ſich aller dieſer Dinge zu entledigen ſucht, doch wenigſtens ſeinen ſonſt ruhigen Gang durch eine Menge Unarten unterbrochen fortſetzt.

Eben ſo können es viele Pohlen nicht vertragen, daß ihr Reiter Papiere aus der Taſche zieht und Briefe lieſt, vorzüglich wenn der Wind damit ſpielt *).

Den polniſchen Pferden gleichen die ungariſchen ſehr, nur ſind ſie nicht von ſo ſtarkem und feſtem Bau, als die erſteren.

Die ruſſiſchen Pferde ſind auch von dem Schlage der polniſchen, und wahrſcheinlich die Stammältern der letzteren. Sie ſind klein mit unförmlichen langen Mähnen; doch dauerhaft und ſtark. Man muß indeß das veredelte ruſſiſche Geſtütpferd, Fig. 6420 von dem wilden eingebornen, Fig. 6421 unterſcheiden. Der Wuchs des letzteren iſt nicht der ſchönſte, der Schlag iſt ein Mittelſchlag zwiſchen groß und klein. Der Kopf iſt etwas ſtark, die Stirne platt, das Auge phlegmatiſch, der Hals kurz und breit, die Bruſt ebenfalls breit, das Kreutz ſehr ſtark und auch breit, die Füße ſind ſtarkknochig, ohne übermäßig dick zu ſeyn, ſind aber ſehr ſtark mit Haaren behängt. Der Huf, welcher nicht ſehr hart iſt, iſt mehr flach wie erhaben, Schweif und Mähne ſind oft ſo lang, daß ſie bis auf die Knie gehen. Der Charakter dieſer

*) Eine ausführlichere Schilderung des polniſchen Pferdes und beſonders ſeiner Launen findet man in Herrn von Tennecker's oben genanntem Werke, im 5ten Hefte, S. 53 – 98, aus welchem ich dieſe Züge entlehnt habe.

ſer Pferde iſt fromm, folgſam, gelehrig, nicht zu träge und nicht zu feurig. Zum Reiten ſind ſie nicht ſonderlich und für die leichte Reiterey ganz untauglich. Wegen ihres Baues und Stärke werden ſie vorzügich zum Ziehen und Fuhrweſen gebraucht.

Das Kirgiſiſche Pferd, Fig. 6422, iſt von einer ausgezeichneten Häßlichkeit. Ihre Unterſcheidungszeichen ſind ein Schaafskopf, ſtarke Knochen, der Hals eines Hirſches, das Kreuß eines Schweines, die Bruſt mehr ſchmahl als breit, an Beinen und Huf aber ſehr proportionirt, und dabey von einem kleinen Wuchs. Dieſe Pferde ſind nicht die ſtärkſten und aus ihrer Beſchreibung kann man ſchon urtheilen, daß ſie zum Ziehen gar nicht tauglich ſind; doch verſichert man, daß wenn ſie in den Gegenden, und folglich bey dem Futter, bey welchem ſie erzogen ſind, bleiben, ſie ſehr alt werden können. Daß dieſe Pferde ſehr fett werden, davon iſt die Urſache, weil es in den Steppen viel Steinſalz gibt, und das Vieh die mit ſolchem geſchwängerten Kräuter frißt. Viele von dieſen Pferden werden auf den großen Jahrmärkten zu Orenburg verkauft. Vormahls verkauften die Kirgiſen ihre Pferde nur um Waaren, aber nicht gegen Geld, das ſie nicht kannten, jeßt aber kennen ſie die Münzen und nehmen gern Geld für ihre Pferde. Ihre Pferdezucht iſt ausnehmend groß; mancher reiche Eigenthümer hat 3, 4 bis 500 Köpfe in ſeinen frey gehenden Stutereyen.

Das Kalmukiſche Pferd, Fig. 6423, welches an der Wolga in den Steppen von Aſtracan, und vom Don bis zum Manitſchfluß von den Einwohnern gezogen wird, macht, ſo wie das übrige Vieh, den einzigen Reichthum der-

ſelben aus. Im Frühjahre werden die Pferde in die unabſehbaren Weiden getrieben, wo man ſie zu tauſenden kaufen kann. Von dieſen Pferden kauften ehemahls die Oeſterreicher und Preuſſen, mit Kayſerlicher Erlaubniß, eine große Menge für ihre leichte Reiterey auf. Dieſe Raße von Pferden iſt ganz vortrefflich für die leichte Reiterey. Der Schlag iſt nicht ſehr groß, und von einer beſondern Leichtigkeit, ſie werden vortrefflich, wenn man ſie das fünfte Jahr erreichen läßt. Eine unbeſchreibliche Wildheit, Scheuigkeit, Bosheit und Furcht vor Menſchen iſt ihnen von Natur eigen, und nur durch viele Mühe, gute Behandlung und Zeit verlieren ſie ſolche. Selbſt der tägliche Umgang, da die Kalmuken ihre Pferde melken und aus der Milch allerley Getränke bereiten, macht ſie nicht weniger ſcheu vor Menſchen. Dieſe Pferde haben eine erhabene Stirn, und öfters Rammsköpfe. Sie haben gut zugeſchnittene Ohren, Rehhälſe, meiſt abhängende Kreuze, und die meiſten hervorſtehende Hüften, aber ſchöne und feine Beine, kurz und wenig behängte Feſſeln, und einen niedrigen runden guten Huf. Schimmel, Scheken, Braune und Füchſe ſind die Hauptfarben, Rappen findet man höchſt ſelten unter ihnen. Die Kalmuken, ein abergläubiſches Volk, weihen oft ein Pferd ihrem Gott oder Heiligen, vorzüglich dem Nicolaus. Dieſes bleibt, ſo lange es lebt, im Geſtüte, und wird nach dem Tode zerlegt und unter Freunde und Verwandten vertheilt, welche es als ein heiliges Fleiſch mit großer Eßluſt zu ſich nehmen.

Das Doniſche Pferd, Fig. 6424, iſt ſtark und dauerhaft. Die Ganaſchen ſind ſtark, der Kopf aber iſt etwas Rammskopf. Hals und Kopf iſt

iſt gut aufgeſetzt, ſie ſind geſtreckt, haben eine proportionirte Bruſt und ſchöne Krupe. Bey den meiſten iſt der Schweif hoch angeſetzt, die Knochen ſind stark, und der Huf mehr erhaben als flach. Ihr Wuchs iſt nicht klein. Dieſe Pferde haben von Natur einen ſchleichenden Gang und ſtolpern im Schritt, im Trab und Galopp aber nicht. Jeder am Don wohnende Koſak zieht Pferde und meiſtens iſt es ſein größter Reichthum. Der Attancan des Dons, Defrencow, hinterließ nach ſeinem Tode eine Anzahl von zwanzig tauſend Stück Pferden.

Das Zaporogiſche Pferd, Fig. 6425, findet man in dem Catarinoslawſchen Gouvernement zwiſchen dem Dnepr und Bug nach der ehemahligen Setſch zu. Die Pferde werden für die erſten und beſten in Rußland gehalten, und taugen vorzüglich für die leichte Reiterey. Der Schlag und das Ausſehen iſt ganz orientaliſch. Sie ſind nicht ſehr groß, aber fein von Kopf und Ohren, von Hals gut aufgeſetzt, die Bruſt weit, das Kreuz ſchön, die Füße rein und fein, und der Huf fein und erhaben. Das gelinde Klima erlaubt ihnen beſtändig zu weiden. Sie haben die ſchönſten Weiden, vortreffliches Waſſer und keine Moräſte. Schade, daß die Zucht dieſer Pferde einige Zeit vernachläſſiget wurde. Die Catarinoslawſche leichte Cavallerie hat daher meiſtens ihre Remonte.

Wilde Pferde, Fig. 6426, findet man in Rußland vorzüglich in den Steppen hinter dem Bachmuth. Dieſe wilden Pferde ſind die häßlichſten unter allen. Sie ſind meiſtens Mausfalchen, haben dicke Köpfe, breite Ganaſchen, häßliche weit aus einander ſtehende Ohren, eine Art Bart an den Backen herunter. Sie ſind

klein, vorn viel niedriger, als hinten, haben eine enge Bruſt, ſpitziges Kreutz, einen dünnen Rattenſchwanz, ſind lang gefeſſelt, und haben Hufe mit langen Zehen und niedrigen Trachten. Man hat oft Verſuche gemacht, ſie zahm zu machen, aber es iſt ſchwer, und wenn es auch gelang, ſo bleiben ſie doch untauglich, weil ihr Wuchs und ihre Schwäche ſie gleichſam von Natur nicht zur Arbeit oder Sklaverey beſtimmte. Sie können aber entſetzlich laufen. Zu Zeiten machen die Hengſte dieſer wilden Pferde Jagd auf Stuten von zahmen Geſtüten, und treiben ſolche mit ſich fort in die Steppen, wo ſie ſchwer oder niemahls wieder zu bekommen ſind. Einzelne Menſchen attaquiren ſie auch zu Zeiten, aber vor mehrern Menſchen ſind ſie ſcheu und fliehen. Auch in den Uraliſchen Steppen, ingleichen in den Kubanſchen Steppen findet man ebenfalls von dieſen wilden Pferden, doch werden ſie ſeltener, je mehr ſich dieſe Gegenden bevölkern.

Zu den kleinſten Pferden in unſerem Welttheile gehören außer den oben erwähnten Oeländern die Lithauer und Jßländer mit kurzen ſteifen Haaren, welche doch ziemlich gut proportionirt und dauerhaft aber boshaft ſind.

An Kleinheit gleichen ihnen faſt die märkiſchen Sandläufer, die verkümmerten märkiſchen Bauernpferde, welche kaum die Größe der Eſel haben, aber in dem heißen Sande beſſer fortkommen, als die großen Pferde.

So wie wir nun bey allen weit verbreiteten Thierarten nach Verſchiedenheit des Klimas, der Nahrung und anderer Umſtände eine Menge Abänderungen oder Raßen antreffen, und man ſie alle von einem Urſtamme abzuleiten kein Bedenken findet, wenn man ſieht, wie ſehr unter

ter einem und demſelben Himmelsſtriche ſchon eine Thierart abgeändert werden kann: ſo iſt es auch wohl ungezweifelt gewiß, daß ſowohl jener ſtolze, an Schönheit faſt alle Pferderaßen übertreffende ſpaniſche Hengſt mit dem häßlichen ungeſtalteten Anführer der wilden Pferdehorden, die man in den Steppen von Rußland und in den Wüſten Arabiens und Lybiens trifft, einen Urvater habe.

Verpflanzen wir den Pohlen auf deutſchen Boden, welche Abweichung der ganzen Form zeigt ſich nicht ſchon in der erſten Generation, ohne daß wir die Raße ſelbſt mit einer andern vermiſchten. Die Fohlen, die von väterlicher und mütterlicher Seite von ukräniſchem Blute abſtammen, ſind, auf unſerm gemäßigten Erdſtriche gezogen, jenen nicht gleich, die ihr Vaterland mitten in ſeinem Klima hervorbringt.

Selbſt das bunte Gemiſch von Farben, die unzähligen Abweichungen, die wir in dieſer Hinſicht unter den Pferden antreffen, ſind vielleicht eine Geburt des Klima's, die dann durch eine hundertfältige Verpaarung zu jenem Gemengſel heranwuchſen, mit welchem unſere Geſtüte zum Spiel der Augen geziert ſind.

Deutſchland zieht keine Engländer, und Rußland keine ſpaniſchen Pferde; der feinſchenklichte Türke artet in Frießland zu einem plumpen Karrngaul um. Vergebens ſtreben wir, durch Pflege und Nahrung die Eigenthümlichkeiten der Raße zu erhalten, ſobald ihnen das Klima nicht günſtig iſt. Was ſind das für Baſtarde von engliſchen Pferden, die man auf deutſchem Boden ſieht? Hat nicht Mecklenburg durch Vertauſchung ſeiner Raße mit engliſchem Blute die guten Pferde verloren, die es ehemahls zog?

Die

Die Pflanzen und die Thiere verarten bey andrer Luft, ſo daß bey der vierten, ſechſten Generation oft nicht ein karakteriſtiſcher Zug ihrer vorigen Abſtammung noch ſichtbar iſt. Dieß iſt eine allgemeine praktiſche Erfahrung, die alle ſophiſtiſche Theorien über dieſen Gegenſtand widerlegt.

Man hat Pohlen von Pohlen, auf deutſchem Boden gezogen, bey der zweyten Generation ſchon ſo verartet geſehen, daß man nur mit Mühe ihre Raße erkennen konnte.

Mit holſteiniſchen Fohlen erzogen, bildeten ſie ſich auch mit dieſen im vierten Jahre ſchon aus, und jede Fortpflanzung von ihnen verlor mehr an Eigenthümlichkeiten ihrer Abſtammung

Doch nicht das Klima allein, auch die Nahrung iſt an dieſer Veränderung Schuld, die die Form und Miſchung der thieriſchen Materie auf anderem Boden erleidet. Die Grundurſache des feinern Baues der arabiſchen, barbariſchen und türkiſchen Pferde iſt gewiß mit in ihren beſſern, ſich leicht aſſimilirenden Nahrungsmitteln zu ſuchen.

Pferde, die auf hohen bergigen Gegenden weiden, die aromatiſche Kräuter genießen, erhalten theils durch die Einwirkung des freundlichern Klima's, durch den reinen Aether der Luft, in deren erhöhten Regionen ſie ſich aufhalten, und theils durch die beſſern Nahrungsmittel einen ganz andern Bau, als Pferde, die in niedrigen ſumpfigen Triften, bey ſaurem ſchilfigen Gras erzogen werden. Dieſer Unterſchied wird ſogar ſchon bey Pferden eines Landes, die in verſchiedenen Provinzen erzogen wurden, auffallend. Das Thüringer Landpferd z. B. in dem fetteſten Gau dieſer Provinz, in der ſogenannten

ten goldenen Aue erzogen, wie ſehr unterſcheidet es ſich von dem Lauſitzer Heidepferde, obgleich beyde Provinzen nur ein Raum von 30 deutſchen Meilen trennt!

Dieſe Bemerkung in Beziehung auf Menſchenraßen und ihre Abarten machte ſchon vor 200 Jahren Libavius. „Eine andere Geſichtsbildung, ſagt dieſer Schriftſteller *), haben die Thüringer, eine andere die Sachſen, eine andere die Schwaben, und jeder Gau hat faſt ſeine eigene, daß man, wenn man einigermaßen Mühe darauf verwenden wollte, jedem beynahe ſein Vaterland würde anſehen können.“

Dieſe Behauptung iſt in Betreff der Pferderaßen und ihrer Abarten nicht minder gegründet. Das mecklenburgiſche, das hannövriſche, das ſächſiſche, das holſteiniſche Pferd, alle haben — ſo nahe ſie übrigens mit einander verwandt ſind — etwas auszeichnendes in ihrem Bau, daß es uns bey einiger Aufmerkſamkeit, vertraut mit den charakteriſtiſchen Zeichen dieſer Abarten, nicht ſchwer wird, gleich beym erſten Anblick zu entſcheiden, von welcher Raße das Pferd ſey. Es liegt in der Form jedes einzelnen dieſer Pferdezweige etwas, das ihre Abſtammung verräth, ob es gleich nur mehr in einem praktiſchen Gefühl, als in deutlichen Begriffen beſteht, und ſich mit wenigen Worten nicht ſagen läßt.

Und je verſchiedener das Klima iſt, je auffallender ſind die Abweichungen der Raßen unter einander, ob ſie ſich gleich alle auf eine und dieſelbe Theorie reduciren laſſen.

In den kalten Gegenden von Island und der Provinz Oeland in Schweden, wo die bey uns

*) In ſeinem Werke: de Aethiopibus virgilianis, Singularium 1. Th. S. 659.

uns ſich hoch in die Lüfte erhebende Eiche ſich als ein niedriger Strauch zeigt, ſind auch die Pferde durch den Eindruck des kalten Klima's ganz klein, ſelbſt die Pferde der Patagonen, ob ſie gleich von ſpaniſcher Abkunft ſind, erreichen in dieſem Lande kaum die Größe unſrer verkrüppelten zweyjährigen Fohlen *). Je weiter überhaupt ſich der Aufenthalt der Pferde von den ſüdlichen nach den nördlichen Gegenden erſtreckt, je mehr ſcheinen ſie an Güte, Schönheit und Brauchbarkeit zu verlieren. Ein Umſtand, der die erſte Abſtammung der Pferde aus Aſien, dem Vaterlande aller in gemäßigten Gegenden lebenden Thiere, ſehr wahrſcheinlich macht.

Von der Kenntniß des äußern Pferdes.

Das Pferd im Stande der Ruhe betrachtet **).

Das Pferd verdient als eins der edelſten und ſchönſten Thiere der Schöpfung, noch mehr aber wegen der mannigfaltigen Dienſte, die es dem Menſchen in der Oeconomie, im Kriege, beym Handelsverkehr, in Rückſicht ſeines Vergnügens und ſeiner Geſundheit leiſtet, unſere ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt. Hätten wir dieſes eben ſo gutmüthige als ſtarke, ſchnelle und in der Arbeit ausdauernde Thier nicht, und müßten uns ſtatt deſſen des Eſels und Ochſen bedienen; ſo würden wir nicht nur viel Vergnügen entbehren, ſondern unſere Arbeit würde durch dieſe weit trägeren Thiere nur ſehr langſam verrichtet werden.

So

*) Bougainville Voy. aut. d. M. p. 131.
**) S. Havemann's Anleitung zur Beurtheilung des äußern Pferdes ꝛc. Hannover 1805. 8. S. 1 ff.

So wie es nun eine für ſich redende Sache iſt, daß die Kenntniß des äußern Pferdes, oder derjenige Theil der Pferdewiſſenſchaft welcher die äußere Beſchaffenheit deſſelben in Rückſicht auf Geſundheit, mechaniſches Gebäude und Tüchtigkeit zu dieſem oder jenem Gebrauche zum Gegenſtande hat, nicht allein Pferdeärzten, Geſtütvorſtehern, Stallmeiſtern, Bereitern und Officieren der Cavallerie nothwendig iſt: ſo kann auch nicht geleugnet werden, daß dieſe Kenntniß alle Menſchen intereſſirt, die Pferde halten oder mit ſolchen zu thun haben.

Nun gehört aber die Kenntniß des äußern Pferdes zu den ſchwerſten Theilen der Wiſſenſchaft, die für einen Pferdekenner und Pferdearzt erfordert wird, und es hat außerdem noch die Anwendung der Theorie, der Erfahrung zufolge, beſonders für denjenigen große Schwierigkeiten, der nicht ſchon von Jugend auf mit Pferden umgegangen iſt, ſeine Augen frühzeitig geübt und ſich auf dieſe Weiſe vieles von jener Anwendung gewiſſermaßen mechaniſch eigen gemacht hat. Es iſt deshalb, um ſich in dieſer Kunſt zu vervollkommnen, kein anderer Weg vorhanden, als unter der Leitung eines einſichtsvollen Führers den Körperbau des lebenden Pferdes zu ſtudiren.

Wer es in dieſer Wiſſenſchaft zu einigem Grade von Vollkommenheit bringen will, muß bey richtiger Leitung durch viele Uebung ſich eine Fertigkeit, ſcharf und richtig zu ſehen, zu erwerben, und ſich mit den von Roßkämmen ſo häufig angewendeten Kunſtgriffen, ſowohl Fehler im Gebäude, als auch zufällige Mängel zu verbergen, und überhaupt mit der Art und Weiſe ſich bekannt zu machen ſuchen, wie ſie die

die zu verkaufenden und zur Beſichtigung ausgeſtellten Pferde von der allervortheilhafteſten Seite zu zeigen wiſſen. Gute Bücher, Zeichnungen und Kupferſtiche können auch zu Hülfe genommen werden; wer aber ſeine Sinne und ſein Urtheil nicht durch praktiſche Belehrung an lebenden Pferden zu üben und auszubilden ſucht, wird nie eine recht anſchauliche Kenntniß von Pferden bekommen, und ein richtiges Urtheil darüber fällen können, folglich nie den Nahmen eines gründlichen und vollkommenen Pferdekenners verdienen.

Um eine genaue Kenntniß und richtige Ueberſicht des Pferdes zu erlangen, machen es die vielen Gliedmaßen, aus deren Vereinigung der künſtliche Bau deſſelben beſteht, nothwendig, ſolche eins nach dem anderen genau zu betrachten. Dieſe ſind:

A. **Die Vorderhand, oder Vordertheil,**

B. **Der Leib, oder Mitteltheil, und**

C. **Die Nach- oder Hinterhand, oder Hintertheil.**

Zur Vorhand gehört der Kopf mit dem ihm anhängigen Gliedmaßen, der Hals, der Widerriſt, die Bruſt und die Vorderſchenkel mit ihren Theilen.

Der Leib erſtreckt ſich vom Widerriſte bis an das Kreutz, und begreift den Rücken, die Nieren, die Rippen, die Flanken, den Bauch, das Euter nebſt den beyden Zitzen bey Stuten, und den Schlauch, den Hodenſack und die darin befindlichen Teſtikel, oder das ſogenannte Geſchröte, bey Hengſten.

Die Nach- oder Hinterhand enthält das Kreuz und die daran befindlichen Hüften oder Hanken, den Schweif, den Hintern, und bey

den

den Stuten das Geburtsglied, ferner die Hinterſchenkel mit den dazu gehörigen Theilen.

So wie nun aber das Praktiſche der Kenntniß des äußern Pferdes richtige Beurtheilung der Geſundheit und der zweckmäßigen Anordnung und Bildung der Gliedmaßen zu einem gewiſſen Dienſte beabſichtigt: ſo iſt es doch in Hinſicht der vielen Pferderaßen und der Vermiſchung derſelben, die nothwendig eine Verſchiedenheit im Gebäude der Pferde zur Folge haben müſſen, nicht thunlich, gewiſſe und genau beſtimmte Verhältniſſe der Theile gegen einander feſtzuſetzen; ſondern es muß hier das durch richtige Leitung und Uebung erworbene Augenmaß und Urtheil vom Ganzen über die Schönheit und Brauchbarkeit des Pferdes zu dieſem oder jenem Dienſte entſcheiden.

Es hat keinen Zweifel, daß eine jede reine und unvermiſchte Grundraße ihre eigenthümlichen Verhältniſſe hat, daher es denn auch nach der Natur der Sache unmöglich iſt, ein ſolches Verhältniß auszumitteln, das ohne Unterſchied auf alle Pferde, ſie mögen origineller oder vermiſchter Raße ſeyn, paſſend und anwendbar iſt.

Der Stifter und Director der franzöſiſchen Vieharzeneyſchulen, Bourgelat, hat ein Verhältnißmaß aufgeſetzt, wornach das richtige Ebenmaß aller Pferde ſoll erforſcht und beurtheilt werden können. Soviel Beyfall auch daſſelbe erhalten, und ſo ſehr es auch als Hülfsmittel zur Erlernung der Kenntniß des äußern Pferdes ſelbſt in einigen Vieharzneyſchulen empfohlen und angenommen worden iſt: ſo kann man demſelben doch keinen Beyfall geben, vielmehr muß man bekennen, daß es auf keine bekannte Raße von Pferden ganz anwendbar iſt. Dieſes Verhältniß-

maß iſt nicht von der Natur hergenommen, ſondern ein bloßes Produkt der Einbildung. Ein jeder etwas geübter Beobachter wird ſich bey der Vergleichung der ſchönen lebenden Natur mit dem Bourgelatiſchen Proportionspferde ſogleich hiervon überzeugen, indem ihn der zu lange Kopf, der zu kurze, auf eine gezwungene und gewaltſame Weiſe aufwärts gebogene Hals, der zu hohe und mit zu ſtarkem Fall an dem Rükken ſich ſchließende Widerriſt u. ſ. w. nicht weiter in Zweifel laſſen wird.

Doch wenn ſich auch zur Bezeichnung der Schönheit und Brauchbarkeit eines Pferdes gewiſſe Verhältniſſe der Gliedmaßen gegen einander angeben ließen, ſo würden dieſe doch nur einem Zeichnenden zu Statten kommen; einem Pferdeliebhaber aber wegen der großen und unvermeidlichen Schwierigkeiten, die mit den genauen Ausmeſſungen der Theile bey einem lebenden Pferde verbunden ſind, von keinem ſonderlichen Nutzen ſeyn. Dieſer kann ſich auch um ſo leichter hierüber beruhigen, da in der That kleine Abweichungen in dem Verhältniſſe des Gliederbaues, bey übrigens guten Eigenſchaften des Pferdes, die Brauchbarkeit und den Werth deſſelben nicht abändern.

Zur Feſtſetzung der Begriffe von Schönheit läßt ſich überhaupt nichts allgemein paßliches als Regel angeben, indem es hierbey auf die Empfindung eines jeden Urtheilenden ankommt, dieſe aber nach der individuellen Körpereinrichtung, Stimmung u. ſ. w. verſchieden iſt. Nur alsdann wird man, dem Urtheil aller Kenner zufolge, die Schönheit eines Pferdes zugeſtehen können, wenn es kein auffallendes Mißverhältniß in ſeinem Gliederbaue hat, und die

Bil-

Bildung und Uebereinſtimmung ſeiner Gliedmaßen einem gewiſſen Dienſte angemeſſen, mithin in der Güte und Brauchbarkeit deſſelben zu dem einen oder dem andern Zwecke gegründet iſt.

Bevor wir in das Einzelne gehen, wird es nöthig ſeyn, einen Ueberblick des ganzen äußeren Pferdes mit der Benennung ſeiner Theile zu geben, wozu die Fig. 6427, eine aus Herrn Stallmeiſter Ploen's Anleitung zur äußern Pferdekenntniß *) entlehnte Zeichnung, den beſten Leitfaden gewähren wird. Die darauf befindlichen Zahlen bezeichnen folgende Theile:

Am Vordertheil oder der Vorderhand iſt

1. das Genick.
2. die Ohren.
3. die Stirn.
4. die Augengruben.
5. die Augenbogen.
6. die Schläfe.
7. die Naſe.
8. die Naſenlöcher.
9. die Lefzen.
10. das Maul.
11. das Kinn.
12. die Ganaſchen.
13. der obere Theil des Halſes oder der Kamm.
14. die Seitentheile
15. der untere Theil.
16. der Widerriſt.
17. die Schulter.
18. das Querbein.
19. die Bruſt.
20. der Ellenbogen.
21. der Kegel oder Arm.
22. die Kerſte oder Kaſtanie.
23. das Knie.
24. das Bein.
25. der Knöchel.
26. die Köte oder Feſſel.

*) Berlin 1790. 8.

27. die Krone.
28. der Huf.
29. die Zehe.
30. der Ballen.

Mitteltheil.

31. der Rücken.
32. die Nieren.
33. die Seitentheile der Bruſt.
34. der Bauch.
35. die Flanken.
36. das Geſchröte der Hengſte.

Hintertheil oder die Hinterhand.

37. die Hüften oder die Hanken.
38. das Kreuz.
39. der After.
40. die Rübe und der Schweif.
41. die Hanken, oder die großen Schenkel auch Dickbein.
42. die Arſchbacken.
43. die Knieſcheibe.
44. Lende oder Keule, auch kleine Schenkel.
45. das Knie.
46. das Bein.
47. der Knöchel.
48. die Köte oder die Feſſel.
49. die Krone.
50. der Huf.
51. die Zehe.
52. der Ballen.

A.

Betrachtung der Theile, die die Vorhand ausmachen, in Rückſicht auf ihre Vollkommenheiten und Fehler.

I. Vom Kopfe.

Bey der Unterſuchung des Kopfes, als des erſten Theils der Vorhand, fallen

1) Die

1) Die Ohren in die Augen. Ihre Beſtimmung iſt, den Schall aufzufangen und ihn ins Innere des Ohrs, zum unmittelbaren Werkzeuge des Gehörs, zu leiten. Sie haben einen dünnen, dutenförmig geöffneten Knorpel zur Grundlage, an deſſen Baſis mehrere Muſkeln befeſtiget ſind, die das Ohr nach allen Seiten hinbewegen können.

Die Schönheit der Ohren beſteht in einer ſchicklichen Größe zum Ganzen, in einer angemeſſenen Stellung und natürlich freyen Bewegung. Sie müſſen ſcharfe, grade aufſtehende Spitzen und dünne Knorpel haben, die mit einer feinen Haut umzogen und mit zarten Haaren bewachſen ſind.

Mauſeohren werden im gemeinen Leben die ſehr kleinen genannt, und, nach der irrigen Meinung, daß dieſe Theile nicht zu klein ſeyn können, für die ſchönſten gehalten. Bey Kennern der Schönheit müſſen ſie ein Ebenmaß zu den übrigen Theilen haben, wenn ſie das Auge nicht beleidigen, ſondern vollkommen ſchön ſeyn ſollen.

Eſelsohren heißen diejenigen, die in Abſicht ihrer Länge das Ebenmaß überſchreiten, ſo wie es bey dem Eſelgeſchlechte der Fall iſt. Es wird hierbey, wie bey den zu breiten Ohren, zu Zeiten eine Operation gemacht, die unter dem Nahmen des Ohrenmäuſelns bekannt iſt. Es werden nähmlich zwey Bleche, die die Geſtalt eines gut gebildeten Ohrs haben, das eine außerhalb und das andere innerhalb des Ohrs angelegt und durch eine Schraube befeſtigt; alsdann wird das, was über den Blechen hervorragt, mit einem ſcharfen Inſtrumente weggeſchnitten. Der Knorpel, der nach der Abnahme

der Bleche hervorſteht, wird, um den kahlen Rand zu vermindern und eine mißfällige Narbe zu verhüten, ſorgfältig weggenommen. Es hinterbleiben aber dennoch, wenigſtens für einen Kenner und genauen Beobachter, ſichtbare Spuren dieſer Operation.

Es iſt auch in den neuern Zeiten Mode geworden, beſonders ſolchen Pferden, die zu lange oder auch zu breite Ohren haben, nach dem Gebrauche der Engländer, die Ohren über einer angelegten krummen eiſernen Klammer ſpitz und mehr oder weniger kurz zu ſchneiden, wodurch aber der natürliche Umfang derſelben ganz aufgehoben wird. Dieſe Operation, die unter dem Nahmen Ohrenſtutzen bekannt iſt, gibt dem Pferde ein nettes, freundliches Anſehen und findet ſo viel Beyfall, daß ſie auch nicht ſelten bey ſolchen Pferden gemacht wird, die in Abſicht der Geſtalt der Ohren gar nichts widerliches haben.

Daß die Pferde nach dieſer Operation, wenigſtens vor der Hand, kopfſcheu werden, auch das Gehör durch eine ſo beträchtliche Verkleinerung des äußern Ohrs merklich vermindert wird, iſt leicht einzuſehen. Ohne dieß hat es noch den großen Nachtheil, daß das empfindliche Gehör-Organ nicht hinreichend mehr vor Regen, Schloßen, Wind u. ſ. w. geſchützt wird; daher denn dergleichen verſtümmelte Pferde ihrem Reuter durch Schütteln mit dem Kopfe und durch Unruhe zu Zeiten ſehr läſtig und unangenehm werden.

Haſenohren ſind ſolche, die zu hoch, mithin zu nahe zuſammen ſitzen. Sie erhalten dieſen Nahmen in Rückſicht der Aehnlichkeit ihrer Stellung mit den Ohren eines Haſen, und werden allgemein für einen Uebelſtand gehalten.

Man

Man räth dagegen eine Operation an, die darin beſteht, daß die Aufhebemuskeln durchſchnitten und hierauf ein breites Blech zwiſchen die Ohren gelegt wird, wodurch ſie bis zur völligen Heilung aus einander gehalten werden.

Weit in den Ohren, und wenn dieſer Uebelſtand ſehr beträchtlich iſt, Hang- oder Scholohren genannt, machen eine den Haſenohren gerade entgegengeſetzte Häßlichkeit aus. Sie ſtehen zu niedrig am Kopfe und hangen mit ihren Spitzen zu ſehr hinunter.

Dieſen Uebelſtand ſuchen Roßkämme dadurch zu verbergen, daß ſie den Pferden den Stirnriemen hoch hinaufſchieben und auf dieſe Weiſe die ſchlaffen Ohren unterſtützen. Auch bemühen ſie ſich, ſolche durch folgende Operation, die das Ohrenaufſetzen genannt wird, zu verbeſſern. Sie ſchneiden oben auf dem Kopfe an jeder Seite ein Stück vom Aufhebemuskel (es iſt der nähmliche wie bey den Haſenohren) heraus, und heften ihn alsdann entweder zuſammen, oder ſie bewirken die Zuſammenfügung der Wunde mit Hülfe eines zugeſpitzten durch beyde Ohren geſtochenen metallenen Drahtes, mit welchem die Ohren zuſammen gezogen werden, und der hierauf an beyden Enden umgebogen bis zur Heilung ſtecken bleibt.

Sowohl durch dieſe als durch die andern erwähnten zur Verſchönerung der Ohren abzweckenden Operationen wird die vorgeſetzte Abſicht nur auf eine unvollkommne Weiſe erreicht. Die ſichtbaren Folgen derſelben ſind jedem Kenner faſt eben ſo mißfällig, als der Uebelſtand der Ohren, wogegen ſie gemacht werden.

Bey Füllen und jungen ſchlaffen Pferden verbeſſert ſich die Richtung der Ohren mit ihrer

Zunahme an Lebhaftigkeit und Kräften. Es kann in ſolchen Fällen allein eine auf Uebung und Erfahrung ſich gründende Beurtheilung ermäßigen, in welchem Grade ſich die üble Stellung verbeſſern werde.

Da gut gebildete und gehörig gerichtete Ohren einem Pferde zur vorzüglichen Zierde gereichen; ſo hat man bey denen, die zur Fortpflanzung dienen ſollen, um ſo mehr Urſache darauf Rückſicht zu nehmen, da die Erfahrung lehrt, daß ſich der Bau der Ohren, ſo wie auch ihre Stellung, in den meiſten Fällen auf die Nachkommen fortpflanzt.

Den Kriegs- und überhaupt allen Pferden, die ohne Rückſicht auf Witterung unter freyem Himmel ſtehen und arbeiten müſſen, ſollten nie die kurzen weichen Haare, die in dem Innern des Ohrs wachſen, weggeputzt werden. Die Natur hat ſie dieſen Theilen zum Schutze gegeben, um ſowohl die Eindrücke einer rauhen Witterung zu mäßigen, als auch das Eindringen der Inſecten, und überhaupt aller fremden Körper, zu verhindern. In dieſer Hinſicht iſt es auch ſehr zu widerrathen, den Pferden die Ohren zu ſtutzen.

Die innere Seite des Ohrs wird in ſeltenen Fällen von einer beträchtlichen Geſchwulſt befallen, die äußerſt viele Schmerzen verurſacht, und worin ſich eine ſcharfe wäſſerige Materie erzeugt. Pferde, die an ſolchem Uebel leiden, pflegen beſtändig den Kopf auf die eine Seite zu hängen. Auch finden ſich zu Zeiten Fiſteln unten an den Rändern des Ohrs, die zwar nicht leicht zu heilen, aber für die Pferde von weiter keinen übeln Folgen ſind, als daß ſie das freye Spiel des ſchadhaften Ohrs verhindern und veranlaſſen, daß ſie ſolches etwas ſteif zu halten pflegen.

Endlich iſt noch in Abſicht der Ohren zu merken, daß ſolche nebſt den Augen die gegenwärtige Stimmung des Körpers verrathen, daher man aus ihren Bewegungen den ſicherſten Schluß auf die Geſundheit, Neigung und den Willen eines Pferdes machen kann.

2) Das Genick, das ſich hinter den Ohren, da, wo das Hauptgeſtell ſeine Lage hat, befindet, muß gehörig lang, dabey platt und an den Seiten ſanft gerundet ſeyn. Iſt es zu kurz, ſo kann das Pferd den Kopf nicht gehörig herbeybringen und einen guten Zaum machen; daher es denn häßlich fürs Auge und unangenehm in der Hand wird. In dieſem Falle iſt die Grenzlinie zwiſchen Kopf und Hals nicht ausgedrückt und der Kopf hat zu wenig Spielraum in ſeiner Bewegung. Iſt hier eine Geſchwulſt, oder ein offenes Geſchwür anzutreffen, das in die Muſkeln und Sehnen geht, und viel wäſſerigen übel riechenden Eyter gibt; ſo ſind es Zeichen von einer Nackenfiſtel. Dieſe entſteht ſelten von äuſſerlicher Gewalt, ſondern entſpringt gemeiniglich aus ſcharfen Säften, die ſich die Pferde auf einer feuchten und ſumpfigen Weide zugezogen haben. Sie iſt als ſehr bedeutend anzuſehen und ſchließt ein jedes damit behaftete Pferd vom Kaufe aus.

Die kleinen näſſenden Stellen oder Geſchwüre, die man zu Zeiten in den Mähnen, da, wo die Halfter liegt, wahrnimmt, haben ohne Zweifel in Unreinlichkeit und daher entſtandener verhinderter Ausdünſtung ihren Grund. Sie veranlaſſen dem Pferde zwar anfangs beym Berühren einen empfindlichen Schmerz, der aber bey angemeſſener Behandlung bald nachläßt, auch ſind ſie weiter von keinen böſen Folgen.

3) Der Schopf iſt ein Theil Mähnenhaare, der auf die Stirn hinabhängt. Er darf nicht zu dünn und zu kurz ſeyn, wenn er ein Pferd gehörig zieren ſoll.

4) Der Vorkopf befindet ſich zwiſchen dem Schopfe, den Ohren und der Stirn. Dieſer Theil iſt bey neugebornen Füllen auffallend hervorſtechend, wächſt aber nach und nach in eine beſſere Geſtalt. Es iſt daher bey einem jungen Füllen, ohne Kenntniß der Raße wovon es abſtammt, nicht möglich, einen ſichern Schluß auf die künftige Bildung des Kopfes zu machen. Der Vorkopf muß bey einem ſchön gebildeten Kopfe eine gehörige Wölbung haben.

5) Die Stirn hat ihre Lage zwiſchen dem Vorkopfe, der Naſe und den Augen. Sie muß, um einen ſchönen Kopf zu bilden, gerade hinabſteigen, gehörig breit ſeyn und ſeitwärts nach den Augen hin ſanft gewölbt erſcheinen. Die Sterne oder Zeichen, die ſich hier nicht ſelten befinden, ſind bisweilen durch Kunſt hervorgebracht. Man kann ſie alsdenn an der geringen Zahl weißer aufſtehender Haare und an den ſich daſelbſt zeigenden kahlen Stellen oder Narben erkennen.

6) Die Augengruben befinden ſich ſeitwärts am Vorkopfe über den Augenbogen. Sie dürfen nur flach vertieft ſeyn, wenn der Kopf ein vollkommen ſchönes und freundliches Anſehen haben ſoll. Sind ſie zu tief, ſo verſtellen ſie das Pferd, und geben demſelben, beſonders bey ſehr erhabenen Augenbogen, Aehnlichkeit mit einem Eſel. Sie dürfen aber auch nicht zu ſehr ausgefüllet und gleichſam erhaben ſeyn, weil alsdann die Augen von dem ſtarken Andrange der Säfte ſich leicht entzünden können. Es werden gegen die zu tiefen Augengruben verſchiedene Mittel

em-

empfohlen, die ſich aber bey der Anwendung unnütz zeigen. Eine Roßkammliſt, die tiefen Augengruben auf eine kurze Zeit zu verſchönern, beſteht darin, daß ſie am Rande derſelben ein Loch durch die Haut ſchneiden, und mit einer kleinen Röhre etwas Luft in das Zellengewebe blaſen, und alsdann die Oeffnung mit Pech, oder dergleichen, ſauber verkleben. Es iſt leicht einzuſehen, daß der beabſichtigte Zweck durch dieſe Operation nur auf eine ſehr kurze Zeit erreicht wird, indem die eingeblaſene Luft bald abſorbirt und weggenommen wird.

Die alte Meinung, der noch jetzt viele Glauben beymeſſen, daß tiefe Augengruben ein Zeichen ſey, daß ein Pferd von einem alten Hengſte erzeuget worden, iſt grundfalſch und wird durch die tägliche Erfahrung widerleget. Die Geſtalt dieſer Theile iſt von Vater oder Mutter abhängig, und mithin eine natürliche Folge der Raße, wovon das Pferd abſtammt.

7) Die Schläfe hat ihre Lage hinter den Augengruben über den Augen. Hier befindet ſich die Schlafpulsader, die von verſchiedenen Schriftſtellern zur Unterſuchung des Pulſes bey Krankheiten angerathen worden. Sie iſt aber 1. ſehr klein, folglich nicht gut zu fühlen; 2. hält das Pferd den Kopf ſelten ſtill, und 3. ſtört die Bewegung der Kinnlade die Unterſuchung des Pulſes. Die Vene, die hier die Arterie begleitet, wurde ehedem wohl gegen trübe und kranke Augen unterbunden und man nannte dieſe Operation, die ſich ſo wenig auf eine geſunde Theorie als auf richtige Erfahrung ſtützet, das Lichtaderabſetzen.

8) Die Augenbogen ſind die erhabenen knochichten Ränder über dem obern Augenliede.

Ragen ſie ſtark hervor und ſind die Augengruben, wie es alsdann öfters der Fall iſt, ſehr vertieft, ſo erhält das Pferd hierdurch eine unangenehme und finſtere Phyſiognomie, die demſelben einige Aehnlichkeit mit einem Eſel gibt.

Die Haare der Augenbogen entfärben ſich an dunkelhaarigen Pferden bey herannahendem Alter mehr und mehr, und werden endlich alle weiß. Die Zeit aber, wenn dieſes geſchieht, läßt ſich nicht wohl angeben, indem dieſe Veränderung der Haare bey einigen Pferden früher, bey andern ſpäter erfolgt. Roßkämme ſuchen dieſe Anzeige von Alter nicht ſelten dadurch zu verbergen, daß ſie, wenn erſt wenige weiße Haare vorhanden ſind, ſolche ausreiſſen, und wenn das wegen ihrer Menge nicht mehr angeht, ihnen durch Auftragung einer Farbe oder Beitze eine den Haaren auf dem übrigen Körper gleiche Farbe geben.

9) Der Augenlieder ſind an der Zahl zwey, nähmlich ein oberes und ein unteres. Das obere Augenlied, welches das größte iſt, muß wohl aufgezogen, dabey fein und mager ſeyn, und in ſeinen Bewegungen nichts gezwungenes und krampfiges haben. Iſt es voller Falten und eingefallen, und deſſen Bewegung krampfig: ſo iſt es ein Zeichen von fehlerhaften Augen und einem ſchwachen Geſichte. Das untere Augenlied bedarf weniger Aufmerkſamkeit, als das obere. Es muß ebenfalls ſehr mager ſeyn und gut anſchließen.

10) Die Augenwimpern ſind die verſchiedenen Reihen Haare von der Länge etwa eines halben Zolls, die ſich am Rande des obern Augenliedes befinden. Sie dienen dem Auge zum Schutze gegen fremde Körper, und ſchwächen die Kraft der Lichtſtrahlen, die von oben herunter fallen,

fallen, und ſonſt dem Auge beſchwerlich ſeyn würden. Die Augenwimpern verändern nach dem Grade der Helligkeit ihre Richtung: fällt viel Licht ins Auge oder wirket ein ſcharfer Wind, Regen u. ſ. w. auf daſſelbe: ſo ſenken ſie ſich, und umgekehrt, erheben ſie ſich. Dieſe veränderte Richtung gibt ein Mitkennzeichen von der guten Beſchaffenheit der Augen ab.

Es biegen ſich bisweilen einzelne Haare von den Augenwimpern um, verkriechen ſich unter das obere Augenlied, und veranlaſſen einen ſchmerzhaften Reitz. Die Fortſchaffung derſelben hebt ſogleich alle durch ihre Gegenwart erzeugten Zufälle.

Am untern Augenliede befinden ſich den Augenwimpern ähnliche Haare, die aber äußerſt fein und kurz, und daher von weniger Bedeutung ſind. Ihr Nutzen iſt hier in Abſicht des Schutzes gegen fremde Körper nach Verhältniß der nähmliche, als am obern Augenliede.

11) Auf und um die Augenlieder herum ſitzen einzelne Haare, etwa eines Fingers lang, die dem Auge ebenfalls zum Schutze und zur Vertheidigung dienen. Gemeine Leute reiſſen ſie zu Zeiten aus, weil ſie beſorgen, daß ſich die Pferde blind darauf ſähen, und bey gut gehaltenen Pferden geſchieht eben dies zur Verſchönerung.

12) Die Augenwinkel entſtehen von den beyden Augenliedern. Es ſind deren zwey; der innere, (dieſe Benennung iſt vom Menſchen entlehnt) oder große, der nach der Naſe hingerichtet, und der äußere oder kleine, der jenem gegenüber liegt.

13) Der Nagel, die Blinz- oder Vogelhaut, oder das dritte Augenlied, iſt ein dünner,

ner, nach der Oberfläche des Augapfels gebogener, im großen Augenwinkel befindlicher Knorpel, der im geſunden Zuſtande des Auges nur wenig hervorragt und ſichtbar iſt.

Die Benennung Nagel, die gewöhnlichſte für dieſen Knorpel, iſt von ſeiner gebogenen Geſtalt, die einem Nagel vom menſchlichen Finger ähnelt, entlehnt. Blinz- oder Vogelhaut heißt er, weil das Federvieh einen ähnlichen Körper hat; und den Nahmen drittes Augenlied verdient er in Rückſicht ſeines Nutzens, der gleich dem der Augenlieder in der Beſchützung des Auges beſteht. Denn ſobald daſſelbe von einem fremden Körper berührt oder gereitzt wird, dringt ſogleich dieſer Theil hervor und überzieht den Augapfel.

Der Nagel darf bey einem ſchönen Auge nur wenig aus dem großen Augenwinkel hervorſtehen und muß ſich hierſelbſt ganz dünn und ſcharf zeigen. Ragt er weit und in Geſtalt eines dikken Randes hervor, ſo macht dies nicht nur einen widerlichen Eindruck, ſondern es iſt alsdenn auch nicht ſelten der Fall, daß die Augen ſchwach und zu Entzündungen geneigt ſind.

Die gemeinen Pferdeärzte machen zu Zeiten bey Augenentzündungen eine Operation an dieſem Theile, die unter dem Nahmen des Nagelſchneidens bekannt iſt, und darin beſteht, daß ſie den Nagel bald zum Theil, bald ganz herausſchneiden. Da bey heftigen Augenentzündungen der Nagel nicht ſelten etwas hervordringt: ſo hat man geglaubt, daß derſelbe zu groß und zu fett ſey und daher das Auge drücke und die Entzündung deſſelben hervorbringe, welches denn die Veranlaſſung zu jener unbeſonnenen Operation gegeben hat. Das Hervordringen des Nagels iſt

aber

aber nicht die Urſache, ſondern die Folge der Augenkrankheit. Die Sache verhält ſich folgendermaßen. Der mit Entzündung vergeſellſchaftete Schmerz veranlaßt, daß ſich die Muskeln des Auges zuſammen- und daſſelbe in die Augenhöhle zurückziehen; da nun hierdurch der Nagel gedrückt wird, ſo tritt er etwas aus dem großen Augenwinkel hervor.

Das Nagelſchneiden wird auch zu Zeiten als ein Präſervativ bey ſolchen Pferden verrichtet, denen die Nägel von Natur etwas mehr, als gewöhnlich, hervorſtehen.

14) Die Thränenkarunkel iſt ein erhabener, runder, mit kurzen feinen Haaren beſetzter drüſigter Körper, der im großen Augenwinkel ſeine Lage hat. Sie ſondert eine ſchleimige Feuchtigkeit ab und verrichtet zugleich den Dienſt eines Dammes, wodurch verhindert wird, daß die Thränen nicht im großen Augenwinkel ausfließen, ſondern in die Thränenpuncte aufgenommen werden.

15) Der Augapfel, als das bekannte Organ des Geſichts, verdient in Hinſicht auf ſeine Schönheit, noch mehr aber in Anſehung ſeiner Geſundheit, die aufmerkſamſte Unterſuchung. Der Theil deſſelben, der zwiſchen den Augenliedern erſcheinet, muß klar und durchſichtig ſeyn und wird die durchſichtige Hornhaut genannt. Dieſe muß gehörig groß und nicht zu convex ſeyn, viel Glanz und Feuer haben, und, ſelbſt in einem recht hellen Lichte betrachtet, keine Flecken und trübe Stellen in ſich wahrnehmen laſſen. Sind die Augen zu klein, oder ſtehen ſie ſtark hervor, ſo ſind ſie nicht nur häßlich, ſondern ſie haben auch nach vielen Erfahrungen eine große Anlage zu Krankheiten.

Schwei-

Schweinsaugen werden die ſehr kleinen Augen genannt und einſtimmig für häßlich gehalten. Es iſt zwar nicht allemahl der Fall, daß ſie eine Neigung zu Krankheiten haben; indeſſen ſie diſponiren im Allgemeinen mehr dazu, als die Augen von angemeſſener Größe.

Flecken von geheilten Augenwunden auf der durchſichtigen Hornhaut ſind, wenn ſie undurchſichtig und gerade gegen die Pupille über ſitzen, im Sehen hinderlich und nach Maßgabe ihres Umfanges mehr oder weniger ſchädlich. Befinden ſie ſich am Rande, ſo ſind ſie im Sehen nicht nachtheilig.

Zwiſchen der durchſichtigen und undurchſichtigen Hornhaut wird nicht ſelten ein aſchgrauer, zuweilen eine Linie breiter Strich wahrgenommen, der daher entſteht, daß die undurchſichtige Hornhaut nicht auf einmahl, ſondern nach und nach in die durchſichtige übergeht. Dieſer Strich iſt in Abſicht der Güte der Augen eben ſo gleichgültig, als es einerley iſt, ob die an die durchſichtige Hornhaut ſtoßende undurchſichtige Hornhaut eine weiße oder ſchwarze Farbe hat.

Die Iris oder Regenbogenhaut, auch Blendung genannt, heißt die vordere ſichtbare Fläche der Quer- oder Traubenhaut, die unmittelbar hinter der durchſichtigen Hornhaut wahrgenommen wird. Ihre Farbe iſt gewöhnlich von der Farbe der Haut und der Haare abhängig. Da die mehrſten Pferde eine dunkle Haut haben, ſo iſt dieß auch in Anſehung der Regenbogenhaut der Fall. Bey den weißgebornen Pferden findet indeſſen eine merkwürdige Abweichung ſtatt. Denn obgleich die ächten weißgebornen Pferde eine röthliche Haut haben, ſo iſt doch dieſer

dieſer Gattung von Pferden in der Regel eine ſchwarze Iris eigen.

Glasaugen nennt man ſolche, bey denen die Iris weiß iſt, wie dieß bey den perlfarbigen Pferden (Iſabellen) und auch nicht ſelten bey Schecken und Tigern und ſolchen Pferden, die von dieſer Raße abſtammen, wie auch bisweilen bey den Pferden, die eine große Bläße (Leuchte) haben, der Fall iſt. Die weiße Iris iſt an ihrem innern Rande etwa eine Linie breit dunkel gefärbt, auch ſind die ſogenannten Traubenkörner in ſolchen Augen faſt immer ſchwarz.

Die Glasaugen haben mit den Augen der weißen Kaninchen und Kackerlacken eine auffallende Aehnlichkeit; jedoch iſt die Pupille gewöhnlich nicht roſenfarbig, ſondern nur etwas heller, als bey andern Augen. Sie ſind dieſen in Hinſicht auf ihre Güte gleich zu halten; indeſſen ſind ſie gleich den Augen der Kackerlacken empfindlicher und reitzbarer gegen das Licht, dergeſtalt, daß ſich ihre Pupillen in hellem Sonnenlichte ſo zuſammenziehen, daß nicht eine zum deutlichen Sehen erforderliche Anzahl von Strahlen durchfallen und die Gegenſtände deutlich abbilden kann. Daher ſehen denn perlfarbige Pferde in ſehr hellem Sonnenlichte unvollkommen und ſind auch um deswegen etwas ſcheu und unſicher im Gebrauche.

Falken- oder Birkaugen nennt man ſolche, die eine hellbraune Iris haben. Sie werden nicht ſelten bey den hellbraunen und falben Pferden gefunden. Dergleichen Augen erheben ſehr das Feuer derſelben und geben dem Pferde einen ſehr muntern Blick.

Die Pupille, der Stern, oder das Stralenloch iſt das länglicht runde Loch, das ſich in

der Regenbogenhaut befindet. Um die natürliche Farbe der Pupille eines geſunden Auges genau kennen zu lernen, iſt eine wiederhohlte und ſorgfältige Beſichtigung derſelben erforderlich. Die Pupille zieht ſich zuſammen, wenn ein Pferd aus dem Dunkeln ins Helle, und erweitert ſich, wenn es aus dem Hellen ins Dunkle geführt wird. Je geſchwinder die Erweiterung und Verengerung dabey geſchieht, für deſto gefühlvoller und geſunder iſt das Auge zu halten.

Beyde Pupillen müſſen einerley Größe haben, indem im entgegengeſetzten Falle das eine oder nach Umſtänden beyde Augen krank ſind.

In einem gemäßigten Lichte dürfen die Pupillen nicht zu groß ſeyn und ſich in einer zirkelähnlichen Geſtalt zeigen, widrigenfalls dergleichen Augen ſchwach ſind und Neigung zu Krankheiten verrathen.

Die Traubenkörner ſind gewöhnlich drey dicht neben einander liegende ſchwarze Flocken, die ſich an der Iris und zwar am obern Rande der Pupille befinden und in dieſelbe hinabhängen. Sie dienen einen Theil der Lichtſtrahlen abzuhalten, die von oben hinab ins Auge fallen, und kommen vorzüglich in einem hellen Lichte bey zuſammengezogener Pupille hervor. Auch auf dem untern Rande der Pupille, gerade den Traubenkörnern gegenüber, bemerkt man in hellem Lichte ebenfalls einige ganz kleine ſchwarze Pünktchen.

Wenn die Traubenkörner ſehr dick ſind und tief in die Pupille hinabhängen, das entweder ein angebohrnes Uebel iſt, oder auch zu Zeiten nach gehobenen heftigen innern Augenentzündungen gefunden wird; ſo verhindern ſie das Einfallen der nöthigen Strahlen und ſchwächen das

Ge-

Geſicht, daher denn die Pferde, bey denen dieſes ſtatt findet, beſonders wenn ſie eine ſehr empfindliche Natur haben, ſcheu und unſicher im Gebrauche ſind.

Im Innern muß das Auge rein und klar ſeyn, und darf ſich nicht das geringſte von undurchſichtigen Flecken darin befinden. Undurchſichtige Punkte in der Pupille ſind als ein Anfang vom weißen Staare anzuſehen, wie denn eine weiße oder graue Pupille die Gegenwart eines weißen oder grauen Staars anzeigt.

Es iſt übrigens noch anzumerken, daß wenn man die Augen zur Beurtheilung ihrer Geſundheit genau beſehen will, man das Pferd in ein angemeſſenes Licht ſtellen müſſe. Dieſes erhält man, wenn das Pferd ſo geführt wird, daß der Kopf gegen das helle Licht gerichtet, der Hintertheil aber im Dunkeln ſteht. Man kann es zu dem Ende in eine Stallthür oder unter einen Wagenſchoppen ziehen, und alsdann die Augen aus allen Punkten, nähmlich von vorn, von der Seite und von hinten gehörig betrachten.

Der Verſuch, der im gemeinen Leben zur Erforſchung, in wie fern ein Pferd ſehen kann, oder nicht, gewöhnlich gemacht wird, und darin beſteht, daß man mit einem oder ein Paar Fingern nahe vor den Augen des Pferdes hin und herfährt, iſt, weil die Bewegung Wind verurſacht, leicht trüglich, und muß wenigſtens mit Vorſicht angeſtellt werden. Es iſt in ſolchen Fällen beſſer, wenn man dem Pferde, deſſen Geſicht man unterſuchen will, ein Auge um das andre zubindet, und es alsdann, nachdem man es einigemahl auf einem freyen Platze hin- und hergezogen, vor eine Wand oder irgend einen andern Gegenſtand führt.

Ein Pferd kann auch mit völlig klaren Augen blind ſeyn, und den ſogenannten ſchwarzen Staar haben. Dieſer hat ſeinen Sitz in dem Sehnerven ſelbſt, der gefühllos, mithin unfähig iſt, den Eindruck, den die Strahlen auf die Netzhaut machen, ins Gehirn zu übertragen. In dieſem Falle findet, wenn beyde Augen vom ſchwarzen Staar befallen ſind, keine Bewegung in den Pupillen ſtatt: leidet aber nur ein Auge an dem Uebel, ſo ſtimmt die Bewegung der Pupille des kranken Auges zu Zeiten ganz mit dem des geſunden Auges überein. Verhindert man in ſolchem Falle durch Zubinden das Einfallen der Lichtſtrahlen ins geſunde Auge, ſo öffnet ſich ſofort die Pupille des blinden Auges, indem ſie an ſich gegen die Einwirkung des Lichts unempfindlich iſt. Man kann ſich in dieſem Falle durch den eben angezeigten Verſuch überzeugen, ob das Pferd ſehen könne, ſo wie man denn auch die völlige Blindheit eines Pferdes an dem Hochtragen des Kopfes, den geſpannten, horchenden Ohren und den im Gange hoch aufgehobenen Schenkeln erkennen kann.

Ueber die Augen der Pferde und deren Zufälle ſehe man auch den Art. Auge, Th. 3, S. 4 fl., und beſonders den Art. Augenkrankheiten der Pferde, daſelbſt, S. 25—46.

16) Die Naſe macht den vordern Rand des Kopfes von der Stirn bis zu den Naſenlöchern herunter aus. Ihre Richtung beſtimmt nebſt der Stirn die Geſtalt des Kopfes. Nach des Herrn Havemann's Urtheile iſt diejenige die beſte und gefallendſte, die gerade iſt, und nur im Herabſteigen nach der Naſenſpitze zu, ſich ſanft rückwärts beugt.

Da, wo die Halfter über der Naſe her-liegt, nimmt man bey einigen Pferden ſtarke Schwielen in der Haut, und bey andern auch wohl Vertiefungen wahr, die dieſen Theil ent-ſtellen. Erſtere pflegen vom Kapzaume, und letztere von dem Reiben der Halfter zu entſtehen.

17) Die **Mäuſe** befinden ſich ſeitwärts von der Naſe auf den Vorderkinnbacken. Es ſind Muskeln, einer auf jeder Seite, die zur Aufhebung der Naſenſpitze und Vorderlippe die-nen. Dieſe Wirkung, die ſie veranlaſſen, pflegt man gewöhnlich flehmen zu nennen.

Empiriſche Pferdeärzte reißen nicht ſelten bey Augenkrankheiten dieſe Muskeln durch eine gemachte Oeffnung heraus, nachdem ſie ſolche durch eine darunter geſteckte Spitze eines Hirſch- oder Rehgeweihes hervorgezogen haben. Bey-ſpiele haben gelehrt, daß, wenn ſie den aus dem Vorderkinnbacken kommenden großen Nerven mit-gefaßt haben, das Pferd an convulſiviſchen Be-wegungen crepiren kann. Dieſe keinen Nutzen ſchaffende Operation des ſogenannten **Mäuſe-ſchneidens**, wodurch man nur das Pferd ver-ſtümmelt, wird auch bisweilen bey Pferden, die ſtarke fleiſchige Köpfe haben, zur Präſervation der Augen gemacht.

18) Der **Vorderkinnbacken** befindet ſich hinter der Naſe, da, wo die Mäuſe ihre Lage haben. Im gemeinen Leben wird dieſer Theil mit zur Naſe gerechnet.

Die Schönheit und Güte erfordern, daß die Vorderkinnbacken trocken und mager ſind, und daß die darauf liegenden Venen recht deut-lich ins Geſicht fallen. Sehr erhabene und fleiſchige Vorderkinnbacken machen einen ſchwe-ren, fetten Kopf, der, auch ſchon nach alten

Wahrnehmungen, eine Neigung zu Augenentzündungen haben ſoll.

Die Zahnfiſtel hat ihren Siß in den angefreſſenen Wurzeln der Backenzähne und iſt an einem kleinen Geſchwüre, das eine flüſſige, nicht ſelten äußerſt ſtinkende Materie ausfließen läßt, zu erkennen. Schiebt man einen Sucher in das Geſchwür; ſo ſtößt man ſogleich auf die entblößte Zahnwurzel. Dieſer Fehler entſteht gewöhnlich von äußerlichen Urſachen, als von einem Schlage oder Stoße, und kommt wegen der langen unmittelbar unter der dünnen Knochenplatte ſteckenden Zahnwurzeln gewöhnlich nur bey jungen Pferden vor. Die Zahnfiſtel kann nicht anders als durch die mühſame und mit Gefahr verbundene Wegnahme des kranken Zahns geheilt werden.

19) Die Naſenlöcher befinden ſich bekanntermaßen unten und ſeitwärts an der Naſe. Sie gleichen in ihrer Geſtalt den Ohren bey Menſchen, oder zwey gegen einander geſtellten kleinen lateiniſchen s. Sie müſſen gut geöffnet und mit einer feinen Haut und ſeideähnlichen Haaren bedeckt ſeyn. Große Naſenlöcher verſchönern das Pferd und ſind Zeichen von einer edlen Raße.

Bey einigen Nationen iſt es Gebrauch, den Pferden, die ſie zum Kriege und ſchnellen Laufen gebrauchen, die Naſenlöcher aufzuſchlißen, um ihnen einen leichtern Athem zu verſchaffen, und ſie am Wiehern zu hindern. Wer aber den Weg, den die Luft beym Athemholen geht, genau kennt, wird leicht einſehen, daß dieſe Operation unmöglich die Reſpiration zu erleichtern im Stande iſt, auch das Wiehern nicht verhindert, ſondern nur deſſen ſtarken Ton dämpfen

und

und vermindern kann. Bey einem geſunden und nicht erhitzten Pferde muß die Bewegung der Naſenlöcher ganz unmerklich, ſo wie das Athemholen ſelbſt, geſchehen.

Findet ein Ausfluß von Rotz aus den Naſenlöchern ſtatt, ſo muß eine nähere Unterſuchung lehren, ob derſelbe von Druſe oder Rotz, oder von ſonſt etwas herrühre. Erfolgt aber der rotzige Ausfluß nur aus einem Naſenloche, ſo iſt das Pferd um ſo mehr in höherm Grade des Rotzes verdächtig, wenn der Rotz zähe iſt, und an dem Rande des Naſenloches feſt klebt, oder gar zu Zeiten mit Blut vermiſcht iſt.

20) Die falſchen Naſenlöcher ſind etwa einen Finger lang tiefe Höhlen, die ſich an dem innern Rande der Naſenlöcher über dem Knorpel befinden. Ihre Beſtimmung iſt räthſelhaft. Der Mangel an anatomiſcher Kenntniß hat bey manchen Schmieden und Pferdeärzten Veranlaſſung gegeben, daß ſie Arzneyen in dieſe Theile ſprützten, wenn ſie ſolche in die Naſen- und Stirnhöhlen zu bringen gedachten.

21) Die Schleimhaut bekömmt man zu Geſichte, wenn man die Naſenlöcher aufſperret. Sie ſondert einen zarten Schleim ab, der beſtändig deren Oberfläche bedeckt, und ſolche, nebſt den darin verbreiteten Geruchsnerven, vor dem Austrocknen bewahrt.

Die Schleimhaut muß eine lebhafte, friſche Röthe haben, wenn ſie einen völlig geſunden Zuſtand des Pferdes anzeigen ſoll. Entzündet und ſcharlachfarbig iſt ſie nicht ſelten beym Rotze und heftiger Druſe. Iſt die Schleimhaut von chancröſen Geſchwüren angefreſſen, ſo hat es weiter keinen Zweifel, daß das Pferd den Rotz hat. Bey abgezehrten magern Pferden, die eine

Anlage zur Waſſerſucht haben, und bey Füllen, die an Würmern leiden, iſt ſie widernatürlich blaß.

22) Der Thränenkanal öffnet ſich unten in jedem Naſenloche in der Größe einer Linſe. Er nimmt an beyden Augenliedern mittelſt der Thränenpunkte ſeinen Anfang, geht als ein häutiger Kanal durch das Thränenbein und ſteigt in der Höhle des Kinnbackenbeins herunter. Der Nutzen dieſes Kanals beſteht darin, daß die Thränenfeuchtigkeiten, nachdem ſie dem Auge ihren Dienſt geleiſtet haben, darin aufgenommen, und unten in der Naſe ausgeführt werden.

23) Die **Naſenſpitze** fließt genau mit der Vorderlippe zuſammen. Auf dieſem Theile werden die Pferde gewöhnlich gebremſet. Der große Nerv, der unter den ſogenannten Mäuſen aus dem Vorderkinnbackenbeine hervorkommt, verbreitet ſich guten Theils durch die Naſenſpitze, und daher verurſacht die durchs Bremſen bewirkte heftige Zuſammenpreſſung derſelben eine ſo große Unempfindlichkeit und Betäubung des Körpers. Bey einigen Pferden trifft man hier einen Schnurrbart an, der entweder der Raße, wovon das Pferd abſtammt, eigen, oder auch ein Naturſpiel iſt; in beyden Fällen aber als etwas ſehr gleichgültiges angeſehen werden muß.

24) Die Lippen begrenzen und befriedigen das Maul und dienen zum Einnehmen der Nahrungsmittel. Man theilt ſie in die vordere und hintere, und aus ihrer Verbindung entſtehen die **Winkel** oder **Ecken**. Die Lippen, die bey feinen edlen Pferden zart ſind und wenig Falten machen, müſſen ſich an allen Orten genau zuſammenfügen. Bey ſchlaffen Graspferden

den hängt nicht ſelten die Hinterlippe herunter, und macht einen Uebelſtand für ſie aus.

Man pflegt auch wohl die Pferde auf der Hinterlippe zu bremſen, wenn es auf der Naſenſpitze ohne Nutzen iſt. Dieſes iſt aber gefährlich, und kann, wenn es heftig geſchiehet, leicht eine Lähmung zu Wege bringen, die entweder gar nicht, oder doch nur mit Mühe und mit der Zeit gehoben werden kann.

Die Hinterlippe macht einwärts eine Falte, die ſich über die Laden herlegt und auf welcher das Gebiß ruht. Bey hartmäuligen Pferden iſt dieſe Falte ſchwielig und unempfindlich.

25) Das Maul wird durch die Vorder- und Hinterlippe begrenzt und verſchloſſen. Es muß gehörig geöffnet und geſpalten ſeyn, damit das Gebiß Platz habe und nicht auf die Hakenzähne liege.

Die Grenzen des Mauls, ſo wie auch der Umfang der Naſenlöcher, ſind mit einzelnen ſteifen Haaren beſetzt, die dieſen natürlichen Oeffnungen zum Schutz gereichen. Man nimmt ſie gewöhnlich mit der Scheere weg, um den Pferden ein ſchöneres Anſehen zu geben.

In dem Maule kommen mehrere Theile vor, die bey der Beſichtigung und Beurtheilung eines Pferdes eine ſorgfältige Unterſuchung erfordern. Dahin gehören vorzüglich:

26) Die Zähne, welche über das Alter des Pferdes die ſicherſte Auskunft geben. Außer den Zähnen trägt das Pferd keine Zeichen und Merkmahle an ſeinem Körper, die genau auf deſſen Alter hinweiſen. Es iſt Vorurtheil, wenn einige glauben, daß ſich die Anzahl der Jahre eines Pferdes aus der Anzahl der Falten, die ſich an den Ecken der Lippen befinden, oder

aus denjenigen, die hervorkommen, wenn die Haut auf den Schultern auf eine gewiſſe Weiſe gefaßt wird, erkennen laſſe. Nicht weniger iſt die Meinung ungegründet, daß aus gewiſſen Veränderungen, die an den obern Schweifknochen jährlich vorgehen ſollen, durchs Gefühl das Alter könne beſtimmt werden.

Um aus den Zähnen das Alter des Pferdes zu beurtheilen, muß man in dieſer Rückſicht den Ausbruch, den Wechſel und überhaupt alle Veränderungen, die in den verſchiedenen Lebensperioden an den Vorder- und den Hakenzähnen vorgehen, genau kennen.

Die Füllen kommen ohne Zähne zur Welt, man entdeckt indeſſen mittelſt der Finger, daß im Hintermaule bey der Geburt ſchon die ſcharfen Spitzen der Backenzähne aus dem Zahnfleiſche hervorſtehen.

Das neugebohrne Füllen, das in der erſten Zeit nach ſeiner Geburt, wegen ſeines noch zarten Körpers, keine feſte und keine andre Nahrung, als die in dem Euter ſeiner Mutter für daſſelbe bereitete Milch zu ſich zu nehmen, vom Inſtinkt geleitet wird, hat hierzu auch keine Zähne nöthig; vielmehr würden ſolche der Mutter um ſo mehr beſchwerlich ſeyn, da ihr Euter die erſten Tage nach der Geburt von den häufig darin angeſammelten Säften geſpannt und empfindlich iſt.

In dem Vordermaule, deſſen Ränder bey neugebohrnen Füllen mit lockerm Zahnfleiſch überzogen ſind, brechen zwiſchen acht und vierzehn Tagen nach der Geburt in der Mitte vier Zähne aus, nähmlich zwey in der Vorder- und zwey in der Hinter-Kinnlade, die Zangenzähne genannt werden. Im Hintermaule ſind

um dieſe Zeit auch zwölf Backen- oder Stockzähne, deren Spitzen bereits bey der Geburt des Füllens aus dem Zahnfleiſche hervorragten, ausgebrochen, und zwar ſechs in der Vorder- und eben ſo viel in der Hinterkinnlade, nähmlich drey an jeder Seite.

Eine kurze Zeit nachher, etwa in der dritten Woche, brechen im Untermaule in jedem Kinnbacken zwey andere neben den Zangenzähnen aus, die ihrer Lage wegen die Mittelzähne genannt werden.

Wenn das Füllen etwa vier bis fünf Monate alt iſt, ſo brechen wieder vier Zähne im Untermaule, zwey in jeder Kinnlade, aus, die wegen ihrer Stelle, die Eckzähne genannt werden. In eben dieſem Alter erſcheinen auch vier Backenzähne, zwey in jeder Kinnlade, die, an jeder Seite von unten auf gezählt, den vierten Platz einnehmen.

Dieſe Zähne, ausgenommen die letzten vier Backenzähne, werden Füllen- oder Milchzähne genannt. Sie führen dieſen Nahmen wegen ihrer milchähnlichen Farbe, theils auch weil ſie in der zarten Jugend, da ſich das Füllen noch von Milch ernährt, hervorwachſen. Sie ſind nicht beſtimmt, die ganze Lebensdauer des Thiers auszuhalten, ſondern ſie fallen in gewiſſen Epochen wieder aus, und es kommen an deren Stelle andere zum Vorſcheine, die ſich vornähmlich an Größe von ihnen unterſcheiden, und weil ſie das Leben des Pferdes hindurch ausdauern, Pferdezähne genannt werden.

Die Füllenzähne ſind zur Zeit ihres Ausbruchs von gelblicher Farbe, die ſich aber nach und nach in eine weiße verwandelt. Sie unter-

aus denjenigen, die hervorkommen, wenn die Haut auf den Schultern auf eine gewiſſe Weiſe gefaßt wird, erkennen laſſe. Nicht weniger iſt die Meinung ungegründet, daß aus gewiſſen Veränderungen, die an den obern Schweifknochen jährlich vorgehen ſollen, durchs Gefühl das Alter könne beſtimmt werden.

Um aus den Zähnen das Alter des Pferdes zu beurtheilen, muß man in dieſer Rückſicht den Ausbruch, den Wechſel und überhaupt alle Veränderungen, die in den verſchiedenen Lebensperioden an den Vorder- und den Hakenzähnen vorgehen, genau kennen.

Die Füllen kommen ohne Zähne zur Welt, man entdeckt indeſſen mittelſt der Finger, daß im Hintermaule bey der Geburt ſchon die ſcharfen Spitzen der Backenzähne aus dem Zahnfleiſche hervorſtehen.

Das neugebohrne Füllen, das in der erſten Zeit nach ſeiner Geburt, wegen ſeines noch zarten Körpers, keine feſte und keine andre Nahrung, als die in dem Euter ſeiner Mutter für daſſelbe bereitete Milch zu ſich zu nehmen, vom Inſtinkt geleitet wird, hat hierzu auch keine Zähne nöthig; vielmehr würden ſolche der Mutter um ſo mehr beſchwerlich ſeyn, da ihr Euter die erſten Tage nach der Geburt von den häufig darin angeſammelten Säften geſpannt und empfindlich iſt.

In dem Vordermaule, deſſen Ränder bey neugebohrnen Füllen mit lockerm Zahnfleiſch überzogen ſind, brechen zwiſchen acht und vierzehn Tagen nach der Geburt in der Mitte vier Zähne aus, nähmlich zwey in der Vorder- und zwey in der Hinter-Kinnlade, die Zangenzähne genannt werden. Im Hintermaule ſind

um

um dieſe Zeit auch zwölf Backen- oder Stockzähne, deren Spitzen bereits bey der Geburt des Füllens aus dem Zahnfleiſche hervorragten, ausgebrochen, und zwar ſechs in der Vorder- und eben ſo viel in der Hinterkinnlade, nähmlich drey an jeder Seite.

Eine kurze Zeit nachher, etwa in der dritten Woche, brechen im Untermaule in jedem Kinnbacken zwey andere neben den Zangenzähnen aus, die ihrer Lage wegen die **Mittelzähne** genannt werden.

Wenn das Füllen etwa vier bis fünf Monate alt iſt, ſo brechen wieder vier Zähne im Untermaule, zwey in jeder Kinnlade, aus, die wegen ihrer Stelle, die **Eckzähne** genannt werden. In eben dieſem Alter erſcheinen auch vier Backenzähne, zwey in jeder Kinnlade, die, an jeder Seite von unten auf gezählt, den vierten Platz einnehmen.

Dieſe Zähne, ausgenommen die letzten vier Backenzähne, werden **Füllen- oder Milchzähne** genannt. Sie führen dieſen Nahmen wegen ihrer milchähnlichen Farbe, theils auch weil ſie in der zarten Jugend, da ſich das Füllen noch von Milch ernährt, hervorwachſen. Sie ſind nicht beſtimmt, die ganze Lebensdauer des Thiers auszuhalten, ſondern ſie fallen in gewiſſen Epochen wieder aus, und es kommen an deren Stelle andere zum Vorſcheine, die ſich vornähmlich an Größe von ihnen unterſcheiden, und weil ſie das Leben des Pferdes hindurch ausdauern, **Pferdezähne** genannt werden.

Die Füllenzähne ſind zur Zeit ihres Ausbruchs von gelblicher Farbe, die ſich aber nach und nach in eine weiße verwandelt. Sie unter-

terſcheiden ſich in folgenden von den Pferdezähnen: 1. ſie ſind ſchmaler und kürzer; 2. glatter und weißer als die Pferdezähne, und es ſind die tiefen, der Länge nach laufenden Furchen, die man bey dieſen wahrnimmt, bey den Füllenzähnen ſehr flach und kaum zu bemerken; und 3. haben ſie eine geradere Stellung als die Pferdezähne.

Die Füllenzähne fangen erſt mit drittehalb Jahren an auszufallen, mithin kann das Alter des Füllens nicht vor dieſer Zeit an dem Wechſel der Zähne erkannt werden.

Die Länge und Richtung der Schneidezähne unterſcheidet das einjährige Füllen von dem zweyjährigen. Bey erſterem ſind die Zähne kürzer und gerader geſtellt, als bey letzterem; auch befinden ſich bey dem einjährigen Füllen auf den Eckzähnen der Hinterkinnlade noch Vertiefungen oder Kunden, die bey einem zweyjährigen nicht mehr angetroffen werden.

Da ſich junge Füllen gewöhnlich nicht an das Maul kommen laſſen: ſo kann man ihr Alter auch ziemlich ſicher aus ihrer Größe und Stärke, vornähmlich aber aus der Beſchaffenheit ihres Haars, ihrer Mähnen und Schweife beurtheilen.

Das einjährige Füllen hat gemeiniglich ein weiches, wollichtes Haar, kurze, weiche, ſtraubige Mähnen und einen Schweif, der etwa bis auf die Hornwarzen der Hinterknie hinabreicht. Das zweyjährige aber hat ein härteres Haar, längere Mähnen und einen tief auf die Röhren herabhängenden Schweif.

Wenn das Füllen ungefähr 1¾ Jahr alt iſt, wachſen ihm abermahls vier Backenzähne, und

und dieß ſind die fünften in jeder Reihe von unten auf gezählt.

Die nähmliche Ordnung, welche die Natur beym Ausbruche der Milchzähne beobachtet, befolgt ſie auch genau bey dem Wechſel derſelben. Die Füllenzangenzähne kommen zuerſt im Untermaule hervor, und werden auch zuerſt wieder ausgeworfen. Ihr Ausfallen geſchieht, wie ſchon bemerkt worden, wenn das Füllen etwa $2\frac{1}{2}$ Jahr alt iſt, und ihre Stelle wird ſogleich wieder durch vier Pferdezangenzähne erſetzt, die alsdann, wenn das Füllen drey volle Jahr alt iſt, ganz herausgewachſen und ziemlich abgerieben ſind.

In eben der Zeit, da die Zangenzähne gewechſelt werden, fallen auch acht Milchbackenzähne aus, nähmlich die beyden unterſten an jeder Seite, die durch eben ſo viel Pferdebackenzähne erſetzt werden.

Es iſt noch zu bemerken, daß der Ausbruch und das Wechſeln der Zähne ſich auf keine ganz genau beſtimmte Zeit angeben laſſe. Durch zufällige Dinge, als Pflege, Nahrung, Beſchaffenheit des Körpers, und vornähmlich nach der Raße des Thiers erfolget er bald etwas früher bald etwas ſpäter. Gut gefütterte Füllen von ſtarker Leibesbeſchaffenheit zahnen gemeiniglich früher, als ſolche, die kümmerlich von Wuchs und ſchwächlich ſind. Auch iſt es ein allgemeiner Erfahrungſatz, daß Füllen von edler Raße nicht nur langſamer wachſen und ſich ſpäter ausbilden, als die von gemeiner Art, ſondern daß bey erſtern auch alle Zahnveränderungen ſpäter als bey den letztern geſchehen.

Wenn das Füllen ungefähr $3\frac{1}{2}$ Jahr alt iſt, ſo fallen die Milchmittelzähne aus, und ihre

Stelle wird durch die Pferdemittelzähne erſetzt. Sind dieſe völlig heraus und mit den Zangenzähnen in gleicher Höhe, auch mäßig abgerieben; ſo iſt das Füllen für vier Jahr alt zu halten.

Bey dem Wechſeln der Milchmittelzähne fallen auch die vier noch zurückgebliebenen Milchbackenzähne aus, nähmlich der dritte an jeder Seite von unten, und es kommen an deren Stelle Pferdebackenzähne hervor. Auch brechen in dieſem Alter noch vier Backenzähne aus, welche die ſechſten und letzten in jeder Reihe ſind.

Bey Hengſten und Wallachen kommen gemeiniglich gegen das vierte Jahr die Haken- oder Spitzzähne in der Vorder-, und nach dem vierten Jahre in der Hinterkinnlade hervor. Bey Stuten ſind dieſe Zähne ſelten durchs Zahnfleiſch gewachſen, und wenn ſie es ſind, ſo pflegen ſie doch ſehr klein zu ſeyn. Es iſt in aller Hinſicht gleichgültig, ob Stuten dieſe Zähne haben oder nicht, indem alles, was die Sage davon erzählt, auf Vorurtheil gegründet iſt.

Selbſt unter den neuen Schriftſtellern ſind einige, die behaupten, daß der Durchbruch der Schneidezähne, noch mehr aber der Hakenzähne nicht ſelten mit großen Schmerzen begleitet ſey, ſo, daß öfters Bauchflüſſe und ſogar Verdunkelung der Augen dadurch bewirkt werden könnten. Andere haben es nicht beobachtet, daß die Füllen in dieſer Periode häufiger, als zu andern Zeiten Augenzufälle bekommen. Die Lage der Hakenzähne und ihre Entfernung von anſehnlichen Nerven bey Pferden läßt auch nicht begreifen, wie ihr Ausbruch von ſolchem Einfluſſe auf die Augen und den ganzen Körper ſeyn könne,

könne, als dieß bey dem Ausbruche der Augenzähne bey Menſchen zu Zeiten der Fall iſt.

Iſt das Füllen etwa $4\frac{1}{2}$ Jahr alt, ſo werden endlich die Milcheckzähne ausgeworfen, und die Pferdeeckzähne nehmen ihren Platz ein. Sind dieſe an ihrem vordern Rande mit den Mittelzähnen in gleicher Höhe, und daſelbſt etwas abgerieben, wobey ihre Kunden aber noch ſehr tief, und der innere Rand derſelben noch nicht gehörig heraufgewachſen, auch etwas ungleich iſt: ſo iſt ein ſolches Pferd für fünfjährig zu halten. Auch findet man, daß in dieſem Alter die Hakenzähne noch nicht gehörig herausgewachſen, ſondern gewöhnlich noch um die Hälfte im Zahnfleiſche zurück ſind.

Nunmehr, da alle Füllenzähne ausgeworfen, und keine andere als Pferdezähne da ſind, verändert das Füllen ſeinen Nahmen und wird fernerhin in der Sprache des Kenners nicht anders als Pferd genannt.

Wenn zwiſchen dem vierten und fünften Jahre die letzten Zähne ausgebrochen ſind: ſo zählt man bey Hengſten und Wallachen vierzig, bey Stuten aber, denen gewöhnlich die Hakenzähne mangeln, ſechs und dreyßig Zähne, wovon zwölf unten im Maule Schneide- oder Abſchnittszähne, und die vier und zwanzig oben im Maule Backen- oder Stockzähne genannt werden.

Man findet nicht ſelten kleine Zähne von der Größe einer kleinen Vitsbohne in dem Vorder-ſeltener in dem Hinterkinnbacken oder in beyden zugleich, vor dem unterſten Backenzahn hervorgewachſen, die Wolfszähne genannt werden. Sie wachſen zu einer unbeſtimmten Zeit, jedoch in den erſten Jahren des Füllens, und da ſie nur

nur kurze Wurzeln und keinen Gegendruck haben, ſo fallen ſie frühzeitig aus, ſo, daß man ſie nach acht Jahren nicht mehr zu finden pflegt. Ihre Gegenwart iſt völlig gleichgültig, und es iſt lediglich Vorurtheil, zu glauben, daß ſie den Pferden am Freſſen hinderlich wären und deswegen ausgeſchlagen werden müßten.

Da es zu Zeiten der Fall iſt, daß die Pferdezähne im Vordermaule bey ihrem Ausbruche eine ſchiefe Richtung nehmen und einwärts ausbrechen, und daher die Milchzähne, deren Lücken ſie ausfüllen ſollten, nicht fortſtoßen, ſondern hinter ihnen hervorwachſen; ſo entſteht daher eine doppelte Reihe von Zähnen. Auch geſchieht es bisweilen, daß die Pferdeeckzähne neben den Milcheckzähnen ausbrechen, und dieſe daher in der Reihe zwiſchen den Mittel- und Eckzähnen ſtecken bleiben, dergeſtalt, daß ein ſolches Pferd acht Schneidezähne in einem Kinnbacken hat. Dieſes ſind Abweichungen von dem gewöhnlichen Naturgange, wodurch das Gebiß zwar entſtellt wird, indeſſen doch nicht leicht nachtheilige Folgen im Freſſen davon entſtehen.

Es iſt daher in obiger Rückſicht der Vorſicht gemäß, daß den Füllen in der Zeit, wenn das Zahnwechſeln vor ſich geht, zu Zeiten das Maul unterſucht und nachgeſehen werde, ob die jungen Zähne in natürlicher Richtung hervorkommen. Auch bey dem Wechſeln der Backenzähne ereignet es ſich bisweilen, daß die Füllen einige Beſchwerde im Freſſen äußern, die, wenn zum Ausfallen ſich bereits löſende Milchzähne Schuld daran ſind, ſogleich dadurch aus dem Wege geſchafft wird, daß man die hervorſtehenden und loſen Milchbackenzähne herausnimmt.

Die

Die Urſache, warum die Natur die Milchzähne nicht ſo groß und dauerhaft gemacht hat, daß ſie die Lebenszeit des Thieres aushalten, ſondern durch andere erſetzt werden müſſen, läßt ſich aus der Naturgeſchichte der Zähne hinreichend erklären. Es verhält ſich mit dem Wachsthum bey ihnen nicht ſo wie bey den andern Knochen, (die Gehörbeine ausgenommen) daß ſie erſt in der Zeit ihre völlige Größe erlangen, wenn das Pferd ausgewachſen iſt; ſondern es ſind ſowohl die Milch- als auch die Pferdezähne alsdenn am größten, wenn ſie noch nicht lange durchgebrochen ſind. Nach dieſer Zeit nehmen ſie in eben dem Maße an Länge ab, als ihre Oberfläche abgerieben wird. Nach dem äußern Anſehen ſollte man glauben, daß die Zähne, da ſie nach und nach weiter aus dem Zahnfleiſche hervorkommen, in ihrer eigentlichen Länge zunehmen; allein hier trügt der Schein. Die Zähne kommen mit ihren Wurzeln aus den Zahnhöhlen heraus, dergeſtalt, daß man bey alten Thieren die Zahnwurzeln nur in geringer Tiefe in die Zahnhöhlen eingeſenkt findet, daher ſie denn wakkeln und in hohem Alter ganz ausfallen. Man kann ſich von der Wahrheit dieſer Thatſache durch genaue Vergleichung der aus den Kinnbacken eines jungen und eines alten Pferdes gebrochenen Zähne vollkommen überzeugen. Die Schneide- und Backenzähne von einem jungen Pferde findet man länger und an ihren Wurzeln geöffnet, die von alten Pferden aber kürzer, und ihre Wurzeln abgezehrt und verſchloſſen.

Nach fünf Jahren läßt ſich das Alter des Pferdes am beſten und ſicherſten an den Kunden der Eckzähne und an der Beſchaffenheit der ſämmtlichen Schneide- und Hakenzähne erkennen.

Die Kunden, Bohnen oder Marken ſind die länglicht runden ſchwarzen Gruben auf der Oberfläche der Schneidezähne. Sie werden durch das Abreiben der Zähne nach und nach kleiner und verlieren ſich endlich ganz. Die Schneidezähne der vordern Kinnlade ſind jedoch ſtärker als diejenigen der hintern, weshalb ſich die Kunden auf den erſten auch länger erhalten, als auf den letzten.

Iſt das Pferd ſechs Jahr alt, ſo findet man nach dem allgemeinen Gange der Natur die Hakenzähne vollkommen herausgewachſen, dabey ſcharf und ſpitzig, und die beyden an den Rändern der innern Fläche ſich herabſenkenden Furchen ſind ſehr fühlbar. Die Eckzähne in der Hinterkinnlade ſind weiter als bey fünfjährigen Pferden herausgewachſen, und ſtehen etwa einen Finger breit über dem Zahnfleiſche hervor. Auch ſind ihre Kunden kleiner und ihre innern Ränder hinaufgewachſen und etwas abgerieben. Sämtliche Schneidezähne ſind in dieſem Alter von gelber Farbe.

Mit dem ſiebenten Jahre haben die Hakenzähne etwas von ihrer ſcharfen Spitze und ihrem ſchneidenden Rande, mithin von ihrer platten Geſtalt verloren. Die Kunden auf den Eckzähnen der Hinterkinnlade ſind merklich kleiner und die innern Ränder derſelben ſind abgewetzt und ziemlich breit. Die Schneidezähne werden länger und verändern ihre gelbe Farbe in eine weiſſere. Auch findet man in dieſem Alter oftmahls an den Eckzähnen der Vorderkinnlade ziemlich ſtark hervorſtehende Ecken oder Spitzen, die vom Abreiben derſelben entſtehen.

Iſt das Pferd acht Jahr alt, ſo ſind ſämtliche Schneidezähne noch länger herausgewachſen

und

und ihre Farbe iſt weiſſer geworden; das Zahnfleiſch fängt an ſich zurück zu ziehen, und die Kunden auf den Eckzähnen der Hinterkinnladen ſind klein, rund und faſt völlig weggerieben. Die Hakenzähne verlieren auch in dieſem Alter ihre ſcharfen Ränder und Spitzen und werden rund und ſtumpf.

In den meiſten Fällen läßt ſich das Alter des Pferdes, ſo lange es nicht ſieben bis acht Jahre überſchreitet, mit Gewißheit angeben. Nachher aber wird die Beſtimmung des Alters ſehr unſicher und trüglich.

Einige franzöſiſche Schriftſteller behaupten zwar, das Alter der Pferde bis zu eilf oder zwölf Jahren an den Zähnen erkennen zu können; allein wer die Kennzeichen, woraus ſie es beſtimmen wollen, erprobt, den wird die Erfahrung lehren, daß ſie ſehr unſicher und trüglich ſind. Sie ſind der Meinung, daß mit dem ſechſten Jahre die Kunden auf den Zangen-, mit dem ſiebenten auf den Mittel-, und mit dem achten auf den Eckzähnen in dem Hinterkinnbacken verſchwinden; mit dem neunten ſollen ſich die Kunden auf den Zangen-, mit dem zehnten auf den Mittel-, und mit dem eilften oder zwölften auf den Eckzähnen des Vorderkinnbackens verlieren.

Es gehen freylich nach dem achten Jahre noch Veränderungen an den Zähnen vor, allein die Zeit, wenn ſolche eintreten, iſt zu unſicher und unbeſtimmt, als daß ſich daraus mit Sicherheit das Alter angeben laſſen ſollte.

Die Veränderungen, die nach acht Jahren an den Schneidezähnen vorgehen, ſind folgende: 1. ſie ſchieben ſich mit ihren Wurzeln nach und nach länger aus den Kinnladen hervor; 2. ſie wer-

werden ſtets ſchmahler und bekommen an ihren Kronen eine dreyeckige Geſtalt; 3. je älter das Pferd wird, deſto mehr ſchieben ſich die Zähne vorwärts und erhalten eine ſchrägere Richtung; 4. das Zahnfleiſch ſchwindet immer mehr und mehr, und zieht ſich weiter von den Zähnen herunter; und endlich 5. bekommen die Zähne mit zunehmenden Jahren eine weiſſere Farbe, und die Hakenzähne werden ſtets ſtumpfer, runder und kürzer.

Mit dem hohen Alter fallen ſowohl Schneide- als Backenzähne aus, da ihre Wurzeln nur wenig tief in den Zahnhöhlen ſtecken. Hieraus folgt nun nothwendig, wie auch die Erfahrung lehrt, daß alte Pferde nur auf eine mühſame und unvollkommene Weiſe ihr Futter zerbeiſſen können.

Die Zeit, wenn die Zähne ausfallen, läßt ſich aber nicht beſtimmen, und wer ſich die Mühe gibt, das Gebiß bey alten Pferden zu unterſuchen, wird leicht finden, wie wenig zutreffend dasjenige ſey, was La Foſſe von dem Ausfallen der Backenzähne bey alten Pferden geſagt hat.

Die hier angegebenen Regeln, wie das Alter der Pferde an den Zähnen zu erkennen ſey, ſind aus dem gewöhnlichen Naturgange genommen, mithin im Allgemeinen richtig. So wie man es aber in allen Werken der Natur zu ſehen gewohnt iſt, daß ſie bisweilen von dem gewöhnlichen Wege abweicht: ſo findet man dies auch bey dem Ausbruche und dem Wechſeln der Zähne, wo manche Abweichungen von dem gewöhnlichen Gange vorkommen. Ich halte mich indeß nicht dabey auf, weil man nicht alle zufällige Unregelmäßigkeiten anzeichnen kann.

Auch

Auch die Lebensweiſe des Pferdes und die Nahrungsmittel haben auf die Beſchaffenheit der Zähne einen ſehr großen Einfluß. Pferde, die alle Sommer weiden, nutzen ihre Schneidezähne ſtark ab, und ſtehen dieſe kurzen Zähne, wie bey jungen Pferden, in gerader Richtung auf einander. Dahingegen nutzen ſich die Vorderzähne ſolcher Pferde, die beſtändig im Stalle ernähret werden, und hartes Futter, beſonders Bohnen- und Wickenfutter, oder ſogenanntes Rauhzeug, zu freſſen bekommen, wenig ab, ſo daß ſich nicht ſelten die Kunden darauf erhalten. Dieſe langen, nicht ſtark abgenutzten Zähne neigen ſich ſehr vorwärts und ſtehen in ganz ſchräger Richtung auf einander.

Bewundernswerth iſt die Einrichtung der Natur, daß ſich die Zähne, nach Maßgabe, wie ſie durchs Freſſen abgenutzt werden, auf Koſten ihrer Wurzeln hervorſchieben, wodurch das Gebiß in Ordnung erhalten wird. Dieſes Nachſchieben ſcheint allein durch die Zuſammenziehung der Kinnladen, die die Zähne einklammern, bewirkt zu werden. Das Nachrücken der Zähne auf Koſten ihrer Wurzeln erfolgt bey allen Zähnen in gleichem Maß und Verhältniß, wovon man ſich durch Betrachtung der Wurzeln an ſolchen Zähnen überzeugen kann, die keine Gegner hatten, die alſo, da ſie nicht abgerieben worden, außerordentlich lang heraus ſtehen. Hieraus läßt es ſich auch erklären, warum bey Pferden, die man im Stalle mit hartem Futter ernährt, da denn die Backenzähne ſtark, die Schneidezähne aber wenig oder gar nicht abgerieben werden, dieſe bey einer beträchtlichen Länge eine ſtark vorwärts geneigte Richtung erhalten. Ohne eine ſolche ſchräge Richtung der Schneidezähne wür-

den die Backenzähne nicht in Berührung bleiben, mithin auch das Futter nicht zermalmen können.

Die Pferde, die köken oder koppen, und ſich hierbey mit den Zähnen in oder auf die Krippe ſtützen, reiben ſich ſolche an ihren vordern Rändern ganz ab. Dieſes geſchieht auch häufig bey ſolchen, die aus ſteinernen Krippen freſſen. Wenn man bey der Beſichtigung eines Pferdes ſolche abgewetzte Zähne wahrnimmt: ſo iſt es der Vorſicht gemäß, vor dem Einkaufe Erkundigungen desfalls einzuziehen, damit man nicht mit einem Köker hintergangen werde.

Endlich ſind noch einige Kunſtgriffe zu erwähnen übrig, wovon Roßkämme nicht ſelten Gebrauch machen, um ſowohl jüngere Füllen an ihren Zähnen älter ſcheinend zu machen, als auch älteren Pferden das Anſehen von jüngeren zu geben.

Man ſieht oft, daß Roßkämme zwey, drey und vierjährige Füllen für ein Jahr älter ausgeben, nachdem ſie ihnen einige von den zunächſt auszuwerfenden Füllenzähnen ausgebrochen haben, wo ſie ſich denn auf die gewöhnlichen Regeln des Zahnwechſelns berufen. Die meiſten Käufer laſſen ſich auch an den Zahnlücken begnügen, und glauben dem Roßkamme die Richtigkeit des Alters, das er angegeben hat. Der Kenner weiß aber an folgendem leicht zu unterſcheiden, ob die Zähne von der Natur ausgeworfen, oder auf eine gewaltthätige Art weggeſchafft ſind.

Sind die Füllenzähne von der Natur weggeſtoßen, ſo ſieht man in den Zahnlücken die hervorkommenden Pferdezähne, oder man fühlt ſie doch gewiß, wenn man die Lücken unterſucht; ferner findet man die Füllenzähne, welche in dem nähmlichen Zeitraume wegfallen, beweglich und

los; auch ſind, wenn zwey Zahnlücken da ſind, ſolche gewöhnlich beyde in eben derſelbe Kinnlade. Sind aber einige Füllenzähne vom Roßkamme ausgebrochen; ſo laſſen ſich in deren Lücken weder Pferdezähne ſehen noch fühlen, und die zu eben der Zeit auszuwerfenden Füllenzähne ſitzen noch vollkommen feſt.

In den Zeiten, wenn junge Pferde von brauchbarem Alter, etwa zum Kriege, in großer Menge geſucht werden: ſo wiſſen diejenigen, die Pferde aufziehen und die Roßkämme bey ihren Füllen den Ausbruch der Pferdezähne zu beſchleunigen, und ihnen dadurch das Anſehen eines höheren Alters zu geben. Sie brechen nähmlich ihren 1½ Jahr alten Füllen, wenn ſie den zweyten Sommer aufgeſtallt werden, die vier Milchzangenzähne aus, die, wenn das Thier zwey Jahr alt geworden, ſchon wieder durch Pferdezähne erſetzt ſind. Ein ſolches zweyjähriges Füllen, bey dem die Pferdezangenzähne durch Kunſt herausgelockt ſind, gilt allgemein für dreyjährig, und wird dafür verkauft und bezahlt. Bey einem drey- und vierjährigen wird dieſer Betrug nach Umſtänden auch gemacht, und auf dieſe Art wird ſelbſt der Kenner, in Abſicht des Alters eines ſo gemißhandelten Füllens, hintergangen werden.

Da der Werth eines dienſtfähigen Pferdes vorzüglich mit von ſeinem Alter abhängt, ſo hat dieß Roßkämme veranlaßt, den Zähnen eines alten Pferdes das Anſehen von jüngeren Zähnen zu geben. Das Verfahren dabey iſt folgendes: Es werden Pferde mit ziemlich kurzen Zähnen gewählt, wie ſich dergleichen beſonders unter Weidepferden finden, und ihnen mittelſt eines Grabſtichels auf den Eckzähnen Kunden einge-

graben. Alsdann wird etwas Vitriol in die eingegrabenen Kunden gegeben, worauf ſie mit einem glühenden Eiſen ſchwarz gebrannt werden. Wollen die Roßkämme es recht künſtlich machen, ſo graben ſie geringe Kunden auf die Mittelzähne, und geben ihnen ebenfalls eine ſchwarze Farbe. Daß die längern Zähne von Roßkämmen abgeſäget und das Pferd durch ihre Verkürzung jünger ſcheinend gemacht werden ſollte, wie dieſes von verſchiedenen behauptet, und von manchen für wahr gehalten wird, können nur diejenigen glauben, denen die zum Sägen und Feilen ſehr ungeſchickte und zu harte Subſtanz der Zähne gar nicht bekannt iſt, zu geſchweigen, daß dieſe Künſteley ſogleich augenfällig werden müßte, weil die abgekürzten Schneidezähne nicht genau auf einander paſſen würden.

Ein auf die eben beſchriebene Weiſe präparirtes Pferd wird gewöhnlich vom Roßkamme für ſechsjährig ausgegeben und verkauft. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß es den gewinnſüchtigen Roßkämmen oftmahls glückt, dergleichen Pferde, die in der Kunſtſprache des Roßkamms gegitſchte Pferde genannt werden, nach Wunſch an Mann zu bringen. Wer indeſſen nur einigermaßen die Beſchaffenheit der Zähne in dem verſchiedenen Alter kennt, wird ſchwerlich durch einen ſolchen Betrug hintergangen werden können.

Die Kunden der gegitſchten Pferde haben nie eine natürliche, glatte, länglicht runde Geſtalt, ſondern ſie haben vielmehr von dem ausgeglittenen Grabſtichel am Rande Schrammen. Vorzüglich kenntlich ſind die nachgemachten Kunden dadurch, daß ihnen an ihrem Umfange die emaillene Einfaſſung fehlt, welche die natürlichen haben. Wer übrigens die Beſchaffenheit und die

Ver=

Veränderungen, die an denſelben vorgehen, ſorgfältig ſtudirt hat, dem wird auch jede Künſteley, die daran vorgenommen wird, nicht unbemerkt bleiben.

Die vorſtehenden Regeln, das Alter eines Pferdes zu erkennen, ſind vom Herrn Havemann angegeben worden. Da dieſes überhaupt ein wichtiger Punct iſt, und es beym Pferdehandel immer ſehr darauf ankommt, wie alt ein Pferd iſt, wiewohl man ein Pferd von hohem Alter immer mehr nach dem Anſehen und ſeinen Kräften als nach der genauen Anzahl ſeiner Jahre kaufen wird, weil manches Pferd ſich viel eher abnutzt, als ein anderes, jenachdem ſeine Raße iſt, und es gehalten wurde: ſo will ich hier noch etwas mehr über dieſen Punct hinzufügen, und zwar das, was Prizelius in ſeiner vollſtändigen Pferdewiſſenſchaft *) S. 107 ſl. darüber ſagt. Nur iſt zu bemerken, daß Prizelius die Kennzeichen des Alters etwas höher hinaus rechnet, als man es mit Sicherheit thun kann, worin er einigen franzöſiſchen Schriftſtellern gefolgt iſt. Wenn man ihm darin auch nicht beypflichtet, ſo iſt es für einen Pferdekenner doch nützlich, mit dieſen Angaben wenigſtens bekannt zu ſeyn.

Das Alter der Pferde wird an den vordern Abſchnittzähnen, und an den Haken erkannt. Ueberhaupt hat ein Pferd 40 Zähne im Maule; nähmlich: 12 vordere Abſchnittzähne, 24 Stockzähne, und 4 Haken, welche letztern aber, der Regel nach, den Stuten fehlen.

Die Benennung der Abſchnittzähne rühret daher, weil die Pferde mit denſelben das Gras gleichſam abſchneiden: denn ein Pferd nimmt das Gras viel niedriger an der Erde weg, wie Hornvieh, welches es mit der Zunge in das Maul ziehet, und abbeißet.

*) Leipzig 1777. 4.

beißet. Dieſer Zähne ſind nun in dem Maule 12 zu ſehen, nähmlich 6 in der obern, und 6 in der untern Kinnlade. Die Stock- oder Backzähne ſind auch zu 6 vertheilet, davon in der obern Kinnlade zu beyden Seiten 6, und alſo überhaupt 12, und eben ſo viel in der unterſten gezählet werden. Die Haken oder Hundezähne finden ſich auf dem leeren Raume, zwiſchen den vordern Abſchnittzähnen und den Stockzähnen, welches auf Fig. 6428. E. wahrzunehmen.

1. Der Regel nach kommt ein Füllen ohne Zähne auf die Welt; ob es gleich die Herren Zehentner und Zorn mit 12 Milchzähnen gebohren werden laſſen. Nach Verlauf von 14 Tagen oder drey Wochen, zeigen ſich vier Zähne; nähmlich vorn in der Mitte, zwey oben und zwey unten, welche Milch- oder Saugzähne genannt werden. Dieſe beſtimmen alſo, daß ein Füllen noch ſehr jung, und noch nicht vier Wochen alt ſey.

Es iſt zwar einmahl eine angenommene Regel, daß die erſten Zähne Fig. 6428 A. 1. 1. in der erwähnten Zeit kommen; allein es geſchiehet auch vielfältig, daß die erſten 4 Zähne in den erſten acht Tagen kommen. Daher man es niemahls genau beſtimmen kann, woran auch nichts gelegen; denn es kann allemahl eine gleichgültige Sache bleiben, ob das Füllen acht Tage, oder vier Wochen alt ſey, und überdem weiß man um ſolche Zeit noch immer den Tag der Geburt, wenn auch kein Regiſter darüber geführet iſt.

Wie aber der Herr Zehentner, in ſeiner Kunſt Pferde zu kennen, im 7ten C. S. 209. und Herr Zorn in ſeinem Unterrichte von Erziehung der Pferde, A. 3. C. 1. §. 8. auf den ſonderbaren Einfall gerathen, daß ein Füllen mit allen Zähnen, die Haken ausgenommen, auf die Welt komme, iſt mir unbegreiflich, und muß ich daraus ſchließen, daß die Herren ſich darum nie bekümmert haben.

2. Nach vier bis höchſtens acht Wochen, kommen neben dieſen Milchzähnen noch vier andere, nähmlich: neben jeder Seite der Milchzähne einer, welche vier Zähne, Vorſchieber genannt werden; und nach acht bis zehn Monaten kommen wieder vier andere neben den Vorſchiebern, und heißen: Eckzähne.

Die

Die Vorſchieber Fig. 6428 A. 2. 2. kommen auch zu Zeiten wenig Tage nach den Milchzähnen, aber ſpäter wie acht Wochen kommen ſie nie. Auf gleiche Art zeigen ſich oft die Eckzähne Fig. 6428. A. 3. 3. ſchon nach dem 4ten Monathe, aber nie ſpäter, als zehn Monathe. Auch dieſes Alter bleibt uns noch immer gleichgültig, und kommt es bey dem Ankaufe eines Füllens gar nicht darauf an, ob es 6 oder 8 Monathe alt ſey, wodurch der Werth weder verringert noch vergrößert wird. Wenn man neugierig genug iſt, ſich durch eine genaue Achtung auf die Ankunft der Zähne zu belehren, ſo wird man finden, daß die Zeit bey den erſten Zähnen ungemein verſchieden iſt, wie man ſolches auch bey Kindern wahrnehmen kann; und es iſt möglich, daß vielleicht die Nahrung einen Einfluß darauf habe; welches wohl nicht zu entſcheiden iſt.

3. Alle dieſe in den vorigen §§. erwähnten Zähne, heißen: Füllenzähne, und werden durch andere, jedennoch erſt nach drittehalb Jahren, in einer gewiſſen Ordnung verdränget und verwechſelt; daher man in dieſer Zeit wegen Kenntniß des Alters, ſeine Zuflucht zu andern Merkmahlen nehmen muß. Nach Verlaufe eines Jahrs wechſelt das Füllen das Haar, und es entſtehen in Mähnen und im Schweife Pferdehaare; woran man alſo das Alter eines ein und zweyjährigen Füllens erkennen kann.

4. Nach einem Alter von 2 und einem halben Jahre wechſelt ein Füllen ſeine Milchzähne, welche neu entſtehende Zähne Zangen genannt werden. Nach 3 und einem halben Jahre wechſelt es die Vorſchieber, und heißen die deren Stelle erſetzenden Zähne Mittelzähne. Nach vier und einem halben Jahre werden auf gleiche Art die Eckzähne verwechſelt; doch behalten die neuen Zähne den Nahmen bey, nachdem mit dem vierten Jahre die Haken oder Hundszähne durchgebrochen ſind.

Nach Anleitung dieſes §. kann es nicht ſchwer werden, das Alter eines Pferdes vom 3ten bis 5ten Jahre richtig anzugeben, wenn auch gleich die Wechſelung der Zähne um ein Jahr früher, durch die Betrügerey der Roßtäuſcher, zuwege gebracht wäre; weil das Wachsthum der Haken durch keine Kunſt beſchleuniget werden kann. Wenn daher das Füllen nur den erſten Schub gethan, Fig. 6428. B, das iſt, ſeine

ſeine Milchzähne mit den Zangen verwechſelt hat: ſo iſt es ganz gewiß über zwey und ein halb Jahr, aber noch nicht 3 und ein halb Jahr, und alſo 3jährig. Da die mehreſten Füllen im Frühjahre fallen, ſo werden die Zähne im Herbſte verwechſelt; man kann alſo von einem ſolchen Pferde im Frühjahre mit Gewißheit ſagen: daß es 3jährig ſey. Dabey kommt es freylich nicht auf ein paar Monathe an. Hat das Füllen auch bereits den zweyten Schub gethan Fig. 6428. C. und die Vorſchieber mit den Mittelzähnen verwechſelt; ſo muß es nothwendig über 3 und ein halb Jahr alt ſeyn, aber noch nicht 4 und ein halb Jahr. Im Frühjahre kann man von ſolchem Pferde mit Gewißheit ſagen, daß es vierjährig ſey, um ſo mehr wenn die Haken durchbrechen. Sind endlich auch die Eckzähne fort, und die Haken Fig. 6428. D. ſo iſt es im Frühjahre 5jährig, wenn nähmlich nicht andere Umſtände, die in den folgenden §§. angezeigt werden, ein höheres Alter bemerklich machen. Die Haken werden auch Hundszähne genannt, weil ſie die Form der Hundszähne haben. Von einigen werden ſie auch Kronzähne genannt, welcher Ausdruck aber nicht ſehr gewöhnlich iſt. Deren Ankunft iſt der Regel nach, mit dem vierten Jahre; allein die Erfahrung lehret uns, daß ſie ſich an dieſe Zeit gar nicht binden. Ich habe junge Pferde gehabt, welche mit 4 Jahren, andere mit 4 und ein viertel Jahren, und noch andere, die erſt mit 4 und drey viertel Jahren die Haken ſchoben. Die unterſten zeigen ſich allemahl früher wie die oberſten, und es können oft verſchiedene Monathe Zeit dazwiſchen verlaufen. Der Schub der Haken ſowohl als der Eckzähne, iſt den jungen Pferden gefährlich, wie ſie denn nicht ſelten ſehr krank davon werden, auch an den Augen Noth leiden, die zu Zeiten ſo trübe dabey werden, als wenn ſich eine Haut über ſelbige herzöge; welches aber nach dem Durchbruch der Haken wieder verſchwindet, wenn man das Thier zu ſolcher Zeit ſchonet, und wohl unterhält. Zu Zeiten aber gehet ein Auge fort, oder auch wohl gar beyde.

5. Alle neu geſchobenen Zähne heißen Pferdezähne, endigen die Füllenſchaft, und bringen ein Füllen dahin, daß es nunmehr ein Pferd müſſe genannt werden. Dieſe Pferdezähne unterſcheiden ſich

von

von den Milchzähnen ſowohl in der Form als an der Farbe. Jene ſind lang, breit, braun, ſchrumpfig, und haben auf ihrer Höhe eine Höhlung, die man den Kern oder Kunde nennt; weil ſie das fernere Alter kenntbar macht, dieſe aber ſind kurz, klein, weiß und gefüllt.

Der Regel nach könnte man ein Pferd, wenn es ausgeſchoben, und alſo mit dem fünften Jahre für ausgewachſen erklären; welches aber bey edlen Pferden nicht iſt, die oft erſt im 7ten Jahre dieſe Eigenſchaft erhalten, daß ſie völlig ausgewachſen und gebildet ſind. Wenn die Pferdezähne hervorkommen, ſo erſcheinen ſie breit und ſcharf wie die Fig. 6428. D. f. zeiget, und inwendig lieget das Zahnfleiſch darin. Nach und nach kommt der Zahn weiter, das Zahnfleiſch weicht zurück, und nun zeigt ſich auf der Höhe die erwähnte Höhlung. Fig 6428. E. g. In den Eckzähnen ſteckt das Zahnfleiſch bis in das fünfte Jahr, mit welchem es verſchwindet, und der Zahn ſich völlig zeigt. Die Farbe an ſolchen Zähnen iſt hellbraun, und die Rauhigkeit, oder ihre ſchrumpfige äußere Fläche beſtehet in Furchen, welche längs den Zähnen herunter gewachſen ſind. Die Milchzähne oder Füllenzähne ſind weiß und glatt wie Elfenbein, auf der Höhe ſind ſie erhabener, bemerken aber doch eine ſchwarze Reife Fig. 6428. A. 1. 2. 3; die man mit der ſogenannten ausgeholten Kunde, Fig. 6428. E. g. welche ebenfalls ſchwarz iſt, nicht verwechſeln darf.

6. Hat das Pferd ſeine Pferdezähne, und die Eckzähne ſind nicht länger, als ein halber kleiner Finger breit über das Zahnfleiſch hervorgewachſen; auf allen übrigen iſt aber noch eine ſehr bemerkliche Kunde: ſo iſt das Pferd fünfjährig, wovon denn auch die Schärfe der Haken, die inwendig hohl ſind, zeuget.

In dem vorigen §. habe ich bemerklich gemacht, daß das Zahnfleiſch mit dem fünften Jahre aus den Eckzähnen verſchwunden ſey. Wenn man daher dieſes wahrnimmt, und der Eckzahn iſt nicht länger, wie die Hälfte der Dicke eines kleinen Fingers ausmacht; auch die Haken erſcheinen ſehr ſpitzig und ſcharf, in welchen ſich inwendig eine Höhle findet, Fig. 6428 D.; ingleichen, wenn die Kunde auf den Zangen noch bemerklich iſt: ſo kann man ſicher ſchließen,

ßen, das Pferd ſey nicht älter wie fünf Jahr, und man kann darunter nicht irren. Geſetzt auch, daß die Mittel- und Eckzähne aus Betrug zum frühern Wachsthume befördert wären, ſo zeugen doch die Haken und Zangen von dem wahren Alter, und entdecken den Betrug. Bey Stuten, wo die Haken fehlen, oder wenn ſie da doch ſehr klein ſind, muß man die Zangen allein zu Hülfe nehmen.

7. Mit dem ſechſten Jahre erſcheinet die Kunder Zangen ausgefüllt; aber die Schwärze der Höle bewahret ſich auf ſelbigen noch. Die vier Eckzähne ſind eines kleinen Fingers dick über das Zahnfleiſch gewachſen, und die Haken fangen an, ſich zu füllen, indem in ſelbigen ein kegelförmiger Körper heraufwächſt.

8. Mit dem ſiebenten Jahre iſt die Schwärze auf den Zangen verſchwunden; die Hölen der Mittelzähne (§. 4.) ſind ausgefüllet, und zeigen nur noch die ſchwarze Spur der verlorenen Höle; die Eckzähne haben die Länge eines Goldfingers dick; und der Haken iſt noch mehr ausgefüllt.

Dieſer §. iſt an und für ſich ſchon ſo deutlich, daß er keiner Erklärung bedarf, nur will ich noch anmerken, daß ein Pferd von dieſem Alter am leichteſten auf 6jährig durch falſche Kunden geſetzt werden kann, weil die Hölen der Mittelzähne gar leicht ausgeſtochen werden können, und kann uns die Länge der Haken- und Eckzähne leicht hintergehen, weil der Unterſchied zwiſchen den beyden Jahren am ſchwerſten zu bemerken iſt. Es hat inzwiſchen ein ſolcher Betrug nichts zu bedeuten: und gibt man ſich darum nicht leicht die Mühe, indem das ſechsjährige Pferd in dem ſiebenten noch eben den Werth hat, oder noch wohl gar ſteigt, wenn es nähmlich von ſolcher Raße iſt, die ſich erſt im ſiebenten Jahre zu entwickeln pfleget.

9. Mit dem achten Jahre iſt auch die ſchwarze Spur von dem verſchwundenen Kern der Mittelzähne erloſchen; die Hölung auf den Eckzähnen iſt ausgefüllet, und zeiget ſich nur noch deren zurückgebliebene Schwärze. Die Eckzähne ſind länger, und den andern an Länge gleich geworden; daher man ſagt: das Pferd hat ausgegleichet. Die Haken erſcheinen voller, und haben von ihrer Schärfe viel verloren.

Es iſt ein allgemeines Geſpräch, daß man ein Pferd, wenn es acht Jahr alt ſey, nicht erkennen könne, und konne es auch eben ſo gut zehn Jahre haben; allein man darf ſich von ſolcher Lehre nicht hinreiſſen laſſen: denn ein Pferd im zehnten Jahre hat ganz andere Merkmahle, woraus man ſolches abnehmen kann. In den vorhergehenden §§. iſt bemerklich gemacht, daß die Eckzähne von Jahren zu Jahren länger werden, und mit dieſem achten Jahre ſind ſie den übrigen an Länge gleich. Ein gewiſſes und ſicheres Merkmahl, welches nicht trügen kann: denn zuvor ſind ſie ſo lang nicht, und nach dem achten Jahre werden wir ſehen, daß die übrigen wieder zu wachſen anfangen, und dieſe ſtehen bleiben. Dabey nimmt man die Geſtalt der Haken zu Hülfe. Es läſſet ſich nicht genau beſtimmen, wie ſtark die Haken von Jahren zu Jahren ausgefüllet und ſtumpfer werden: und man muß durch die Uebung die Kenntniß davon erlangen, genug, daß die Sache richtig iſt, und daß die Haken der Veränderung unterworfen ſind.

10. Mit dem neunten Jahre iſt auch die ſchwarze Spur der Kunde auf den Eckzähnen unſichtbar geworden; alle Zähne werden glatt und eben, auch von Farbe viel weißer, und die Zangen fangen an, auf das neue zu wachſen; wie denn auch die Haken ſtumpfer und voller werden.

Je mehr ſich das Alter nähert, deſto ungewiſſer werden die Merkmahle davon, und deſto ſchwerer ſind ſie auch zu erkennen. Die in dieſem §. von dem neunten Jahre angegebenen haben zwar ihre völlige Richtigkeit, aber, ſie zu erkennen, koſtet mehr Mühe. Wer die Gelegenheit hat, und man kann ſie leicht haben, der ſammle ſich die vordern Theile der Kinnlade von Pferden, von den erſten Jahren an, bis in das hohe Alter, ſo kann er den Unterſchied am beſten merken. Bey Geſtüten iſt hierzu die beſte Gelegenheit, weil man deren Alter aus den Beſchelregiſtern auf das genaueſte weiß, und auch Pferde und Füllen von jedem Alter mit der Zeit krepiren. Eine ſolche Sammlung iſt der beſte Unterricht, und wenn man an ſolchen das Alter kennen gelernet hat, ſo unterſuchet man noch lebende Pferde, von welchen man daſſelbe aus den Regiſtern weiß, und ſieht, in wie fern ſolche mit den Skelets übereinkommen.

11. Mit dem zehnten Jahr ſind die Zangen länger gewachſen; die Mittelzähne wachſen mit; die obern Eckzähne bekommen Lücken, welche durch die untern Eckzähne verurſacht werden, und die Haken haben noch zwey kaum zu bemerkende Höhlen.

Auch dieſe Kennzeichen ſind richtig, aber auch ſchwer zu erkennen. Die Lücken, welche in den obern Eckzähnen durch die untern eingeſchliffen worden, zeigen ſich oft ſchon mit dem neunten Jahre, welches auf die mehrere oder wenigere Härte des Zahnes ankömmt. In dieſem Alter aber fangen die Abſchnittszähne an, die Form eines Parallelopipedums anzunehmen, und wachſen nach und nach vorwärts, ſo, daß ſie aus ihrer ſonſtigen ſenkrechten Stellung über einander vorwärts weichen, und einen ſtumpfen Winkel bilden, welcher mit dem zunehmenden Alter immer ſpitziger wird. Dieſe Stellung und die ſich veränderte Bildung der Zähne muß uns mit zur Richtſchnur dienen.

12. Mit dem eilften oder dem zwölften Jahre verlieret ſich die Kunde an den oberſten Zangen; und die Haken behalten nur noch eine Höle.

Der Herr von Sind ſagt in ſeinem vollkommenen Stallmeiſter in dem 1. Th. S. 13. „Ich habe an vielen Pferden wahrgenommen, daß das Zeichen an den Oberzahnen, im neunten Jahre, die mittlern im zehnten, und dieſe Eckzähne im eilften Jahre des Pferdes auszeichnen, und daß man folglich das Alter des Pferdes an den obern und untern Zähnen bis in das zwölfte Jahr wiſſen kann.“

Nicht viele Pferde, wie der Herr von Sind ſagt, ſondern alle Pferde in der Welt verlieren die Kunde an den oberſten Zähnen ſpäter, als an den unterſten, und nicht mit dem neunten Jahre, ſondern ſpäter, verlieret ſie ſich auf den oberſten Zangen, wie auch der Herr Zehentner richtig bemerkt hat. Der Leſer kann ſich von dieſer Wahrheit gar leicht überzeugen. Zugleich iſt bey dieſen Jahren, die man nicht von einander unterſcheiden kann, anzumerken, daß die unterſten Eckzähne den andern Zähnen wieder nachgewachſen ſind, und mit ihnen gleiche Länge erhalten haben. Das Pferd gleichet alſo bey dieſem Alter zum zweytenmahle aus, und wachſen, von dem Zeitpunkte, die Eckzähne mit den andern zugleich fort.

13. Mit dem dreyzehnten Jahre ſind die Haken ganz rund und voll; es iſt nicht die geringſte Spur der Kunde auf den oberſten Zangen mehr zu finden, und die Schwämme oder Kaſtanien fallen weg.

Die in dieſem §. angeführten Kennzeichen ſind die einzigen, welche man von dieſem Alter mit Zuverläſſigkeit anzugeben im Stande iſt. Vielleicht iſt noch einer oder der andere ſo glücklich, Entdeckungen zu machen, die uns das hohe Alter mit mehrerer Gewißheit und Genauigkeit lehren; wir würden ihm vielen Dank ſchuldig ſeyn.

14. Mit dem vierzehnten und funfzehnten Jahre verlieret ſich die Kunde von den oberſten Mittelzähnen; ſie werden länger, weißer und ſpitziger; wie denn auch die Haken dicker und ſtumpfer werden.

Die vergangene Kunde der oberſten Mittelzähne muß uns bey dieſem Alter die beſten Dienſte leiſten, und irren wir denn auch um zwey Jahre, ſo wird der Unterſchied weder in dem Gebrauch des Pferdes, noch in Bezahlung des Werthes ſo viel nicht austragen, weil dergleichen alte Thiere mit wenigem Gelde bezahlet werden.

15. Mit dem ſechszehnten und ſiebzehnten Jahre verlieret ſich auch der Kern von den oberſten Eckzähnen, die in dieſelben hineingeſchliffenen Lükken werden noch tiefer, der Gaumen verſchwindet, und wird mager.

Man merket leicht, daß die Kenntniß bey hohem Alter immer ungewiſſer und unzuverläſſiger werde, weil das Pferd ſchon in der Abnahme ſeiner Kräfte ſich befindet; welche Zerſtörung der Maſchine denn nicht auf einerley Art, und bey dem einen früher, dem andern aber ſpäter geſchiehet: daher auch die Merkmahle verſchieden ſeyn müſſen. Inzwiſchen bleiben die hier angegebenen Kennzeichen doch immer gut, ein hohes Alter anzudeuten, und man wird uns doch nicht ein ſolches Pferd für neun- oder zehnjährig verkaufen dürfen, welchem Betruge wir alſo dadurch ausweichen.

16. Je älter nach dieſer Zeit ein Pferd wird, deſto länger, weißer und ſpitziger werden die Zähne, und deſto mehr weichen ſie aus ihrer in der Jugend gehabten Stellung vorwärts; ſo daß ſie in ihrem hohen Alter einen ſpitzigen Winkel ausmachen, wenn

ſie zuſammengebiſſen ſind. Tiefe Augengruben, weiße Augenbraunen, harte und rauhe Lefzen, ein rauher und unebener Huf, vermehren die Kennzeichen eines hohen Alters.

27) Die Zunge iſt im Maule in der Furche gelagert, welche die beyden Flügel des Hinterkinnbackens zwiſchen ſich laſſen. Sie verdient in Hinſicht auf ihre Geſtalt, noch mehr aber in Hinſicht auf ihre Geſundheit unterſucht zu werden. Iſt ſie zu dick, oder der Kanal, worin ſie liegt, zu eng, ſo wird dadurch die Wirkung des Mundſtücks auf die Laden verhindert, und ein unempfindliches Maul verurſacht.

Eine geſunde Zunge muß im Anfühlen geſchmeidig, natürlich warm und ohne alle Beſchädigung ſeyn. Sie wird nicht ſelten durch üble Gebiſſe, Halfterſtricke und ungeſchickte Hände ſo beſchädiget und eingeſchnitten, daß ſie dem Abfallen nahe iſt. Obgleich Pferde mit ſolchen eingeſchnittenen Zungen aus Krippen und auch aus Futterbeuteln wohl freſſen können, ſo wird doch immer ihr Werth, beſonders wenn es ein Reitpferd iſt, nach dem Maße der Verletzung verringert. Einige Pferde haben die übele Gewohnheit, daß ſie während der Arbeit die Zunge aushängen, weshalb ſie Zungenſtrecker genannt werden. Eigentlich werden die Pferde wohl nur durch zu ſtarke Wirkung des Gebiſſes zu dieſer häßlichen Gewohnheit veranlaßt. Es hält ſchwer und iſt zu Zeiten ganz unmöglich, ihnen dieſen Uebelſtand abzugewöhnen, vornähmlich wenn ſie ihn ſchon lange an ſich gehabt haben.

28) Die Laden oder Träger machen den zahnloſen Rand aus, der ſich an der Hinterkinnlade zwiſchen den Backen- und den Hakenzähnen befindet. Da dieß der Ort iſt, worauf

das

das Gebiß liegen und wirken muß, ſo verdient dieſer Theil vornähmlich bey Reitpferden Aufmerkſamkeit.

Die Laden dürfen weder zu hoch und ſcharf, noch zu niedrig und rund ſeyn, wenn das Gebiß eine gehörige Wirkung darauf thun ſoll. Im erſten Falle hat das Pferd ein äußerſt empfindliches, und im andern ein ſehr gefühlloſes Maul. Dieſe Theile werden nicht ſelten vom Gebiſſe verletzt und bekommen ſchmerzhafte Wunden, die ſich dadurch am erſten zu erkennen geben, daß das Pferd keine Anlehnung auf das Mundſtück nimmt, und bey der geringſten Wirkung deſſelben mit dem Kopfe ſchüttelt, ſich wohl gar bäumt und dem Willen des Reuters nicht folgt. Man überzeugt ſich näher von den verletzten Laden, wenn man ſie mit dem Finger unterſucht, da man denn nicht ſelten auf den entblößten Knochen fühlt.

Die Beſchädigung der Laden iſt zwar in den gewöhnlichen Fällen und bey angemeſſener Behandlung nicht gefährlich und deren Heilung nicht ſehr langwierig; dem Pferde darf aber vor der völligen Heilung kein Gebiß angelegt werden.

29) Die Hungerzitzen, von einigen auch Gallen genannt, ſind zwey kleine zitzenförmige Körper, die ſich unter der Zunge verſchiedene Finger breit über den Schneidezähnen befinden. Unſere Vorfahren ſchnitten ſie oftmahls weg, weil ſie dafür hielten, daß ſie das Pferd am Saufen hinderten. Einige neuere Schriftſteller rathen eben dieſe Operation, wiewohl mit großem Unrecht an, indem es ihnen nicht bekannt iſt, daß ſie dieſer Thierart eigen ſind. Sie haben kleine Oeffnungen, die mit Speicheldrüſen in Verbindung ſtehen, und Speichel ausfließen laſſen.

30) Der Gaumen zeigt eine Menge von Furchen, die in die Queere gehen, und bey der Operation des Kernſtechens mittelſt der Spitze eines Hirſchgeweihes geöffnet werden. Die Meinung der Schmiede, daß der dritte Kern, oder die dritte Furche, nur müſſe geöffnet werden, beruht auf keinem Grunde. Es iſt völlig gleichgültig, welche Furche geöffnet wird; nur mache man die Operation mit keiner Fliete, wie es bisweilen geſchieht, und wähle dazu die Mitte des Gaumens, indem an beyden Seiten Arterien herlaufen, die leicht mit der Fliete getroffen werden können, deren Oeffnung aber gefährlich werden und tödtliche Verblutung veranlaſſen kann.

Das Kernſtechen kann füglich ganz unterbleiben, indem von dieſer Operation kein Nutzen zu erwarten iſt. Der gemeine Mann nimmt gewöhnlich gleich ſeine Zuflucht zu demſelben, ſobald ein Pferd nicht recht freſſen will, oder plötzlich krank wird. Auch wird das Kernſtechen häufig wider das Hervordringen des Gaumens über die Schneidezähne verrichtet, indem dieß von den meiſten Leuten für ein Uebel angeſehen wird, das den Pferden am Freſſen hinderlich, und unter dem Nahmen Froſch bekannt iſt. Da das Gaumenfleiſch immer bey jungen Pferden mehr oder weniger über die Schneidezähne hervorragt, ohne daß ſie die mindeſte Unbequemlichkeit oder Schmerz davon zu empfinden äußern: ſo iſt auch das dagegen empfohlene Zurückbrennen mit einem glühenden Eiſen als unnütz anzuſehen.

Die gefurchte Geſtalt des Gaumens hat den Nutzen, daß ſie beym Abbeißen und Freſſen das Herausfallen des Futters verhindert.

Das Innere des Mauls muß übrigens bey einem geſunden Pferde eine friſche Farbe und natürliche Wärme haben, auch mäßig mit Speichel angefeuchtet ſeyn. Bey der Arbeit muß das Pferd auf dem Gebiſſe ſpielen, und ein ſpeichelreiches, oder wie man zu ſagen pflegt, friſches Maul haben. Eine Unbeweglichkeit der Kinnlade und ein Unvermögen, das Maul gehörig zu öffnen, iſt ein Zeichen einer ſehr gefährlichen Krankheit, die unter dem Nahmen **Klemme, Maulſperre** oder **Hirſchkrankheit** bekannt iſt.

31) **Das Kinn** oder der **Bart** iſt die runde Erhabenheit, die ſich über der Hinterlippe befindet, und mit einzelnen langen und ſteifen Haaren beſetzt iſt, die um das Anſehn des Pferdes zu verſchönern, mit der Scheere weggeputzt werden.

32) **Die Kinnkettengrube** iſt eine Art von Ausſchnitt, der ſich über dem Barte befindet. Sie muß mäßig rund, nicht geſchwollen, noch ſchmerzhaft ſeyn, wenn die daſelbſt liegende Kinnkette ihre gehörige Wirkung thun ſoll.

33) **Der Kanal** oder **Kehlgang** faßt den Raum in ſich, den die beyden Flügel der Hinterkinnlade (Ganaſchen) zwiſchen ſich laſſen, und erſtreckt ſich von der Kinnkettengrube bis an die Kehle. Er muß in ſeinem obern Theile gehörig geöffnet ſeyn, damit das Pferd den Kopf gehörig an ſich ziehen könne, ohne daß dadurch die Luftröhre beengt, und die freye Reſpiration gehemmt wird.

Der Kanal muß gehörig vertieft ſeyn, und keine Beulen oder Knoten enthalten, die nach ihrer Beſchaffenheit und nach den übrigen bey dem Pferde überhaupt eintretenden Umſtänden

beurtheilt werden müſſen, in den meiſten Fällen aber entweder Druſe oder Rotz anzeigen. Wenn ſich an dem Kanal, oder wie es gewöhnlicher iſt, auf den Rändern der Hinterkinnlade eine kleine Oeffnung befindet, woraus eine wäſſerige, auch zu Zeiten ſtinkende Feuchtigkeit ausfließet, und die Kinnlade ſich mehr oder weniger dick und geſchwollen anfühlen läßt: ſo iſt dieß als ein Zeichen einer Zahnfiſtel anzuſehn. Dieſes Uebel, das wegen der langen mit ihren Enden unmittelbar unter dem Rande des Kinnbackenbeins ſteckenden Zahnwurzeln, beſonders bey jungen Pferden, hervorkommt, entſteht von einer äußerlichen Gewalt, als von einem Schlage oder Stoße. Es kann nicht anders als durch das Wegnehmen des ſchadhaften Zahns geheilt werden, welches aber nicht nur beſchwerlich, ſondern auch mit einiger Gefahr verbunden iſt *).

34)

*) Die Operation, wodurch die fiſtulöſen Zähne herausgenommen werden, beſchreibt Herr Havemann ſo: Nachdem das Pferd auf ein gutes Streulager gelegt und gehörig befeſtiget worden, mache ich auf der Fiſtelöffnung, wo ſich das Ende der Wurzel vom kranken Zahn befindet, einen Kreuzſchnitt durch die Haut und löſe ſolche von der Kinnlade ab, um ſie zurückſchlagen zu können. Hierauf erweitere ich mittelſt eines, einen ſtarken halben Zoll breiten Meißels und eines hölzernen Klöpfels die Oeffnung des Fiſtelkanals bis auf die Zahnwurzel ſo weit, daß ich dieſe mit dem Zeigefinger deutlich fühlen kann. Alsdann nehme ich einen fünf Zoll langen eiſernen Stempel, der etwa die Dicke und Geſtalt eines kleinen platt gedrückten Fingers hat, ſetze deſſen eines Ende genau in der Direction des Zahns auf die Wurzel, und ſuche nun durch kurze, aber herzhafte Schläge auf das andere etwas breitere Ende des Stempels, den Zahn in dieſer geraden Richtung herauszutreiben. Je ſtärker die Kinnlade geſchwollen iſt, was gewöhnlich bey einer, ſchon lange zugegegen geweſenen Fiſtel den Fall iſt, deſto weniger wird der Zahn feſtgeklammert, und deſto leichter läßt er ſich heraustreiben. Wenn der Zahn anfängt zu weichen, ſo darf man die Vorſicht nicht verſäumen, dem Pferde nach jedem Schlage ins Maul zu greifen, um zu verſuchen, ob man

34) Die Ganaſchen werden von den beyden Flügeln der Hinterkinnlade gebildet. Sie dürfen nicht zu ſtark und eckig ſeyn, das Pferd bekommt ſonſt einen dicken, plumpen Kopf und kann ſolchen nicht gehörig herbeybringen, und ſich, wie man ſagt, nicht gut zäumen. Das Pferd zäumt oder placirt ſich gut, wenn ſich die Stellung ſeines Kopfes, bey einem gehörig aufwärts gerichteten Halſe, einer ſenkrechten Linie nähert, ohne daß es dabey im geringſten Zwang leidet. Iſt die Rundung der Ganaſchen zu ſtark, ſo drücken dieſe, wenn das Pferd den Kopf herbeybringt, die großen Ohrendrüſen häßlich heraus, und das Pferd kann ſich um ſo weniger in eine ſchöne, gefallende Stellung bringen, je kürzer und dicker der Hals iſt, und je niedriger derſelbe ſteht.

Ueber dem Rande der Ganaſchen läuft die Kinnbackenſchlagader neben dem Speichelkanal der großen Ohrendrüſe her. Verſchiedene Schriftſteller rathen dieſe Arterie zur Unterſuchung des Pulſes bey Krankheiten an; ſie hat indeſſen beym Pulsfühlen die nehmliche Unbequemlichkeit als die Schlafſchlagader, wie bey Betrachtung der Schläfe bereits bemerkt worden.

Auf den Rändern der Ganaſchen, und zwar zwiſchen den Kinnladenſchlagadern und der Kinnkettengrube, befinden ſich in ſeltenen Fällen Knochenauswüchſe oder Ueberbeine, die nach

man den in die Höhe ſteigenden Zahn mit den Fingern wegnehmen könne, damit ihn das Pferd nicht verſchlucke.

Die fiſtulöſen Zähne am Vorderkinnbacken laſſen ſich auf eine ähnliche Art wegnehmen; jedoch iſt hier die Operation noch beſchwerlicher und gefährlicher als am Hinterkinnbacken

Die völlige Heilung erfolgt nach glücklich gemachter Operation bey einer ganz einfachen Behandlung in etwa ſechs Wochen.

Verhältniß ihrer Größe das Auge mehr oder weniger beleidigen, dem Pferde ſelbſt aber nicht ſchaden, und durch eine Operation ganz ohne Gefahr weggenommen und bald geheilt werden können. —

Allgemeinere Bemerkungen über den Kopf überhaupt findet man im Art. **Kopf der Pferde**, Th. 44, S. 21—32 vorgetragen, wo von den Knochen des Kopfes, von den Muſkeln deſſelben, und von der verſchiedenen Geſtalt der Pferdeköpfe die Rede iſt, auch die ausgezeichnetſten Formen in Abbildungen vorgeſtellt werden.

Der Herr Stallmeiſter Ploen nimmt überhaupt fünf ſchöne und fünf häßliche Formen von Pferdeköpfen an. Die ſchönen ſind:

1. Der Krummkopf oder Rammskopf.

Dieſer macht von den Ohren bis auf die Oberlefze einen Bogen.

Man findet ihn inſonderheit an den Neapolitaniſchen Pferden. Daher nennt man ihn auch den Neapolitaniſchen Kopf.

2. Der halbe Rammskopf oder Modekopf *).

Er macht von den Ohren bis an die Oberlefze einen halben Bogen.

Dieſe Art Köpfe findet man an den Engliſchen, Preußiſchen und Hollſteiniſchen Pferden inſonderheit vielfältig.

3. Der Türkiſche Kopf.

Macht von den Ohren bis an die Naſenlöcher eine gerade Linie, iſt dabey ſchmahl und klein.

*) Den letzteren Nahmen führet dieſe Art der Köpfe, weil man ſie am häufigſten in den europäiſchen Geſtüten antrifft, und ſie am liebſten hat.

klein. Er iſt den Türkiſchen Pferden hauptſächlich eigen, und führet daher den Nahmen.

4. Der Arabiſche Kopf.

Iſt ebenfalls von den Ohren bis an die Naſenlöcher gerade und klein, hat aber gewöhnlich eine breitere Stirn als der Türkiſche Kopf, und dabey, wenn er recht ſchön iſt, zu Anfange des Kopfs zwiſchen den Ohren und Augengruben eine kleine Wölbung.

Dieſen geraden und auf der Stirn breiten Kopf findet man in allen Ländern, nur daß er an den Arabiſchen Pferden gewöhnlich kleiner iſt, als an Pferden aus andern Ländern.

5. Der Schafskopf.

Dieſer hat bloß auf der Stirn einen Bogen, und unterſcheidet ſich von dem Rammskopf dadurch, daß deſſen Biegung mehr höcker- als bogenförmig iſt. Ohnerachtet er nicht ſonderlich ausſieht, ſo zählt man ihn doch unter die ſchönen Köpfe. Er iſt ſelten zu finden.

Die Hauptſchönheit dieſer Köpfe beſtehet darin, daß ſie klein, dünne und mager ſind; doch aber nur in ſofern mager und klein, daß das Ebenmaß mit dem ganzen Körper dadurch nicht geſtört wird.

Kein Kopf iſt ſchön, der nicht mit den übrigen Theilen des Körpers ein Ebenmaß hat; je mehr er ſich von dieſem entfernt, deſto fehlerhafter iſt er. Daher können die benannten ſchönen Köpfe dennoch fehlerhaft ſeyn: als, zu groß, zu ſtark, zu lang, zu breit, zu dick, und auch zu klein, obgleich man letzteres ſelten findet.

Die Länge des Kopfs ſoll in beſtimmtem Verhältniſſe mit der Höhe, Länge und den verſchie-

ſchiedenen andern Theilen des Pferdes ſtehen: als z. B.

Drey Kopfslängen, die Länge des Kopfs von dem Wirbel zwiſchen den Ohren, bis an die Naſenlöcher oder Anfang der Spalte des Mauls genommen, beſtimmt die Höhe und die Länge des Pferdes.

Die Höhe des Pferdes wird vom Widerroß bis auf die Erde genommen. Die Länge wird von dem Schulter- und Querbeingelenke bis nach dem Schweif, zu Ende des großen Schenkels oder Backens genommen; oder beſſer geſagt, bis zur Endigung des Kreuzes oder der Krupe, und Anfange des großen Schenkels.

Ein und Eindrittel Kopfslänge *), — die Länge des Kopfs von dem Wirbel zwiſchen den Ohren bis zu Ende der Oberlippe genommen, — beſtimmt den obern Contur des Halſes, von dem Wirbel zwiſchen den Ohren bis an den Widerriß.

Eben dieſelbe Länge beſtimmt auch den Widerriß, den Rücken und die Nieren.

Ferner rechnet man nach der letzten Meſſung des Kopfs:

Eine Kopfslänge, auf den untern Theil des Halſes.

Eine Kopfslänge, auf die Länge des Schulterblatts; von dem Widerroß bis auf das Schulter- und Querbein- oder kleine Schenkelgelenk.

Eine Kopfslänge, von demſelben Gelenke bis in die Kniekehle auf das Hakenbein.

Ferner: die Länge des Kopfs von den Augenbogen oder den Augengruben, bis zu Ende des Naſenbeins oder der Naſenlöcher genommen, beſtimmt die Länge des Vorderbeins mit Inbegriff der Kote; dieſe Länge wird vom Hakenbein bis an den Huf genommen.

Ferner:

Eine Kopfslänge; von dem Wirbel zwiſchen den Ohren bis zu Ende des Naſenbeins oder der Naſenlöcher, beſtimmt die Länge des Kreuzes oder der Krupe. Die Länge des Kreuzes wird von der Spitze des Hüftknochens bis auf die Spitze des Backen- oder großen Schenkelknochens genommen.

Ferner nach derſelben Meſſnng des Kopfs:

Eine

*) Iſt der Kopf horizontal gerichtet, ſo wird die Länge etwas mehr.

Eine Kopfslänge, von der Spitze oder dem Anfange des Backens oder großen Schenkels, bis zur Endigung deſſelben oder zum Anfange des kleinen Schenkels, beſtimmt die Breite des großen Schenkels oder der Hanſche.
Eine Kopfslänge beſtimmt die Länge der Lenden oder der Keule; die Länge vom Anfange derſelben oder vom Ende des großen Schenkels genommen, bis auf die Hacke des Hinterknies.
Eine Kopfslänge, beſtimmt die Länge des Hinterbeins mit Inbegriff der Kote. Dieſe Länge wird von der Hacke bis an den Huf genommen.

Nach dergleichen Meſſung des Kopfs laſſen ſich alle Theile in der Theorie nach der Länge, Breite und Stärke des Pferdes beſtimmen.

Das richtigſte Verhältniß aber iſt dasjenige, welches man ſich von den beſten Pferden abſtrahirt.

Die Beſchaffenheit der häßlichen Köpfe iſt nach Herrn Ploen folgende:

1. Der Schweinskopf. Iſt von den Ohren bis an die Naſe eingezogen. Dieſen findet man häufig an den deutſchen Bauerpferden.

2. Der Hechtskopf *). Iſt lang, dünne, und auf der Naſe eingebogen. Wenn die Türkiſchen Köpfe ausarten, ſo fallen ſie in dieſen Fehler.

3. Der Bullenkopf oder Ochſenkopf. Ein ſtarker, dicker, faſt unten und oben gleichförmiger Kopf.

4. Der Haſen- oder Schlägelkopf. Ein um die Stirn und Ganaſchen ſehr ſtarker, und um das Maul herum ſehr dünner Kopf.

5. Der alte oder Alteweiberkopf **). Iſt lang und abgefleiſcht, hat tiefe Höhlungen über den Augen, hangende Lefzen, und eine traurige Phy-

*) S. im Art. Kopf der Pferde, Th. 44, Fig. 2442.
**) S. Th. 44, Fig. 2441.

Phyſiognomie. Er kann übrigens krumm, auch gerade ſeyn.

Die Haupthäßlichkeit aller dieſer Köpfe, beſtehet noch inſonderheit darin, wenn ſie ſehr groß ſind; und dieſer Fehler hat alsdenn, außerdem daß er das Auge beleidigt, Einfluß auf den Dienſt des Pferdes. Denn gewöhnlich ſind Pferde mit zu großen Köpfen dem Reiter ſchwer in der Hand.

II. Von dem Halſe.

Der Hals iſt der aus der Bruſt hervorragende längliche Theil, an deſſen oberen Ende der Kopf befeſtiget iſt Er erſtreckt ſich vom Widerriſt bis an den Nacken, wo ſich das Hinterhauptbein des Kopfes mit dem erſten Halswirbelbeine verbindet.

Er beſtehet aus einem Knochenſtamme von ſieben in einander artikulirenden Wirbelbeinen, die durch Bänder verbunden, mit fleiſchigen Theilen bedeckt, und mit der allgemeinen Haut überzogen ſind.

Nach der allgemeinen Eintheilung zerfällt er in den Kamm, als den oberen Rand des Halſes, in die Kehle, als den untern Theil deſſelben, und in die beyden Seitenflächen.

Nach der Bauart theilt man den Hals wieder in den ſchönen oder regelmäßigen, und in den fehlerhaft gebauten Hals ab. Zu dem erſtern zählt man den Schwanenhals und den gut aufgeſetzten Hals. Unter den fehlerhaften verſtehet man den Hirſchhals, oder umgekehrten Hals, den übel angeſetzten oder falſchen Hals, den Speck- oder Schweinehals, und den zu breiten oder zu ſchmalen, zu dicken, zu kurzen oder zu langen Hals.

Der

Der Schwanenhals gleicht dem ſtolz gebogenen Halſe eines Schwans, der ſich ſanft aus dem Widerriſt erhebt, und mit einer ovalen Krümmung ſich dem Nacken nähert. Er iſt der ſchönſte unter den Hälſen, und gibt dem Pferde jenes majeſtätiſche Anſehen, was es in Hinſicht ſeiner Geſtalt zum Könige der Thiere erhebt. Spaniſchen Raßepferden iſt dieſe ſchöne Bauart des Halſes vorzüglich eigen; eine Eigenſchaft, die ſie zu Reitpferden ſehr geſchickt macht.

Der gut aufgeſetzte Hals iſt zwar nicht ſo ſchön gekrümmet wie der Schwanenhals, indeſſen ſteigt er doch auch mit einer ſanften Lehnung nach dem Genick aufwärts, und gibt dem Thiere, wenn auch kein majeſtätiſches, doch ein nicht weniger regelmäßiges ſchönes Anſehen. Den meiſten Mecklenburgiſchen und Sächſiſchen Geſtütpferden iſt dieſe Bauart des Halſes eigen.

Der Hirſchhals oder umgekehrte Hals erhält ſeinen Nahmen von der Aehnlichkeit, die er mit dem Halſe des Hirſches hat. Anſtatt vom Widerriſt bis zum Nacken etwas gekrümmet zu ſeyn, läuft der Hirſchhals in dieſer Gegend mehr oder weniger nach einwärts gebogen herab. Ein widernatürlicher Uebelſtand, der ſelbſt dem kenntnißloſen Layen auffällt, und macht die Krümmung, die er am obern Rande des Kammes haben ſollte, am untern Theile der Kehle, wo er ſich in einer gekröpften Biegung von den Ganaſchen bis zur Bruſt herabziehet.

Dem größten Theile der Pohlniſchen und Tartariſchen Pferde iſt dieſe Bauart des Halſes eigen. Ein Umſtand, der an der unſtäten Stellung des Halſes dieſer Thiere unter dem Mundſtücke den größten Antheil hat.

Faſt immer ſind Pferde mit dieſen Hälſen nach einem Ausdruck der Reitkunſt krellig in der Hand. Ein Gefühl, welches ſich mehr empfinden als beſchreiben läßt. Ein Mangel an Anlehnung aufs Mundſtück, der jedoch auch mit wiederhohltem Dringen auf die Stange, mit krelligem Schnellen des Kopfes, um den Eindrücken des Mundſtückes zu entgehen, verbunden iſt.

Durch das Zurückarbeiten des Halſes und durch das Vereinigen, Zuſammennehmen des Thieres überhaupt, läßt ſich dieſer Fehler unter einem guten Reiter in etwas verſtecken. Roßtäuſcher wiſſen dieſen Vortheil. Trotz ihrer kenntnißloſen Reiterey verſtehen ſie doch, durch den Gebrauch der Peitſche und der Sporen den Hals des Pferdes ſo zu ſtellen, daß man weniger von dieſem Fehler bemerkt.

Mit dem Ausdruck des übel angeſetzten oder falſchen Halſes benennt man jene Bauart, wo am Grunde des Halſes, oder da, wo er ſich mit dem Widerriſt vereiniget, eine Vertiefung bemerkbar wird, die wie ein Lanzenſtich oder eine Hiebwunde mit Fleiſchverluſt erſcheinet, von wo aus der obere Rand des Halſes in einer ſenkrechten Linie emporſteiget, und ſich in einer gekröpften Beugung der Kehle wieder in der Bruſt verliert.

Ohne ſo fehlerhaft wie der Hirſchhals zu ſeyn, iſt dieſe Bauart des Halſes jedoch auch nicht minder häßlich, nur läßt ſich der Fehler leichter verſtecken. Roßtäuſcher legen die Decke weit vor, vereinigen das Pferd durch ein Paar Sporenſtiche, und ein Paar eben ſo rüde Anzüge der Zügel, nehmen den Kopf des Thieres in die Höhe, und hintergehen auf dieſe Weiſe den

das

das Pferd und den Reiter nur oberflächlich beurtheilenden Käufer.

Indeſſen iſt dieſe mangelhafte Bauart mehr eine Beleidigung fürs Geſicht, als ein Beweis, der für die übrige Unbrauchbarkeit des Thieres entſcheidet. Pferden mit dem mehreſten Vermögen, mit der größten Bravour, iſt oft das Gebäude eines übel angeſetzten Halſes eigen.

Der Speck- oder Schweinehals erhält ſeinen Nahmen von der Eigenſchaft, die er mit dem Halſe dieſes Thieres gemein hat. Der Speckhals iſt jeder Bauart des Halſes eigen, vorzüglich aber dem Schwanen- und gut aufgeſetzten Halſe. In Betracht des Geſchlechts ſcheinen die Hengſte eine beſondere Geneigtheit zu dieſem Fehler zu haben, bey welchen man ihn auch am meiſten trifft, und in Hinſicht der Raße ſcheint er wieder denjenigen Pferden vorzüglich eigen zu ſeyn, die in einem feuchten Klima geboren, und von keinem Beſcheler von edler Abkunft gezeugt ſind. Bey Frießländiſchen, Hollſteiniſchen Pferden, die in ſumpfigen Gegenden erzogen wurden, findet man den Speckhals am häufigſten. Am ſeltenſten ſieht man ihn bey türkiſchen, arabiſchen, tartariſchen und polniſchen Pferden.

Der Speckhals beſteht in einer Anhäufung von Fett, das ſich am obern Rande des Halſes feſtſetzt. Im Anfange des Uebels iſt er nur mit Mühe zu bemerken, mit der Zeit aber wächſt er zu einer Größe an, die den ganzen obern Rand des Halſes herabbeugt, und die vielleicht außer dieſem Fehler ſchöne Geſtalt des Thieres verſtellet.

Iſt ein auf dieſe Art fehlerhafter Hals nur am Kamme fett, dick und ſchwer, ſo nennt man dieß einen Speckhals. Schweinehälſe

aber

aber werden eigentlich dieſenigen genannt, die durchaus dick, fett und dabey noch kurz ſind.

Der Speckhals iſt erblich, und man hat alle mögliche Urſache, einen Beſcheler mit dieſem Fehler aus dem Geſtüt zu entfernen, wenn man nicht ſeiner ganzen Nachfolge dieſen Mangel anzüchten will.

Er erſcheint erſtlich in einem Alter des Thiers von 6 bis 7 Jahren. Vor dieſer Zeit iſt es ſehr unſicher zu beſtimmen, ob das junge Pferd einen Speckhals bekommen werde oder nicht.

Pferde mit dieſem Fehler dringen in die Fauſt, weil die Tragung der vermehrten Schwere, die den vordern Schenkeln durch die Laſt des Speckhalſes zuwächſt, nicht auf die Hankſchen vertheilt werden kann; beſonders wenn der Kopf nicht hoch und frey genug gerichtet, und das Thier entweder durch eine mangelhafte Anſetzung des Kopfes an den Hals, oder durch eine fehlerhafte Zäumung und unrichtige Führung der Fauſt, den Kopf zu viel herbeygezäumt trägt *).

Außer dieſem Nachtheil iſt der Speckhals auch noch den Flechten und der Räude am meiſten ausgeſetzt. Nicht ſelten findet man bey Pferden mit dieſem Mangel, wenn man die Mähnen zurück ſtreicht, Scherfe, die eine öhlichte fette Feuchtigkeit zeugen, welche, wenn ſie nicht durch Reinlichkeit gemindert und geheilt werden, in räudenartige Geſchwüre ausarten, die in der Folge den ganzen Hals des Pferdes überziehen.

Merk=

*) Den Kopf zu viel herbeygezäumt tragen, ſagt man nach einem Ausdrucke der Reitkunſt von einem Pferde, das den Kopf, der in einer perpendiculairen Stellung ſtehen ſollte, mit der Naſenſpitze zu viel der Kehle genähert trägt.

Merkwürdig bleibt es, das die Caſtration das einzige Mittel iſt, was der Entſtehung dieſes Fehlers vorbeugt. Die Wirkung, welche dieſes Mittel auf das Gebäude des Halſes hervorbringt, iſt von ſo wichtigen Folgen, daß man dicke ſtarke Hälſe dadurch verbeſſern, und von Natur magere und ſchwache Hälſe hingegen ganz verderben und verunſtalten kann, weil durch die Caſtration der überdieß magere Hals an Stärke noch mehr verliert.

Der zu breite Hals iſt mangelhaft, weil er gegen das Ebenmaß der übrigen Theile und gegen das regelmäßige Verhältniß ſeiner eigenen Bauart ſtreitet. In derſelben Breite, wie ſich der Hals aus der Bruſt und dem Widerriſt erhebt, ſteigt er auch bis an den Nacken und die untern Kinnladen aufwärts. Ein Gebäude, das eben ſo ſehr die Augen beleidiget, als es zugleich auch zu dem vorigen Fehler, zu dem Dringen in die Fauſt Anlaß gibt. Am beſten ſchicken ſich Pferde mit dieſem Gebäude für den Wagen, eine Anſtellung, wo ihre fehlerhafte Bauart am wenigſten nachtheilig wird. Bey deutſchen Bauerpferden von ſchlechter Raße findet man dieſen Fehler nicht ſelten.

Der zu ſchmale Hals iſt Pferden aus einem warmen Klima eigen, und beſonders ſcheinen die Stuten Geneigtheit zu dieſem Fehler zu haben. Arabiſchen Stuten ſoll ein zu ſchmales Gebäude des Halſes faſt ausſchließend eigen ſeyn, das ſich in derſelben ſchmalen Breite von der Bruſt und dem Widerriſt erhebt, als es ſich am Nacken und den Ganaſchen endiget. Ein umgekehrtes Verhältniß des zu breiten Halſes.

Pferde mit dieſem Fehler haben zu wenig Anlehnung aufs Mundſtück, ſchnellen mit dem Kopfe, erhalten nie eine ſtäte Stellung, ſtrecken die Naſe in die Luft, und werfen bey ſchnellem Laufen nicht ſelten das Mundſtück in die Lefzen *). Ein Fehler, der für den Reiter ſehr gefährlich werden kann.

Zu dicke und kurze Hälſe ſind immer vereiniget, am häufigſten aber findet man ſie bey Koſakiſchen und Litthauiſchen Pferden. Dieſer Fehler iſt jedoch nicht ſo auffallend, da das ganze Gebäude dieſer Thiere gewöhnlich klein, kurz und gedrungen iſt. Auch hat er keinen Einfluß auf die Fühlbarkeit des Mauls, wenn das Thier übrigens ins Gleichgewicht geſetzt, der Hals zurückgearbeitet, und die Schwere mehr auf die Hankſchen vertheilt iſt. Im Gegentheil haben dergleichen Hälſe noch das Gute, daß ſie nicht ſo beweglich ſind, und in der Stellung unverändert ſtehen bleiben, in welche ſie einmahl geſetzt ſind.

Der zu lange Hals iſt eine ausſchließliche Eigenſchaft aller Engländer. Vorzüglich iſt dieſer Fehler der Nationalraße dieſer Pferde eigen. Auch in manchen Polniſchen Geſtüten ſcheint dieſer Fehler erblich zu ſeyn.

Die meiſten Hälſe von dieſer Bauart ſind zugleich mit ſteif, in den Ganaſchen verwachſen, ſo daß ſich der untere Theil des Halſes nicht ge-

*) Das Mundſtück in die Lefzen werfen heißt, wenn ein Pferd in der Carriere aus zu vieler Beweglichkeit des Halſes die Naſe in die Luft ſtreckt, und dadurch den Eindrücken des Mundſtückes auf die Laden entgehet, das nunmehr nur wie eine Trenſe in die Winkel der Lippen, in die Lefzen wirken kann. Unter ungeſchickten Reitern thun es ſenſible Pferde oft ohne Anlage dazu nur aus Schmerz, um den empfindlichen Wirkungen der rüden Fauſt zu entgehen.

gehörig in die Vertiefung, welche die untern Kinnbackenbeine bilden, verſenken kann.

Pferde mit dieſem Fehler ſind zum ſchnellen Laufen, weniger aber zum Tummeln geſchickt, haben wenig Anlehnung aufs Mundſtück, ſtrekken die Naſenſpitze in den Wind, und dringen mehr oder weniger in die Fauſt. Mängel, die bey dieſer Bauart des Thieres öfters auch nicht von dem geſchickteſten Reiter verbeſſert werden können. Ueberhaupt urtheilt man in Hinſicht der Reitkunſt über die Bauart der Hälſe ſo:

Schwanenhälſe und gut aufgeſetzte Hälſe ſind von der Natur für den Zaum beſtimmt.

Verkehrte und übel angeſetzte Hälſe placiren ſich ſchwer, und machen öfters auch bey der geſchickteſten Stellung einen falſchen Bug *).

Speckhälſe dringen in die Fauſt, haben zu viel Anlehnung aufs Mundſtück, und bleiben auch bey der Vereinigung, bey dem Zuſammennehmen des Thiers unſanft und rüde in der Hand.

Kurze und dicke Hälſe laſſen ſich im Anfange nur mit Mühe heran- und zurückarbeiten, ſtehen aber um ſo feſter, wenn ſie einmahl ins Gleichgewicht geſetzt ſind.

Lange, ſchmahle, tief angeſetzte und ſteife Hälſe bearbeiten ſich am ſchwerſten.

Der geſchickteſten Führung aber bedürfen dünne, lange, magere und viel bewegliche Hälſe,

 wenn

*) Ein falſcher Bug iſt ein bahnmäßiger Ausdruck, der ein fehlerhaftes Pliiren, eine fehlerhafte Stellung des Kopfes bedeutet. Wenn z. B das Pferd, indem es rechts pliirt (rechts geſtellt) wird, den obern Theil des Kopfes nach der auswendigen Hand gekehrt trägt, und die Naſenſpitze in einer falſchen Richtung zu viel einwärts bieget. Erſcheinungen, die im Art. Reitkunſt noch näher bezeichnet werden ſollen.

wenn das Pferd nicht die Anlehnung aufs Mundſtück verlieren, und krellig in der Hand werden ſoll.

Macht die Haut des Halſes in der Gegend ſeiner Anheftung am Widerriß viele Falten, ſo nehmen alte Bereiter dieß als ein Zeichen der guten Richtung des Kopfes und der gehörigen Zurückarbeitung des Halſes an.

Der obere Theil des Halſes, der Kamm, iſt durch ſeine ganze Länge mit langen und ſtarken Haaren beſetzt, die man Halshaare oder Mähnen nennt, und die nach der Raße, nach der Abſtammung des Thieres verſchieden ſind. Was hierüber zu bemerken wäre, iſt ſchon im Art. Mähne, Th. 82, S. 764 fl. geſagt worden, wo man auch Abbildungen der Mähnen findet.

Zu den krankhaften Zufällen des Halſes gehöret außer der an dem eben angeführten Orte bemerkten Räude auch der Blutaderkropf, eine verhärtete Geſchwulſt der zurückführenden Blutader des Kopfes, an welcher man gewöhnlich die Operation des Aderlaſſens unternimmt, deren ungeſchickte Ausübung zu dieſen kalten Geſchwülſten Anlaß gibt. Sie erſcheinet dem Gefühl als eine bald größere bald kleinere Erhöhung, die ſchmerzlos, hart, ohne Hitze und Spannung iſt. Eigentlich beleidigen ſie nur das Auge, und ſind ein Fehler der Schönheit. Ihre Größe nimmt jedoch von Jahr zu Jahr zu, und, ohne der thieriſchen Organiſation nachtheilig zu ſeyn, entſtellen ſie doch das Anſehn des Pferdes ſehr.

Man trifft den Blutaderkropf oft auf beyden Flächen des Halſes in der Gegend, wo die ſogenannte Lungenader gelagert iſt, an, da die Opera=

Operation von unwiſſenden Schmieden, Hirten und Kutſchern auch gewöhnlich auf beyden Seiten unternommen wird.

Nach der Erfahrung einiger Roßärzte iſt der Blutaderkropf in einigen, jedoch wenigen Fällen, in einen krebsartigen Schaden ausgeartet.

Die Aderfiſtel iſt oftmahls eine Gefährtin des Blutaderkropfes; ſie beſteht in einer länglichten Oeffnung, aus welcher eine jauchartige Materie fließt; ihre Entſtehung hat ſie, ſo wie jener, einer ungeſchickten Ausübung der Operation des Aderlaſſens zu danken; zuweilen erzeugt ſich in dem Fiſtelgange ſchwammiges unreifes Fleiſch, das ſich über die Wundlefzen erhebt.

Der Wurm erſcheinet in ähnlichen Knoten, die wie an einem Strich an einander gereihet ſich über die Seitenflächen des Halſes verbreiten: nur ſind die letztern mit Schmerz und einem geringen Grad der Entzündung vergeſellſchaftet. In der Folge verbreiten ſich dieſe Kettenreihen von Knoten über die Kruppe, die Seitenflächen des Bauches und den ganzen Körper.

Der Wurm iſt mit dem Rotz verſchwiſtert, und befällt gewöhnlich das Thier mit dieſem Uebel vereinigt. Seine Erſcheinung zeigt jedesmahl von einer hohen Verderbniß der Säfte und des Bluts, die nicht ſelten den thieriſchen Körper zum Faulfieber geſchickt macht, und mit dem Tode ſich endiget.

Bey Pferden, welche an dieſer Krankheit leiden, findet man außer den knotenartigen Erhabenheiten, die ſich an einander gereihet auf der Oberfläche der Haut verbreiten, noch die innere Naſenhaut, die Zunge, die Auskleidung des Rachens, das Zahnfleiſch blaß, entfärbt, und das letztere oft ſchwürig.

Weniger gefährlich ſind fiſtulöſe Geſchwüre, die man bey einigen Pferden am obern Rande des Halſes, in der Gegend, wo ſich der Kopf durch das Genick mit dem Halſe verbindet, antrifft. Sie entſtehen vom Druck der Halfter, und werden durch Schmutz, durch Staub, durch Schweiß erhalten, — Unreinigkeiten, die das Geſchwür von neuem verletzen, reitzen, und es zu einer Art von Abſetzungsgeſchwülſten, von kritiſchen, fiſtulöſen Geſchwüren bilden.

Unter die zufälligen Verletzungen des Halſes gehören vorzüglich **Biſſe**, welche Pferde in wilden und halbwilden Geſtüten, ſelbſt in unſern zahmen Zuchten einander zufügen, die als gequetſchte Wunden nicht ſelten Verhärtungen zurücklaſſen, welche einige Aehnlichkeit mit der kalten Geſchwulſt des Blutaderkropfes haben.

Unter dieſe Klaſſe der Verletzungen gehören auch die **Kummetdrücke**, die bald tiefer, bald ſeichter in das Weſen der Theile einwirken, und die nach der Urſache, der Kraft die ſie erregt, und nach dem Alter und dem Körperzuſtand des Thieres, bald unter die gefährlichen, bald unter die leichten Quetſchwunden gezählt werden können.

Als eine Art von Krankheitszuſtand kann man auch die **Läuſe** mit anſehen, die man bey einigen aus der Wildbahn gekommenen Pferden in den Mähnen findet. Es iſt eine richtige Bemerkung, die ſich auf die Erfahrung von mehrern gründet, daß nur die ſchwachen, die kranken Pferde, deren Blut nicht rein, das mit Krankheitsſtoff vermiſcht iſt, deren feſte Theile geſchwächt ſind, Läuſe haben.

Raubhaare in den Mähnen, von welchen alte, ſogar neuere Schriftſteller ſagen, daß ſie

dem

dem Thiere die Nahrung entzögen, kennen vor-urtheilsloſe Schriftſteller nicht, ſo wie es über-haupt wohl ſchwer ſeyn möchte, dieſen Prozeß der Nahrungsverringerung durch einige Mäh-nenhaare phyſiologiſch zu erklären.

Noch ſind an dem Hals die beyden Feif-feln bemerkenswerth; zwey Drüſen, die zwiſchen den obern Winkeln der Ganaſchen und der Oh-ren gelagert ſind. Unwiſſende Pferdeärzte mach-ten vor Zeiten, als die Kunſt, die Krankheiten und Gebrechen der Pferde zu heilen, in einem noch größern Dunkel lag, eine Operation, die in Aufſchneiden oder Kneipen dieſer beyden be-trächtlichen Drüſen beſtand, von welcher ſie vor-gaben, daß ſie das einzige Mittel zur Heilung der Kolik ſey. Jetzt, da man in dieſer Wiſſen-ſchaft weiter gekommen iſt, verlacht man dieſe Heilmethode, die nicht ſelten zu den gefährlich-ſten Speichelfiſtelſchäden Anlaß gab, und ſieht ſie als eine Geburt des Unſinns und der Verſtand-loſigkeit an *).

III. Von dem Widerriß.

Der Widerriſt, Widerriß, Widerroß, oder der Schuft, wie er von einigen Pferdeken-nern genannt wird, macht die Erhabenheit aus, die ſich zwiſchen dem Halſe und dem Rücken befindet. Er beſteht aus den längſten grätenför-migen Fortſätzen der Rückenwirbelbeine, die ſich durch ihre Artikulation und das mit Muſkeln bedeckte Nackenband mit den Wirbelbeinen des Halſes verbinden.

 Ein

*) S. Herrn Seyffert v. Tennecker's vereinigte Wiſ-ſenſchaften der Pferdezucht. III. Heft. Manheim und Leip-zig bey Seeger, 1798. S. 271 ff.

Ein ſchöner, regelmäßig gebauter Widerriß muß da, wo er ſeinen Anfang nimmt, mit dem Kamme des Halſes gleich laufen, gehörig erhaben und mager ſeyn, ſich bey ſeiner Annäherung zum Rücken mäßig ſenken, und ſich unmerklich in denſelben verlieren.

Jeder Widerriß, der ſich von dieſen angegebenen Eigenſchaften entfernt, iſt fehlerhaft; entweder werden ſie zu dick und fleiſchig, oder zu kurz, hoch, ſpitzig und dabey nach dem Halſe zu wie abgeſchliffen oder ausgehöhlt ſeyn; oder er iſt zu niedrig oder zu erhaben. Alles dieſes ſind Fehler, die von mehrern oder wenigern übeln Folgen ſeyn können.

Der dicke und fleiſchige Widerriß leidet bey einem Reitpferde leicht durch den Druck des Sattels; denn auch bey aller Sorgfalt, die man auf den Bau und der Auflegung des letzteren verwendet, iſt es nicht zu vermeiden, daß der Sattel den zu fleiſchigen Widerriß nicht klemmt, oder an Theilen aufliegt, wo er nicht die Laſt des Reiters tragen ſoll. Von noch gefährlicheren Folgen wird dieſe fehlerhafte Bauart für das Pferd, wenn der Reiter weder ſeine noch des Pferdes eigene Laſt gleichförmig zu vertheilen verſtehet, und die ganze Schwere auf den Schultern und dem Widerriß liegt.

Der zu kurze, hohe, ſpitzige und nach dem Halſe zu ausgehöhlte Widerriß iſt für ein Reitpferd der nachtheiligſte. Pferde von dieſer Bauart ſollte man ganz von einem Dienſte ausſchließen, wofür ſie die Natur zu bauen verabſäumet hat; denn es gibt unter den Pferden mit dieſen Fehlern wenige, bey welchen nicht alle Sättel, auch die gut darauf gepaßten, bey anhaltenden langen Ritten drücken ſollten.

Der zu niedrige Widerriß fehlt gegen das Ebenmaß und iſt aus der Hinſicht für ein Pferd mangelhaft, weil die Laſt des Reiters und des Pferdes ſelbſt, wenn ſie nicht durch eine gute Fauſt und die Kenntniß der höhern Reitkunſt überhaupt gleichförmig vertheilt wird, zu viel auf den Schultern liegt, ein Fehler, der nicht allein die vordern Schenkel des Thieres zu viel und vor der Zeit abſtumpft, ſondern auch eine prallend rüde Bewegung bey den Gängen des Pferdes für den Reiter hervorbringt. Daß dieſe Bauart indeſſen das Pferd im ſchnellen Laufen hinderte, wie einige Pferdekenner glauben, iſt unrichtig. Die ganz wilden Pferde, die man nach der Erzählung einiger Reiſenden in Rußland im Saporoger Gouvernement trifft, ſind vorn viel niedriger als hinten, ungeachtet ſie die ſchnellſten Läufer ſind.

Die Schnelligkeit des Laufens muß man daher mehr in dem mehr oder weniger kräftigen Hintertheil des Pferdes, als in ſeinem etwas zu hohen oder zu niedrigen Widerriſſe, ſuchen.

Durch das in der Reitkunſt ſo modiſch gewordene Ausſtecken des Pferdes, wiſſen betrügeriſche Roßkämme, indem ſie zugleich das Thier etwas bergauf ſtellen, den Fehler des zu niedrigen Widerriſſes in etwas zu verſtecken.

Ein zu hoher, trockner Widerriß, der gleichſam wie ein Hügel erſcheint, beleidiget eben ſo ſehr das Auge, als er für ein Reitpferd nachtheilig iſt, weil es mit dieſer fehlerhaften Bauart bey weiten Märſchen ſelten den nachtheiligen Folgen des Drückens entgehet.

Im Ganzen genommen ſcheint ein nach dieſen Angaben fehlerhaft und übel geſtalteter Widerriß ein ſpezifiſches Kennzeichen von der ſchlech-

ten Raße des Thieres zu ſeyn; vorzüglich iſt ein dicker, fleiſchiger, zu hoher, kurzer, und nach dem Halſe zu wie eingebogener Widerriß Pferden eigen, welche in ſumpfigen, naſſen Gegenden erzogen, und von Eltern von ganz gemeinem Schlage erzeugt ſind; Pferde von edler Abſtammung hingegen ſind gewöhnlich mit einem harten, magern, und mit dem Kamme der Halſes gleichlaufenden Widerriſſe verſehen.

Pferde, die hinten höher als vorn ſind, d. i. wo die Krupe gegen den Widerriß berechnet erhabener als dieſer iſt, heißt man überbaut, — ein Fehler, der mehr den Stuten als den Hengſten und Wallachen eigen zu ſeyn ſcheint. Iſt er indeſſen nicht ſo bedeutend, daß der Sattel durch dieſe fehlerhafte Bauart zu viel vorwärts gleitet, ſo hat man nicht Urſache, Pferde mit dieſem Fehler vom Reitdienſte auszuſchließen. Gewöhnlich haben ſie ein kräftiges Hintertheil, und haben ſie dieß gehörig brauchen gelernt: ſo werden die nachtheiligen Folgen der mangelhaften Bauart des Widerriſſes dadurch ſehr vermindert.

Durch den Satteldruck iſt der Widerriß Verletzungen ausgeſetzt, die oft von den gefährlichſten Folgen ſind. Man hat gewiſſe Grade angenommen, nach welchen man ihre Gefahr berechnet. Einige von dieſen Eindrücken verletzen bloß die Haut oder die allgemeinen Decken, andere dringen in das Gewebe der Muſkeln, ins Rückenband, in die Knorpel, welche die knotenförmigen Fortſätze der Wirbelbeine bedecken, und einige wirken ſelbſt bis in dieſe Fortſätze und den Körper der Wirbelbeine ein.

Am gefährlichſten ſind die verborgenen, die verſteckten Quetſchungen, welche der Druck des

Sat-

Sattels erregt. Von weniger gefährlichen Folgen ſind die offenen, die bloß liegenden Verletzungen dieſer Art. Satteldrücke von großer Ausdehnung ſind leichter zu heilen, wie verborgene, wie tief-ſitzende Schäden, wo ſich die Materie in das Weſen der Theile verſenkt hat, wo ſie verartet iſt. Es gibt ſolche weiche, ſchwammige Widerriſſe, bey welchen auch der gut aufgepaßte Sattel jedesmahl eine Quetſchung erregt; ein mangelhafter oder vielmehr Krankheitszuſtand, der Pferde mit dieſen Gebrechen zu anhaltenden Ritten, zu langen Märſchen ganz unbrauchbar macht.

Bey Pferden von dunklem Haar oder von dunkler Farbe, läßt der Satteldruck weiße Flecken zurück. Auch ſind Pferde, die mehrmahls vom Sattel gedrückt worden, unleidlich, wenn man ihnen auf den Widerriß oder den Rücken greift. Am empfindlichſten bezeigen ſich diejenigen, die wirklich noch an verborgenen Schäden dieſer Art leiden: dieſe laſſen nicht gern aufſitzen, ſie ſchaudern, ſie ſchütteln ſich, wenn man die Mähnenhaare oder den Sattel um aufzuſetzen ergreift; ſie ächzen vor Schmerz, wenn ſie der Reiter beſtiegen hat.

Auch zu Abſetzungsgeſchwülſten, zu kritiſchen Ausflüſſen der Druſe oder eines andern Fiebers, wählt die Natur nicht ſelten den Widerriß, die nach der Urſache, nach den Beſtandtheilen der abgeſetzten Materie, nach der Jahreszeit, nach der Leibeskonſtitution, nach der Lebenskraft des Thieres bald leichter, bald ſchwerer zu heilen ſind *).

IV.

*) S. von Tennecker a. a. O. S. 295 ff.

ten Raße des Thieres zu ſeyn; vorzüglich iſt ein dicker, fleiſchiger, zu hoher, kurzer, und nach dem Halſe zu wie eingebogener Widerriß Pferden eigen, welche in ſumpfigen, naſſen Gegenden erzogen, und von Eltern von ganz gemeinem Schlage erzeugt ſind; Pferde von edler Abſtammung hingegen ſind gewöhnlich mit einem harten, magern. und mit dem Kamme der Halſes gleichlaufenden Widerriſſe verſehen.

Pferde, die hinten höher als vorn ſind, d. i. wo die Krupe gegen den Widerriß berechnet erhabener als dieſer iſt, heißt man überbaut, — ein Fehler, der mehr den Stuten als den Hengſten und Wallachen eigen zu ſeyn ſcheint. Iſt er indeſſen nicht ſo bedeutend, daß der Sattel durch dieſe fehlerhafte Bauart zu viel vorwärts gleitet, ſo hat man nicht Urſache, Pferde mit dieſem Fehler vom Reitdienſte auszuſchließen. Gewöhnlich haben ſie ein kräftiges Hintertheil, und haben ſie dieß gehörig brauchen gelernt: ſo werden die nachtheiligen Folgen der mangelhaften Bauart des Widerriſſes dadurch ſehr vermindert.

Durch den Satteldruck iſt der Widerriß Verletzungen ausgeſetzt, die oft von den gefährlichſten Folgen ſind. Man hat gewiſſe Grade angenommen, nach welchen man ihre Gefahr berechnet. Einige von dieſen Eindrücken verletzen bloß die Haut oder die allgemeinen Decken, andere dringen in das Gewebe der Muſkeln, ins Rückenband, in die Knorpel, welche die knotenförmigen Fortſätze der Wirbelbeine bedecken, und einige wirken ſelbſt bis in dieſe Fortſätze und den Körper der Wirbelbeine ein.

Am gefährlichſten ſind die verborgenen, die verſteckten Quetſchungen, welche der Druck des

Sattels erregt. Von weniger gefährlichen Folgen ſind die offenen, die bloß liegenden Verletzungen dieſer Art. Satteldrücke von großer Ausdehnung ſind leichter zu heilen, wie verborgene, wie tiefſitzende Schäden, wo ſich die Materie in das Weſen der Theile verſenkt hat, wo ſie verartet iſt. Es gibt ſolche weiche, ſchwammige Widerriſſe, bey welchen auch der gut aufgepaßte Sattel jedesmahl eine Quetſchung erregt; ein mangelhafter oder vielmehr Krankheitszuſtand, der Pferde mit dieſen Gebrechen zu anhaltenden Ritten, zu langen Märſchen ganz unbrauchbar macht.

Bey Pferden von dunklem Haar oder von dunkler Farbe, läßt der Satteldruck weiße Flecken zurück. Auch ſind Pferde, die mehrmahls vom Sattel gedrückt worden, unleidlich, wenn man ihnen auf den Widerriß oder den Rücken greift. Am empfindlichſten bezeigen ſich diejenigen, die wirklich noch an verborgenen Schäden dieſer Art leiden: dieſe laſſen nicht gern aufſitzen, ſie ſchaudern, ſie ſchütteln ſich, wenn man die Mähnenhaare oder den Sattel um aufzuſetzen ergreift; ſie ächzen vor Schmerz, wenn ſie der Reiter beſtiegen hat.

Auch zu Abſetzungsgeſchwülſten, zu kritiſchen Ausflüſſen der Druſe oder eines andern Fiebers, wählt die Natur nicht ſelten den Widerriß, die nach der Urſache, nach den Beſtandtheilen der abgeſetzten Materie, nach der Jahreszeit, nach der Leibeskonſtitution, nach der Lebenskraft des Thieres bald leichter, bald ſchwerer zu heilen ſind *).

IV.

*) S. von Tennecker a. a. O. S. 295 ff.

IV. Von der Bruſt.

Die Bruſt iſt zwiſchen den vordern Schenkeln eingeſchloſſen, und erſtreckt ſich von dem untern Ende des Halſes bis rückwärts an den Bauch.

Eine gut organiſirte Bruſt iſt mit der weſentlichſte Theil der Lebens- und Geſundheitserhaltung. Der Proceß des Athemhohlens, welcher durch ihre inneren Organe betrieben wird, iſt eine der unentbehrlichſten und nothwendigſten Lebensverrichtungen, er iſt das Mittel, wodurch das Blut unaufhörlich von einer Menge verdorbener Theilchen befreyet wird, und durch welche es eben ſo unausgeſetzt neue Reſtaurationstheilchen beygemiſcht erhält.

Das Aeußere einer ſchönen gut gebauten Bruſt muß verhältnißmäßig breit und gewölbt, nicht zu weit hervorſtehend, und durch eine ſeichte Furche von der Bruſtgrube an in zwey gleiche Erhöhungen abgetheilet ſeyn. Jede Abweichung von dieſer Bauart, nach welcher ſie entweder zu hoch und hervorſtehend, zu ſchmahl oder zu breit ſeyn würde, macht die Bruſt mehr oder weniger fehlerhaft.

Iſt die Bruſt zu erhaben und hervorſtehend, ſo nennt man ſie eine Habichtsbruſt; bey dieſem Fehler iſt der Bruſtknochen zu weit auswärts gebogen und hervorragend, indeß die Schultergeſenke, welche die vordern Seitentheile der Bruſt ausmachen, zu weit rückwärts gelagert ſind. Eine Bauart, die zwar das Auge beleidigt, ohne jedoch dem Geſundheitszuſtande und dem Dienſte des Pferdes nachtheilig zu ſeyn.

Die zu ſchmahle Bruſt hat einen fehlerhaften Knochenbau zum Grunde; die vordern Schen-

Schenkel ſind dabey enge geſtellt, und die untern Theile des Fußes gewöhnlich nach einwärts gerichtet. Wird jedoch die freye Bewegung der Lunge und das Einathmen der Luft dadurch nicht gehindert, und macht die fehlerhafte Stellung der Schenkel die Gänge des Thieres nicht unſicher, ſo iſt auch dieſer Fehler mehr ein Uebelſtand für das Auge, ohne von weſentlichen nachtheiligen Folgen für den Dienſt und die Geſundheit des Pferdes zu ſeyn.

Eine zu breite Bruſt, die dabey noch zu viel hervorragend iſt, nennt man eine Hahnsbruſt. Bey Pferden mit dieſem Fehler findet man die Schultern in demſelben Maße dick, fleiſchig, verwachſen, und, nach einem Ausdruck der Pferdekenntniß, mit fetten Muſkeln beladen, — ein Gebäude, das dieſe Thiere aus verſchiedener Rückſicht mehr zum Zuge als zum Reitdienſte geſchickt macht.

Von einem Pferde, deſſen Bruſt ſo wie überhaupt das ganze Vordertheil gegen das Gebäude des Hintertheils oder der Hinterhand zu ſtark und zu vollkommen iſt, ſagt man: „es iſt vom Vordertheil ein Löwe und vom Hintertheil ein Haaſe.“ Ein Fehler, der das Thier zu jeder Dienſtanſtellung mangelhaft macht.

Bey Pferden, die ein Haarſeil oder Fontanell an der Bruſt gehabt haben, bemerkt man öfters noch die zurück gebliebenen Narben; nach der letztern Operation erzeugen ſich ſogar mehrmahls Verhärtungen, die ſelten ganz zu heben ſind.

Durch örtliche Verletzungen, beſonders bey Soldatenpferden, durch Bajonnetſtiche und übel geheilte Schußwunden, denen die Bruſt mit am meiſten ausgeſetzt iſt, bilden ſich, jedoch die ſeltenſten

tenſten Mahle, fiſtulöſe Geſchwüre, die bald mehr bald weniger bedeutend ſind.

Die Geſchwulſt, die ſich bisweilen auf der vordern Fläche der Bruſt erzeugt, welche einige Pferdeärzte Herzgeſchwulſt nennen, gehört unter die Gattung der wahren Entzündungsgeſchwülſte, ſo verſchieden auch die Urſachen ſeyn können, die ſie hervorbrachten; indeſſen iſt ſie an den Körpern der Pferde nicht ſo gemein, als in den Büchern der Schriftſteller *).

V. Von den Vorderſchenkeln überhaupt.

Die Vorderſchenkel, Vordergliedmaßen, oder Vorderextremitäten nehmen ihren Anfang mit den Schultern und endigen ſich mit dem Hufe.

Schöne Vorderſchenkel müſſen in ihrer Stärke und Länge der Größe des Pferdes angemeſſen ſeyn; ihre Richtung muß perpendikulär zur Erde herablaufen, ſo daß der Körper des Thieres wie auf ein paar ſchön geformten gleichgeſtellten Säulen ruht.

Stehen die Vorderſchenkel zu weit nach den Hinterſchenkeln zurück, und nicht ſo, daß ſie in einer ſenkrechten Richtung vom Schulterblatt an bis zur Zehe herablaufen: ſo ſagt man, das Pferd iſt vorhängig. Ein Fehler des Gebäudes, den man jedoch von der nachläſſigen Stellung junger noch roher Pferde unterſcheiden muß, deren eigene Schwere noch zu viel auf den Schultern liegt, und die, indem ſie ihre Nahrung auf der Erde ſuchten, ſich gewöhnt hatten, die Vorderſchenkel zu weit unter dem Körper nach den Hinterſchenkeln zurückzuſtellen. Eine Stellung, die ſich unter der Bearbeitung eines

*) S. von Tennecker a. a. O. S. 301. ff.

eines guten Reiters, der das Pferd ins Gleichgewicht zu ſetzen verſteht, bald verliert.

Iſt aber eine fehlerhafte Bauart an dieſer Stellung ſchuld, ſo vermag die Kunſt wenig dieſen Fehler zu verbeſſern. Pferde mit dieſem Mangel behalten, wenn ſie auch Haltung auf ihrem Hintertheil gelernt haben, einen kurzen und engen Schritt. Ihre Schenkel leiden nach der Schwere des Körpers und ihrer fehlerhaften Bauart mehr oder weniger, ermüden in kurzer Zeit, dringen dann in die Fauſt, und bringen den Reiter in die Gefahr zu ſtürzen.

Vorgeſtreckte Schenkel, die in einer vorwärts geſtellten Richtung herablaufen, ſind ein ſicheres Zeichen eines ſchon gebrauchten Pferdes. Bey alten Soldatenpferden, bey alten Jagdpferden, bey Poſtkleppern und dergl. findet man dieſe fehlerhafte Stellung der Vorderſchenkel, die eine Folge ihres langen Dienſtes iſt.

Pferde, bey welchen die Schenkel gegen die Größe und Stärke ihres Körpers eine verhältnißwidrige Länge haben, nennt man **hochbeinig**. Ein Fehler, der nicht allein das Auge beleidiget, ſondern auch die mehreſten Mahle von nachtheiligen Folgen iſt, da er die Thiere ſchwach, leicht ermüdend, und ihre Gänge für den Reiter unangenehm macht. Mit Recht zählt man dieſen Fehler unter die Erbmängel, obwohl Klima, Nahrung und Aufenthaltsörter vielen Antheil daran haben mögen. So findet man zum Beyſpiel alle Thüringiſche Pferde, wenn ſie auch nicht von einem hochbeinigen Hengſte abſtammen, doch hochbeinig, ſobald ſie von ihrem früheſten Fohlenalter an auf den ſumpfigen, naſſen Riethen (Auen) dieſer Provinz weideten.

Zu kurze Vorderſchenkel, die gegen die Größe der hintern zu niedrig ſind, fehlen gegen das Ebenmaß, ungeachtet dieſer Mangel übrigens von keinen nachtheiligen Folgen iſt, wenn er durch den richtigen Gebrauch eines guten Hintertheils verbeſſert wird. Die meiſten Stuten haben bald in einem größern bald in einem geringern Grade dieſen Fehler; ein Umſtand, der die Veranlaſſung iſt, daß ſie hinten höher, oder wie man nach der Kunſtſprache ſagt, überbauet erſcheinen.

Zu feine, dünne Schenkel, die mit der Größe und Stärke des Körpers in keinem Verhältniß ſtehen, ſind, ſo ſehr ſie auch von oberflächlichen Kennern geliebt und geſchätzt werden, die mangelhafteſten. Pferde mit dieſem fehlerhaften Gebäude, das man ſpillbeinig nennt, können kaum die Schwere ihres eigenen Körpers tragen, ſollen ſie nun noch die Laſt eines Reiters auf ſich nehmen, ſo ermüden die überdieß ſchwachen Schenkel um ſo eher, die Thiere erböllen oder verballen ſich die Hufe, verſchlagen, und ſind zu langen Märſchen, zu anhaltenden Ritten ganz unbrauchbar.

Die entgegengeſetzte Meinung iſt jedoch nicht minder mangelhaft, nach welcher man glaubt, daß die Stärke der Schenkel, die Güte und Dauerhaftigkeit derſelben ausmacht. Die bloße Knochenmaſſe gibt dem Schenkel weder Kraft, Dauer noch Vermögen — Eigenſchaften, die man vielmehr in der Raße, im Blut, in den Grundfaſern des Thieres ſuchen muß. Pferde von Arabiſcher und Tartariſcher Abſtammung haben feine, dünne Schenkel, ungeachtet dieſe Raße die flüchtigſte, dauerhafteſte und ſicherſte iſt, die man von dieſem Geſchlechte aufzuweiſen hat.

Wird

Wird die ſenkrecht herablaufende Richtung der Schenkel durch auswärts gebogene Knie unterbrochen, ſo ſagt man von einem Pferde mit dieſem Fehler: „es iſt bockbeinig, oder vorhergängig.“ Gewöhnlich iſt dieſer Mangel eine Folge des vielen Dienſtes, den man vorzüglich bey ſehr gebrauchten Reitpferden findet. Jedoch gibt es auch Fälle, wo er erblich zu ſeyn ſcheinet, wenigſtens von den Voraltern des Thieres herzuleiten iſt, wenn auch der Vater des bockbeinigen Fohlens von dieſem Fehler frey iſt. Roßtäuſcher verſtecken dieſen Fehler dadurch, daß ſie das Pferd durch die Sporen und die Peitſche in einer ſteten unruhigen Bewegung erhalten, die den Käufer an der genauen Beſichtigung der Schenkel hindert. Pariren ſie das Pferd, ſo ſtellen ſie es, indem es ſich ausſtrecken muß, ſo, daß es mit den Vorderſchenkeln höher als mit den hintern ſtehet, wodurch dieſer Fehler weniger ins Geſicht fällt.

Sind die Knie zuviel rückwärts gebogen, ſo nennt man ſie eingebogene oder zurückgebogene Knie. Dieſer Fehler iſt dem erſtern entgegengeſetzt; ungeachtet er kein Beweis von der frühzeitigen Anſtrengung und dem vielen Gebrauche des Thieres iſt, ſo iſt er doch von weit nachtheiligeren Folgen als der erſtere. Pferde mit dieſem Fehler haben nie einen feſten, ſichern Gang; ihre Bewegungen ſind gehemmt, da durch die fehlerhafte Richtung der Knieknochen die Beugeſehne ausgedehnet, und die Ausſtreckſehne zu ſehr angeſpannt wird.

Um dieſen Fehler zu verbergen, nützen betrügeriſche Roßtäuſcher den Vortheil, daß ſie das Thier mit den Hinterſchenkeln höher als mit den vordern ſtellen; eine Stellung, die den Feh-

ler wo nicht ganz unmerklich, doch gewiß weniger in die Augen fallend macht.

Schenkel, an welchen man die Kniee zu viel einwärts gebogen findet, nennt man Kniebohrer, oder kuhläſch. Der Fehler entſteht, wenn die Knieknochen eine falſche Richtung haben. In dem Fall müſſen die innern Seitenbänder zu viel nachgeben, die Kniee kommen zu nahe zuſammen, die Schenkel verlieren die gerade Richtung, und das Thier den Werth.

Der entgegengeſetzte Fehler iſt, wenn die Schenkel am Knie zu weit auswärts geſtellet ſind. Man ſagt von einem Pferde mit dieſem Fehler: „es iſt knieweit." Dieſer Mangel des richtigen Baues vermindert zwar die Schönheit des Thiers, aber nicht den Werth, da er weder die Verrichtung noch die Kraftäußerung der Schenkel hindert.

Pferde, deren Schenkel zu viel einwärts geſtellet ſind, nennt man Zehentreter. So fehlerhaft dieſe Stellung auch iſt, ſo hat ſie doch, wenn die Pferde nicht kreuzen, keinen nachtheiligen Einfluß auf die Sicherheit ihres Ganges. Es gibt Pferde, bey welchen beyde, oder nur ein Schenkel, welches noch fehlerhafter iſt, wie einwärts gedrehet, geſtellet ſind, die deſſen ungeachtet ganz ſicher treten. Indeſſen muß man dieſe Fälle mehr für Ausnahmen anſehen, nach welchen ſich das Ganze des fehlerhaften Gebäudes nicht einſtimmig beurtheilen läßt. Das Pferd ſteht franzöſiſch oder wie ein Tanzmeiſter, ſagt man von einem Pferde, deſſen Schenkel auswärts geſtellt ſind. Ein Fehler, der auf die Sicherheit des Ganges Einfluß hat.

Pferde mit auswärts geſtellten Schenkeln gehen auf einem nur etwas ſchmahlen Pfade un-

unſicher, gleiten im Winter auf dem Eiſe, oder auf naſſem lehmigen Boden leicht aus, fuchteln im Gange mit den Schenkeln, und ermüden deßhalb in kurzer Zeit.

Pferde, die mit den vordern Schenkeln weiter als mit den hintern geſtellt ſind, haben wenig Vermögen in der Hinterhand, wenigſtens nicht ſo viel, als zur Fortſchiebung des verhältnißwidrigen ſtärkern Vordertheils nöthig iſt, und ſind aus dieſer Hinſicht, und theils auch, weil ſie mit einer breitern Fläche die Luft zu durchſchneiden haben, zum ſchnellen Laufen unbrauchbar.

Sind die **Vorderſchenkel zu enge** geſtellt, ſo ſtreifen ſich die Pferde im Fortſchreiten, vorzüglich dann, wenn ſie ermüdet ſind. Ein Fehler, der bey Pferden, die zu anhaltenden Märſchen, zu weiten Reiſen beſtimmt ſind, von Bedeutung iſt.

In Hinſicht ihrer Bewegung ſind die vordern Schenkel mehr oder weniger verſchieden, mehr oder weniger fehlerhaft.

Eine zu kurze, niedrige und ſchleppende Bewegung im Fortſchreiten der Schenkel gibt zum Anſtoßen vielen Anlaß, ohnerachtet das Pferd Sicherheit im Vordertheil, und Haltung in der Nachhand haben kann. Die meiſten Pohlniſchen und Tartariſchen Pferde ſtoßen wegen ihres niedrigen auf der Erde ſchleppenden Fortſchreitens an; obgleich man vielen Pferden von dieſer Raße noch in ihrem ſpäteſten Alter das Lob der völligen Sicherheit und der Haltung zugeſtehen muß.

Schenkel, die beym Fortſchreiten in jedem Gange zu viel Action, zu viel erhabene Bewegung haben, ermüden in kurzer Zeit, und ſchik-

ken ſich wegen ihrer nur für das Auge ſchönen Bewegung mehr auf die Bahn als Schulpferd, als zu dem nützlichern Gebrauch eines Kampagnepferdes. Unter den ausländiſchen Pferden iſt den Spaniſchen die zu viel erhabene Bewegung am meiſten eigen, und unter den Deutſchen hat das Hollſteiniſche die mehreſte Action.

Von einem Pferde, das ſeine Schenkel im Fortſchreiten zu viel einwärts und über einander ſetzt, ſagt man: „es kreuzt“ Ein Fehler, der die Sicherheit des Ganges ſehr zweifelhaft macht. Indeſſen gibt es viele Pferde, die bey dem größten Grade dieſes Fehlers doch einen ſehr zuverläſſigen Tritt haben. Doch auch dieß ſind Ausnahmen, die zum Vortheil dieſes Fehlers nichts Entſcheidendes beweiſen. Um dieſen Fehler zu verſtecken, laſſen Roßtäuſcher bey der Muſterung des Käufers, das Pferd einen halben Travers gehen, d. h. ſie laſſen es im Vorwärtsſchreiten etwas ſeitwärts treten, und nehmen in derſelben Stellung die Kruppe mit, wodurch dieſer Fehler nicht ſo merklich erſcheinet.

Das Pferd fuchtelt oder billandirt, ſagt man von einem Pferde, das im Fortſchreiten ſeine Schenkel zu viel auswärts beweget. Gewöhnlich iſt dieſer Fehler mit der fehlerhaften zu viel auswärts gerichteten Stellung des Fußes verbunden, der vermehrt und ſichtlicher wird, wenn das Pferd von lebhaftem feurigem Temperament iſt. Ohnerachtet dieſer Tritt ſicher ſeyn kann, ſo iſt doch die Bewegung für den Reiter ſchwankend und unangenehm; das Pferd ermüdet ſich durch die viele Action, und beſpritzt bey ſchmutzigem Wege den Reiter mehr als jedes andere.

Ein

Ein Pferd, welches einen völlig richtigen und geraden Gang hat, verbirgt mit ſeinen Vorderſchenkeln die Hinterſchenkel, wenn es in gerader Linie auf uns zukommt, und ſo verbergen die Hinterſchenkel die vorderen, wenn es in gerader Linie von uns weggehet. Die Bewegung der Schenkel muß gleichförmig geſchehen, und kein Schenkel darf ſich mehr erheben, oder weiter hervorgreifen als der andere. Pferde, die bey jedem Gange die Vorderſchenkel zu wenig biegen, und vom Boden entfernen, dabey mit der Zehe gegen die Erde ſtoßen, gehen unſicher und ſind ſtrupiert. Auch ſind gewöhnlich ſolche Pferde von vieler Arbeit ſteif, die einen kurzen eiligen Schritt gehen, und eine Anlage zum Paß verrathen.

Knickt das Pferd mit den Vorderſchenkeln, als wenn es zuſammenfallen oder ſich auf die Kniee niederſetzen wollte, ohne angeſtoßen zu haben, ſo hat es entweder nur eine örtliche Schwäche in den Schenkeln, oder der ganze Körper des Thieres iſt entkräftet. Pferde, deren Vorderſchenkel gegen die Schwere des Körpers zu fein ſind, ſind dieſem Gebrechen am meiſten ausgeſetzt.

Ueberhaupt genommen verdient die Unterſuchung der Schenkel unſere ganze Aufmerkſamkeit; ſie ſind die weſentlichen Theile der ganzen thieriſchen Maſchine, von deren regelmäßiger Bauart, geſundem Zuſtande, und freyer, richtiger Bewegung der Werth des Thieres abhängt. Nichts iſt daher nöthiger, als die genaue Kenntniß aller einzelnen Theile, aus welchen die Schenkel zuſammengeſetzt ſind, zu deren näherer Zergliederung wir jetzt übergehen.

VI. Von den Schultern.

Die Schulter iſt der oberſte Theil des Schenkels. Sie erſtreckt ſich vom Widerriß bis zum kleinen Schenkel. Ein platter Knochen, der das Schulterblatt genannt wird, und durch ſtarke Muſkeln mit den benachbarten Knochen verbunden iſt, macht den Grund derſelben aus.

Schön und richtig gebauet ſind die Schultern, wenn ſie nicht zu weit vor noch zu weit zurück gelagert, wenn ſie frey entbunden, beweglich und nervös ſind, mit wenig fleiſchigen Theilen beladen, und ſich unmerklich in den Widerriß verlieren.

Zu dicke fleiſchige Schultern belaſten die Vorderhand. Nach dem allgemeinen Grundſatz ſind Pferde mit dieſen fetten fleiſchigen Schultern zum Reitdienſt zu ſchwer. Indeſſen hat man doch Pferde, die Ausnahmen von dieſer Regel machen, und bey all ihrem unbeweglichen Anſehen eine angenehme Leichtigkeit beſitzen: eine Eigenſchaft, die mehr aus der freyen Bewegung der Schulterblätter ſelbſt und aus dem elaſtiſchen Zuſtande ihrer Muſkeln, als von der vermehrten oder verringerten Menge der Fleiſchbedeckung entſtehet. Gewiß iſt es jedoch, daß alle Pferde mit dicken, fleiſchigen, belaſteten Schultern von einer groben Pferderaße abſtammen (ein ähnliches Urtheil hat man auch von ſolchen Pferden zu fällen, deren Schultern unter dem Widerriß, vor dem Sattel, in Geſtalt eines dicken Klumpens herausliegen), da hingegen alle Pferde von edler Abſtammung magre, leichte, ſehnige Schultern beſitzen. Der Mangel an Bewegung in den Schultern, und daher die Steifigkeit in den ganzen Schenkeln iſt entweder ein Naturfehler,

und entſtehet daher, daß die Muſkeln die Schulterblätter zu feſt an den Rippen halten, oder er iſt auch eine Folge vom Alter, von übertriebener Arbeit und Strapaze, wodurch die Grundfaſern vertrocknen, hart, unbeweglich und ſteif werden. Pferde, die aus der erſten oder zweyten Urſache zu wenig Bewegung in den Schultern haben, haben einen gezwungenen wenig räumenden Gang, denn die Bewegung der ſämmtlichen Gliedmaßen des ganzen Schenkels geſchieht mit der Schulter ſo übereinſtimmend, daß durchaus eine unangenehme und fehlerhafte Bewegung des ganzen Schenkels erfolgen muß, ſobald dieſe keine angemeſſene Bewegungsfreyheit hat.

Bey jungen noch rohen Pferden darf man die freye Bewegung der Schultern nicht erwarten, die man bey abgerichteten Pferden unter einem guten Reiter wahrnimmt, wozu ſie nur die Reitkunſt geſchickt macht. Alle dieſe noch ungelernten Thiere tragen ihre Laſt zu viel auf der Vorhand; die Schultern ſind nicht frey, nicht entbunden, da ihre eigene Schwere durch eine geſchickte Ausübung der höhern Reitkunſt noch nicht ins Gleichgewicht geſetzt, und ihre Schultern beweglich und gelenkſam gemacht worden ſind.

Nicht ſelten findet man an den Schultern die zurückgebliebenen Narben von einem Haarſeil oder Fontanell, — ein Zeichen, welches uns immer mißtrauiſch und vorzüglich aufmerkſam auf die freye Bewegung der Schenkel machen muß; da man dieſe Operationen in dieſer Gegend gewöhnlich als Heilmittel ſteifer oder verſchlagener Schenkel anwendet, — Gebrechen, die man die wenigſten Mahle ganz zu heben im Stande iſt.

VII. Von dem Querbein.

Das Querbein oder Bugbein iſt der Knochen, welcher in ſchiefer Richtung von vorne nach rückwärts herabläuft, oberhalb ſich mit dem nach vorwärts gekehrten Ende in die Vertiefung des Schulterblatts verliert, und das Schultergelenke bildet. Ein Gelenk, das einzig in ſeiner Art iſt, da es dem Schenkel eine, jedoch eingeſchränkte Bewegung nach allen Seiten erlaubt. Eine Urſache, warum man dieſe Gegend nach der gemeinen Ausſprache den Bug nennet. Mit dem untern Ende des Querbeins verbindet ſich der Kegel oder das Armbein. Nach der äußern Anſicht ſcheint er mit dem Schulterblatte nur einen Theil auszumachen.

Die ſchiefe Richtung dieſes Knochens, in welcher es von vorne nach rückwärts gehet, war ohnſtreitig die Veranlaſſung, warum er den Nahmen des Querbeins erhielt.

Die Lage und Richtung deſſelben hat auf die Form, die Bewegung und die Stellung des Schenkels vielen Einfluß.

Iſt der vordere Theil zu nahe an den Rippen gelagert, ſo kommt der hintere zu weit auswärts, die Zehen zu nahe zuſammen, und das Pferd wird ein Zehentreter. Iſt hingegen der vordere Theil zu weit von den Rippen entfernt, ſo kommt der hintere zu nahe an dieſelben, die Zehen zu viel auswärts, und die Schenkel erhalten die Stellung eines Tanzmeiſters.

Iſt die Richtung des Querbeins zu ſchräge, ſo daß der vorderſte Theil zu viel nach vorwärts und der hinterſte zu viel nach rückwärts gerichtet iſt, ſo entſteht der Fehler des Ueberhängens der Bruſt, oder das unter ſich Stehen

der Schenkel daraus; ein Mangel des Gebäudes, der dem Pferde zum Reitdienſt nicht die beſte Empfehlung gibt.

In Hinſicht der Bewegung gibt die mehr oder weniger nach auswärts gerichtete Stellung des hinterſten Theils des Querbeins zu dem fehlerhaften Gange, welchen man das Fuchteln oder Billandiren nennt, Anlaß, ſo wie die zu viel nach einwärts gerichtete Stellung dieſes Theils das Kreuzen hervorzubringen im Stande iſt.

Jede dieſer Stellungen bringt die vordern Schenkel aus dem mechaniſchen Gleichgewicht, ſchwächt die Tritte des Pferdes, und macht ſie mehr oder weniger unſicher.

Das Querbein muß, wenn es ſchön ſeyn ſoll, mäßig fleiſchig ſeyn, im Schultergelenk nicht ſo ſehr hervorragend, nicht weit vor, und vorne nicht zu viel einwärts oder auswärts ſtehen, und gleich der Schulter mit wenig fleiſchigen elaſtiſchen Muſkeln bedeckt, frey und beweglich ſeyn.

Unter die Gebrechen, welchen das Querbein vorzüglich unterworfen iſt, gehören äußerliche Verletzungen. Schläge von andern Pferden verwunden, wenn ſie in der Kuppel geführt werden, oder bey Hengſten, wenn ſie ſich unvorſichtig der Stute nähern, und zu der Bedeckung erheben, dieſen Theil nicht ſelten; Quetſchungen, die bald mit Fleiſchverluſt, bald nur durch Geſchwulſt, Spannung und Hitze ſichtlich werden, und gewöhnlich nicht ſogleich zu heilen ſind, wenn ſie gerade das hervorſtehende Gelenk dieſes Knochens mit dem Schulterblatte verletzten, und bis auf die Gelenkbänder und ſehnigen Ausbreitungen der Muſkeln einwirkten.

Eine andere Krankheit dieſes Theils, die aber mehr in der Einbildung und den Köpfen

kenntnißloſer Schmiede, als in der Natur des Thieres herrſcht, iſt die Buglähmigkeit. Faſt bey jedem lahmen Pferde ſucht der unwiſſende Schmidt oder Roßarzt, die Urſache der Lähmung in den Schultern. Hier ſoll ſich, nach ſeiner Meinung, ein Tropfen Bluts unter die Schulter geſetzt haben (eine Hypotheſe, die eben ſo unſinnig als unmöglich iſt), oder ſich gar das Thier die Schulter ausgerenkt haben, — Krankheiten, die er unter dem Nahmen buglahm vereiniget. Indeſſen kann man wohl behaupten, daß unter zehn Lähmungen neun im Huf, und die wenigſten in anderen Theilen des Schenkels verborgen liegen. Am wenigſten findet man Pferde, die die Gelenkbänder des Schultergelenks mit dem Querbein ausgedehnet hätten, und an einer Verrenkung dieſes Theiles litten. Die ſehnigen Ausbreitungen der Muſkeln, und das Kapſelband des Gelenks ſelbſt, beſitzen zu viel Stärke und Elaſticität, um von einer geringen Verrenkung des Schenkels ausgedehnt und geſchwächt werden zu können. Nur bey dem äußerſten Grade von Kraftäußerung iſt dieſe Verletzung möglich; aber eben ſo viele Zeit, Ruhe und Medikamente bedarf auch der Schaden, wenn die Gelenkbänder ihre vorige Schnellkraft, Stärke und Feſtigkeit wieder erhalten ſollen.

Durch zu viele Arbeit, Alter, und beſonders durch zu frühzeitige Anſtrengung des Thieres, werden die Schultergelenke ſteif und unbiegſam. Ueberhäufte Arbeit und zu zeitige Anſtrengung, beydes ſind die Mittel, welche die Conſumption des Leibes vermehren, das Alter frühzeitig herbeyführen, und das weſentliche Zeichen des Alters, Steifheit und Austrocknung der Grundfaſern beſchleunigen; durch ſie wird der

Schenkel ſteif, durch die Verknöcherung der Knorpel unbewegſam, und in ſeiner freyen Bewegung gehindert, ſo, daß der Gang des Thieres eng, wenig räumend, und wie geſpannt wird. Nur durch die Wärme, Bewegung und Reibung der Grundtheilchen an einander, durch die vermehrte Tranſpiration erhält er wieder einige Bewegſamkeit, daher der etwas freyere Gang ſteifer Pferde, wenn ſie einige Zeit geritten ſind. — Pferdehändler benutzen dieſe natürliche Folge der thieriſchen Organiſation, und reiten ihre alten zu viel gebrauchten Pferde erſtlich warm, ehe ſie der Käufer muſtert.

VIII. Von dem Kegel.

Der längſte unter den Knochen, von welchen die Vorderſchenkel zuſammengeſetzt ſind, iſt der Kegelknochen, oder Arm genannt. Er gehört unter die Zahl der cylindriſchen Knochen, und verbindet ſich oben mit dem untern Ende des Querbeins, und unten mit der erſten Reihe der Knieknochen. Rückwärts ragt ein beträchtlicher Fortſatz in die Höhe, der unter dem Nahmen des Ellenbogens bekannt iſt. Von der Richtung des letztern hängt die Breite ab, die der Kegel an ſeinem oberen Theile hat. Je mehr er ſich nach rückwärts beugt, deſto breiter wird der Kegel, und je breiter er iſt, deſto ſchöner iſt er. Eben ſo nothwendig wird der Ellenbogen ſelbſt. Ohne ſein Daſeyn würde jeder Tritt des Schenkels unſicher ſeyn, weil die Bewegung des Kegels ſo weit vor= als rückwärts ſtatt fände. Je mehr der Ellenbogen hervorſtehet, um ſo mehr wird die Hebelkraft vermehrt, und die Wirkung der Muſkeln erhöht; übrigens muß er ſich im rich=

richtigen Abſtande von der Bruſt befinden, wenn das Auge nicht beleidiget, und die freye, regelmäßige Bewegung des Schenkels nicht unterbrochen werden ſoll.

In Hinſicht ſeiner Länge muß der Arm im guten Ebenmaß zum Ganzen ſtehen, ſenkrecht hinabſteigen, breit ſeyn, und mit ſtarken feſten gleich Stahlfedern ähnlichen Muſkeln, die durch kennbare Vertiefungen von einander geſchieden ſind, verſehen ſeyn.

Alle engliſche, oder von dieſer Raße abſtammende Pferde haben lange Arme: ein ſpezifiſches Kennzeichen, das ſie ihre Abſtammung nicht verläugnen läßt. Man behauptet, daß alle Pferde mit dieſem Gebäude zwar keine ſo erhabene und ſchöne Bewegung des Schenkels, aber um ſo mehr Dauer und Aushaltung in Strapazen und Arbeit hätten, — eine Beobachtung, die zu dem Grundſatz führte: Pferde mit langen Armen zu Kampagne- und Arbeitspferden, die hingegen mit kurzen Armen für die Reitbahn zu Schulpferden, oder für die Pracht zu beſtimmen. Indeſſen ſcheint die Erfahrung dieſe Behauptung nicht beſtätigen zu wollen, da man viele dauerhafte Pferde aufſtellen kann, die deſſen ungeachtet mit kurzen Armen verſehen ſind.

An allen Pferden, zu welchem Gebrauche ſie auch beſtimmt ſind, muß der Arm ſeine angemeſſene Stärke haben; dieſe Stärke gründet ſich jedoch nicht auf die Dicke und Mehrheit des Fleiſches, ſondern auf die Stärke, Feſtigkeit, und Elaſticität der Muſkeln: denn ein zu fleiſchiger, dicker und runder Arm iſt nicht nur häßlich, ſondern verräth auch mehr Schwäche als Kraftäußerung.

Nach

Nach der Natur des untern Gewindgelenks, welches das Bugbein mit dem Kegel verbindet, kann ſich der Arm nach zwey entgegengeſetzten Richtungen bewegen, er beugt ſich vorwärts, und ſtreckt ſich rückwärts aus. In dem Ruheſtand des Pferdes befindet ſich der Schenkel auf dem äußerſten Punkt des Ausſtreckens.

Nebſt den allgemeinen Krankheiten, denen dieſer Theil des Körpers ausgeſetzt iſt, gibt es noch eine Gattung Geſchwülſte, die dem Kegel allein eigen ſind. Sie entſtehen an dem obern und hintern Theil des Ellenbogens, und gehören nach der Lehre der Chirurgie unter das Kapitel der gequetſchten Wunden.

Man hat ihnen den Nahmen **Stollbeulen** gegeben, weil man Urſache hat zu glauben, daß ſie die meiſten Mahle von dem Druck der Stollen bey dem Liegen des Thieres entſtehen.

Sie erſcheinen als ballenförmige Geſchwülſte von kalter, ſkirrhöſer, chroniſcher Art, und ſind nach der Größe, nach der Geſtalt des gequetſchten Körpers, und nach der Struktur des leidenden Theiles ſelbſt, mehr oder weniger verſchieden, mehr oder weniger ſchädlich.

Am häufigſten kommen ſie bey Pferden von ſchlechter Raße vor. Beſonders iſt dieſes Uebel den Hollſteiniſchen Pferden eigen. Seltener ſieht man es bey guten Geſtütepferden, aber noch ſeltener bey Pferden von Spaniſcher, Türkiſcher, Arabiſcher und Polniſcher Abkunft.

Ihre Größe iſt verſchieden; einige ſind rund, einige halbrund, einige glatt, andere breit, einige ſind wie ein Apfel, andere wie eine Fauſt, einige wie der Kopf eines kleinen Kindes. Einige nehmen nur einen Theil des Ellenbogens ein, andere bedecken ihn ganz, und einige verbreiten

ſich

ſich wohl gar über die ganze innere Fläche des Schenkels.

Ob ſie ſchon die meiſten Mahle, und man kann vielleicht mit Zuverläßigkeit behaupten, allemahl von dem Druck des Stollens entſtehen: ſo ſieht man ſie jedoch auch bey andern Pferden hervorkommen, die nie beſchlagen waren; ja man hat ſogar die Erfahrung gemacht, daß einige Pferde ihre Krankheitsmaterie, ihren Fieberſtoff, ihre Druſe durch dieſen Weg abſetzten, bey welchen man ſie alſo mehr für ein kritiſches Geſchwür anſehen muß. Auch die Raße des Thiers trägt zu ihrer Erſcheinung vieles bey: die Däniſchen, Hollſteiniſchen, und viele Deutſche Pferde haben die meiſte Anlage hierzu.

Die bösartigſten Stollbeulen können nur durch den Schnitt, oder die Eyterung geheilt werden. Operationen, nach deren Heilung jedesmahl Hautfalten in dieſer Gegend zurückbleiben, die uns bey dem Einkauf mißtrauiſch machen müſſen, da dieſes Uebel bey jeder neuen örtlichen Veranlaſſung mit vermehrter Stärke zurückkehrt.

Eine andere Gattung von Geſchwülſten, die bisweilen an dem untern Theil des Kegelbeins, gleich oberhalb der erſten Reihe der Knieknochen, entſtehen, ſind die ſogenannten Flußgallen.

Sie beſtehen in weichen, bald größern, bald kleinern Erhöhungen, die ſich im Fächergewebe der Sehnenſcheide, oder im Zellgewebe des Kapſelbandes bilden. Größtentheils ſind ſie Folgen von zu vieler Arbeit, vorzüglich von zu zeitiger Anſtrengung. Bey einigen Thieren ſcheint jedoch auch dieſes Uebel in der Raße zu liegen, wo eine ge-

geheime Anlage, eine ſchlummernde Diſpoſition des Körpers die erſte Urſache hierzu iſt.

Bey ſchlaffen, zu beweglichen Membranen, bey abgeſpannten Grundfaſern, bey Pferden von ſchlechter Abſtammung, von laſſem, phlegmatiſchen Temperement, findet man ſie häufiger, als bey Pferden von feſten elaſtiſchen Grundtheilen, von edler Raße.

Da man ſie durch ſcharfe Salben, durch Feuerſtriche, oder durch den Schnitt heilt, ſo muß man auf die Pferde aufmerkſam ſeyn, bey welchen man dieſe Stellen haarlos findet. Ein Umſtand, der dieſe genannte Operation mit vieler Gewißheit verräth.

An der innern Seite des Arms, ohnweit des Knies, befindet ſich die Hornwarze: ſie iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen der Pferde, und den mit dieſem Geſchlechte verwandten Thierarten. Bey trocknen und feſten Schenkeln, bey Pferden von feiner Gattung, die aus warmen Klima abſtammen, iſt ſie klein und wenig hervoragend, da ſie hingegen bey fetten mit vielem Fleiſch überzogenen Schenkeln bey Pferden aus naſſen, niedern Gegenden eine beträchtliche Größe erreicht. Ihr Weſen kommt mit den Grundtheilen des Strahls überein.

IX. Von dem vordern Knie.

Sieben kleine durch Bänder vereinigte Knochen machen das vordere Knie aus. Sie ſind in zwey Reihen getheilt, die über einander liegen, davon vier die obere und drey die untere Reihe enthalten.

So genau ſie auch durch Bänder verbunden ſind, ſo iſt ihnen doch eine merkliche Bewegung

gung unter ſich erlaubt, vorzüglich iſt dieß der obern Reihe zugeſtanden.

Ein fehlerhafter Bau von dem einen oder dem andern Knieknochen bringt bey dem Pferde Fehler hervor, die bald mehr bald weniger auffallen, und die Stellung des Schenkels bald mehr bald weniger unregelmäßig machen.

Ein zu tiefer Eindruck vorwärts oder rückwärts an der innern oder äußern Seite, an der obern oder an der untern Reihe, macht vorbügige, anbügige, **Kniebohrer** oder **knieweite** Pferde.

Sind hingegen die Reihen der Knieknochen wohl geordnet und regelmäßig geformt, ſo entſteht eine ſanfte Breite, ein ſchön gebildetes Knie, eine gerade Stellung des Schenkels, und eine freye lebhafte Bewegung.

Ein ſchön geformtes Knie muß breit und an ſeiner vordern Fläche plattrund, gleich, und mit feiner Haut überzogen ſeyn: im entgegengeſetzten Falle wird das Knie zu dick, zu rund, und die Bewegung des Schenkels ſchwer und ſchleppend.

Bockbeinig oder **krumm in den Knieen** heißt man die Pferde, die mit den Knieen nicht gerade, ſondern vorwärts gekrümmt ſtehen.

Eingedrückte oder **zurückgebogene Kniee** ſind dem Dienſt des Thieres am nachtheiligſten. Einwärts gerichtete Kniee nennt man **Kniebohrer**, zu weit geſtellte Kniee, **knieweit**. Mängel, die im vorhergehenden näher beſchrieben ſind.

Geſchwülſte und haarloſe, narbige Stellen vorn am Knie, laſſen auf einen unſichern und ſtolpernden Gang des Pferdes ſchließen. Die Tiefe des Eindrucks, die der Fall erregt, macht den Fehler mehr oder weniger merklich. Sind die

die Theile von der Haut entblößt, oder die Haarwurzel zernichtet worden, ſo bleiben kahle Flekken an dem Orte der Verletzung zurück; indeſſen können ſie auch bey gepflaſterten Ständen von einem ſchlechten Streulager herrühren, oder daher entſtehen, wenn die Pferde ſehr unruhig ſind, und mit dem Knie gegen die Streukammern ſtoßen. Größere Quetſchungen, die bis auf das Weſen des Kapſelbandes eindringen, bringen nicht ſelten den **Knieſchwamm** hervor, — eine kalte Geſchwulſt, die bald einen größern, bald einen kleinern Raum auf der vordern Fläche des Kniees einnimmt. Roßtäuſcher geben ihn bey kenntnißloſen Käufern für einen Schlag von andern Pferden aus; da aber dieſer mit Hitze, mit Spannung, mit Schmerz begleitet, jener aber kalt, und beym Angriff ſchmerzlos iſt, ſo ſind beyde Verletzungen leicht zu unterſcheiden.

Der Knieſchwamm gehört mit unter die dem Dienſt nachtheiligſten und unheilbarſten Krankheiten. Das Pferd, welches an dieſem Gebrechen leidet, geht mehr oder weniger lahm, nutzt ſich auf dem geſunden Schenkel, der mehr Laſt des Körpers auf ſich nehmen muß, als ihm nach der Einrichtung der thieriſchen Natur zukommt, vor der Zeit ab, indeſſen an dem kranken Schenkel die Geſchwulſt, die Steifheit, die Unbewegſamkeit immer mehr und mehr zunimmt, und der ganze Schenkel immer ſchwächer, kraftloſer und unbrauchbarer wird.

Am hintern Theile des Kniees oder der Kniekehle, entſtehen bisweilen Sprünge oder Riſſe in der Haut, — eine Krankheit, die die Schmiede **Raspe** oder **Rappe** nennen. Sie ſind eine eigene Gattung von Gebrechen, die weder räuden- noch flechtenartig ſind. Am mei-

ſten kommen ſie noch mit der falſchen Entzündung der Mauke überein. Im Anfange dieſer Krankheit ſind die Haare geborſten, weiterhin hebt ſich die Oberhaut in die Höhe, die Haare fallen aus, es entſtehen Runzeln die ſchwielig ſind, aufſpringen und Blut vergießen, wenn ſich die Thiere bewegen. In ihrem Fortgange verbreiten ſich dieſe ſchwieligen Hautriſſe auch über die vordere Gegend des Knies, das Gelenk ſchwillt auf, wird geſpannt, die Wunden ſeigen Waſſer, der Schritt des Thieres wird eng, geſpannt, oder wohl gar hinkend. Am öfterſten trifft man ſie bey fleiſchigen, fetten Schenkeln an, wo ſie eine Folge der Unreinigkeit, der ſchlechten Wartung, und der mit vieler Schärfe vermiſchten Säfte ſind.

X. Von dem Schienbein.

Ein anſehnlicher Knochen, der auf das Knie folgt, und zwey kleine mit ihm vereinigte, bilden den Theil des Schenkels, welchen man unter dem allgemeinen Nahmen des Schienbeines kennet.

Sein Bau iſt regelmäßig, ſeine Geſtalt cylindriſch, und ſeine Richtung gerade.

An der hintern Fläche des Schienbeines ſind die beyden griffelförmigen Beine, die den Körper dieſes Knochens mit bilden, angeheftet. Bey den meiſten Pferden wachſen die Griffelbeine mit dem Schienbeine zuſammen, und ſcheinen ſo wie der Höcker oder Ellenbogen des Kegels mehr Fortſätze als eigene Knochen zu ſeyn.

Den Raum, der aus der Entfernung dieſer beyden Knochen entſtehet, füllt ein bandartiger ſehr ſtarker Muſkel aus, der nach den

Gleich=

Gleichbeinen geht, und die Bewegung des Fußes hervorbringt.

Die Raße der Pferde hat merklichen Einfluß auf die Form des Schienbeins. Länge und Stärke unterſcheiden das Edle von dem Gemeinen. Jenes hat Uebereinſtimmung mit dem Ganzen, dieſes fehlt oft in der Länge, oft in der Stärke, oft in beyden zugleich wider das Ebenmaß.

Die Richtung des Schienbeins muß gerade, ſeine Länge und Stärke den übrigen Theilen angemeſſen, und der Vordertheil mit feiner Haut, die mit kurzen Haaren beſetzt iſt, überzogen ſeyn. Von der Seite betrachtet, muß das Röhrbein breit, und von der Beugeſehne, durch eine herabſteigende Rinne, merkbar unterſchieden ſeyn.

Das ſchönſte und beſte Schienbein iſt dasjenige, das nebſt dieſen Eigenſchaften an ſeinem obern Theil eine breite, runde Geſtalt hat, die ſich abwärts immer weiter ausdehnt. Je breiter das Schienbein in der Gegend des Knöchels iſt, deſto größer iſt ſeine Kraft, deſto höher ſchätzt man ſeinen Werth.

Allzulange Schienbeine, die gewöhnlich auch gegen die Größe und Stärke des Körpers zu ſchwach und fein ſind, nennt man Spillbeine. Pferde aus hohen warmen Gegenden haben alle feine, magere Schenkel, allein ſie ſtehen mit den übrigen Theilen des Körpers im Verhältniß; aber bey Pferden aus kalten, niedern Gegenden, wo dieſer Bau nicht in der Raße liegt, und gewöhnlich der Körper zu ſchwer und groß im Verhältniß zu den Schenkeln iſt, hat man Urſache ſie für ein Zeichen der Schwäche und der Unbrauchbarkeit zu halten. In Betracht der Dicke und Stärke des Schienbeins muß man

die Jahreszeiten in Erwägung ziehen. Im Herbſt und im Winter ſcheinen nicht nur die Schienbeine, ſondern auch der ganze Körper dicker zu ſeyn als er wirklich iſt, weil die Haare länger und ſträubiger ſind als in andern Jahreszeiten. Hierzu kommt noch dieß, daß in dieſem Wechſel der Lebensdauer das Schienbein überdieß von der Einwirkung der abwechſelnden Witterung, von den erlittenen Strapazen der gemachten Sommerkampagne anläuft, vorzüglich dann, wenn die Thiere auf einmahl zu viel Ruhe genießen, zu wenig Bewegung haben.

Unter allen Knochen der vordern Schenkel hat keiner ſo viel Anlage zu Auswüchſen oder Ueberbeinen, als das Schienbein. Sie brechen bald an der äußern, bald an der innern Seite, bald an beyden zugleich, und bisweilen auch rückwärts aus. Gewöhnlich lagern ſie ſich in der Fuge zwiſchen dem Schienbein und dem Griffel, öfter an der innern als äußern Seite, mehr in der Mitte als am Ende. Manchmahl nehmen ſie den einen oder den andern Griffel allein ein.

Einige davon wachſen aus dem Weſen des Knochens, wie ein Aſt aus dem Baume, andere ſind nur angelegt. Die erſten ſind feſt auf ihrer Oberfläche, erhaben, bisweilen geſpitzt, bisweilen höckerig; die anderen hingegen, die angelegten, ſind meiſtens länglich rund, bohnenförmig, ganz ſchwammig, und weniger erhaben als jene.

Alle haben einerley Natur, einerley Weſen, nur ſind ſie in ihrer Lage, ihrer Geſtalt, und in ihrem Umfange verſchieden. Man hat einfache, doppelte und zuſammengefloſſene.

Ein=

Einfach ſind ſie, wenn ſie nur auf einer Seite entſtehen, doppelt, wenn ſie auf beyden Seiten zum Vorſcheine kommen, und zuſammengefloſſen, wenn ſie ſich zu beyden Seiten vereinigen.

Alle entſtehen und wachſen bis zum ſechsten oder achten Jahre. Nach dieſem Alter hört die Neigung zur Entſtehung der neuen, und das Wachsthum der entwickelten auf. Die feſten behalten ihre erlangte Größe, die ſchwammigen werden kleiner, oft vermindern ſie ſich ſo, daß ſie am Ende wieder unſichtbar werden. Daher iſt es etwas ſeltenes, andere Uebel bey alten Pferden zu finden, als ſolche, die verglaſirt ſind.

Weder die einfachen noch die doppelten hindern die freye Bewegung des Schenkels, wenn ſie nicht zu nahe am Knie aufkeimen, oder der Beugeflechſe des Hufes im Wege ſtehen. Bey jeder andern Anſetzung beleidigen ſie nur mehr das Auge, als daß ſie dem Dienſt nachtheilig ſind. Die zuſammengefloſſenen hingegen, die rückwärts am Schienbein gelagert ſind, machen die Thiere mehrmahls lahm, oder wenigſtens ihren Gang zuckend und unſicher, weil die darüber gleitende Beugeflechſe des Hufes dadurch gedrückt, gerieben, und in ihrer freyen Bewegung gehindert wird.

Noch gibt es Ueberbeine, die man die ſpindelförmigen nennt. Sie unterſcheiden ſich von den ringförmigen oder zuſammengefloſſenen dadurch, daß ſich hier zwey Ueberbeine nach der Länge verbinden, — ein Fehler, der um ſo ſichtbarer und häßlicher iſt.

Unwiſſende, die mit der Struktur und Bauart dieſes Theils im geſunden Zuſtande wenig

nig bekannt ſind, halten, wenn ſie mit dem Finger an dem Schienbeine herabfahren, die ſpitzigen Fortſätze der Griffelbeine für Auswüchſe. Will man Ueberbeine ſuchen, ſo muß man ſie nicht mit den Händen, ſondern mit den Augen ſuchen. Ein ſchiefer Blick von vorn nach rückwärts entdeckt ſie; doch können ſie auch, wenn ſie größer geworden, ſich durch das Gefühl verrathen, beſonders jene, die ſich mehr unter dem Knie anſetzen.

Oft ſind die Ueberbeine erblich, oft entſtehen ſie von äußerlichen Verletzungen, als Schmiſſen, Schlägen, Stößen u. d. g. Bey jungen Pferden kann man dieſen Fehler leicht erregen, wenn man mit einem Schlüſſel oder einem andern eiſernen Inſtrument öfters an einen Ort des Schienbeins klopft, — ein Reitz, durch welchen man ſie in kurzer Zeit zu erregen im Stande iſt.

Aus eben dieſer Urſache ſieht man ſie bey jungen Pferden entſtehen, die ſich aus Unruhe immer mit den Vorderſchenkeln gegen die Streukammer ſtoßen. Roßtäuſcher reiten bey dem Verkauf Pferde mit dieſem Fehler im Koth, um ihn vor dem Käufer zu verſtecken.

Am untern Ende des Schienbeins, wo es ſich mit dem Knöchelgelenk verbindet, trifft man zuweilen Flußgallen an. Dieſe weichen, wellenförmigen Erhöhungen ſind in Hinſicht ihrer Größe und Härte verſchieden. Die meiſten Mahle ſind ſie eine Folge der Raße, des Klimas und der Aufenthaltsörter. Pferde, die in niedrigen, naſſen, ſumpfigen Gegenden gebohren und erzogen werden, als die Friſiſchen und Hollſteiniſchen Pferde, haben die meiſte Anlage hierzu. Frühzeitige Anſtrengung beſchleunigt ihre

Ent-

Entwickelung, und fortgeſetzte Strapazen ihre immer mehr und mehr zunehmende Größe.

Sie ſind, wie die Ueberbeine, einfach und durchgehend. Mit dem erſten Nahmen bezeichnet man diejenigen, die nur auf einer Seite hervorkommen, mit dem letztern die, welche an beyden Seiten merkbar werden.

Die größere oder geringere Bedeutung dieſer Gallen beruhet auf dem Alter und dem Preiſe des Pferdes. Findet man ſie bey jungen noch unausgewachſenen Thieren, ſo hat man um ſo mehr Urſache mißtrauiſch zu ſeyn, beſonders dann, wenn das Pferd noch gar keinen Dienſt gethan hat. Iſt indeſſen das Pferd ſchon von gewiſſen Jahren, und hat es ſchon viel gearbeitet, ſo braucht man dieſer Gallen wegen nicht ſo beſorgt zu ſeyn; denn in der That verurſachen ſie nur äußerſt ſelten eine Entzündung, und eine daraus erfolgte Lähmung.

Für Pferdekäufer iſt in Abſicht der Flußgallen noch folgende Bemerkung wichtig: nähmlich daß ſie Pferde nach einem gemachten Marſche nicht ſogleich muſtern, ſondern dieſelben wenigſtens einige Stunden, nachdem ſie ausgeruhet haben, behandeln; denn ſehr oft verſchwinden die Flußgallen nach einer ſtarken Bewegung, und finden ſich nach einer kurzen Ruhe von wenigen Stunden ſchon wieder ein. Da dieſe Geſchwülſte im Sommer gewöhnlich ſtärker und größer ſind als im Winter, ſo muß man beym Einkauf zur Winterszeit kleine Flußgallen nicht für unbedeutend halten, weil ſie im Sommer gewiß ungleich größer ſeyn werden.

XI. Von den Flechſen des Schienbeins *).

Die Flechſe oder Sehne, welche rückwärts am Schienbein herabläuft, und den hintern Theil deſſelben ausmacht, entſpringet von den Beugemuſkeln des Hufs.

Ihr Weſen beſtehet aus dichten, zähen, elaſtiſchen Faſern, die Fortſätze von den Muſkelfaſern ſind. Ihr Bau iſt entweder rund oder breit. In beyden Fällen kann die Flechſe ſchön und gut ſeyn, doch geſtehet man der letztern den Vorzug zu, weil alle Pferde von feiner Raße damit bezeichnet ſind.

Uebrigens iſt die Flechſe ſchön, wenn ſie ihre gehörige Länge hat, nicht zu nahe und feſt an das Schienbein angeheftet iſt, wenn ſie ſtark und breit in ihrem Umfange, wenn ſie ſich unten ſpaltet, und wie eine Verdoppelung emporſteiget, als beſtände ſie aus einer doppelten Flechſe. Je weiter dieſer Spalt iſt, deſto ſchöner iſt die Flechſe, deſto ſtärker die Muſkeln am Kegel, deſto leichter die mechaniſche Bewegung der Hebelkraft, und deſto kräftiger der ganze Schenkel ſelbſt.

Uebel gebaut iſt die Flechſe, wenn ſie zu feſt an das Schienbein angedrechſelt, oder wie angebunden iſt: und mangelhaft, wenn ſie geſchwollen, ſchmerzhaft oder verhärtet, oder mit Knoten verſehen iſt, die der Hand entgleiten, wenn man an der Sehne herabfährt.

Unter dieſe Gebrechen der Flechſe gehöret der Sehnenklapp. Er beſtehet in einer ſchmerzhaften Geſchwulſt, die gewöhnlich durch eine mehrentheils beym Laufen oder Springen veranlaßte widernatürliche Ausdehnung dieſer Sehne

*) S. von Tennecker a. a. O. S. 341 ff.

ne, oder durch zu viele, die Kräfte des Pferdes überſteigende Arbeit und Strapaze verurſacht wird.

Da man geglaubt hat, daß er von einem Schlage des gleichſeitigen Hinterſchenkels an die Sehne entſtände, ſo hat man ihn Sehnenklapp (oder Sehnenſchlag) genannt. So unmöglich dieſe Verletzung auch nach der Struktur und nach dem Maße der Bewegung des Hinterſchenkels geſchehen kann, der im Gange nie bis an die Sehne des Vorderſchenkels vorgreift, ſo wahr iſt es jedoch, daß andere Verletzungen dieſes Theils, als Stöße und Schläge ungeduldiger Knechte, wenn ſich das Pferd nicht ſogleich den Huf aufheben läßt, den Sehnenklapp hervorzubringen im Stande ſind.

Er macht das Thier lahm, wenigſtens ſeinen Gang unſicher und ſtrauchelnd, und läßt, wenn auch die Lähmung geheilet iſt, doch noch mehr oder weniger verhärtete ſchwielige Stellen in der Sehnenſcheide zurück, die die ehemahlige Krankheit verrathen.

In der Scheide, welche die Flechſe von ihrer Entſtehung bis zu ihrem Ausgange wie eine Kapſel umgibt, ſammelt ſich bey zu vieler Ruhe des Thiers, oder nach einer überſtandenen Krankheit, zuweilen mehr Waſſer an, als nach dem natürlichen Zuſtande da ſeyn ſollte. Das Gleichgewicht der abſetzenden und einſaugenden Gefäßchen hört auf, das Fächergewebe der Sehnenſcheide wird mit einem gelblichten Waſſer angefüllt, die Verrichtung der Flechſe geſtört, und das Thier geht nach dem Grade dieſer unterbrochenen Verrichtung mehr oder weniger lahm.

Eine andere Krankheit der Flechſen ſind die ſogenannten Sehnengallen, jene kleinern

oder größern Erhöhungen, die in dem Zellgewebe der Kapſel, welche die Beugeſehne umgibt, hervorkommen. Ihr Weſen kommt mit den vorbeſchriebenen Gallen ganz überein. Die Urſache ihrer Entſtehung iſt, wie bey andern Geſchwülſten dieſer Art, heftige und zu frühzeitige Anſtrengung, wodurch ſich in dem Fächergewebe der Sehnenſcheide eine mehr oder weniger wäſſerige Feuchtigkeit anhäuft, welche jene Erhöhungen hervorbringt. Nach anhaltenden langen Märſchen ſind ſie, ſo wie die Flußgallen, bey ſchwachen ſchlaffen Thieren eine gewöhnliche Folge.

Nach vieler Arbeit und Strapaze entſtehen oft auch Verhärtungen in der Sehnenſcheide, ohne daß Schmerz und Entzündung dieſes Theils vorangegangen iſt. Sie hindern bald mehr oder weniger die freye Bewegung der Flechſe, und machen den Gang des Pferdes mehr oder weniger ſteif und unſicher.

Pferde, welche längs der Beugeſehne und überhaupt am ganzen Untertheile des Schenkels, viele grobe und lange Haare haben, nennt man behangene Pferde. Sie ſtammen von keiner edlen Raße ab, und haben eine Neigung zu geſchwollenen Schenkeln und maukigen Ausflüſſen.

Die Beugeſehne oder Flechſe nennt man gewöhnlich auch den großen Nerven, welches indeß ſehr unrichtig iſt, da Nerven und Sehnen ja ganz verſchiedene Organe ſind.

XII. Von dem Knöchel.

Der Knöchel, das Knöchel-, Köthen- oder Feſſelgelenk bildet vor- und ſeitwärts das untere Ende vom Schienbein, und den obern Theil der Feſſel, rückwärts aber beſtehet es aus zwey beſondern Knochen, die man die Gleichbeine nennt.

Durch

Durch dieſe beyden Knochen werden die Berührungspunkte des Knöchelgelenks vermehret, die Beugeſehne des Hufes geſpannt, das Spiel des Gelenks erleichtert, und das Ausweichen des Schienbeins nach rückwärts gehindert.

Sie gehören mit zu dem Gelenke, welches das Schienbein mit dem Feſſelgelenk macht, und das man im ganzen Umfange unter dem Nahmen des Knöchel- oder Köthengelenkes begreift.

Die Haut, die dieſen Theil umgibt, iſt mit zweyerley Gattungen von Haaren beſetzt, vorwärts mit dünnen und kurzen, rückwärts hingegen mit langen und ſtarken. Die letztern werden Kothhaare genannt, weil ſich bey üblem Wege der meiſte Koth daran hängt. Uebrigens ſcheinen ſie dazu zu dienen, um die Verletzungen zu verhindern, denen dieſer Theil vermöge ſeiner Form und Richtung in rauhen, ſteinigen Wegen ausgeſetzt iſt.

Die Kothhaare unterſcheiden ſich, wie alle langen Haare am Körper, nach der Art und Abſtammung der Thiere. Bey Pferden von edler, feiner Naße ſind ſie fein, dünn und kurz, bey Pferden von gemeinem Schlage aber lang, grob und dick, woran ſich im Winter aber ganze Klumpen von gefrornem Kothe anſetzen und das Pferd ſchlagen und beläſtigen.

Nach einer eingeführten Gewohnheit rupft man die Kothhaare aus. Bey Pferden, die nicht allzuviel behangen ſind, ſollte man dieß nicht thun; ſie ſchützen den untern Theil des Köthengelenks vor den rauhen Eindrücken der übel gepflaſterten Straßen, der ſteinigen Wege, vor der ſcharfen einſchneidenden Eisrinde des gefrornen Schnees, und ſehr oft entſtehen daher die maukigen Ausflüſſe, die eine Verletzung dieſer

Art

Art erregte, welche man ſo oft bey Pferden, die von dieſen Kothhaaren gänzlich befreyet worden, an dem untern Rande des Knöchels antrifft.

Bey ruſſiſchen Pferden ſind behangene Schenkel ein ſpecifiſches Kennzeichen ihrer Raße. Auch die böhmiſchen Landpferde ſind vorzüglich damit markirt. Bey Pferden aus warmen Ländern, bey Geſtüten, die mit Beſchelern von arabiſcher, türkiſcher oder ſpaniſcher Abſtammung beſetzt ſind, trifft man ſie ſelten oder gar nicht.

Roßkämme reiten ihre Pferde vor dem Verkaufe ins Waſſer, wodurch die Schenkel haarloſer, feiner und glätter erſcheinen. Mitten in dem Köthenzopf oder Kothhaaren, befindet ſich ein hornartiger Auswuchs, der von einigen der Sporn genannt wird. Er ſteht in Abſicht ſeiner Größe mit der mehrern oder wenigern Magerkeit des Schenkels im Verhältniß, und iſt von eben der Natur, als die Hornwarze am Arme. Um dieſe Warze herum entſtehen bisweilen bey Pferden, die ſtarke Kothhaare haben, maukenartige Geſchwüre, die die Warze öfters abfallend und den Gang des Pferdes eng und geſpannt, wo nicht lahm machen.

Noch gehören unter die vorzüglichen Gebrechen des Knöchels, die äußerlichen Verletzungen, welche nach dem Streichen oder Anſchlagen des anderen Schenkels entſtehen. Am öfterſten kommen ſie bey Pferden, welche kreuzen, vor. Man erkennet ſie, wenn an der innern Seite des Knöchels, nach hinten zu, die Haut verletzt iſt, oder ſich hier eine ſchwielige, Jauche ſeigende Erhöhung befindet. Dieſer Fehler wird bey Pferden, die zu langen Märſchen, zu anhaltenden Ritten beſtimmt ſind, ſehr bedeutend,

tend, da er den Gang der Thiere zaghaft, unſicher, oder wohl gar lahm macht.

Eine eigene Krankheit, welcher bisweilen der Knöchel bey Fohlen unterworfen iſt, iſt jenes Ereigniß, das man bey Kindern die engliſche Krankheit nennt. Sie beſteht in einer Aufblähung der Gelenkknochen, oder vielmehr nur in einer Ausdehnung des untern Randes des Schienbeines; ſie verläßt jedoch die jungen Thiere wieder, wenn ſie in das Pferdealter treten.

An den Seitenflächen des Knöchels finden ſich oft kleine Flußgallen, die mit dem Weſen und der Entſtehung der Fluß oder Gelenkgallen des Kniees vollkommen überein kommen; ſie vermindern zwar den Werth des Thiers, ohne jedoch ſeinem Dienſte, wenn ſie nicht zu zahlreich und von einer bedeutenden Größe ſind, nachtheilig zu ſeyn.

XIII. Von der Feſſel.

Das Feſſelbein gehört mit unter die Zahl der cylindriſchen Knochen. Es folgt auf das Schienbein und die Gleichbeine, und iſt um zwey Drittheile kürzer, als das Schienbein.

Alle Pferde von edler Abſtammung haben verhältnißmäßig längere Feſſelbeine, als die von gemeinem Schlage. Die erſtern ſind dünne, ohne ſchwach zu ſeyn. Die Härte ihres Weſens erſetzt den Mangel an Dicke.

Der Feſſelknochen muß in einer ſchiefen Richtung vom Knöchel vorwärts nach dem Hufe gehen. Weicht die Stellung dieſes Knochens von der Richtung ab, ſo daß er ſich zu viel auf die eine oder die andere Seite wendet, ſo dreht er die Feſſel aus dem Bleymaß, und das Pferd

wird

wird wegen dieſer fehlerhaften Stellung ſeines Hufes entweder ein Zehentreter oder ein Tanzmeiſter genannt.

Läuft der Feſſelknochen zu ſenkrecht nach dem Hufe herab, ſo daß er einen zu ſtumpfen, wenig bemerkbaren Winkel im Köthengelenke bildet, ſo nennt man dieſe Richtung gerade gefeſſelt. Gewöhnlich iſt auch bey dieſer Stellung der Feſſelknochen zu kurz. Man ſagt von Pferden mit dieſer Bauart: „ſie ſind kurz und gerade gefeſſelt.“ Iſt hingegen der Winkel des Feſſelknochens merkbarer, läuft er in einer ſchrägen Stellung nach vorwärts herab, und iſt er dabey lang, ſo ſagt man: „das Pferd iſt lang gefeſſelt.“ Sind die Gelenke biegſam und nachgebend, ſo daß ſich der obere Theil der Feſſel der Erde nähert, ſo ſagt man: „das Pferd tritt durch.“ Iſt dieſe Richtung des Feſſelknochens auffallnd merkbarer, ſo daß die Feſſel beynahe die Erde berührt, ſo nennt man dieſe Pferde Standtreter oder bärenfüßig.

Der erſtern Stellung des Feſſelknochens will man eine ausſchließende Dauer, eine vermehrte Kraftäußerung in der Arbeit und eine größere Ausdauer in Strapazen zugeſtehen; ſo wie man der letztern das Lob einer ſanftern, angenehmern Bewegung für den Reiter überläßt. Beyde Behauptungen ſind indeß nur mit gewiſſen Einſchränkungen richtig.

Iſt die Feſſel kurz und gerade gerichtet, ſo iſt ſie zwar beym Tragen ſchwerer Körper, oder beym Ziehen bedeutender Laſten nicht ſo leicht einer Ausdehnung des Gelenkkapſelbandes nach rückwärts ausgeſetzt, um ſo mehr aber dem ſo genannten Ueberköthen, — einer Verrenkung oder Ausdehnung der Feſſelgelenkbänder

nach

nach vorwärts, die ſich die Thiere unter den angeführten Verhältniſſen, bey einem Bergabführenden Wege leicht zuziehen können. Ueberdieß liegt die Dauer oder die vermehrte Kraftäußerung bey der Arbeit, oder die Ausdauer bey Strapazen weder in der Feſſel ſelbſt, noch in ihrer Richtung; ſie liegt im Blute, in der Raße, in der Abſtammung, in den Grundfaſern, und in der Miſchung der Säfte. Wir finden oft, daß lang gefeſſelte durchtretende Pferde die kurz und gerade gefeſſelten in jeder Hinſicht der angegebenen Dienſtleiſtung weit übertreffen; ja man kann im Ganzen genommen behaupten, daß die kurzgefeſſelten Pferde an Ausdauer und Kraftäußerung faſt jedesmahl hinter den lang gefeſſelten zurückbleiben werden, da die erſten gewöhnlich von ſchlechter Raße, von ſchlaffen Grundfaſern ſind, in niedrigen, naſſen und ſumpfigen Gegenden gebohren und erzogen worden, — einem Klima, welches nicht das Vaterland guter und dauerhafter Pferde zu ſeyn ſcheint. Eine lange Feſſel hingegen verräth die edle Abkunft des Pferdes; ſie iſt ein ſpecifiſches Kennzeichen aller Pferde von arabiſcher, türkiſcher oder ſpaniſcher Abkunft, und eine eigenthümliche Eigenſchaft aller guten Geſtütpferde.

Der Gang eines kurz gefeſſelten Pferdes iſt in Hinſicht auf den Reitdienſt unangenehm, ſtauchend, und bald mehr bald weniger erſchütternd. Der Prall, welcher bey dem Auftritte des Pferdes durch den ganzen Schenkel erfolgt, kann ſich in den Winkeln des Feſſelgelenks nicht verlieren, nicht abſtumpfen, er läuft gleichſam mit vermehrter Kraft in dem Schenkel empor, und verurſacht dem Reiter die unangenehmſte erſchütterndſte Bewegung. Ein lang gefeſſelter Schen-

Schenkel hingegen hat in ſeinem Gange die angenehmſte Bewegung für den Reiter, die Erſchütterung wird ſanft, da ſich der Prall in dem Winkel des Feſſelbeines verliert. Alle ſeine Bewegungen werden leichter, weniger erſchütternd, und bald mehr, bald weniger angenehm. Allein auch lang gefeſſelte Pferde können, bey allen dieſen Eigenſchaften zu einem leichten Gange, deſſen ungeachtet eine erſchütternde und unangenehme Bewegung für den Reiter haben, wenn ſie ſteif und unbewegſam in den Schultern ſind.

Kurzgefeſſelte Pferde ſind am meiſten zu Stelzfüßen geneigt. Ein geringer Grad von Entzündung der innern Huftheile, eine Krankheit, die man nach der Sprache der Thierarzney, Verſchlag nennt, bringt es dem Stelzfuß nahe. Das lang gefeſſelte Pferd hingegen hat wenig Anlage zum Stelzfuß, eben ſo wenig zu dem ſogenannten Ueberköthen oder einer nach vorwärts gerichteten Ausdehnung des untern Feſſelgelenks, wo dieſer Knochen mit dem Kronbein artikulirt; ſelbſt der Bruch, dem dieſer Knochen öfters ausgeſetzt iſt, erſcheint weniger bey lang gefeſſelten, als bey kurz gefeſſelten Pferden.

Auch die Behauptung, das lang gefeſſelte Pferde eher ermüdeten als die kurz gefeſſelten, ſcheint nur unter einer gewiſſen Einſchränkung richtig zu ſeyn, nähmlich wenn das Pferd überhaupt ſchlaff und ſchwach iſt.

Der Beſchlag kann die kurze Feſſel ſo wie die lange etwas verbergen. Roßtäuſcher nutzen dieſen Kunſtgriff. Sind bey dem erſtern die Ferſen vermehrt niedergeſchnitten, das Eiſen ohne Stollen kurz und fein gearbeitet, ſo daß ſich der Ballen um ſo mehr der Erde nähert, ſo erſcheint

ſcheint die Feſſel länger, und der Winkel derſelben wird größer. Die zu lange Feſſel hingegen verbirgt das vermehrte Niederſchneiden der Zehen, und die erhöhten Stollen des Eiſens.

Bey allen Füllen erſcheint die Feſſel lang, weil ihr Huf noch nicht die Größe eines erwachſenen Pferdes hat, folglich das Kronbein, welches bey Pferden in den Huf eingeſchloſſen und daher unmerklicher iſt, bey Fohlen über den Huf hervorragt, und die Feſſel verlängert.

Zu gerade ſtehende Feſſeln machen bey Fohlen einen um ſo wichtigern Fehler aus, weil er mit den Jahren zunimmt.

Die Feſſel iſt einer Menge Krankheiten ausgeſetzt, die bald mehr, bald weniger bedeutend, bald mehr, bald weniger dem Dienſte des Thieres nachtheilig ſind.

Unter die gewöhnlichſten zufälligen Uebel dieſes Theils gehört die **Mauke**: eine Folge der Unreinigkeit, oder einer eigenen Diſpoſition der Säfte. Sie befällt jedoch mehr die hintern als die vordern Schenkel, und erſcheint an der hintern Fläche des Feſſelgelenks, wo ſie durch Schmerz, Geſchwulſt, Hitze und Spannung merkbar wird. Bey der Zunahme des Uebels trennt ſich die Haut, die Krankheit frißt gleich krebsartigen Schäden um ſich, und es fließt aus der Oeffnung eine verartete, ſtinkende, freſſende Jauche, die wie Strahlgeſchwüre, wie verfaulter Harn riecht.

Aus der kranken rohen Haut wachſen eine unzählige Menge bleyfarbiger Warzen hervor, die im Anfange wie Grütze ausſehen, mit der Zeit aber, und bey einer völligen Verderbniß der Säfte zu einer Größe wie Erbſen heranwachſen. Hat das Uebel ſchon lange gewährt,

iſt es mit Oehlen, mit Salben, mit heißen, ſchmierigen Umſchlägen verkleiſtert, iſt der Schaden aufs neue gereitzt, blutend gemacht worden, hat ſich die ſcharfe, freſſende Jauche ſchon unter den Saum, ſchon unter die Wände des Hufes gefreſſen, ſo wird es unvertilgbar, alle Mittel ſind vergebens, und das Thier ſchuhet aus. Bey einigen Pferden ſcheint die Mauke ein abſceßartiger Auswurfsweg der Natur zu ſeyn. Die weitere Beſchreibung und Heilung dieſes Uebels ſehe man im Art. 1. **Mauke**, Th. 85, S. 537 ff.

Eine andere örtliche Verletzung der Feſſel, welche die Thiere hinkend macht, iſt die **Verrenkung des Feſſelgelenkes.** Bald geſchiehet dieſe Ausdehnung der Gelenkbänder an der obern Artikulation, wo ſich das Schienbein mit dem Feſſelknochen verbindet, bald an dem untern Theile, wo die Feſſel auf den Vertiefungen des Kronbeins ruhet. Im letztern Falle nennt man die Luxation in der Sprache der Schmiede: „überköthen.“ Ob man dieſe Krankheit gleich nicht unter die gefährlichen zählt, ſo erfordert ihre Heilung doch eine lange Zeit, viel Schonung des Thiers und eine natürliche Zuſammenziehung der Bänder und Faſern, die man bey manchen Pferden nicht ſelten von den paſſendſten Mitteln vergebens erwartet. Lange noch bleiben die Pferde lahm: man bemerkt dieſe Lähmung nicht ſowohl im Gange gerade aus, als vielmehr im jählingen Wenden des Thieres auf dem kranken Schenkel.

Pferde, die kurz gefeſſelt ſind, ſind einer Verrenkung des untern Feſſelgelenks am meiſten ausgeſetzt.

Bey Pferden, die ſchon viel gebraucht ſind, die zu früh angeritten worden, die harte Kam-

pagnen mitgemacht, die eine Menge Strapazen erlitten haben, findet man das Feſſelgelenk ſelten von Gallen rein.

Noch ſind zwey Krankheiten der Feſſel in der Roßarzeneykunde bekannt, die man den Wolf, und den Straubfuß oder Igelsfuß nennt. Beydes ſind maukenartige Schäden, die am hinteren und unteren Theile der Feſſel ausbrechen, und die man mit Recht unter die Mauke ſelbſt zählen kann, da ſie nur erhöhte Grade dieſer Krankheit auszumachen ſcheinen, die mit einigen abgeänderten Symptomen begleitet ſind.

Der Wolf nimmt mehr die Seitentheile der Feſſel ein, die Haut ſpringt auf, die Haare fallen aus, und es bilden ſich Löcher, die einen jauchartigen Eyter ſeigen. Obwohl harte Eisrinde, gefrorner Schnee, hart gefrorner Koth und dergleichen, in welchen das Thier gehen muß, die örtliche Gelegenheit dieſer Krankheit ſeyn können, wie man behaupten will: ſo hat man doch die größte Urſache davon im kranken Blute und in den unreinen Säften zu ſuchen.

Auch der Straubfuß iſt nichts anderes, als ein erhöhter, mit etwas abgeänderten Zufällen begleiteter Grad der Mauke. Die Haut ſpringt auf, die Haare fallen aus, die übrigen ſträuben ſich widernatürlich empor, daher wohl der Nahme Igelsfuß oder Straubfuß entſtanden ſeyn mag, und die ganze Hinterfläche der Feſſel, die Seitentheile, die Krone, werden mit maukigen Geſchwüren bedeckt. Die Hinterſchenkel ſind dieſer Krankheit mehr ausgeſetzt als die Vorderſchenkel. An Pferden von ſchlechter Raße, die in ſumpfigen Gegenden gebohren und erzogen worden, findet man nicht ſelten Anlage zu

Straubfüßen, die ſich jedoch in einem wärmern Klima, auf trockenem Boden von ſelbſt verliert.

Das bedeutendeſte Gebrechen der Feſſel iſt der Stelzfuß, nähmlich jene ſenkrecht, nach vorwärts überhangende Stellung dieſes Knochens. Sie iſt eine Folge von der Entzündung der inneren Huftheile, — eine Krankheit, die man nach der thierärztlichen Sprache Verſchlag nennt. Nach dem Grade dieſer Entzündung iſt der Stelzfuß verſchieden. Hat ſich das Pferd den Huf nur erböllt, d. h. iſt durch irgend eine Urſache die Feſſel nur leicht entzündet, ſo bekommt zwar das Feſſelbein, indem das Thier nur auf die Zehe auftritt, eine perpendikulaire Stellung, und der Fuß erhält das Anſehen eines Stelzfußes, beſonders wenn die Beugeſehne durch die nahe Entzündung der Ferſe mit geſpannt und ſchmerzhaft iſt. Indeſſen iſt dieſer Stelzfuß durch Einſchläge des Hufes leicht wieder herzuſtellen. Erreicht hingegen die Entzündung, die im Innern des Hufes wüthet, einen höhern Grad, zerreißen die Gefäßchen, welche die Hornwand mit der Fleiſchwand des Hufes verbinden, und drängen die ergoſſenen Säfte, mit den Zufällen der Entzündung vereiniget, das Hufbein aus ſeiner Lage, daß die Zehe deſſelben mehr nach einwärts gerichtet wird, ſo erhält das auf dem Hufbein ruhende Kronbein, und das in den Vertiefungen dieſes Knochens artikulirende Feſſelbein eine andere Richtung. Das Letztere wird ſenkrecht geſtellt, und weicht nach vorwärts aus dem Bleymaß. Das Thier geht nur auf der Zehe, ſein Gang iſt unſicher, ſtrauchelnd, oder wenn die Verſchiebung des Hufbeins beträchtlich iſt, hinkend.

Pferdehändler wählen zu dem Beſchlage ihrer ſtelzfüßigen Pferde Eiſen, welche an der Zehe hohe Griffe und am Ausgange keine Stollen haben, um das Pferd mehr zum Durchtreten zu nöthigen. Bey einem nur in etwas verſchlagenen Pferde verſteckt dieſes Mittel wirklich den Fehler um vieles; ganz ſtelzfüßige Pferde aber verrathen ihr Gebrechen bey jedem Beſchlage, bey jeder Stellung, die ihm der Roßkamm gibt.

Auch Beingewächſe brechen zuweilen am Feſſelbein aus, die man nach der Sprache der Pferdekenner Leiſten- und Ringbeine nennt. Das erſtere iſt eine aufgeworfene Knochenerhöhung an den Seitenflächen des Feſſelbeines, und das letztere eine ringartige Beingeſchwulſt, die das ganze untere Ende des Knochens umläuft. Die meiſten ſind angeerbte Erzeugniſſe von Aeltern, die ähnliche Beinknoten hatten. Sie erſcheinen vom zweyten bis zu dem fünften Jahre, ſpäterhin erſcheinen ſie ohne Verletzung des Knochens nie. Die einen und die andern wachſen bis zu einer beſtimmten Größe, und bleiben dann bis ans Ende des Lebens unveränderlich. Die mehreſten Mahle machen ſie die Pferde hinkend; jedoch gibt es auch Pferde mit dieſem Fehler, an welchen man keine Lähmung bemerkt. Indeſſen ſind ſie immer bedeutende Gebrechen, und man hat bey dem Einkauf eines Pferdes alle Urſachen, ſie zu vermeiden, vorzüglich dann, wenn man das Thier zur Zucht beſtimmt hat.

Endlich iſt noch die Feſſel unter allen Knochen des Schenkels am meiſten dem Bruch ausgeſetzt, und dieß Ereigniß iſt nicht ſo ſelten, da man ſich von der leichten Zerbrechlichkeit dieſes Beines überzeugen kann.

Die Ballen, die auch, wiewohl ſehr unrichtig, Ferſen genannt werden, ſind die beyden runden Erhöhungen, die ſich hinten an der Krone über dem Strahle befinden. Zu Zeiten verletzen ſich die Pferde im Gehen mit den Hinterfüßen die Ballen, welches man Einhauen nennt. Es iſt dieß ein Fehler in der Bewegung der Schenkel, der nach Umſtänden mehr oder weniger anſtößig iſt.

XIV. Der Huf *).

Der Huf, der das Hufbein nebſt dem Hufgelenkbeine in ſich ſchließt, beſteht aus der Hornwand, der Hornſohle und dem Strahle.

Die Hornwand iſt der einzige von dieſen Theilen, den man bey einem ſtehenden Pferde wahrnehmen kann. Sie zeigt eine gute Beſchaffenheit und völlige Geſundheit an, wenn ſie eben und glatt iſt, und dabey das Anſehen hat, als wenn ſie mit einem matten Firniſſe überzogen wäre. Die Wand muß gehörig dick, zähe und elaſtiſch ſeyn, und nichts zerbrochenes an ſich haben.

Der Ringelhuf iſt an einer Menge queer um die Wand laufender Reife kenntlich. Dieſe verrathen einen ſehr trockenen und zu Entzündungen geneigten, auch ſchon mehrmahls entzündet geweſenen Huf. Roßkämme laſſen die Reife mittelſt der Raſpel wegnehmen, und ſuchen dadurch dieſen fehlerhaften Huf zu verbergen. Da aber die Raſpel nicht in die vertieften Reife des Hufs wirken kann; ſo iſt hieraus ſogleich deſſen Beſchaffenheit zu erkennen.

Der

*) S. Havemann's Anleitung zur Beurtheilung des äußern Pferdes. Hannover 1805. S. 133. ff.

Der **Hornſpalt** iſt ein nach der Länge der Hornröhrchen laufender Riß, der ſich mehrentheils an der inwendigen Wand einfindet. Er verurſacht zu Zeiten Lähmung, und ſchließt ein Pferd vom Kaufe aus. Pferdehändler verkleben den Spalt nicht ſelten mit einem der Farbe des Hufes ähnlichen Kitte, oder ſie führen das Pferd, bevor ſie es dem Kaufluſtigen vorzeigen, etwas in den Koth.

Die **Ochſenklaue** iſt ebenfalls ein Hornſpalt, der ſich aber an der Zehenwand hinunter befindet. Dieſer Fehler wird ſehr ſelten angetroffen.

Hornklüfte ſind der Queere nach laufende Stellen in der Wand, wo das Horn fehlt. Sie entſtehen von den auf der Krone vorgefallenen Verletzungen, wachſen mit der Wand hinab, und vergehen folglich von ſelbſt.

Die **Hornſohle** muß nach Maßgabe, wie ſie ſich dem Strahle nähert, aufwärts ſteigen und einen hohlen Fuß bilden. Iſt die Sohle wenig vertieft oder ganz platt, ſo iſt es ein **Platthuf**; iſt ſie aber herausgebogen, und ſteht ſie höher als die Wände, ſo iſt es ein **Vollhuf**.

Die **Steingalle** hat ihren Sitz hinten in den Ecken der Sohle, zwiſchen der Wand und der Eckſtrebe. Man erkennt ihre Gegenwart an rothen und gelblichen Flecken, die ſich hierſelbſt beym Auffriſchen des Hufes zeigen. Sie iſt am häufigſten bey trockenen und in den Trachten zuſammengezogenen Hufen anzutreffen, und wird auch nicht ſelten durch einen übeln Beſchlag hervorgebracht. Auf hartem Boden verurſacht ſie dem Pferde oftmahls einen ſchmerzhaften Gang. Die Steingalle muß allein nach der

Beſchaffenheit des Hufes, worin ſie zugegen iſt, beurtheilt werden.

Der Strahl befindet ſich in Geſtalt eines Keils zwiſchen der Hornſohle. Er iſt an ſeinem hintern und dickern Theile in der Mitte durch einen Spalt getheilt, daher ihm denn auch der Nahme Gabel beygelegt worden. Er muß unverletzt, mäßig groß und recht derb und elaſtiſch ſeyn. Im geſunden und natürlichen Zuſtande, wenn das Pferd nicht beſchlagen und der Fuß ungekünſtelt iſt, berühret der hintere und dickere Theil des Strahls die Erde.

Das Strahlenſchwären oder die Strahlenſäule äußert ſich durch einen ſtinkenden, ſchwarzgrauen flüſſigen Eyter, der aus dem Spalte des Strahls, oder aus den Vertiefungen, die ſich zwiſchen dem Strahl und der Sohle befinden, ausfließt. Dieſes Uebel befindet ſich beſonders häufig an trockenen und zuſammengezogenen Hufen, auch entſtehet es durch einen nicht zu gehöriger Zeit erneuerten Beſchlag. Nach der Urſache, woraus es entſtanden, ſo wie auch nach dem Grade, in welchem es ſtatt findet, ſind mehr oder weniger übele Folgen davon zu fürchten, und es iſt bald heil-, bald unheilbar.

Der **Krebs**, oder die **Feigwarzen**, iſt ein freſſendes äußerſt bösartiges Geſchwür unten im Fuße, das mit einem unleidlichen Geſtanke verbunden iſt. Es greift immer mehr und mehr um ſich, und nimmt endlich den ganzen Huf ein. Dieſer Fehler gehört gewöhnlich zu den unheilbaren.

Der Huf muß ſich übrigens in Abſicht ſeiner Größe zum ganzen Gebäude des Pferdes paſſen, und die Wände müſſen nach Maßgabe, wie

wie ſie herabſteigen, auf eine ſchickliche Weiſe ſich von einander entfernen, und der Huf muß nach unten zu an Breite zunehmen. Ein ſchöner und völlig unverdorbener Vorderhuf muß unten in ſeiner Geſtalt mit einem Zirkel übereinkommen, und nicht, wie viele verlangen, eine ovale Form haben; denn dieſe iſt ſchon krankhaft und als eine Folge des Beſchlags und überhaupt einer fehlerhaften Behandlung des Hufs anzuſehen. Dabey muß der hintere Theil der Wände, Trachten genannt, gehörig weit und weder zu niedrig noch zu hoch ſeyn, ſondern mit der Höhe der Zehenwand in richtigem Ebenmaße ſtehen. Die Hornröhrchen der Wände müſſen bey einem ſchön gebildeten Hufe der Richtung der gut geſtellten Feſſel im Hinabſteigen folgen.

Platt- oder Flachhuf heißt derjenige, bey dem die Wände im Hinabſteigen ſich zu viel auswärts lenken, bey dem mithin der Fuß hinten in ſeinem Umfange zu groß und zu rund, die Wand an der Zehe mehrentheils etwas eingedrückt, die Sohle ganz flach, und der Strahl dick und fett iſt. Dergleichen Hufe ſind Maſchpferden und denen, die von dieſer Raße ſind, eigen. Sie ſind mürbe und wenig ausdauernd, und haben eine natürliche Anlage zu Vollhufen.

Der **Vollhuf** zeigt ſich äußerlich wie ein Plattfuß, ſeine Wand aber iſt rauh und voller Ringel. Die Sohle deſſelben iſt erhaben und ſteht zu Zeiten über den Wänden hervor. Der Vollhuf iſt ein kranker Fuß, und es ſind Pferde mit dergleichen Hufen durchaus nicht zum Reiten und Laſttragen, ſondern nur zum langſamen Fuhrwerke, vornähmlich auf weichem Boden, brauchbar.

Den Platt- und Vollhuf ſuchen Roßkämme nicht ſelten dadurch zu verbergen, daß ſie ſolchen Pferden Hufeiſen aufſchlagen laſſen, die am äußern Rande viel dicker ſind als am innern, wodurch folglich der Huf ein hohles Anſehen erhält.

Der **Knollhuf** iſt ein völlig verarteter Huf, der nach ſtarkem Verfangen oder der Rehe hervorkommt. Dergleichen Hufe ſind an der Zehe in Geſtalt eines Knollen hervorgewachſen, wobey denn die Zehenwand gereift und ſtark eingedrückt iſt. Pferde mit ſolchen Hufen treten, ihrer äußerſt empfindlichen Zehe wegen, zuerſt mit den Trachten auf die Erde, und gehen beſonders auf hartem Boden ſehr ſchmerzhaft und unſicher. Dieſe Art von Huf iſt eben ſo unheilbar, als es der Vollfuß iſt, daher denn der Werth ſolcher Pferde dadurch ſehr herabgeſetzt wird.

Der **Eſelshuf** iſt ſehr ſchmahl, und deſſen Wände beugen ſich im Hinabſteigen nicht auswärts, wie bey gut gebildeten Füßen, ſondern ſie ſteigen vielmehr gerade herab. Er iſt allemahl mit einem kleinen ſehr magern Strahl verbunden. Dergleichen Hufe werden bey Pferden, die feine und magere Schenkel haben, und in warmen und trockenen Gegenden gebohren und aufgezogen ſind, ſo wie auch bey denen, die davon abſtammen, angetroffen. Dieſe Hufe haben eine große Anlage zum Austrocknen, und werden daher leicht zwanghufig, bekommen Steingallen, Hornſpalte und Strahlenſchwären.

Der **Zwanghuf** iſt an den zuſammengezogenen Trachten zu erkennen, welche zu Zeiten dergeſtalt eingezogen ſind, daß der Huf alsdann unten in dieſen Theilen ſchmähler als oben an

der Krone iſt. Bisweilen iſt auch nur die inwendige Wand ſtark eingezogen, da man es denn einen halben Zwanghuf zu nennen pflegt. Er wird von der Natur gebildet, zu Zeiten aber auch durch ſchlechten Beſchlag und zu trockenes Verhalten erzeugt, und iſt faſt immer mit Steingallen und Strahlenſchwären vereiniget. Pferde mit dergleichen Hufen gehen gewöhnlich auf hartem Boden empfindlich und ſchmerzhaft.

Die Farbe der Hufe iſt nach der Farbe der Haut verſchieden. Es gibt ſchwarze, graue, weiße und geſtreifte Hufe. Man behauptet, daß die weißen oder, eigentlicher geſagt, die gelben Hufe das mürbeſte Horn haben; indeſſen läßt ſich die Güte derſelben nicht nach ihrer Farbe beurtheilen, ſondern ſie kann nur durch eine genaue Unterſuchung des Horns ſelbſt beſtimmt werden.

Der geſunde und gut proportionirte Huf muß auch nothwendig in gerader Richtung unter dem Schenkel ſtehen, wenn die Schwere des Körpers gleichförmig von ihm unterſtützt und getragen, kein Uebelſtand Statt finden, und ein ſicherer Gang erfolgen ſoll.

B.

Unterſuchung der Theile, die den Leib ausmachen, in Rückſicht auf ihre Vollkommenheiten und Fehler.

I. Von dem Rücken *).

Im gemeinen Leben begreift man unter dem Rücken gewöhnlich den Raum von dem Widerriſſe

*) S. Havemann a. a. O. S. 149 ff.

riße bis an die Kruppe; im eigentlichen Sinne aber, und wie es der Pferdekenner nimmt, iſt es der Theil zwiſchen dem Widerriſſe und den Nieren, alſo der Ort, wo der Sattel ſeine Lage hat. Er erſtreckt ſich eine gute Hand breit abwärts vom Rücken und grenzt hieſelbſt an die Rippen.

Die Grundlage des Rückens beſteht in einer Reihe von Wirbelbeinen, die auf eine künſtliche Weiſe zuſammengefügt, und durch ſtarke Bänder genau mit einander vereinigt ſind. Seitwärts an dieſen Wirbelbeinen vergliedern ſich die Rippen.

Der Rücken muß eine gerade Richtung haben, wenn er ſchön ſeyn und Kräfte verſprechen ſoll.

Senkrückig oder eingeſattelt nennt man ein Pferd mit einem eingebogenen Rücken. Der Hals gewinnt zwar durch dieſen fehlerhaften Bau ſehr am freyen Anſehn und Schönheit, allein da der tiefe Rücken Schwäche anzeigt, ſo wird ein ſolcher Bau von keinem Kenner geliebt. Senkrückige Pferde ſind zu keinem viele Kräfte erfordernden Dienſte tüchtig; wegen ihrer ſchönen Vorhand und ihres biegſamen Rückens können ſie aber recht gut zum langſamen Spatzierenreiten, vornähmlich für alte Leute und furchtſame Reuter dienen. Die eingeſenkten Rücken entſtehen gewöhnlich bloß von Natur, es kann indeſſen auch ein zu frühzeitiger Gebrauch des Pferdes zum Reiten oder Laſttragen eine Veranlaſſung dazu ſeyn. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß ſich der Rücken bey Stuten, die oft geſäugt haben, ſenke, ſo wie dieß auch bey allen Pferden im Alter der Fall iſt.

Der Rücken muß eine bedeutende Länge haben, um ein ſchönes und geſtrecktes Pferd zu bilden, dabey aber müſſen die Nieren oder Lenden kurz und die Flanken gefüllt ſeyn. Von der Länge des Rückens wird die Länge und Größe der Bruſthöhle beſtimmt, von welcher beſonders der gute Athem und die Ausdauer des Pferdes abhängt.

Ein zu langer Rücken iſt häufig zu biegſam, um Laſten zu tragen, und verſtattet auch keine kurze und geſchwinde Wendungen. Wegen ſeiner elaſtiſchen Bewegungen ſchickt ſich aber ein Pferd mit ſolchem Rücken nicht übel als Reitpferd zu einem langſamen Dienſte.

Ein zu kurzer Rücken iſt zu ſteif und hat zu wenig elaſtiſche Bewegung, und da er auch eine Veranlaſſung zum Einhauen gibt, ſo wählt man Pferde mit dergleichen Rücken nicht zu Reitpferden. Vermöge ihres ſteifen Rückens können ſie aber gute Packpferde abgeben.

Der Rücken wird auch zu Zeiten vom Sattel gedrückt, und zwar meiſtentheils da, wo ſich derſelbe endigt. Da dieſer Druckſchaden gewöhnlich ein ausgetretenes Waſſer in ſich enthält, ſo geht es mit deſſen Heilung etwas langſam.

II. Von den Nieren.

Die Nieren oder Lenden erſtrecken ſich von dem Rücken bis an die Kruppe, und haben ſechs Lendenwirbelbeine zur Grundfeſte, die künſtlich zuſammengefügt ſind, und durch ſtarke Bänder vor Verrückung geſichert werden. Sie müſſen längs beyden Seiten ein wenig gewölbt ſeyn, welches ein Zeichen von Kraft iſt, und eine zweckmäßige Länge und gerade Richtung haben.

Sind die Nieren zu lang, ſo erſcheinen die Flanken wegen des großen Abſtandes, der zwiſchen den Hüften und dem letzten Paar Rippen ſtatt findet, nicht gefüllt und ſchön, vielmehr ſind ſie tief und eingeſenkt. Man nennt die Pferde, welche einen ſolchen Bau haben, langgerippt, ſo wie man diejenigen **kurzgerippt** oder geſchloſſen nennt, bey denen die Hüften nahe bey den letzten Rippen ſind, mithin die Flanken nicht hohl, ſondern ſchön gefüllt erſcheinen. Langgerippte Pferde mißfallen nicht allein dem Auge, ſondern es ſind auch meiſtens ſchlechte Arbeiter, dahingegen ſind die kurzgerippten geſchloſſenen Pferde allgemein als ſolche, die ſich leicht ernähren laſſen und gut ausdauern, bekannt.

Einen Kameels=, Karpfen= oder Eſelsrücken nennt man denjenigen, woran die Nieren mit einem Theile des Rückens aufwärts gebogen ſind. Er entſteht gewöhnlich von Natur, kann aber auch darin ſeinen Grund haben, daß das Pferd in der zarten Jugend zum ſtarken Ziehen gebraucht worden iſt. Man hält gewöhnlich dafür, daß ſich die Pferde mit einem dergleichen Rücken vorzüglich zu Packpferden ſchicken, indem der aufwärts gebogene Rücken viel Widerſtand und Kraft verſpricht; allein auch zu dieſem Dienſte verdienen die Pferde mit einem geraden Rücken gewiß den Vorzug.

Magere und vor der Kruppe eingeſenkte Nieren ſind als ein Zeichen von Schwäche anzuſehn.

III. Von den Rippen.

Die Rippen machen die Seitentheile der Bruſt aus. Sie ſtoßen oben an den Rücken, unten

unten an die Bruſt und den Bauch, vorn an die Schultern und die Buge, und hinten an die Flanken und Weichen. Sie müſſen möglichſt rund herausgebogen ſeyn, wenn ſie eine gehörig weite Bruſthöhle und einen ſchönen tonnenförmigen Leib bilden ſollen.

Plattgerippte Pferde nennt man die, denen die Rippen nicht rund gebogen, ſondern platt gedrückt ſind. Der platte Bau der Rippen verurſacht einen häßlichen Leib, und gibt eine Veranlaſſung zu einem dicken und hangenden Bauche. Auch hat dieſer häßliche Bau mehr oder weniger böſen Einfluß auf die Bruſt, je nachdem er in größerm oder geringerm Maße zugegen iſt. Man pflegt übrigens nur unter den Pferden von gemeinem Schlage plattgerippte anzutreffen.

Brandflecke werden häufig auf den Rippen angetroffen. Es ſind mehr oder weniger große, vom Drucke des Sattels oder des Geſchirrs verurſachte, harte und abgeſtorbene Stellen in der Haut, deren Abſonderung und Heilung nach Maßgabe ihrer Größe und Dicke bald geſchwinder bald langſamer geſchieht.

IV. Von den Flanken.

Die Flanken befinden ſich unter den Nieren, und erſtrecken ſich von der Gegend zwiſchen den letzten Rippen und den Hüften an bis ganz hinunter. Der untere Theil derſelben wird gewöhnlich die Weiche genannt. Die Flanken müſſen nicht zu breit und ſchön gefüllt ſeyn, widrigenfalls wird das Pferd verſtellt. Auf die Bewegung derſelben hat man bey der Beſichtigung eines Pferdes ſowohl im Stande der Ruhe, als auch vornähmlich, wenn es bewegt worden, ſehr

zu achten. Je weniger ſich die Flanken im letzten Falle bewegen, für deſto beſſer hat man die Bruſt zu halten. Hebt ſich der obere Theil derſelben beym Einathmen, und ſinkt er beym Ausathmen ſtark hinunter: ſo iſt es ein ſicheres Mitkennzeichen vom Herzſchlage oder Bauchblaſe.

Flanken- oder Weichenbrüche erſcheinen gemeiniglich hinter dem Knorpel der letzten Rippe. Man trifft ſie von der Größe einer Haſelnuß bis zu der Dicke eines Kindeskopfes an. Sie ſind nicht leicht zu heilen, da ſie aber, ſo viel man bisher weiß, dem Pferde keine Gefahr bringen: ſo hat man nur Urſache ſie in ſofern anſtößig zu finden, als ſie ein Uebelſtand ſind.

An der innern Seite der Weichen wird von unwiſſenden Pferdeärzten die Operation des Losreiſſens alsdann vorgenommen, wenn die Pferde oder Füllen mager ſind, nicht gedeihen wollen, und ihnen daher natürlich das Fell feſt auf den Muſkeln liegt. Daß dieſe Operation, die in gewaltthätigem Abreißen einiger Sehnenfibern beſteht, in ſolchen Umſtänden nichts helfen kann, ſieht der vom Vorurtheil freye, ſimple Menſchenverſtand leicht ein.

V. Von dem Bauche.

Der Bauch grenzt unten an die Bruſt, ſeitwärts an die Rippen und Weichen, und hinterwärts ſchließt er ſich an die Vorhaut bey Hengſten und Wallachen, und an das Euter bey Stuten an. Er hat einen großen Einfluß auf die Schönheit und den Werth eines Pferdes, und gibt auch zugleich durch ſeine Geſtalt und Bewegung eine Anzeige von der Geſundheit und dem Temperamente deſſelben ab.

Ein ſchöner Bauch muß rund und mäßig ſtark ſeyn, und findet nur bey einem gut gerippten Pferde mit einem geraden Rücken ſtatt. Es verdient angemerkt zu werden, daß Hengſten und Wallachen ein ſchlankerer, und Stuten ein mehr runder Bauch eigen iſt.

Aufgeſchürzt oder windbäuchig nennt man die Pferde, bey denen der Bauch nach den Weichen hin ſtark aufgezogen iſt. Man weiß aus Erfahrung, daß ſolche Pferde zu hitzig ſind, bey der Arbeit ſchlecht freſſen und nicht ausdauern. Zu Zeiten ſind die Pferde wegen eines Fehlers in der Bruſt oder wegen Schmerzen, die ſie an irgend einem andern Orte empfinden, aufgeſchürzt. Die Pferde mit aufgezogenen Bäuchen taugen nicht zu Reitpferden, denn ſie ſind unleidlich hitzig und der Sattel liegt nicht feſt, ſondern gleitet unaufhörlich rückwärts.

Einen Kuh- oder Hängebauch heißt man denjenigen, der, gleichwie es beym Rindviehe der Fall iſt, zu ſehr hinab hängt. Dieſer häßliche Bauch iſt gewöhnlich denjenigen Stuten eigen, die oft gebohren haben, und verräth einen erſchlafften Zuſtand der Bauchmuſkeln. Senkrükkige und platt gerippte Pferde haben mehrere Anlage zum Kuhbauche, als ſolche mit geradem Rücken.

Der Heubauch entſtehet von dem Genuſſe zu vielen Heues und überhaupt rauhen Futters. Man erkennt ihn daran, wenn der Bauch ſehr rand iſt und an beyden Seiten ſtark herausſtebt. Ein dergleichen Bauch kann durch weniger zu gebendes rauhes Futter, durch mehrere Bewegung des Pferdes, und allenfalls durch eine damit verbundene billige Abkürzung des Saufwaſſers in eine beſſere Geſtalt gebracht werden.

Die dicken, vornähmlich in den Weichen ſtark hervorſtehenden Bäuche bedürfen bey Stuten in ſofern einer Unterſuchung, um zu beurtheilen, ob ſie etwa trächtig ſind. Das einzige ſichere und untrügliche Kennzeichen, woran ſich die Trächtigkeit einer Stute erkennen läßt, beſteht lediglich in der Bewegung des Füllens, die man vornähmlich alsdann unten am Bauche fühlt, wenn die Stute etwas ſtark bewegt oder ihr kaltes Waſſer zu ſaufen gegeben worden. Die Bewegung des Füllens läßt ſich aber erſt um die Hälfte der Trächtigkeit, mithin erſt alsdenn ſpüren, wenn die Stute ungefähr ſechstehalb Monate trächtig iſt.

Die Pferde mit ſtarken Bäuchen ſind zu ſchnellen Arbeiten nicht zu gebrauchen, denn ſie ſind träge und unbehülflich.

Nabelbrüche entſtehen am Nabel, ſo wie die Seitenbrüche unter den Knorpeln der Rippen hervorzukommen pflegen. Beyde Arten von Brüchen ſind zu Zeiten klein und nur wie eine Nuß groß; zu Zeiten ſieht man ſie aber in der Dicke eines Kindskopfes. Sie enthalten immer eine Portion Gedärme in ſich. Sie ſind dem Pferde eben nicht ſchädlich, beleidigen aber nach Verhältniß ihrer Größe das Auge. Die Nabelbrüche können durch eine Operation gründlich geheilt werden.

Der untere Theil des Bauches wird bisweilen von einer kalten und ödematöſen Geſchwulſt befallen, die aber gewöhnlich von keinen übelen Folgen iſt. Sowohl wider dieſe, als gegen verſchiedene andere Fälle werden am herabhangendſten Theile des Bauches Fontanelle gelegt.

Bey geſunden Pferden muß man im Stande der Ruhe nur eine kaum merkliche Bewegung

am

am Bauche wahrnehmen, und dieſe muß, wenn das Pferd bewegt worden, der gemachten Bewegung angemeſſen ſeyn. Ziehet das Pferd ſtark mit dem Leibe, und zeigt ſich bey einem aufgezogenen Bauche eine tiefe Furche unter den Rippen: ſo iſt es ein Zeichen, daß das Pferd Fieber habe, oder daß ſeine Bruſt krank ſey. Geſchieht das Athemhohlen in der Art, daß das Pferd plötzlich, und mit einem heftig zuſammen fahrenden Bauche und Leibe ausathmet, dabey munter iſt, Appetit hat, und einen kurz abgebrochenen, dumpfig tönenden Huſten hat: ſo kann man dieß als ein ſicheres Zeichen vom Bauchblaſe, Dampfe oder Herzſchlage anſehen.

VI. Von dem Schlauche.

Der Schlauch, die Vorhaut oder Tute iſt als eine Scheide für die Ruthe anzuſehen. Er wird durch eine Fortſetzung der äußern Haut welche ſich umſchlägt, gebildet, eben ſo wie durch ein abermahliges oder zweytes Umſchlagen der Haut die Ruthe ihre äußere Bekleidung erhält. Der Schlauch muß eine angemeſſene Größe haben und nur oberwärts mit kurzen Haaren beſetzt ſeyn. Pferde, die kleine, zuſammengeſchrumpfte und ganz rauh bewachſene Schläuche haben, ſo wie es bisweilen bey Wallachen gefunden wird, ſind gewöhnlich von einer ſchwächlichen Körperconſtitution. Auch darf dieſer Theil nicht zu groß und fett ſeyn, wie dieſes bey alten Wallachen zu Zeiten der Fall iſt. Wegen der natürlichen ſchlaffen Beſchaffenheit des Schlauchs iſt er ſehr zu einer kalten und ödematöſen Geſchwulſt geneigt, die aber, wenn ſie nicht veraltet und verhärtet iſt, gemeiniglich nicht viel zu bedeuten hat.

Es erfordert die Reinlichkeit, daß man die talgartige Schmiere, die im Schlauche abgeſetzt wird, zu Zeiten entfernt; auch iſt es gut, wenn dieſer ſchlaffe Theil oft mittelſt eines Schwamms mit friſchem Waſſer gewaſchen wird.

Bey Wallachen findet es ſich bisweilen, vornähmlich bey kleinen zuſammengeſchrumpften Schläuchen, daß ſie beym Uriniren die Ruthe nicht auslaſſen, ſondern den Urin in den Schlauch laufen laſſen. Die dadurch verurſachte Unreinlichkeit macht es um ſo mehr nothwendig, daß dieſer Theil oft und ſorgfältig gereiniget werden muß; widrigenfalls leicht Anfreſſungen geſchehen und feigwarzenartige Auswüchſe erfolgen können.

VII. Von der Ruthe.

Die Ruthe, das Hengſtglied oder der Schaft liegt in dem Schlauche verborgen, und kommt nur zum Vorſchein, wenn das Pferd urinirt, oder der Hengſt ſich zur Begattung anſchickt. Dieſer Theil verdient indeſſen bey Hengſten, die als Beſchäler dienen ſollen, gewiß nicht weniger Aufmerkſamkeit und genaue Unterſuchung, als irgend ein anderer.

Die Ruthe muß eine gerade Richtung und in Hinſicht auf ihre Länge und Stärke eine genaue Uebereinſtimmung mit den Geburtstheilen der Stuten haben, wenn man auf fruchtbare Bedeckung rechnen will.

Krankheiten pflegen an dem Zeugungsgliede keine andere vorzufallen, als die durch äußerliche Einwirkungen hervorgebracht werden.

Gewaltthätigkeiten, die die Ruthe treffen, z. B. Schläge bey Gelegenheit des Bedeckens,

oder ein mit zu großer Gewalt geſchehenes Hervorziehen der Ruthe aus dem Schlauche, können den unangenehmen Erfolg haben, daß ſie beſtändig aushängt und ſie der Hengſt nicht wieder zurückziehen kann. Dieſem Uebelſtande iſt oft auf keine andere Weiſe als durch die Amputation abzuhelfen.

VIII. Von dem Geſchröte.

Unter dem Geſchröte wird der Hodenſack nebſt den darin enthaltenen beyden Hoden begriffen. Es muß von mäßiger Größe und beym Anfühlen derb ſeyn; jedoch nichts verhärtetes an ſich haben, und ſich im Gange des Pferdes und beym Berühren kräuſeln und aufziehen.

Die Hoden ſind nicht ſelten von etwas ungleicher Größe, das aber, wenn ſie beym Anfühlen nichts krankhaftes zu erkennen geben, gleichgültig iſt, und ſelbſt, wenn der Hengſt zum Bedecken gebraucht werden ſoll, keinen Nachtheil hat.

Bey einem ſogenannten Klopfhengſte iſt nur ein Teſtikel ſichtbar und fühlbar, der andere iſt in der Bauchhöhle zurück geblieben. Iſt nur ein Teſtikel zu entdecken, ſo unterſuche man, ob der andere vielleicht weggenommen iſt, welches an einer vorhandenen Narbe und an dem fühlbaren Samenſtrange zu erkennen iſt. Da ein Klopfhengſt nicht caſtrirt werden kann, ſo verliert dadurch ein ſolches Pferd an ſeinem Werthe; auch ſind dergleichen Hengſte hitziger nach Stuten als diejenigen, welche beyde Hoden im Hodenſacke haben. Sehr merkwürdig iſt es, daß ſich bey den Klopfhengſten gewöhnlich der linke Teſtikel in der Bauchhöhle befindet.

Ein ſchlaffes, aufgedunſenes und herunterhangendes Geſchröte zeugt von einer Schwäche

 in

in dieſem Theile, und findet bey Hengſten, die krank ſind, oder es geweſen, ſo wie bey denen ſtatt, die zu viel bedeckt haben.

Den **Hodenſackdarmbruch** erkennt man, wenn ſich da, wo der Samenſtrang durch den Bauchring geht, eine widernatürlich dicke, weiche Stelle, gleichſam wie eine Art von Blaſe, die dem Drucke der Finger weicht, fühlen läßt. Iſt der Bruch ſtark, ſo iſt die Scheidenhaut bis auf den Teſtikel hinab widernatürlich voll und dick, und die durchgeglittenen Gedärme laſſen ſich, wenn man den Hodenſack hebt und rund herum mäßig drückt, nach und nach wieder in die Bauchhöhle zurückſchieben; indeſſen ſenken ſie ſich bald wieder in den Hodenſack hinein. Ein ſolcher ſtarker Bruch iſt nicht zu heilen, ſondern er klemmt ſich über kurz oder lang ein und tödtet das Pferd. Auch von den kleinen Hodenſackbrüchen hat man denſelben traurigen Erfolg zu fürchten. Dieſe können indeſſen operirt werden, wobey aber der Teſtikel zugleich mit weggenommen werden muß; jedoch bewirkt die Operation nicht allemahl eine gründliche Heilung.

Das Geſchröte iſt auch, ſo wie der Schlauch, einer kalten Geſchwulſt unterworfen, die gerade ſo, wie die des Schlauchs zu beurtheilen iſt.

Bey Wallachen, vornähmlich wenn ſie früh geſchnitten worden, ſind kaum Spuren von dem ehemahligen Hodenſacke wahrzunehmen; indeſſen verdient doch dieſer Ort bey einem Wallachen allemahl eine Beſichtigung.

Eine Hodenſackfiſtel, oder, eigentlicher geſagt, eine Samenſtrangfiſtel, die durch die Operation des Wallachen erzeugt wird, iſt an der Oeffnung eines feinen Fiſtelkanals, woraus etwas wäſſeriger Eiter fließt, und wobey der Sa-

Samenſtrang hart und angeſchwollen iſt, zu erkennen. Zu Zeiten findet man auch an der inwendigen Seite des Dickbeins und der Keule Spuren derſelben, die in kahlen Stellen beſtehen, woſelbſt der ausgefloſſene Eiter die Haare weggefreſſen hat.

Dieſe Fiſteln, die man nur bey den Wallachen antrifft, die erſt, nachdem ſie bereits ausgewachſen, und zwar durch Kluppen, caſtrirt worden, ſind ſchwer zu heilen; geht aber die Verhärtung des Samenſtrangs zu weit und bis beynahe an den Bauchring hinauf, ſo findet gar keine Heilung ſtatt.

IX. Von dem Euter.

Das Euter nebſt den darauf befindlichen beyden Zitzen iſt bey den Stuten an eben dem Orte, wo ſich das Geſchröte bey Hengſten befindet. Dieſe Theile müſſen von angemeſſener Größe und derb ſeyn, aber nichts verhärtetes an ſich haben. Stuten, die geſäugt haben, haben ein ſchlafferes und größeres Euter als ſolche, die noch nicht geſäugt haben, auch ſind bey erſteren die Zitzen länger und platter als bey letzteren.

C.

Betrachtung der Theile, welche die Nachhand in ſich faßt, in Rückſicht auf ihre Vollkommenheiten und Fehler.

I. Von dem Kreuze *).

Das Kreuz oder die Kruppe hat das Becken nebſt dem heiligen Beine und einige der erſten Schweifwirbelbeine zur Grundlage.

 Ein

*) S. Havemann a. a. O. S. 162 ff.

Ein ſchönes Kreuz muß, von der Seite angeſehen, gehörig lang ſeyn, in gleicher Höhe mit den Nieren anfangen, und ſich dann mäßig nach dem Schweife zu hinabſenken, mithin eine ovale Geſtalt haben. Von hinten betrachtet muß es ſich in angemeſſener Breite und völlig rund zeigen, dabey mit recht feſten und derben Muſkeln beſetzt ſeyn. Ein zu kurzes, wie auch ein zu langes, und ein zu ſchmahles oder zu breites Kreuz beleidigen das Auge, und ſind nach Umſtänden mehr oder weniger verwerflich. Stuten haben im allgemeinen mehr ausgefüllte und breitere Kreuze als Hengſte und Wallachen. Pferde mit breiten Kruppen ſchicken ſich beſſer zum Ziehen als zum Reiten, denn zu jenem Dienſte ſind überhaupt volle und breite Pferde beſſer, ſo wie man zu dieſem gern welche von ſehr mäßiger Breite wählt.

Den Verſchwind, ſagt man, habe das Pferd, wenn die Muſkeln an einer Seite auf der Kruppe niedriger, als an der andern ſind. Er iſt eine Folge von anhaltendem Schmerze in dem Schenkel, und iſt nach der Natur der Urſache, die ihn veranlaßt hat, zu beurtheilen.

Von der Geſtalt der **Hüften** oder **Hanken** hängt vornähmlich die ſchöne Figur des Kreuzes von hinten angeſehen ab. Sie dürfen nicht zu hoch ſtehen, und müſſen bey einem mäßig gefütterten Pferde nicht viel hervorragen, ſondern ſchön abgerundet und mit den Flanken beynahe gleichlaufend erſcheinen. Stehen ſie zu weit hervor: ſo beleidigen ſie um ſo mehr das Auge, je weniger das Pferd bey Fleiſche iſt. Auch müſſen ſie gleich weit hervorſtehen, widrigenfalls iſt die eine Hüfte eingedrückt, und das Pferd, wie man es nennt, einhüftig. Iſt die eine

Hüfte

Hüfte nur wenig kürzer als die andere, ſo wird es, wenn das Pferd bey Fleiſche iſt, faſt unmerklich und ſchadet demſelben auch nicht im Dienſte. Iſt ſie aber um ein beträchtliches kürzer, ſo wird dadurch das Auge beleidigt und die eingedrückte Hüfte verurſacht eine Schwäche in dem Hinterſchenkel.

Die Pferde, die das eben beſchriebene ſchöne Kreuz haben, ſind nach ihrem Baue vorzüglich alsdann zum Engliſiren geſchickt, wenn der Schweif beym Gange derſelben in einem ſtarken Bogen abgetragen wird.

Ein abhängiges, abgeſchliffenes oder abgeſchloſſenes Kreuz heißt man das, was von der Seite betrachtet, als platt gedrückt oder abgeſchnitten erſcheint. Es liegt dabey ein zu gerade geſtelltes Becken, und wenn es nicht viel abhängig iſt, nur eine zu abhangende Richtung des heiligen Beins und der erſten Schweifwirbelbeine zum Grunde. Ein abhängiges Kreuz macht einen Uebelſtand aus, und wird daher nicht geachtet, wiewohl es zu Zeiten mit vielen Kräften verbunden iſt. Zum Engliſiren ſchicken ſich die Pferde mit dieſem Kreuze nicht, denn es fehlt ihnen an natürlicher Anlage, den Schweif hoch zu tragen. Sie qualificiren ſich aber vorzüglich zum Laſttragen.

Eſels- oder Schweinekreuz nennt man das, was die Geſtalt eines Kreuzes von einem Eſel oder Schweine hat. Da es kein volles und rundes Anſehen hat, ſo wird es nicht ſonderlich geachtet, indeſſen iſt es zu Zeiten mit vieler Kraft verbunden. Man findet die Eſelskreuze vornähmlich bey den Spaniſchen Pferden, und es iſt bekannt, daß ſich dieſe beſonders durch

Feuer und Kraft vortheilhafft auszeichnen; daher ſie denn auch viele Anlage zur Schule haben. Ueberhaupt findet im Allgemeinen die Bemerkung ſtatt, daß die Pferde, die in ihrem Gebäude einem Eſel oder Maulthiere ähneln, wie dieſes bey den feinen Pferden von edler Raße ſo häufig gefunden wird, viel Stärke und Federkraft in ihren Bewegungen haben.

Ein geſpaltenes oder gekerbtes Kreuz heißt das, was oben durch eine Rinne oder Furche in zwey Hälften getheilt iſt. Der Grund dieſer Rinne liegt darin, daß die beyden einwärts geſtellten Winkel der Hüftbeine weit von einander entfernt ſind. Da ein ſolches Kreuz nicht ſehr fürs Auge iſt, ſo wird es bey keinem Reitpferde geachtet; es kann indeſſen ein Pferd mit geſpaltenem Kreuze ein recht gutes Dienſtpferd ſeyn, ſo wie denn auch die Fuhrleute gewöhnlich viel darauf halten.

Die Kreuzlähmung iſt an einem unſichern und ſchwankenden Gange im Hintertheile zu erkennen. Dieſer Fehler, der aus äußern und innern Urſachen entſtehen kann, gehört zu den ſehr bedeutenden, und iſt deſſen Heilung ſehr mißlich.

Narben oben auf dem Kreuze, ſo wie auch auf den Seiten deſſelben, laſſen vermuthen, daß daſelbſt Fontanelle, Haarſeile oder ſcharfe Salben entweder gegen Lähmung, oder gegen den Verſchwind angewandt worden ſind.

II. Von dem After.

Der After macht die Mündung und das Ende des Maſtdarms aus. Er unterſcheidet ſich von dem After aller übrigen Thiere in der Art, daß er ſich nicht in den Leib zieht, ſondern eine

runde

runde Bildung ausmacht. Dieſe Bildung beſteht aus der allgemeinen dünnen und haarloſen Dekke von vielem Fächergewebe, und dem Kreismuſkel. Durch den letzten wird bisweilen der Zuſtand des Afters widernatürlich; z. B. wenn er nach ſeiner Verrichtung lange oder wohl ganz und gar offen bleibt. Bey dem Durchfall werden ſeine Faſern öfters ſchlaff, und dadurch ereignet ſich dieſer Fall. Unreine Säfte, oder verſchlagene Druſenmaterie, können ſich zu Zeiten auf den Hintern werfen, und ein Geſchwür verurſachen, und in ſeltenen Fällen eine Veranlaſſung zu einer Fiſtel abgeben.

III. Von der Scham, dem Wurfe oder Geburtsgliede der Stuten.

Der unter dem After in der Länge befindliche lippenförmige Spalt wird die Scham genannt.

Von Natur iſt keine Scham mißgeſtaltet oder widernatürlich, daß ſie der Geburt oder dem freyen Ausfluß des Harns hinderlich wäre; wohl aber findet man ſolche, die durch das ſogenannte **Ringeln** *) verunſtaltet werden, wenn nähmlich der Draht, womit dieſes geſchieht, ausgeriſſen iſt, und die Schamlippen durch das ſo grauſame Mittel verletzet, auch wohl gar entzündet werden. Iſt das Geburtsglied aufgedunſen

*) Ringeln iſt eine Operation, die bey dem Landmanne an Stuten angewandt wird, welche mit Hengſten zuſammen auf einer Gemeinweide gehen, und nicht beſchält werden ſollen. Die Schamlippen werden hierbey an zwey oder drey Orten durchſtochen, mit gelbem Drath durchſchnürt, und die Enden zuſammen gedreht, daß nur ſo viel Oeffnung bleibt, daß das Thier harnen kann. Oder es wird ein meſſingener Draht, an welchem eine Klappe von gleichem Metalle, die auf die ganze Spalte des Geburtsgliedes hinabhängt, oben in dieſem Theile auf die bemerkte Weiſe befeſtiget.

ſen und läßt es eine zähe eyweißähnliche Feuchtigkeit (Hippomanes) ausfließen, die ſich in langen Fäden herunter zieht: ſo iſt es ein Zeichen, daß die Stute hitzig, oder wie man es eigentlich nennt, roſſig iſt.

IV. Von der Rübe und dem Schweife.

Die Rübe iſt am Ende des Kreuzes über dem After, und beſtehet gemeiniglich aus 17 kleinen durch knorpelartige Bänder verbundenen und an einander gereiheten Knochen, die Schweifwirbelbeine genannt werden, und mit einer großen Anzahl Muſkeln, mit dem Fächergewebe und mit der allgemeinen Bedeckung belegt ſind. Das Haar welches darin ſitzt, macht eigentlich den Schweif.

Außer dem Nutzen des Schweifs, den die Natur zur Vertheidigung gegen das Ungeziefer gegeben hat, ſiehet man auf den Sitz deſſelben, auf deſſen Stärke und auf deſſen Haare, welche darin vorhanden ſind.

Der Sitz, oder die Einpflanzung, iſt gewöhnlich nach dem Baue des Kreuzes verſchieden; iſt dieſes wohl gebildet, ſtark, und nicht viel abſchüſſig, ſo iſt die Rübe auch gemeiniglich gut angeſetzt, nähmlich hoch, und wohl aus dem Kreuze abſtehend, und hat ihre gehörige Stärke. Im Gegentheil aber ſitzt ſie zu tief und zu niedrig im Kreuze.

Das Haar des Schweifs iſt von derſelben Beſchaffenheit, wie dasjenige im Schopf und den Mähnen, und nach dem Schlage der Pferde verſchieden; nähmlich bey guter Raße fein und flammig, und bey ſchlechter, grob und ſtarr. Indeſſen, da dieſe Regel große Ausnahmen lei-

det, ſo nimmt man auch nicht viel Rückſicht auf das feinere oder gröbere Haar, wenn anders der Schweif nur haarreich genug iſt.

Häßlich aber ſind die ſogenannten Ratzen- oder Rattenſchweife, welche nur wenige, kurze, ſtarre auch wohl gekräuſelte Haare enthalten *), auch öfters oben an der Rübe ganz entblößt ſind; ferner die, welche zu viel oder zu wenig Haare haben.

Rattenſchweife entſtehen entweder von Natur **), oder durch gewiſſe Krankheiten, oder andere Zufälle.

Die von Natur ſind nicht füglich zu verbeſſern. Durch Krankheiten entſtehen ſie ſelten, und wenn es der Fall iſt, ſo können ſie nach der Geneſung des Pferdes durch gute Behandlung verbeſſert werden. Viel öfter aber entſtehen ſie durch übele Wartung, wenn der Schweif nicht gehörig gewaſchen und gereinigt wird.

In dieſem Falle verhärtet öfters der Schmutz, welcher ſich auf die Haut ſetzt; er bringt dem Pferde Jucken zuwege, und wenn es ſich ſcheuert, ſo wetzet es nicht nur die Haare weg, ſondern es können auch Räuden und Flechten auf der Rübe entſtehen, welche die Haarwurzeln zernichten. Auch finden ſich öfters ſogenannte Raubhaare ***), welche den Rattenſchweif verurſachen, und zu ſcharfes Striegeln trägt ebenfalls dazu bey.

Man hält im gemeinen Leben häufig dafür, daß Pferde mit Rattenſchweifen gewöhnlich eine feſte und ausdauernde Natur haben. Die Er-

*) Die Haare ſind oft kaum fingerslang und bisweilen mit wollenartigen Haaren vermiſcht

**) Die Natur der getiegerten Pferde iſt vor allen andern dazu geneigt.

***) So nennt man die, welche am Ende geſpalten ſind.

Erfahrung ſcheint für dieſe Meinung zu ſprechen, obgleich man nicht einſehen kann, was für ein Zuſammenhang zwiſchen dem Rattenſchweif und der guten Natur ſtatt findet.

Die Roßtäuſcher pflegen den Ratzenſchweif nicht ſelten mit Leinöl zu ſchmieren, und ihn unter der Verſicherung vorzuzeigen, daß die Haare dem Pferde in der Kuppel abgerieben worden, oder daß es ſich ſolche im Stalle abgeſcheuert habe.

Soll ſich das Pferd zum Engliſiren ſchikken, ſo muß der Schweif nebſt den zuvor angegebenen guten Eigenſchaften, im Gehen gerade und bogenförmig getragen werden.

Die Fiſtel am Schweife wird dadurch erzeugt, wenn beym Engliſiren in die Juncturen der Knochen geſchnitten, oder ſolche auch durch dabey vorgenommenes gewaltſames Krummbeugen des Schweifs zerbrochen worden.

V. Von den Hinterſchenkeln überhaupt *).

Die Hinterſchenkel nehmen ihren Anfang an dem Becken, und beſtehen:

1. Aus dem eigentlichen Schenkel, oder großen Schenkel, auch Backen, oder Dickbein genannt.
2. Aus der Knieſcheibe.
3. Aus dem kleinen Schenkel, oder der Lende, auch Keule genannt.
4. Aus dem Hinterknie, oder Heſſe, oder Sprungelenk genannt.
5. Aus dem Beine.
6. Aus dem Knöchel.

7.

*) S. Ploen's Anleitung zur äußeren Pferdekenntniß. S. 92.

7. Aus der Köthe oder Feſſel.
8. Aus der Krone.
9. Aus dem Hufe.

Wenn alle dieſe Theile unter ſich, und mit den andern Theilen des Körpers ein richtiges Ebenmaß haben, und gehörig gerichtet ſind, ſo entſteht ein ſchöner Schenkel, und eine regelmäßige Stellung.

Nach der natürlichen Beſchaffenheit des Knochenbaues iſt die Lage des Dickbeins, Backenbeins, oder großen Schenkelknochens, von hinten nach vorn ſchräge herunter. Die Kniescheibe liegt unten auf dem Backenbeine.

Die Richtung der Keule, oder des Lendenbeins, nimmt am Ende des Dickbeins den Anfang, geht von vorn nach hinten ſchräge herunter, und endigt ſich in der Zuſammengliederung des Knies, der Heſſe oder des Sprunggelenkes.

Das Knie von der Zuſammengliederung an, nebſt dem Beine, iſt wieder von hinten nach vorn gerichtet, allein weniger ſchräge.

Die Köthe, nebſt Krone und Huf, folgen dem Beine in derſelben Richtung, aber mehr ſchräge nach vorwärts, ſo daß die Zehe, bey einem regelmäßigen Schenkel, im natürlichen Standpunkte des Pferdes, mit der Knieſcheibe beynahe in einer geraden Linie zu ſtehen kommt.

Iſt ein oder der andere Knochen von dieſen Theilen zu lang, zu kurz, zu gerade, oder zu ſchräge zu weit auswärts, oder zu weit einwärts gerichtet, ſo entſtehen fehlerhafte Schenkel.

In Abſicht des Ganges muß das Pferd die hintern Füße mit weniger Biegung, und welche mehr im Schenkelgelenke, oder den Hanſchen, als Sprunggelenke geſchehen muß, vorſetzen, und mit den hintern Fußſtapfen ſowohl

im Schritt als im Trab und Galop, nahe an die vorderen kommen, und eben ſo breit aus einander ſeyn, oder höchſtens etwas weniger breiter als vorn. Bleiben die Tritte zuviel zurück, oder ſie ſchreiten über, ſo hat es Schwäche zum Grunde. Im erſten Fall heißt man es Trippeln oder keine Folge haben; im zweyten heißt es, ſich verfolgen.

1. Von dem eigentlichen Schenkel, oder großen Schenkel, auch Backen und Dickbein genannt *).

Viele nehmen den eigentlichen Schenkel nicht von ſeiner Entſtehung an, nähmlich von den Hüften, dem Kreuze, ſondern fangen von der Keule an zu meſſen, weil ſie den ganzen Fleiſchklumpen, der den Schenkel bedecket, mit der Keule als einen Theil betrachten.

Die eigentlichen Schenkel oder großen Schenkel, Hinterbacken, oder auch Dickbeine genannt, ſind diejenigen erhabenen fleiſchigen Theile, die den Zwiſchenraum unter dem Kreuze, unter den Hüften und unter der Rübe ausfüllen. Sie gehen bis zu dem Orte, wo die Kniescheibe über dem Gelenke am Ende des großen Schenkelknochens liegt.

Die Schönheit und Vollkommenheit des eigentlichen Schenkels, oder Backens oder Dickbeins, beruhet auf dem Bau der Hüften, des Kreuzes, und des Beckens. Iſt das Kreuz gerade, und das Becken überhaupt gut gebildet, ſo entſtehet ſowohl unter dem Kreuze, als unter der Rübe eine verhältnißmäßige Dicke und eine ſanfte Rundung, die ſich nach den Keulen abwärts

*) Nach dem Reiterausdruck heißt dieſer Theil die Hanken oder Hanſchen.

wärts beugt. Man nennet dieſe Pferde, wenn ſie vorbeſchriebene Eigenſchaften haben, gut gehoſete Pferde *).

Sind hingegen die eigentlichen Schenkel, Backen oder Dickbeine, zu gerade, zu dünne, zu lang oder zu dick, zu fleiſchig, und unter der Rübe zu weit auswärts, oder einwärts gewandt: ſo entfernen ſie ſich von der Schönheit und Vollkommenheit, und geben den folgenden Theilen eine fehlerhafte Richtung.

Diejenigen Pferde, denen das Schenkelbein zu gerade, und zu lang gelagert iſt, verrathen Schwäche; der Schenkel überhaupt wird dadurch in allen ſeinen Theilen zu gerade, und das Hintertheil gewöhnlich zu hoch. Der Gang wird enge, und tripplich. Nimmt man dieſe Pferde zuſammen, ſo ſcheint es als wenn die Bänder in dem Sprunggelenke aus einander gehen wollen, und es verurſacht eine ſchwankende Bewegung und ſchlaffe, loſe Beugung.

Sind die Schenkelbeine zu krumm, und zu viel nach vorn gerichtet, ſo treten ſie aus dem Bleymaß, das die Zehe mit der Knieſcheibe haben ſoll, und die Keule wird alsdann entweder zu lang, oder zu ſchräge von vorn nach hinten bis in das Sprunggelenk.

Im erſten Falle ſagt man: das Pferd hat Froſchlenden, oder Fuchs-, Windhunds- oder Haſenlenden.

Im zweyten Falle aber, weil die Theile zu ſehr gebogen, oder zu ſchräge in ihrer Richtung ſind, nennet man ſie ſäbelfüßig. Beyde Fälle verrathen Schwäche, und der Gang iſt ſchwankend,

*) Die engliſchen Pferde haben gewöhnlich gute Schenkel.

kend, ſchlampig, oder wackelig, und bey jedem Tritte den ſie machen, indem man ſie in einander nimmt, beugen ſich die Kniee auswärts.

Sind die Backen nach hinten zu zu dick, zu fleiſchig, und nach der Rübe zu, weit herausſtehend, ſo hat es zwar nicht Schwäche zum Grunde, ſie verrathen aber doch etwas Schwere oder Nachläſſigkeit im Hintertheile.

Iſt der Schenkel am Ende des großen Schenkelknochens, und zu Anfange des kleinen Schenkelknochens, zu weit auswärts, ſo trägt es mit dazu bey, daß die Kniee zu nahe zuſammen kommen, ſo daß ſie ſich bisweilen berühren; daher werden dieſe Pferde **Kniebohrer** genannt. Die Haupturſache davon liegt aber nicht ſoviel in dem Bau des eigentlichen Schenkels, ſondern in den widernatürlichen Eindrücken, die die Keule in das Sprunggelenk macht. Bey ganz jungen Pferden, welche noch im Wachsthum ſind, findet man dieſen Fehler vielfältig, weil die Muſkeln noch nicht ihre Feſtigkeit erlangt haben. Sind aber die Theile recht gelagert, ſo verliert es ſich im Pferdealter. Alle Pferde aber, welche in dieſem Alter damit behaftet ſind, haben ein ſchwaches Hintertheil und übeln Gang. Stehen die Schenkel überhaupt mit den Beinen auswärts, und mit den Heſſen zuſammen, ſo werden die Pferde **kuhfüßig** oder **ochſenfüßig** genannt. Sind ſie nicht zugleich Kniebohrer, ſo iſt der Fehler minder groß.

Man unterſcheidet die **Kuhfüße** oder **Ochſenfüße** von dem **Kniebohrer** darin, daß bey dieſen die Kniee zu viel einwärts gekehrt ſind, bey den Kniebohrern aber die Sprunggelenke zu nahe zuſammenkommen.

Sind

Sind die Schenkel am Ende des großen Schenkelknochens zu weit einwärts gewandt, ſo tragen ſie dazu bey, daß das Pferd knieweit wird. Der Fehler iſt nicht ſo groß, als der vorhergehende, wenn anders die Hufe verhältnißmäßig von einander ſind.

Wenn man nun von der Schönheit und Mißgeſtalt des eigentlichen Schenkels oder Bakkens, oder Dickbeins unterrichtet iſt, ſo muß man auch die gewöhnlichen Zufälle zu erkennen und zu unterſuchen wiſſen.

Hauptſächlich hat man nach der innern Seite zu ſehen, woſelbſt ſich leicht Fiſtelſchäden ſetzen.

Man ſucht gewöhnlich die Urſache der Lähmung des Dickbeins in der Pfanne, oder in dem Kopfe des Schenkelbeins, ſo wie man die der Lähmung des vordern Schenkels in dem Schulter- oder Querbeingelenke ſucht, allein ſie hat ihren Sitz ſo ſelten in dem einen als in dem andern.

Zwey beſonderen Zufällen, ob ſie gleich äußerſt ſelten ſind, kann indeſſen der große Schenkelknochen doch ausgeſetzt ſeyn; dem Bruche und der Verrenkung.

Die widernatürliche Erhöhung oder Vertiefung, welche in dieſen Fällen außerhalb wahrgenommen wird, verräth die Urſache, welche die Lähmung hervorgebracht hat. Die Hände der Menſchen ſind in dieſen Fällen aber zu ſchwach, zur Einrichtung etwas beyzutragen, indem keine Gewalt ſo ſtark iſt, die Theile ſo weit auszudehnen, als die künſtliche Wiedereinrichtung es erfordert.

2. Von der Knieſcheibe.

Die Knieſcheibe macht die beſondere Erhabenheit, welche am Ende, vor dem Gelenke des Schenkel- oder Backenbeins liegt, und bey deſſen Bewegung aufwärts und unterwärts rutſcht.

Die Geſtalt des Knochens von der Knieſcheibe macht ein unordentliches Viereck, und iſt mit dem Lendenknochen verbunden.

Die äußere Geſtalt der Knieſcheibe muß nur eine ſanfte Erhöhung haben, und nach allen Seiten ſo flach anliegen, daß ſie mit dem Schenkel- und Lendenbein übereinſtimmend, und nur unmerklich zu ſehen iſt.

Findet man widernatürliche Erhöhungen auf der Knieſcheibe, ſo muß hauptſächlich unterſucht werden, ob keine Geſchwulſt oder Verhärtung darauf vorhanden iſt. Denn alle Schäden und Verletzungen darauf, ſind gefährlich, und dieſen ſind ſie ſehr leicht durch Schläge von andern Pferden ausgeſetzt, weil ſolche gewöhnlich dieſe Gegend treffen.

3. Von der Lende, oder Keule, auch der kleine Schenkel genannt.

Die **Lende, Keule** oder auch kleine Schenkel genannt, iſt derjenige Theil, welcher ſich von dem Gelenke des großen Schenkels oder Dickbeins anfängt, und in dem Knie, Heſſe, oder auch Sprunggelenk genannt, endiget. Dieſer Theil iſt mit dem großen Schenkel ſo verbunden, daß er dem Anſehen nach nur einen auszumachen ſcheinet. Er beſteht aus einem Knochen, welcher zwiſchen dem Dickbein und dem Sprunggelenke liegt. Sein Körper iſt nach vorn er-

erhaben, und ſeine hintere Fläche platt, und der Länge nach gefurcht.

Was ſeine Bewegung betrifft, ſo findet ſowohl bey dem Dickbeine, als mit dem Sprunggelenke, nur ein Beugen und Ausſtrecken ſtatt.

Bey dem eigentlichen Schenkel iſt ſchon erwähnt, daß die Richtung der Keule oder Lende oder des kleinen Schenkels, von vorn nach hinten ſchräg herunter geht, und daß deſſen gute oder fehlerhafte Richtung eine Folge von dem großen Schenkelknochen iſt. Er iſt es alſo auch von der Schönheit, Güte, und den Mängeln.

Die Schönheit und Güte der Lende, Keule oder kleinen Schenkels, beſtehet vorzüglich darin, daß ſie mit der gehörigen Richtung recht breit und fleiſchig anfängt, nur langſam an der Breite nach dem Knie oder Sprunggelenke abnimmt, und ſich abgefleiſcht, doch aber breit, ſtark, und mit derben Muſkeln verſehen, in das Sprunggelenk einfügt.

Man theilt die Keule oder Lende in vier Seitentheile ein, nähmlich in die innere, in die äußere, in die vordere, und in die hintere.

a. Auf der innern Seite muß die Keule von oben bis nach dem Sprunggelenke ausgehöhlt ſeyn, aber an dem Knie ſo ſtark bleiben, daß der obere Theil des Kniees nur unmerklich höher iſt.

b. Die äußere Seite muß mit dem großen Schenkel und der Knieſcheibe, eine beynahe gleichförmig länglich flache Rundung ausmachen, ſo daß die Knieſchneibe nur wenig merklich erhaben iſt, und welche Rundung ſich durch einen Eindruck in der Mitte verliert. Nach dieſem Eindruck folgt eine beſondere Erhabenheit, welche mehr nach vorn, als in der Mitte liegt.

Dieſe Erhabenheit muß inſonderheit ſtark ſeyn, und nach dem Knie ſanft abnehmen, ſo daß der untere Theil beynahe eben ſo ſtark iſt, als der äußere Obertheil des Knies.

c. Der vordere Theil macht durch das Gelenk des großen und kleinen Schenkelbeins eine kleine Vertiefung, nach dieſer iſt die Beugung etwas nach vorn. Je ſtärker dieſe Seite iſt, deſto beſſer iſt ſie.

d. Der hintere Theil. Die Backe macht ohngefähr in der Mitte der Lende einen beſondern Eindruck. Iſt dieſer Eindruck länglich abfallend und ſtark, ſo iſt er ſchön.

Von dieſem Eindruck entſpringt die große Beugeflechſe des Hufs, die über den Hintertheil des Kniees, und über den Hintertheil des Schienbeins, der Feſſel und der Krone, bis an das Hufbein hinunter gleitet, und den Bewegungen Schranken ſetzt, welche dieſe Theile ausüben ſollen.

Von der Stärke dieſer Flechſe und von ihrer Federkraft, hängt die Stärke und die Schnellkraft des Sprunggelenks und des Schenkels überhaupt ab.

Fehlerhaft iſt nun eine jede Lende oder Keule (oder kleine Schenkel) welche zu ſchmahl, zu dünne, zu lang und zu rund in ihrem Umfange gebauet iſt. Desgleichen, wenn ſie zu gerade oder zu krumm gerichtet iſt, oder zu nahe an einander ſteht. Je mehr ſie ſich dieſen Fehlern nähert, deſto weniger Kraft hat der ganze Schenkel.

Die Lende oder Keule iſt übrigens ſo wie der große Schenkel, gewöhnlichen Zufällen, als Schlägen von andern Pferden ꝛc. ausgeſetzt.

Der

Der Einſchluß iſt eine aus innern Urſachen gemeiniglich geſchwind hervorkommende, geſpannte und äußerſt ſchmerzhafte Geſchwulſt, die ſich gewöhnlich an der innern Seite des Dickbeins an der großen Vene (Schrankader) zuerſt zeiget, und von hieraus ſich weiter verbreitet und nicht ſelten den ganzen Schenkel einnimmt. Man war ehemahls der Meinung, ſo wie es denn auch noch jetzt einige ſind, daß dieſe ſchmerzhafte Geſchwulſt von dem Biſſe einer Spitzmaus verurſacht würde.

Die Schrankader iſt die längs der inwendigen Seite des Dickbeins hinaufſteigende große Vene. Die gemeinen Pferdeärzte öffnen dieſe Vene nicht ſelten bey verſchiedenen Vorfällen; da dieß aber wegen ihrer Lage mit großer Beſchwerde verbunden und in keinem Falle von beſonderm Nutzen iſt; ſo unterlaſſen aufgeklärte Thierärzte dieſen Aderlaß lieber ganz.

4. Von dem hintern Knie, oder dem Sprunggelenke *).

Der Nahme Hinterknie iſt am gemeinſten, wegen der Beugung, welche es nach innen macht. Und Sprunggelenk heißt es wegen der Schnellkraft, die es dem Schenkel im ſtarken Laufen gibt. Eigentlich iſt es das Ferſengelenk bey Pferden, weil die Pferde, ſo wie die mehrſten der übrigen Thiere gleichſam nur auf den Zehen, und nicht ſo wie der Menſch, die Bären ꝛc. auf dem ganzen Fuße gehen.

Seine Lage iſt zwiſchen dem untern Theile der Keule und dem Obertheile des Schienbeins.

Obgleich man dieſen Theil insgemein oft nur geringe achtet: ſo iſt er doch der vornehm-

*) S. Ploen a. a. O. S. 100, ff.

ſte am ganzen Pferde, und derjenige, auf welchen man immer am ſorgfältigſten ſehen ſollte, weil darin die mehreſten Kräfte des Pferdes geäußert werden.

Das hintere Knie beſtehet aus ſechs Knochen, welche theils durch beſondere, theils durch eigene Ligamente mit einander verbunden, und unter einander mit mancherley Flächen vereinigt ſind. Und dieſe werden durch ſehr ſtarke Bänder zuſammen gehalten, damit ſie bey ſtarker Anſtrengung nicht aus einander weichen können.

Obgleich die Knochen unter ſich ſelbſt nur eine geringe Beweglichkeit haben, ſo erlaubt dieſes Gelenk dem Thiere dennoch, vermöge der dazwiſchen liegenden Gelenkſchmiere oder Fettes, außerordentlich geſchmeidige Bewegungen. Werden dieſe durch irgend eine Urſache oder Krankheit gehindert, ſo hört die gehörige Verrichtung des Gelenkes auf.

Die Schönheit und Vollkommenheit des hintern Kniees hängt von eben den Eigenſchaften ab, als des vordern. Seine Breite muß beträchtlich und flach, mager, ſtark von Sehnen, und wohl proportionirt ſeyn. Es muß dabey gerade hinter ſich, und nicht einwärts oder auswärts ſtehen, und die Haut muß feſt anliegen.

Die Knochen welche es zuſammen ſetzen, müſſen einen verhältnißmäßig ſtarken und reinen Bau haben. Die Eindrücke und Erhöhungen, die in großer Menge an dieſem Gelenke erſcheinen, müſſen alle zugegen, doch keines widernatürlich ſeyn. Je breiter das Knie, und je ſtärker die Beugeflechſen ſind, deſto mehr Kraft verſpricht es.

Iſt das Knie oder das Sprunggelenk zu dick, zu fett, zu ſchmahl, zu rund, ſo wird der Schen-

Schenkel ſchwach. Sind die Erhöhungen von den Knochen widernatürlich, ſo wird das Gelenk mehr oder weniger fehlerhaft, und die Bewegung mehr oder weniger gehemmt.

Außer den Mängeln, die von dem übeln Bau des Kniees entſtehen, und deren bey der Beſchreibung des hintern Schenkels überhaupt ſchon erwähnt worden, ſind noch andere ungleich beträchtlichere, die bald an der äußern, an der innern, an der vordern, und bald an der hintern Seite entſtehen.

Um nun die Vollkommenheit und Gebrechen genau prüfen und unterſcheiden zu lernen, ſo iſt es nöthig einen jeden Theil insbeſondere zu beſchreiben.

1. **Von der äußern Seite.** Auf dieſer iſt eine Erhabenheit, welche von dem untern Ende des kleinen Schenkelbeins nach einwärts anfängt, und über das Knie nach hinten ſchräge heruntergeht.

Dieſe Erhabenheit muß ihre verhältnißmäßige Stärke haben, aber flach, breit und mager ſeyn. Desgleichen muß ſie nicht zu weit an den hintern obern Theil des Schienbeins auf die Beugeflechſe ſtoßen, ſondern ſich vorher, obgleich ſchmähler, ganz flach verlieren. Die Eindrücke, welche darin vorhanden ſind, müſſen zwar ſichtbar ſeyn, aber nicht widernatürliche Vertiefungen oder Erhöhungen machen. Je ſtärker nun dieſe Erhabenheit mit Sehnen verſehen, je breiter und magerer ſie iſt, und je eher ſie ſich nach dem hintern Obertheil des Schienbeins oder der Beugeflechſe, flach verliert, ſo daß ſolche nicht damit berühret wird, deſto beſſer iſt der äußere Bau des Kniees.

Auf dem obern Theil und in der Mitte der äußern Seite des Kniees, findet man oft, daß die Erhabenheit widernatürlich dick iſt, und eine Schale formirt. Je ſtärker dieſe Schale iſt, deſto mehr hemmt ſie die Bewegung des Kniees, oder verurſacht wenigſtens einen übeln Kniebau, welcher Schwäche zum Grunde hat.

Oefter aber findet man, daß der untere Theil dieſer Erhabenheit ſo ſcharf und hoch heraus ſtehet, daß ſie einem länglich geſchürzten Knoten oder Strange ähnlich iſt, ja daß ſie oft höher, als in der Mitte oder in dem Gelenke iſt, und die Vereinigung mit dem obern Seitentheile des Schienbeins ein Anſehen erhält, als ſey ein Stück herausgeſchnitten, oder das Schienbein ſey oben dünner, als unten.

Dieſe widernatürliche Erhöhung nennt man das Rehbein, auch Schale, oder der Rabenknochen ſtehet zu viel heraus.

Je ſtärker nun das Rehbein iſt, und je weiter es nach hinten auf die Beugeflechſe ſtößt, deſto ſchädlicher iſt es. Die Pferde gehen von Natur krumm und zaghaft, oder werden es durch ſtarke Anſtrengung, weil die Flechſe durch ihre Bewegung ſich daran reibt, und dem Thiere Schmerzen verurſacht.

Bey der Entſtehung iſt das Rehbein ſchwer zu erkennen, inſonderheit wenn es ſich mehr in der Mitte anſetzt. Indeſſen, obgleich es auch ſchon in dieſem Falle einen übeln Kniebau zum Grunde hat, und Schwäche verräth, ſo iſt es doch zu überſehen.

Flußgallen nennt man insgemein jene widernatürliche weiche, runde Erhöhung, die bisweilen in der Tiefe des Sprunggelenks, welche zwiſchen der Beugflechſe und der Mitte der Erhabenheit hervorkommen.

An Pferden, welche fette Kniee haben, und ſchwere Geſchäfte verrichten, finden ſie ſich mehrentheils ein; doch aber können ſie auch bey den beſten Pferden und beſtgebauten Knieen entſtehen, wenn die Theile durch heftige Anſtrengungen zu viel ausgedehnt werden.

Man theilt die Flußgallen in einfache und doppelte; einfach heißen ſie, wenn ſie nur an der äußern Seite, und doppelt, wenn ſie an der innern zugleich vorhanden ſind. Kommen dieſe beyden Geſchwülſte in der Mitte zuſammen, ſo werden ſie auch **durchgehende Gallen** genannt.

Die einfachen Gallen überſieht man bey gewöhnlichen Pferden, wenn ſie nicht zu groß ſind, indem ſie mehr das Auge des Kenners beleidigen, als ſchaden. Erreichen aber die doppelten eine beträchtliche Größe, ſo wird die Bewegung des Schenkels gehemmt, der Schenkel ſteif, und das Pferd lahm.

Dieſe Gallen enthalten entweder ein lymphatiſches Waſſer, oder eine Art Gelenkſchmiere. Das erſte hat ſeinen Siß im Fächergewebe, und entſteht von einer zu ſtarken Erſchlaffung der Waſſergefäße. Das letzte, die ſogenannte **Gelenkſchmiere**, oder **Gliedwaſſer**, hat ſeinen Siß in der Gelenkhöhle ſelbſt, wo es ſich zu viel anhäuft und das Kapſelband ausdehnt. Und dieſe letztern umgeben gemeiniglich das ganze Gelenk, und machen das Pferd lahm. Oeffnet man ſie, ſo läuft das Waſſer zwar heraus, man hat aber zu befürchten, daß ein unheilbarer Fiſtelſchaden dadurch entſtehet, weil ſich das Kapſelband mit der Haut ſo verbunden hat, daß man eines nicht füglich öffnen kann, ohne das andere zu beſchädigen.

2. Von der innern Seite. Dieſe muß ebenfalls beträchtlich breit, flach, mager, desgleichen mit ſtarken Sehnen verſehen ſeyn, und keine Eindrücke, oder widernatürliche Erhöhungen haben. Der obere Theil am Ende des kleinen Schenkels, wo das Knie innerhalb am dickſten iſt, muß verhältnißmäßig ſtark, aber dabey nicht ſpitzig, ſondern oval anfangen; und der untere Theil ſich ganz flach mit dem Schienbein vereinigen.

Alle Mängel, welche an der innern Seite des Sprunggelenks entſtehen, ſind, ihrer Natur nach, meiſtens gefährlicher, als die übrigen. Sie beſtehen alle in beinigen Auswüchſen, die zwar einerley Weſen haben, aber in der Lage und der Gefahr verſchieden ſind, und man nennet ſie im allgemeinen Spat.

Einige theilen den Spat in 3, einige in 4, und andere in noch mehrere Arten. Andere aber behaupten auch, daß es nur einerley gibt, und deſſen Verſchiedenheit bloß darin beſtehe, daß er einmahl der trockene, und ein andermahl der feuchte Spat genannt werden könne.

Der Spat findet ſich entweder an beyden Knieen zugleich, oder an dem einen mehr als an dem andern, oder an einem allein, obgleich der letzte Fall ſelten iſt.

Er iſt entweder a. oberhalb, und heißt der eigentliche Spat. b. in der Mitte, und heißt die Schale oder der Korb. c. unterhalb an der Endigung des Kniees, und heißt der Ochſenſpat. d. innerhalb, und heißt der Hahnenſpat. Man fehlet übrigens aber auch nicht, wenn man die Schale, das Rehbein, die Haſenhacke, und jede widernatürliche Erhöhung am Kniee, welche

welche aus beinigen Auswüchſen beſteht, mit dem Nahmen Spat belegt.

a. Von dem eigentlichen Spat. Dieſer entſtehet oberhalb am innern Rande des erſten Knieknochens an dem Orte, wo die Schenkelgefäße und die Schenkelſehnen herablaufen. Auf dem Kopfe dieſes erſten Knieknochens entſtehet ein beiniger Auswuchs, welcher öfters nur wie Linſenkörner oder Bohnenkörner groß iſt, öfters aber auch ſich bis an das Gelenk ſo ausbreitet, daß er flach, rund, wie ein Hügel hervorſtehet. Das Pferd wird, inſonderheit wenn es ſchwere Arbeit thut, davon lahm, wenn es nicht ſchon lahm iſt, weil die darüber gleitende Sehne bey der Bewegung und Anſtrengung gereitzt wird.

Für denjenigen, der von der Bewegung des Schenkels und den natürlichen Erhöhungen des Sprunggelenks nicht genaue Begriffe hat, iſt das Uebel ſchwer oder gar nicht zu erkennen. Selbſt für den geübten Kenner iſt es im Anfange ſchwer, und kann es in dieſem Falle verfehlen, wenn er das Pferd betrachtet, nachdem es eine Weile in Bewegung geweſen iſt. Wird es hingegen aus dem ruhigen Stande vorgeführt, ſo verräth ſich das Uebel deutlich, weil das Thier mit dem fehlerhaften Schenkel zurückbleibt, und gleichſam ſchleppt oder auch wohl zuckt.

b. Der Korb, oder auch Schale innerhalb, entſtehet mitten an der innern Seite des Sprunggelenks. Dieſe Art Spat beſtehet ebenfalls aus einem beinigen Auswuchſe, welcher aus der Mitte des innern Theils der Rolle, oder des erſten Knieknochens hervorkommt. Er macht die Pferde im Anfange nicht ſo leicht lahm oder ſchleppend; doch merkt man ſogleich ein Hinderniß in der Bewegung des Schenkels.

Je älter dieſer Korb oder Schale wird, deſto mehr vermehrt ſich deſſen Größe. Oft breitet er ſich ſo aus, und die Ligamente verbeinern ſich dergeſtalt, daß die Bewegung gehemmt, das Gelenk gleichſam wie eingeklammert oder zuſammen geſchloſſen, und der Schenkel dadurch ſteif oder lahm wird.

c. Der Ochſenſpat iſt unter dem Gelenke oder auf dem vierten Knieknochen, welcher ſich mit dem Schienbeine vereinigt. Er beſteht aus einem beinigen Auswuchs, welcher eine ovale Hervorragung dieſes Knochens verurſacht, und entweder nach vorn und hinten zugleich, oder mehr nach vorn, oder mehr nach hinten, eine mehr oder weniger ovale Erhöhung macht, welche den Grad zu erkennen gibt.

Nach dem Grade dieſer Hervorragung iſt der Fehler dieſes Spats mehr oder weniger groß. Oefters findet man, daß die Erhöhung ſo ſtark iſt, daß das Schienbein nach der vordern Seite, oder auch in der ganzen innern Seite ein Anſehen hat, als ſey ein Stück herausgehauen, und das Bein ſcheint in ſeinem Anfange ſchwächer zu ſeyn als nach unten. In dieſem Falle iſt der Fehler ſehr groß und man muß dergleichen Pferde zu allem Gebrauche ſcheuen.

Obgleich im Ganzen dieſe Art Spat minder ſchädlich iſt, als der eigentliche, indem er weder einer Hauptſehne oder Flechſe im Wege iſt, die hier über das Sprunggelenk geht, und das Pferd nicht ſo leicht daran lahm werden kann, ſo verurſacht er doch jederzeit, nach Verhältniß der Größe, Schwäche im Schenkel.

Bisweilen iſt der Fehler ſogar natürlich, das iſt, kein Beinauswuchs, ſondern eine bloße weitere Hervorragung des vierten Knieknochens, die

die eine dem Spat ähnliche Erhöhung vorſtellt. Dieſer Umſtand iſt vorzüglich Stuten mehr eigen, als Hengſten, und werden dieſe Pferde davon nie lahm. Jedetzeit aber iſt es fehlerhaft, weil es immer Schwäche zum Grunde hat, und es müſſen aus dieſer Urſache dergleichen Pferde am wenigſten zur Fortpflanzung gebraucht werden.

d. Von dem ſogenannten Hahnenſpat, eigentlich Hahnentritt oder Zuckfuß genannt.

Dieſer hat ſeinen Nahmen von der zuckenden Bewegung, welche die Pferde im Gehen mit einem oder dem andern, oder mit beyden Hinterſchenkeln zugleich, machen.

Die Urſache dieſer Bewegung liegt im Kniee, man kann ſie aber weder von außen ſehen, noch in der Zergliederung der Theile finden. Sie beſtehet alſo wahrſcheinlich in einer krampfartigen Zuſammenziehung der Schenkelſehne.

Dieſer Umſtand macht zwar das Pferd nicht unbrauchbar, wird es aber zu ſtarker Arbeit gebraucht, ſo nimmt das Uebel zu, und der Gang wird ſchlechter.

Da der Spat ein öfters ſehr verſtecktes Uebel iſt, ſo wird man zu ſeiner Erkennung gern noch mehrere Erfahrungen benutzen zu können wünſchen. Ich füge außer den obigen von Herrn Ploen gegebenen Erklärungen daher noch folgende Bemerkungen hinzu, welche Herr Havemann über den Spatt in ſeinem öfters angeführten Werke, S. 186 ff. niedergeſchrieben hat.

Der Spatt zeigt ſich beſonders auf der innern Seite des Hinterkniees durch eine mehr oder weniger große Erhöhung, die auf dem Rande des Röhrenbeins und der platten Knochen des Sprunggelenks wahrzunehmen iſt. Er wird durch heftige Anſtreugung

ſtrengung hervorgebracht, indeſſen entſteht er auch ſehr häufig von Natur und iſt in dem Falle erblich.

Wenn man ein Pferd in Abſicht des Spatts genau unterſuchen will: ſo thut man wohl, wenn man daſſelbe auf einem ebenen Boden gerade und ſenkrecht auf ſeine Hinterſchenkel ſtellt, den Schweif aufbindet oder ihn von der Seite ziehen läßt, und ſich alsdenn ſoweit (etwa einen Schritt) ſeitwärts neben den Kopf des Pferdes ſtellt, daß eine aus dem Auge des Beobachters gerade vorn auf das Sprunggelenk und die darunter befindlichen Theile gezogene Linie ſelbige in zwey gleiche Hälften theilt; man wirft alsdann einen ſcharfen Blick auf die bemerkte Stelle an der inwendigen Seite des Sprunggelenks, um zu ſehen, ob hierſelbſt eine widernatürliche Hervorragung, die den Spatt anzeigen würde, wahrzunehmen ſey. Man bemerkt in dieſem Falle die Lage und Größe der Hervorragung, ſtellt ſich hierauf neben den Bauch des Pferdes, jedoch ein Paar Schritte davon entfernt, und betrachtet in dieſer ſchrägen Richtung aufmerkſam das Sprunggelenk und die Beugung deſſelben. Nach dieſer Unterſuchung wendet man ſich auf die andere Seite und verfährt da eben ſo. Findet man, daß an beyden Sprunggelenken eine mäßige Erhöhung vorhanden, die aber in Abſicht ihrer Lage und Größe vollkommen gleich iſt, und daß das Pferd nichts widernatürliches im Gehen äußert: ſo kann man gewiß ſeyn, daß daſſelbe nichts vom Spatte habe. Läßt ſich aber an dem einen Kniee eine Erhöhung wahrnehmen, die an dem andern fehlt und die nicht in der Haut iſt, ſondern ſich der Natur des Spatts gemäß anfühlen läßt; ſo hat es gewiß den Spatt.

Es iſt zu Zeiten der Fall, wenn man die Sprunggelenke in Abſicht des Spatts ſchräge von der Seite anſieht, daß man an der Stelle, wo ſich derſelbe zu befinden pflegt, einige Erhöhung antrifft, ohne daß ſolche wirklich der Spatt iſt. Es iſt daher nothwendig, daß man dieſe Erhöhung durchs Gefühl unterſucht, indem man ſonſt eine geringe Hervorragung der hier hinaufſteigenden großen Vene, oder ſogenannten Spattader, leicht für einen wirklichen Spatt halten kann.

Es kann auch eine durch einen Schlag veranlaßte ſchwielige Haut oder Narbe dem Sprungge-

lenke

lenke gerade das Anſehen eines Spattes geben; daher es allemahl rathſam und der Vorſicht gemäß iſt, das Gefühl zu Hülfe zu nehmen, wenn man in Anſehung des Spatts einigen Zweifel hat

Man theilt den Spatt übrigens nach ſeiner Natur in den harten oder Knochen, und den weichen oder feuchten Spatt ein. Dieſen beyden Arten von Spatt iſt noch eine dritte Art beyzufügen, die man den unſichtbaren Spatt nennt. Der harte oder Knochenſpatt iſt von Anfang an hart zu fühlen, und er entſteht entweder von Natur, oder iſt eine Folge von heftigen und gewaltſamen Bewegungen. Er iſt in Rückſicht auf die Gefahr am meiſten zu fürchten, und verurſacht meiſtens Lähmung und Steifigkeit des Sprunggelenks. Der weiche oder feuchte Spatt kommt gewöhnlich geſchwind in beträchtlicher Größe hervor, und entſteht nach meiner Wahrnehmung aus innerlichen Urſachen. So lange dieſer Spatt noch weich anzufühlen iſt, läßt er ſich durch ſtark auflöſende Mittel heilen. Er verurſacht nur ſelten Steifigkeit und Lähmung, ſelbſt wenn er ſich nach und nach verhärtet hat. Der unſichtbare Spatt iſt zu Zeiten eine ſehr geraume Zeit zugegen, ohne daß ſich die mindeſte Erhöhung auf den Knochen entdecken läßt. Man ſchließt auf den unſichtbaren Spatt wenn das Pferd bey einer anhaltenden Lähmung und einem ungewöhnlich häufigen Schildern, mit dem lahmen Schenkel, beſonders im Trabe, ſehr kurz tritt, und ſelbſt bey der ſorgfältigſten Unterſuchung keine ſichtbare Urſache der Lähmung entdeckt werden kann. Dieſer Spatt iſt übrigens weit ſeltener, als die beyden andern Arten.

Der Spatt läßt ſich in Abſicht auf ſeine Gefahr und die von ihm zu beſorgende Lähmung ſo wenig nach ſeiner Größe als nach ſeiner Lage beurtheilen. Man ſieht nicht ſelten Pferde, die bey einem ſehr ſtarken Spatte nicht lahm gehen, ſo wie im Gegentheil andere, die bey einem kleinen Spatte und bey einem mäßigen oder vielleicht gar keinem Dienſte ſtark hinken.

Die Erklärung der Lähmung aus den Knochenſpitzen, wodurch die Spatterhöhung in die Bänder und Sehnen wirken und ein ſchmerzhaftes Stechen verurſachen ſoll, iſt zwar allgemein angenommen; allein da bey dem unſichtbaren Spatte dergleichen

Spitzen nicht zugegen ſind, auch ſolche Spatte, die keine Lähmung verurſachen, häufig eine rauhe Erhöhung und Spitzen haben, wie man ſich hiervon nach der Reinigung der Knochen an Cadavern überzeugen kann: ſo iſt leicht einzuſehen, daß jene Erklärung nicht als richtig angenommen werden kann.

Die anatomiſchen Unterſuchungen, die ich ſeit mehreren Jahren an ſpattigen Sprunggelenken ſowohl von Pferden, die hinkten, als auch ſolchen, die nicht lahm gingen, vorgenommen, haben mich die wahre Urſache der Lähmung beym Spatte kennen gelehrt. Dieſe liegt nähmlich immer in den kranken Gelenkflächen. Sobald die Gelenkflächen der platten Knochen rauh werden, und mithin die Natur auf ein Zuſammenwachſen der Knochen (anchyloſis) hinarbeitet, fängt die Lähmung an. Bey dem unſichtbaren Spatte löſen ſich die knorpeligen Gelenkflächen eher auf und werden rauh, machen mithin das Pferd lahm, bevor ſich auswendig auf den Knochen Knochenmaterie abſetzet und den Spatt ſichtbar macht. Hieraus geht zugleich hervor, daß es unmöglich ſey, die Lähmung durch Brennen oder andere dergleichen Mittel abzuhalten, oder wenn ſie ſchon eingetreten iſt, zu heilen.

Bey Füllen und jungen Pferden, beſonders bey ſolchen, die noch nicht oder nicht viel gearbeitet haben, muß der Spatt wegen der mit Recht zu befürchtenden Lähmung ſtarke Beſorgniſſe erregen. Bey Pferden, die in einem gewiſſen Alter ſind, und bey denen der Spatt ſchon lange zugegen geweſen, und die viel gearbeitet haben, iſt die Beſorgniß einer erfolgenden Lähmung viel geringer; daher auch das Pferd unter dieſen Umſtänden weniger am Werthe verliert. Es iſt rathſamer, einem ſolchen Pferde, das nichts widernatürliches in der Bewegung des ſpattigen Schenkels zeigt, den Vorzug vor einem jungen und geſunden, aber ſchwachen und ſchlecht gebaueten Pferde zu geben. Hier findet alſo das alte bekannte Sprichwort: „Wer fürchtet ein wenig Spatt und Galle, bekommt kein gutes Pferd im Stalle," ſeine Anwendung.

Die Erfahrung lehrt, daß Pferde, die am Spatt lahm gehen, mit der Länge der Zeit anfangen wieder beſſer zu gehen, und daß endlich die Lähmung ganz vergeht. Sobald nähmlich die rauh geworde-

nen

nen Gelenkflächen zuſammen wachſen und völlig anchyloſiren: ſo hört der Schmerz bey der Bewegung auf, indeſſen ſind alsdann die Sprunggelenke aller Federkraft und Biegſamkeit beraubt und völlig ſteif.

Ich muß hier noch eines ſehr ſchädlichen Irrthums gedenken, worin ſich viele Pferdekenner, auch ſelbſt Pferdeärzte in Abſicht der Beurtheilung über die Exiſtenz des Spatts befinden, und der unleugbar in dem Mangel einer genauen und richtigen anatomiſchen Kenntniß des Sprunggelenks ſeinen Grund hat. Man iſt nähmlich häufig der Meinung, daß die Hinterkniee im vollkommen geſunden Zuſtande an ihrer innern Fläche ganz ohne alle Erhöhung, und gleichſam wie abgeſchliffen ſeyn müßten. Daß aber dieſer ſcheinbar wahre Grundſatz, der eine ſehr leichte Anwendung gewähren würde, unrichtig ſey, und man bey der Beurtheilung des Spatts ſo verfahren müſſe, wie oben geſagt worden, lehrt eine fleißige und ſorgfältige Unterſuchung und beſonders die Zerlegung der Sprunggelenke an Cadavern.

3. **Von der vordern Seite.** Es entſteht darin bisweilen eine Erhöhung, die man den **Blutſpatt** nennt. Dieſer Blutſpatt, auch die **Hinterkniebeuge- oder Pfannengalle**, und **Waſſerſpatt** genannt, iſt keinesweges eine Erweiterung der ſogenannten Spattader oder eine Blutadergeſchwulſt, wie noch ſo häufig dafür gehalten wird, ſondern er iſt vielmehr eine wahre Galle, die in der Hinterkniebeuge nach innen zu unter der ſogenannten Spattader ihren Sitz hat. Man nimmt ſeine Gegenwart am deutlichſten wahr, wenn man ſich dem Pferde zur Seite, jedoch etwas nach vorn zu ſtellet, da er denn als eine mehr oder weniger große, runde Erhöhung erſcheinet.

Die Hinterkniebeugegalle zeugt zwar allemahl von einem ſchlaffen Zuſtande der Gelenkkapſel, indeſſen nur höchſt ſelten entzündet ſich dieſe Galle und verurſacht Lähmung. Sie iſt

aber beſonders in der Hinſicht anſtößig, weil ſie dem Sprunggelenke ein häßliches Anſehn gibt.

Die Raſpe oder Rappe hat ihren Sitz in der Kniebeuge neben dem ſogenannten Blutſpatte. Man erkennt ſie an einigen in die Queere laufenden Strichen, die ziemlich von Haaren entblößt und mit einer harten, ſcharfen Borke bedeckt ſind. Die Haare ſtehen an der Stelle, wo die Raſpe iſt, gewöhnlich geſträubt, und enthalten nicht ſelten eine Menge kleiner kleyenartigen Kruſten in ſich.

Pferde mit behangenen und fetten Beinen haben die meiſte Neigung zu dieſem Uebel. Bey jungen Pferden iſt es ein ſehr weſentlicher Fehler; bey åltern Pferden aber hat die Raſpe, wenn ſie nicht ſtark um ſich gegriffen und ſchmerzhaft iſt, weniger zu bedeuten.

4. **Von der hintern Seite des Sprunggelenks.** Die hintere Seite muß in ihrem Obertheile, nåhmlich in der Hervorragung, welche auch Hacke (eigentlich Hacken) genannt wird, betråchtlich breit ſeyn, und die Haut feſt anliegen. Denn je dünner und ſpitzer die Hacke iſt, je ſchwächer iſt die ganze Beugeflechſe, ſo darüber gleitet.

Die widernatürliche Erhöhung, welche öfters im Obertheile in der Hervorragung entſteht, nennt man **Piephacke**, auch **Eierhacke**. Dieſes iſt eine Geſchwulſt, welche ihren Sitz unter der Haut hat, und iſt faſt immer von kalter Art. Man kann ſie ihrer Natur nach mit der Stollbeule an den Vorderſchenkeln vergleichen. Gemeiniglich entſteht die **Piephacke** durch Quetſchungen oder auch durch gewaltſame Anſtrengungen und Verwahrloſungen überhaupt.

Nach

Nach der Beſchaffenheit des Alters iſt die Geſchwulſt entweder wäſſerig, ſchwammig oder feſt. Im erſten Falle iſt die Heilung am leichteſten; die Feuchtigkeiten ſitzen blos unter der Haut im Fächergewebe. Im andern Falle ſind die Feuchtigkeiten in einem beſondern Sack eingeſchloſſen, weniger flüſſig, und die Geſchwulſt mehr hart. Im dritten Falle iſt die Geſchwulſt ſehr feſt; die Häute, welche den Sack ausmachen, ſehr dick, die darin enthaltenen Feuchtigkeiten verartet, und bisweilen mehr oder weniger ſchwammig. Dieſer Umſtand macht die Pferde zwar nicht lahm, aber den Theil ſehr häßlich.

Im Untertheile der hintern Seite findet ſich öfters eine längliche Erhabenheit, welche man Haſenhacke nennt. Einige nennen ſie auch das doppelte Knie.

Die Haſenhacke beſteht ebenfalls aus einem beinigen Auswuchs, ſo wie der Spat, und hat mit dieſem einerley übele Folgen zum Grunde.

Der Fehler iſt mehr oder weniger beträchtlich, nachdem die Haſenhacke ſtark, und die Beugeflechſe, welche darüber gleitet, davon ausgedehnt wird. Oefters iſt ſie nur ſo geringe, als ein Meſſerrücken dick, und kaum zu ſehen. Ja öfters verurſachet der äußereKnieknochen, wenn er zu weit nach hinten geht, und an die Beugeflechſe ſtößt, nur auf der äußern Seite eine kleine Erhabenheit, in welchem Falle man ſie nur Anſatz von Haſenhacke nennt. In allen Fällen muß man aber den Fehler ſcheuen. Denn iſt die Haſenhacke ſtark, ſo iſt das Pferd nicht fähig ſchwere Dienſte zu verrichten, und wird bey ſtarker Anſtrengung lahm. Iſt ſie bloß ein wenig vorhanden, ſo kann ſie durch gewaltſame Anſtrengung ſtärker werden. Verurſachet

bloß der äußere Knieknochen auf der hintern äußern Seite eine kleine Erhabenheit, ſo hat das Knie einen übeln Bau, und in allen dieſen Fällen Schwäche zum Grunde.

Der Fehler iſt überdem, ſo wie der Spat überhaupt, erblich, und es können durch dergleichen Beſcheler oder Stuten ganze Geſtüte und Provinzen befleckt werden. Der Fehler liegt in der Natur, und alle natürliche Fehler, als auch vollkommene und unvollkommene einzelne Theile, ſind bey dem Pferdegeſchlechte in der Regel erblich.

5. 6. 7. 8. 9. Von dem hintern Bein, dem Knöchel, der Köte, der Krone und dem Huf.

Das hintere Bein, welches bey dem Knie anfängt, und von hinten nach vorn gerichtet iſt, muß verhältnißmäßig lang, ſtark, recht breit und mager ſeyn.

Der Obertheil des Beins muß mit dem Knie wohl vereinigt, ſtark anfangen, und nicht gebildet ſeyn, als ſey ein Stück dicht unter dem Knie, innerhalb oder außerhalb, herausgeſchnitten, auch darf es nicht in ſeinem Anfange dünner zu ſeyn ſcheinen, als nach der Mitte. Uebrigens muß das Schienbein und die Beugeflechſe von eben der Beſchaffenheit ſeyn, als das Vorderbein.

Selten aber findet man, daß das Hinterbein an den Pferden zu lang iſt; wohl aber öfters zu kurz. Der erſte Fall findet zwar ſtatt, er hat aber nur ſtarre oder unbiegſame Kniee zum Grunde. Der zweyte Fall aber jederzeit Schwäche.

Von

Von dem Knöchel, der Feſſel, der Krone und dem Huf iſt, in Betreff der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, nichts anzumerken, was nicht ſchon bey dem vordern Schenkel erwähnt wäre.

Die Gebrechen betreffend, ſo ſind ſie faſt nicht von denen an den Vorderbeinen unterſchieden; doch aber iſt zu bemerken, daß die Ueberbeine und Hufſchäden ſeltener ſind. Dagegen kommen die Flußgallen an den Knöcheln, die Mauken und Feſſelwarzen in der Feſſel und der Leiſten, oder die Schale über der Krone, oder auf der Feſſel, wieder öfter vor als an den Vorderfüßen.

Die Verwickelung im Halfterſtrange kann bey der Gelegenheit, daß ſich das Pferd mit einem Hinterfuße am Halſe kratzt und mit demſelben über den Halfterſtrang kommt, leicht geſchehen. Sie verurſacht eine mit Geſchwulſt verbundene Lähmung des Schenkels, die mit dem Grade der Quetſchung, die der Strang den Beugeſehnen zugefügt hat, übereinkommt, und nach Maßgabe derſelben eine kürzere oder längere Zeit zur Heilung erfordert. Leicht werden die Verletzungen des Halfterſtranges ſehr bedeutend, wenn das Pferd an einer Kette befeſtiget iſt. Beyſpiele lehren auch, daß eine Verwickelung im Halfterſtrange, wenn ſie nähmlich geſchieht, nachdem das Pferd eben ſeinen Magen angefüllt hat, oder wenn es nicht früh genug daraus befreyet wird, einen Riß im Zwergfelle, oder ein Zerſpringen einer großen Ader verurſachen, und das Pferd plötzlich tödten kann. Hieraus wird die nöthige Vorſicht einleuchtend, keine auf die gewöhnliche Art angebundenen Pferde des Nachts ohne Menſchen zu laſſen.

Von dem Haare *).

Die Haare, womit die Natur die allgemeine Decke des Pferdes beſetzt hat, entſpringen aus der Haut und dem Zellengewebe. Sie dienen zum Schutze gegen die Eindrücke der Witterung, und ſind daher an den Stellen, die der Witterung beſonders bloß geſtellt ſind, als auf dem Rücken, der Krupe, den Rippen und an der äußern Seite der Schenkel, am längſten und ſtärkſten. In eben dieſer Hinſicht trifft man auch bey den Pferden aus den kältern Gegenden ſo grobe und lange, bey denjenigen aus den wärmern Himmelsſtrichen aber ſo kurze und feine Haare an.

Die Verſchiedenheit des Haars der Pferde in Abſicht ſeiner Farbe iſt weniger ein Spiel der Natur, als vielmehr eine Folge der verſchiedenen Farbe der Pferde, wovon ſie abſtammen. Es iſt vielen Pferdekennern mißfällig, wenn man ſich des Wortes: Farbe oder Couleur von Pferden bedient, ſondern ſie verlangen, daß man in der Sprache des Pferdekenners nie anders, als: das Pferd hat dieſes oder jenes Haar, ſagen ſolle. Andere verlachen dieſes Verlangen und halten es mit Recht für eine bloße Grille. Das Haar wird in einfarbiges und zuſammengeſetztes eingetheilt.

Einfarbig nennt man es, wenn es durchgängig einerley Farbe hat, oder nur nach gewiſſen Modificationen verſchieden iſt. Wenn nähmlich Pferde im letzten Falle einzelne am Kopfe, oder an den Schenkeln befindliche oder vom Sattel verurſachte Abzeichen, desgleichen anders gefärbte Mähnen, Schweif und Schenkel,

*) S. Havemann a. a. O. S. 198 ff.

kel, oder auch einen ſchwarzen ſogenannten Ahlſtrich von dem Ende der Mähnen bis auf den Schweif hinab haben: ſo nimmt man ihr Haar dennoch für einfarbig. Dergleichen iſt nun z. B. das weiße, ſchwarze, braune, fuchſige u. ſ. w.

Stichelhaarig werden die Pferde von einfachem Haare genannt, die in den Flanken, auf den Rippen, und zu Zeiten wohl über dem ganzen Leibe wenige und einzeln ſtehende weiße Haare haben.

Ein zuſammengeſetztes Haar iſt dasjenige, wo auf dem ganzen Körper oder doch auf einem großen Theile deſſelben zwey oder mehrere ganz verſchiedene Farben wahrzunehmen ſind, ſo wie dieß zum Beyſpiele bey dem Schimmel, Schecken und Tieger der Fall iſt.

Es iſt ein Zeichen von der innerlichen Geſundheit des Pferdes, wenn es ein kurzes, ſanft anzufühlendes und glatt liegendes Haar hat; dahingegen ein langes und aufgerichtetes Haar (wenn es nähmlich nicht durch Kälte verurſacht wird), Krankheit verräth.

Die Pferde von feuriger edler Raße unterſcheiden ſich auch dadurch von den Pferden von gemeiner Abkunft, daß jene bey einerley Wartung und Pflege in der Regel ein kürzeres, feineres, ſeideähnliches und glänzenderes Haar haben als dieſe. Wärme und fleißiges Putzen macht das Haar kürzer und glänzender, dahingegen Kälte und ſchlechte Wartung den Pferden ein langes und rauhes Haar verurſacht. Hengſte und Stuten haben im Allgemeinen ein ſchöneres und kürzeres Haar als Wallache.

Das Ausfallen der Haare am Halſe, Kopfe, in den Flanken u. ſ. w. mit einer rauhen,

 harten

harten Haut und ſtarkem Jucken verbunden, iſt ein untrügliches Zeichen der Krätze.

Der Wurm gibt ſich durch mehrere Beulen, die die Größe einer Haſel- oder Wallnuß haben, und bald in Reihen, bald irregulair gelagert ſind und am häufigſten am Kopfe oder an einem Hinterſchenkel, zu Zeiten auch an andern Theilen des Körpers erſcheinen, zu erkennen. Dieſe Krankheit iſt ſehr bösartig und ihre Heilung allezeit mißlich.

Abzeichen nennt man überhaupt, wenn ſich in Abſicht der Farbe des Haars hier oder da ein oder mehrere beſonders gezeichnete Flecke befinden, die das Pferd entweder von Natur oder durch Zufall erhalten hat. Sie werden nach dem Orte, wo ſie ſich befinden, und nach ihrer Geſtalt verſchiedentlich benannt.

Eine Bläſſe nennt man das Abzeichen, wenn das Pferd etwa von der Mitte der Stirne bis ganz die Naſe hinunter weiß iſt. Eine ſchmale, gerade hinablaufende Bläſſe, die im Hinabſteigen in eben dem Verhältniſſe, als der Kopf ſelbſt, an Breite abnimmt, wird allgemein als eine Zierde angeſehen; dahingegen hält man eine ſchiefe, ſeitwärts an der Naſe hinablaufende, oder eine ſehr breite Bläſſe, die ſich im Hinabſteigen auf beyde Seiten der Naſe ausbreitet, und gewöhnlich eine Leuchte genannt wird, allgemein für häßlich. Eine halbe Bläſſe heißt man es, wenn ſich der weiße Strich etwa auf der Mitte der Naſe endigt.

Der Stern iſt ein weißer Fleck, der ſich auf der Stirn befindet. Er erhält nach ſeiner Geſtalt und Größe verſchiedene Nahmen, als: ein runder, eckiger, halbmondförmiger, ſchattirter, geſchoſſener, großer und kleiner Stern. Iſt

dieſes

dieſes Abzeichen ſehr klein und beſteht es nur aus wenigen weißen Haaren, ſo ſagt man, das Pferd habe ein kleines Zeichen oder einige weiße Haare vor dem Kopfe.

Der Schnipp iſt ein ſchmaler weißer Strich auf der Naſe des Pferdes.

Einen weißen Fuß heißt man denjenigen, der vom Fuß bis wenigſtens mitten auf das Feſſel- oder aufs Knöchelgelenk weiß iſt. Erſtrekket ſich aber die weiße Farbe bis ziemlich auf die Röhre hinauf; ſo nennt man es ein weißes Bein, und ſteigt ſie höher, als die Mitte der Röhre, ſo nennt man das Bein hoch weiß.

Es iſt äußerſt unſicher und trüglich aus der Farbe der Haare oder wohl gar aus den Abzeichen des Pferdes auf deſſen innerliche Eigenſchaften zu ſchließen, indem eine mit Aufmerkſamkeit gemachte Erfahrung lehrt, daß unter Pferden von allerley Haaren gute und ſchlechte ſind. Kraft und Dauer iſt ohne Rückſicht auf die Farbe des Haars allein von dem Gebäude und der Raße abhängig, wovon das Pferd abſtammt. Es iſt daher bey der Wahl der Dienſtpferde kein Haar aus dem Grunde, weil es beſtimmt ein ſchwaches Pferd vermuthen laſſe, verwerflich. In gut eingerichteten Geſtüten von edlen Pferden wird aber mit Recht außer dem Schimmel alles zuſammengeſetzte und fahle, blaſſe Haar, wie nicht weniger große Abzeichen, ausgeſchloſſen.

Die Schweifhaare und Mähnen wachſen bis zu einer unbeſtimmten Länge, und wenn ſie ausgezogen oder abgeſchnitten werden, ſo wachſen ſie bald wieder hervor. Sie werden übrigens nicht von der Natur, gleich den Haaren der Haut, zu einer beſtimmten Zeit abgeworfen oder gewechſelt.

Ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel von langen Mähnen- und Schweifhaaren ſtellt Fig. 6429 vor, wo der berühmte iſabellfarbene Hengſt Auguſt des Zweyten, Königs von Pohlen, abgebildet iſt, welchen man noch ausgeſtopft auf der Rüſtkammer in Dresden ſehen kann. Die Mähne war 9 Schuh lang, der Haarzopf 5½ und der Schweif 25 Schuh. Dieſes Pferd wurde in Sachſen gezogen und zuerſt in der Oſtermeſſe 1706 in Leipzig auf der Meſſe als eine große Seltenheit für Geld gezeigt, wo es mehr als tauſend Menſchen ſahen und bewunderten. Hernach kaufte es der König, und ritt es nur bey feyerlichen Gelegenheiten, wo denn die Stirnhaare und Mähnen von den Pagen und die Schweifhaare von den Stallbedienten getragen wurden.

Unter den polniſchen Pferden pflegt man übrigens bisweilen Beyſpiele von längeren Schweif- und Mähnenhaaren zu haben, ſo wie auch unter den perſiſchen.

Die Haare der Haut erreichen eine gewiſſe Länge, und werden in der Regel zweymahl im Jahre, nähmlich im Frühjahr und Herbſt, gewechſelt. Bey kränklichen Pferden geſchieht das Haaren nur unvollkommen oder auch wohl gar nicht. Der Hauptwechſel der Haare geht im Frühjahr vor ſich. Die Pferde ſind in der Zeit, da die Natur ſich mit dem Abhaaren beſchäftigt, etwas matt und ſchwitzen leicht.

Im Herbſt werden, in Vergleich gegen das Frühjahr, nur wenig Haare gewechſelt. Vermuthlich werden im Herbſt nur die kurzen Haare abgeworfen, die bey dem Abhaaren im Frühjahre ſitzen geblieben ſind.

Be-

Beſondere Bemerkungen über das Haar der Pferde *).

Das Haar der Pferde iſt, wie es vorhin ſchon bemerkt wurde, nun entweder einfach, oder zuſammengeſetzt, oder außerordentlich und ſeltſam, (bizarre). Zu dem einfachen gehören: 1. Weiß, 2. Iſabell, 3. Fuchs, 4. Braun, 5. Schwarz.

Zu dem zuſammengeſetzten, welches aus Haaren von verſchiedener Farbe beſteht, als weiß und ſchwarz, oder braun und weiß, gehören: 1. Grau, 2. Wolfsgrau, (Louvet, rouan, rubican).

Zu dem außerordentlichen oder ſeltſamen zählt man: 1. Tieger, 2. Schecken, 3. Porcellanhaar, 4. Pfirſchblüthenhaar.

Um das Haar der Pferde nach ſeinen verſchiedenen Abänderungen kenntlich zu machen, müßte man es auf Farbentafeln darſtellen. Da ſich aber auch hier eine genaue Uebereinſtimmung ſchwerlich erreichen läßt, ſo muß man ſich mit Vergleichungen begnügen.

Das Weiße leidet keine Eintheilung; hingegen gehören zu den Iſabellen: a. das Milchſuppenhaar, (Soupe de lait). b. Das helle Iſabellhaar. c. Das hochgelbe Haar, (Iſabelle doré). d. Das tiefe Iſabellhaar.

Das weiße Haar, nähmlich bey weißgebornen Pferden, iſt, nach dem Geſchmack vieler Liebhaber, von großem Werthe; und man findet unter dieſem Haar auch ſehr brave Pferde. Garſault ſagt, daß man in Spanien das weiße Haar ſehr hoch ſchätze. „Les Chevaux blancs de naiſſance paſſent en Eſpagne pour durer

*) Prizelius's vollſtändige Pferdewiſſenſchaft, S. 10. ff.

durer trés long-tems. C'eſt pourquoi les Eſpagnoles diſent: Cheval blanc bon pour le Pere et les Enfans."

Gemeiniglich haben die weißgebornen fleiſchfarbige Lefzen, und eben ſo ſind ſie auch um die Augen; doch gibt es deren, welche ſchwarze Mäuler haben, und hier und da mit grauem Haar verſehen ſind, welches ſich mit der Zeit zu verlieren pflegt. Beym Ankauf ſolcher Pferde muß man ſich hüten, daß man nicht einen Schimmel, welcher vor Alter weiß geworden, bekommt, von welchem man vorgibt, er ſey weiß geboren. Roßhändler pflegen ſich dieſes Kunſtgriffs zu bedienen. Die Benennung: Iſabellenfarbe, ſoll nach einer bekannten Erzählung von der Clara Iſabella Eugenia, Königs von Spanien, Philipp II. Prinzeſſinn Tochter, nachmahliger Gouvernantinn der ſpaniſchen Niederlande, herrühren, welche bey der Belagerung von Oſtende ein Gelübde gethan, ihr Hemd nicht eher abzulegen, bis die Stadt in der Spanier Händen ſey. Die Erzählung ſetzt hinzu, ſie habe dieſes Gelübde wirklich gehalten, obgleich die Belagerung drey Jahre gedauert habe. Von der gelblichen Farbe, welche das Hemd angenommen, ſoll nun der Nahme Iſabellenfarbe entſtanden ſeyn. Dieſes Haar iſt übrigens bald dunkeler, bald heller, auch trifft man ſchwarze Mähnen und Schweife, nebſt einem ſchwarzen Striche über dem Kreuze, welches die Franzoſen Raye du Mulet nennen, ſo wie auch weiße Mähnen und Schweife dabey an. Ein Pferd von eigentlichem Iſabellenhaar aber pflegt mit eben ſolchen Mähnen und Schweifen verſehen zu ſeyn, wie es über dem ganzen Körper iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß jene gemeiniglich etwas röthlicher ſind.

Die Unterabtheilungen des Iſabellenhaars ſind nun a. Milchſuppenhaar; dieſe Benennung iſt nicht ſehr paßlich, ob ſie ſich gleich, durch den gewöhnlichen Gebrauch, das Bürgerrecht erworben. Es ſieht einer Suppe von trocknen Vizebohnen am ähnlichſten, und iſt alſo ſehr helle. b. Das helle Iſabellenhaar iſt etwas heller und glänzender, wie das vorige, und ein ſolches Pferd gemeiniglich mit weißen Mähnen und Schweif verſehen. c. Das hochgelbe Iſabellenhaar kommt einem hellen Fuchs ſehr nahe, und bey dieſem finden ſich die ſchwarzen Mähnen und Schweife am meiſten. d. Das tiefe Iſabellenhaar ſteht zwiſchen dem hochgelben Iſabellenhaar und einem gemeinen Fuchs. Unter allen Arten des Iſabellenhaars findet man ſelten brave Pferde, dennoch ſind ſie zu Zügen zur Parade nicht zu verwerfen, wie denn z. B. die hellen Iſabellen, nebſt den weißgebornen, unter einem hellblauen Geſchirre vortrefflich ins Auge fallen.

Zu den Füchſen zählt man: a. die Licht- oder hellen Füchſe, b. gemeine Füchſe, c. den Rothfuchs, (alzan bai), d. den Dunkel- oder matten Fuchs, e. den Schweißfuchs, (alzan brulé), und f. den Kohlenfuchs.

a. Licht- oder helle Füchſe haben die Farbe von trocknem Leimen, oder einer Kuh. b. Gemeine Füchſe ſind etwas rother, wie das vorige Haar. c. Ein Rothfuchs iſt brennend, und das vorzüglichſte Haar unter den Füchſen; zumahl wenn es mit weißen Abzeichen verſchönert iſt. d. Der dunkel oder matte Fuchs nähert ſich dem braunen. e. Der Schweißfuchs hat beynahe daſſelbe Haar; nur ſcheint es, als wenn es mit Iſabellenhaar vermiſcht wäre. Vielfältig

fältig ſind ſie geapfelt, und allemahl mit weißen Mähnen und Schweifen verſehen. Man liebt ſie zu Zügen, und es finden ſich auch brave Pferde unter ihnen. f. Kohlenfüchſe kommen den lichtſchwarzen nahe, und man merkt auf der Haut nur das Röthliche, was zwiſchen dem Schwarzen durchſchimmert. Füchſe ſollen, der Regel nach, von vorzüglicher Güte ſeyn; allein man findet unter ihnen, wo nicht mehr, doch eben ſo viel ſchlechte als gute Pferde.

Die Braunen ſind: Licht- oder hellbraune, (bai clair ou lavé). b. Schwarzbraune (bai chatain, bai brun). c. Goldbraune, (bai doré). d. Blutbraune, (bai ſanguin ou d'écarlate). e. Spiegelbraune (bai à miroir). f. Kupferbraune, g. Kaſtanienbraune, (bai marron).

Man findet unter dem braunen Haar die vorzüglichſten Pferde; und die mehrſten Liebhaber ſind wohl für a. das Lichtbraune. Schwarze Extremitäten, das iſt: ſchwarze Mähnen, Schweife und Schenkel, ſind mit dieſem und allem braunen Haare verbunden; wenn aber weiße Abzeichen dazu kommen, ſo wird deſſen Schönheit um ſo mehr erhöhet. b. Schwarzbraun iſt ganz dunkel, öfters ſind falbe Flanken und Mäuler damit verbunden. Zu Zeiten ſcheinen die Mäuler in das röthliche, und dieſe Pferde werden ſodann Kupfermäuler genannt, ohne das Haar zu bemerken, von welchem es ſich von ſelbſt verſtehet, daß es ſchwarzbraun ſeyn muß. c. Goldbraune ſchlagen in das Hellbraune, und die Haare ſind im Grunde gelblich. d. Blutbraune ſind röther wie das Hellbraune. e. Spiegelbraune nennet man diejenigen, welche auf der Krupe geäpfelt ſind, das iſt, welche da-

ſelbſt

ſelbſt runde Flecken, in der Form eines kleinen Apfels haben, welche heller wie das Haupthaar ſind. f. Kupferbraune haben die Farbe des Kupfers; dieſe ſind aber mit den Kupfermaulern nicht zu verwechſeln. g. Kaſtanienbraune haben den Nahmen und die Farbe von einer Kaſtanie, und in den Flanken und an den Maulern ſind ſie heller.

Schwarze ſind: a. **Lichtſchwarze**, (noir mal teint). b. Gemeinſchwarze. c. Agatſchwarze, (noir gai ou jair).

Das ſchwarze Haar wird, weil es gemein iſt, ſelten geachtet, und, weil es am leichteſten zu finden iſt, bey Cavallerien gebraucht. a. Lichtſchwarz iſt ein in das Röthliche ſcheinendes Schwarz und ſolche Pferde ſind um die Augen und das Maul röthlich. b. Gemeinſchwarz nennet man dergleichen, wie man täglich bey dem Landmann antrifft. c. Agatſchwarz iſt ein ſchwarzes glänzendes Haar, welches gebranntem Elfenbein ähnlich ſieht. Dieſes Haar iſt nicht ſo häufig, und ein ſolches Pferd mit weißen Abzeichen ein ſehr in das Auge leuchtendes Thier. So ſehr die weißen Abzeichen an einem Agatſchwarzen Pferde uns Deutſchen gefallen, ſo wenig macht ſich der Spanier daraus, ſondern er liebt vielmehr ein Pferd, welches durchaus einerley Haar hat, welches im Gegentheil die Franzoſen wenig ſchätzen. Deshalb ſagt Herr Garſault: „Les François ont trés-mauvaiſe opinion d'un Cheval zain, et les Eſpagnols en font ſi grand cas, qu'ils diſent: beaucoup deſirent un Cheval noir zain, et peu ont le bonheur d'en avoir *).“

Das

*) Cheval zain bedeutet ein Pferd, welches über den ganzen Leib mit einem einfachen Haar überzogen, und weder greiß noch weiß iſt, auch keine weißen Abzeichen hat.

Das graue Haar unterſcheidet man nach der Vermiſchung des Haars: a. in Apfelſchimmel, (gris pommelés). b. in ſilbergraue. c. in ſchmuziggraue. d. in braungraue. e. in weißgraue. f. in forellengraue (gris truité). g. in Krammetsvogelgraue (gris tourdille). h. in Staargrau (gris etourneau). i. in grau mit Brandflecken, welche auch Tieger genannt werden, (gris tiſſonnés ou charbonnés). k. in Rothſchimmel. l. in Mauſefalbe (gris de ſouris). m. in Stichelhärige.

a. Apfelſchimmel iſt ein Haar, was aus weißem und ſchwarzem vermiſcht iſt, und die Beine ſolcher Pferde pflegen ſchwarz zu ſeyn, welche, je höher nach dem Leibe, immer grauer und heller werden. Der Leib, insbeſondere aber die Krupe iſt mit weißen Aepfeln, welche mit ſchwarzem Haar umgeben ſind, überzogen. Je älter dieſe Pferde werden, deſto mehr verlieren ſich die ſchwarzen Haare und Aepfel, und im hohen Alter werden ſie ganz weiß. b. Silbergrau iſt ein von mehreren weißen und wenig ſchwarzen vermiſchtes Haar, welches im Grunde weiß und glänzend iſt. Auch dieſes Haar wird mit den Jahren weißer, wie das vorige, und beyde können im zehnten Jahre ihres Alters ſchon ſo weiß wie weißgeborene ſeyn. c. Schmutziggrau iſt ein, von mehr ſchwarz als weiß, über den ganzen Leib, vermiſchtes Haar. Dergleichen Haar wird im Herbſte und Winter heller und weißer; wenn aber im Frühjahr das alte Haar weggeworfen iſt, wird es wieder ſchwarzgrau. Dergleichen Pferde werden nie ganz weiß, und einige wollen bemerkt haben, daß dieſe Pferde zum Blindwerden am meiſten geneigt ſind: wie man den übrigen grauen ein ſchwaches Geſicht, doch nicht

nicht in dem Grade beymiſst. Dieſe Sache iſt indeſs wohl nur ein Vorurtheil, wenigſtens bedarf ſie noch mehrerer Beobachtung. d. Braungrau iſt ein von braun und weiſs über den ganzen Leib vermiſchtes Haar, welches auch von Unerfahrenen für das Haar eines Rothſchimmels angeſehen wird. e. Weiſsgrau beſtehet aus weiſs und wenig ſchwarz, welches gleichfalls den ganzen Leib einnimmt. f. Forellengrau nennt man das weiße Haar, welches mit rothen kleinen Flecken gleichſam beſäet iſt. Dieſe Flecken pflegen ſich am meiſten am Kopfe und Halſe zu finden, und man nennt ſolche Pferde auch Fliegenſchimmel. Man wird wenig Kenner und Pferdeliebhaber finden, welche nicht einen Widerwillen gegen dieſes Haar hätten. g. Krammetsvogelgraue ſind von der Farbe, wie ein Krammetsvogel unter dem Leibe auszuſehen pfleget. h. Staargraue werden die genannt, welche einem Staar an Farbe ähnlich ſind. i. Grau mit Brandflecken iſt ein graues Haar, auf welchem hier und da ungleich große und kleine ſchwarze Flecken, als wenn ſie mit Kohlen darauf gemahlet wären, befindlich ſind. k. Rothſchimmel iſt ein von weiſs und rothfuchs vermengtes Haar, wovon das letzte aber häufiger zu ſeyn ſcheinet. l. Mauſefalbe ſind von eben dem Haar, wie eine Maus. m. Stichelhärig ſind die Pferde, bey welchen durch die Hauptfarbe, es ſey welche es wolle, die weiſsgeborne ausgenommen, einzelne weiße Haare hervorſcheinen. Gemeiniglich ſieht man dieſe in den Flanken am mehrſten. Man will, daſs dergleichen Pferde von vorzüglicher Dauer ſeyn ſollen; hierüber fehlt es indeſs an beſtätigenden Erfahrungen. In Marſtällen werden Pferde von ſolchem häſs-

 lichen

lichen Haare nicht leicht geduldet, es müßte denn ein ſolches Thier ſehr ſchön, oder mit vorzüglich guten Eigenſchaften begabt ſeyn. Es gibt noch ein graues Haar, welches angemerkt zu werden verdient. Dieſes beſteht aus einem ſchmutzig-grauen Haar, wobey der Kopf und die Extremitäten ſchwarz ſind. Pferde, die ſo gezeichnet ſind, heißen **Mohrenköpfe**. Je ſchwärzer die Köpfe ſind, deſto mehr wird dieſes Haar verſchönert, und dergleichen Züge haben ein gutes Anſehen, ſind aber auch ſelten zu finden. Man ſchreibt dieſen Pferden ſchlechte Füße zu; es läßt ſich aber kein Grund für dieſe Behauptung finden.

Wolfsgrau iſt: a. **dunkel Wolfsgrau**, (Louvet), und b. **hell Wolfsgrau**.

Dieſes Haar kommt dem Wolfshaar ſehr nahe, nur iſt es etwas röthlicher. Nachdem dieſes Haar dunkeler oder heller iſt, wird es dunkel oder hell Wolfsgrau genannt.

Ein außerordentliches Haar haben a. die **Schecken**, (pie), welche von dem mit den weißen Flecken vermengten Haare bald Schwarz-, bald Braun-, bald Fuchs-, bald Blau-, bald Gelb-, bald Porcellan-, bald Agatſchecken genannt werden. b. Die **Tieger**, welche ebenfalls von der Vermiſchung ihrer Haare und Flecken benannt werden. c. **Pfirſchblüthenhaar**, (aubert), iſt eine Vermiſchung von braun, weiß und Fuchs. d. **Porcellanhaar** beſteht in einem mit ſchieferfarbenen Flecken vermiſchten Grau, und hat mit Weiß- und Blau-Porcellan eine Aehnlichkeit.

a. **Schecken** nennt man überhaupt Pferde, welche mit großen Flecken von verſchiedenem Haar überzogen ſind. Das weiße Haar iſt al-

lemahl damit verbunden; die übrigen Flecken aber können ſo verſchieden ſeyn, als verſchieden das Haar iſt; und nach deren Verſchiedenheit erhält eine Schecke die Benennung. Man hält, der Regel nach, nicht viel auf dieſe Pferde; nicht, weil ſie nicht brav ſeyn könnten; ſondern vielmehr weil ſie bunt ſind, und deswegen dem größeſten Theil der Liebhaber nicht gefallen. Zum Zuge, wenn ſie gut gezeichnet, und ſich ähnlich ſind, machen ſie ein ſehr ſchönes Anſehen; ein ſolcher iſt aber ſelten zu finden. Dabey entſteht die Unbequemlichkeit, daß, wenn ein Pferd von ſolchem Zuge ſtürzet, deſſen Platz nicht leicht, oder doch nicht anders, als mit ſchweren Koſten zu erſetzen iſt. Schwarzſchekken nennt man die, welche ſchwarz und weiße Flecken haben. Dieſe ſind wohl unter allen Schecken die häßlichſten, es wäre denn, daß das weiße Haar das meiſte, das ſchwarze vorzüglich gut, und auf beyden Seiten gleich gewachſen wäre, deren man wohl einzelne antrifft. Braunſchecken ſind Pferde, welche braune und weiße Flecken haben. So verſchieden das braune Haar iſt, ſo verſchieden ſind nun auch die Braunſchekken. Fuchsſchecken haben große Flecken von Fuchs und weißem Haar, und ſind gleichfalls ſo verſchieden wie das Fuchshaar. Blauſchecken nennt man diejenigen, welche mit großen weißgrauen und ganz weißen Flecken verſehen ſind, welches Weißgraue den Schein der blauen Farbe annimmt. Dieſe haben, wenn die grauen Flecken gutgeſtellet ſind, ohnſtreitig das beſte Anſehen. Gelbſchecken nennt man diejenigen, welche mit Iſabellenhaaren und weißen Flecken überzogen ſind. Porcellanſchecken haben große ſchmutziggraue Flecken, welche aber doch ein wenig heller

 ſind,

ſind, wie das beſchriebene Schmutziggraue bey den weißen. Agatſchecken haben neben den weiſſen Flecken andere große Flecken, welche aus Fuchshaar und braunen, auch oft von mehrerley Haar zuſammengeſetzt ſind. Es gibt auch Scheken, wiewohl ſelten, welche ſogar dreyerley Flekken haben; z. B. dunkelbraune, lichtbraune und weiße Flecken. Die Natur hat zu Zeiten ihr Spiel, welches man auch auf der Haut des Pferdes bemerkt. Die Mähnen und Schweife ſind gemeiniglich bey den Schecken mit deren Haupthaar übereinſtimmend; das iſt, wenn der größeſte Theil braun iſt: ſo ſind der Schweif und Mähnen eben ſo, als wenn das Pferd überall braun wäre, nähmlich ſchwarz; iſt das Haupthaar aber weiß: ſo ſind die Mähnen und Schweife auch weiß. Zu Zeiten iſt jedoch hiervon eine Ausnahme; indem man wohl Schweif und Mähnen geſchecket ſieht. Helle Schecken ſind oft mit Glasaugen verſehen. b. Tieger nennt man die, deren Grundhaar weiß iſt, auf welchen hier und da Flecken von anderm Haar ſich befinden. Dieſe Flecken ſind bald kleiner, bald größer, bald von unregelmäßigen Figuren: bald rund, bald über den ganzen Leib, und ſogar im Huf und Augen; das aber nur an einigen Theilen des Leibes. Nachdem die Flecken ſchwarz, braun ꝛc. ſind, nennt man die Tieger ſchwarz oder braun ꝛc. getiegert. Man findet auch, daß ſie ſchwarze, braune und Fuchs*flecken* durch einander haben. Dergleichen Züge ſind noch ſeltener wie die Schecken; dennoch aber hat man ſie. Eine ſehr richtige Beobachtung iſt es, daß die Tieger durchaus ſchlechte Schweife, ja vielfältig Ratzenſchweife haben, welches der Schönheit ſolcher Thiere einen großen Abbruch thut.

thut. c. Pfirſichblüthenhaar; die Vermiſchung von Haar, welche dieſe Farbe beſtimmen, iſt oben bereits angeführt, und nur noch zu bemerken, daß dieſe dreyerley Arten vom Haare nicht etwa fleckenweiſe, ſondern vielmehr verwirrt und unregelmäßig durcheinander ſtehen, wodurch dieſer Schein zuwege gebracht wird. d. Porcellanhaar, wird wegen der blaulicht ſchieferfarbigen Flecken, die ſich auf der Haut befinden, ſo benannt, welche zwar ſehr in das Auge fallen, aber ſelten anzutreffen ſind. —

Weiße Stirnen durch die Kunſt hervor zu bringen, hat man verſchiedene Mittel vorgeſchlagen, die man in des Herrn von Reizenſtein's vollkommenem Pferdekenner, 6. Abſch. S. 109. und in des Herrn Gueriniere Ecole de Cavalerie Tom. III. p. 253. finden kann. Unter allen dieſen vorgeſchlagenen Mitteln iſt das von dem Herrn Gueriniere vorgeſchlagene, das gewiſſeſte und beſte. Man nimmt einen großen Schuſterpfriemen, ſticht mit demſelben in der Mitte der Stirn, zwiſchen den Augen, durch die Haut, und löſet ſelbige mit dem Pfriemen ſo weit ab, als der Stern groß werden ſoll. Nächſt dem ſticht man vier von Bley gemachte, vier Finger breit lange, und einen Strohhalm breit dicke, Nägel durch die abgelöſete Haut, wie Fig. 6430 es zeigt; ſo, daß die hervorragenden Enden *α* einen Stern bilden. Da dieſe vier Nägel in der Mitte über einander liegen, ſo machen ſie auch da einen Hügel. Um dieſe Nägel bindet man einen Bindfaden, *β*, welchen man nach und nach immer ſtärker anziehet, zubindet, und zweymahl vier und zwanzig Stunden ſitzen läßt. Darauf nimmt man den Bindfaden und die Nägel weg, und läßt

es ruhig eytern, wodurch eine Kruſte entſtehet, die mit ſammt der Haut wegfällt, auf welche ſodann eine neue Haut mit weißen Haaren erfolgt. Der Herr von Sind glaubt, daß das nicht thunlich ſey, meinet, die Haare würden nicht recht weiß, und in der Mitte bliebe eine kahle Stelle. Es iſt aber bekannt, daß dieſe Zweifel keinen Grund haben, wie man denn auch in England die ſchönſten gemachten weißen Stirnen, weder grau noch kahl, ſondern vielmehr ſchneeweiß antrifft.

Das Pferd in ſeinen verſchiedenen Bewegungen betrachtet.

Der Gang eines Pferdes iſt auf zweyerley Art einzutheilen.

1. In den natürlichen und künſtlichen.
2. In den wahren und fehlerhaften.

Der natürliche Gang iſt, welchen ein Pferd, ohne abgerichtet zu ſeyn, annimmt; der künſtliche, welcher ihm durch die Abrichtung beygebracht worden; der wahre, welcher den Regeln der Natur und der Reitkunſt gemäß iſt; und der fehlerhafte, welcher dieſen Regeln zuwider läuft.

Ein thieriſcher Körper iſt auf vier Punkte geſtützt, welche ein längliches Viereck ausmachen. Um dieſen Körper in Bewegung zu ſetzen, iſt es am bequemſten, wenn zwey über Eck liegende Bewegungspunkte auf einmahl ſo verändert werden, daß der Mittelpunkt der Schwere dieſes Körpers nur eine kleine Bewegung macht, und beſtändig faſt in einerley Richtung der beyden Unterſtützungspunkte bleibt, die nicht in Bewegung ſind. Dieſer Art der Bewegung bedienen

ſich die vierfüßigen Thiere, und alſo auch die Pferde. Wenn man ſie zügellos in ihrer Frey-heit betrachtet, ſo ſetzen ſie gemeiniglich zuerſt ein Vorderbein vor, welchem das über Eck ſte-hende Hinterbein, alsdann das andere Vorder-bein, und zuletzt das wieder über Eck ſtehende Hinterbein folgt; oder ſie heben, wenn ſie ihren Gang beſchleunigen, zwey über Eck befindliche Beine zugleich auf, und ſetzen ſie auch zugleich nieder, worauf ſie die andern zwey aufheben, und ſo wechſelsweiſe fortfahren; oder aber wenn ſie ganz die Flucht nehmen wollen, beſchleunigen ſie ihren Gang durch eine Reihe von Sprüngen, bey welchen der Vordertheil durch den Hinter-theil fortbewegt wird, und zwar, daß der eine Hinterfuß ſich auf die Erde ſtämmet, welchem der andere folgt, worauf der eine Vorderfuß auf der Seite, von welcher der Hinterfuß der erſte war, ebenfalls wieder zuerſt die Erde be-rührt, nach welchem der andere Vorderfuß den Schluß macht. Alle Gänge, bey welchen dieſe Vorſchrift beobachtet wird, müſſen natürliche ge-nannt werden.

Der natürliche Gang wird durch die Ab-richtung nach gewiſſen Regeln verbeſſert, und man lehrt auch ein Pferd ſolche Bewegungen machen, wovon die Natur nichts weiß, welche insgeſammt künſtliche Gänge genannt werden.

Der natürliche Gang ſowohl als der künſt-liche, wenn jener den Vorſchriften der Natur, und dieſer den Regeln der Kunſt gemäß iſt, wird ein wahrer Gang genannt, und dem falſchen entgegengeſetzt.

Der falſche Gang iſt alſo das Gegentheil von dem wahren, den Vorſchriften der Natur oder den Regeln der Kunſt zuwider. Man kann

ihn allemahl als einen ſolchen betrachten, welcher dem Pferde beſchwerlich fällt, weil der Ruhepunkt der Schwere ſich zu ſehr verändert, und bey jedem Schritt eine andere Richtung bekömmt.

Aus dieſer Erklärung wird uns die Beurtheilung eines jeden Ganges leicht, und wir werden es gleich einſehen, warum dieſer oder jener Gang unter die eine oder die andere Art geſetzt werden müſſe.

Zu den natürlichen gehören:

1. der Schritt,
2. der Trab, und
3. der Galopp.

Zu den künſtlichen:

1. Alle Schulen,
2. ein durch die Kunſt verbeſſerter Schritt,
3. ein ſolcher Trab, und
4. ein verbeſſerter Galopp.

Zu den wahren zählet man alle zuvor erwähnten Gänge.

Zu den fehlerhaften:

1. den Paß (l'Amble).
2. den halben Paß (l'Entrepas).
3. den Mittelgalopp (l'Aubin).

Bey dem Schritt ſetzt das Pferd den einen Vorderfuß zuerſt vor, welchem ſogleich der ihm ſchräge gegenüber befindliche Hinterfuß folgt. Nächſtdem bewegt es den andern Vorderfuß, welchem zuletzt der ſchräge gegenüber ſich befindende Hinterfuß folgt, in welcher Bewegung es abwechſelnd fortgeht. Hier bleibt der Ruhepunkt beſtändig zwiſchen denen über Eck ſtehenden Beinen, macht alſo wenig Bewegung, ſondern behält vielmehr einerley Richtung, daher der Schritt ein natürlicher Gang genannt werden muß.

Der Trab beſteht darin: wenn das Pferd allemahl zwey einander entgegen geſetzte Füße, nähmlich den rechten Vorder- und linken Hinterfuß, oder umgekehrt, zugleich aufhebt und niederſetzet. Von dieſem Gange iſt in Anſehung des Ruhepunktes eben das zu ſagen, was von dem Schritte geſagt iſt, daher er zu dem natürlichen Gange gehört.

Auch der Galopp muß aus eben dem Grunde dazu gezählet werden. Man nehme an, das Pferd galoppire rechts: ſo ſtämmet ſich der linke Hinterfuß zuerſt auf die Erde, und gleich darauf fallen der rechte Hinter- und linke Vorderfuß faſt zugleich, endlich aber der rechte Vorderfuß nieder. Die Beine bewegen ſich alſo ebenfalls in das Kreuz. Man gehe auf Weiden, ſo wird man an den ſich daſelbſt befindenden Pferden dieſe Gänge beobachten, welchen durch die Kunſt noch nichts hat gelehrt werden können.

Dieſe drey natürlichen Gänge werden nun durch die Kunſt nach gewiſſen Cadencen eingerichtet, abgekürzet, oder beſchleuniget. Nicht minder lehrt man die Pferde die Füße zur Seite und über einander ſetzen, und allerley Bewegungen mit ihren Körpern auf der Erde machen, welches man Schulen nennt. Dieſe Schulen nebſt den nach den Regeln der Reitkunſt eingerichteten und verbeſſerten natürlichen Gängen, werden ſämmtlich unter die künſtlichen begriffen.

Im obigen ſind dieſe Gänge auch zu den wahren gezählt; allein man muß bemerken, daß ſie alsdann, ſobald ſie von den vorgeſchriebenen Regeln abweichen, auch falſch genannt werden müſſen.

Wor-

Worin die fehlerhaften Gänge von andern abweichen, iſt vorhin ſchon geſagt worden. Hier müſſen ſie nun noch näher erklärt werden. Es gehören dahin:

Der Paß oder Zelt; dieſer beſteht in einem Gange, der wenig erhaben und ausgedehnt iſt, und in welchem ein Pferd die beyden Füße auf einer und eben derſelben Seite zugleich vorſetzt und mit den andern abwechſelt. Auf ſolche Art fehlt es den beyden Seiten, wechſelsweiſe an einem Ruhepunkte, und an Gelegenheit, ſich einander im Gleichgewichte zu erhalten, daher das Pferd mit den Füßen nahe an der Erde herſchleichen, und die Schritte beſchleunigen muß, damit es wieder Grund faſſe, woraus leicht einzuſehen iſt, daß der Gang ermüdend ſey, und unnatürlich genannt werden müſſe.

Der halbe Paß oder Antritt iſt eine Vermiſchung des Schritts und des Paſſes, und alſo von dem feſtgeſetzten Begriffe des natürlichen Ganges entfernt; daher er auch unter die fehlerhaften gezählt werden muß.

Der Mittelgalopp beſteht darin: wenn das Pferd vorn galoppirt und hinten trabt; auch dieſer Gang läßt ſich nicht mit dem Begriff eines natürlichen Ganges reimen, daher er unter die Klaſſe der fehlerhaften gehört.

Von den natürlichen Gängen iſt der Trab vielleicht der allernatürlichſte, weil wir ſehen, daß Füllen faſt immer traben, wenn ſie ſich von einem Orte zum andern bewegen wollen, und weil ein Pferd, das abwechſelnd Schritt und Trab geritten wird, nicht ſo ſehr ermüdet, als wenn man es bloß im Schritte reitet, welches indeß auch daher rühren kann, daß bey einer lange fortgeſetzten gleichartigen Bewegung dieſel-

ben

den Muſkeln zu lange angeſtrengt werden, wo⸗gegen bey abwechſelnder Bewegung auch andere Muſkeln zur Thätigkeit kommen. Aus dem Trabe entſtehen der Schritt und Galop. Als künſtlich betrachtet, beſtehet er in einer ſtarken, geſchwinden, erhabenen vorwärtsgehenden und abwechſelnden Bewegung zweyer kreuzweiſe gegen einander über ſeyenden Füße, welche jedesmahl nach abgemeſſenen zwenen Zeitpunkten zugleich aufgehoben und niedergeſetzt werden.

Wenn ich ſage, daß aus dem Trabe der Schritt und Galop entſtehen, ſo ſoll es ſo viel bedeuten: aus einem nach richtigen Regeln durch die Kunſt gebildeten Trabe entſtehen ein gehöri⸗ger Schritt und Galop, oder der gehörige und regelmäßige Schritt und Galop ſetzen den re⸗gelmäßigen Trab voraus. Zu einem regelmäßi⸗gen und gehörigen Trabe wird erfordert, daß er entſchloſſen, entbunden und vereinigt ſey, und wenn der Trab dieſe drey Eigenſchaften an ſich hat, ſo wird dem Pferde, welches einen ſolchen gehet, der Schritt und Galop leicht. Dieſe Ei⸗genſchaften entſtehen, wenn der Reiter das Pferd in einer trabmäßigen Bewegung reitet, und es in dieſer Bewegung durch Hülfen und Anhalten ſo lange und ſo viel unterſtützet, bis es in der Stellung und Bewegung iſt, daß man von ihm mit Wahrheit ſagen kann, es trabe entſchloſſen, entbunden und vereinigt. Durch das Traben werden alſo dieſe Eigenſchaften er⸗langet, wobey es ſich von ſelbſt verſteht, daß man ein Pferd nicht aus vollen Bugen forttra⸗ben laſſen darf, ohne auf deſſen Stellung acht zu haben; ſonſt wird der Trab nicht vereinigt werden, und wird die Entbindung ſelbſt nicht erfolgen, ſo ſchnell es auch zum Traben ange⸗halten werden möchte.

Wenn man den Trab näher betrachtet, ſo nimmt man folgendes wahr. Er beſteht 1. in einer ſtarken Bewegung. Die Stärke der Bewegung ſpürt ein jeder Reiter am beſten, wie er denn der unbequemſte von allen Gängen iſt. 2. In einer geſchwinden Bewegung; das iſt, das Pferd muß ſeine Beine geſchwind aufheben und niederſetzen, worin ſich der Trab von dem Schritt am vorzüglichſten unterſcheidet. Die Geſchwindigkeit des Trabes läßt ſich nicht beſtimmen, ſondern nur Vergleichungsweiſe mit dem Schritt betrachten. Er muß dieſen an Geſchwindigkeit weit übertreffen. Nicht alle Pferde beweiſen darin eine Gleichheit; denn ein Pferd, welches eine erhabene Aktion hat, und alſo ſeine Gelenke ſtark bewegt, trabt oft nicht ſo geſchwind, als eines, welches weniger Aktion hat, weil dieſes die Gelenke vielleicht dreymahl bewegt, ehe ſie jenes zweymahl braucht; und dennoch kann es ſeyn, daß ſie beyde einen Weg in ein und eben derſelben Zeit zurück legen, weil dasjenige, welches eine ſtarke Aktion hat, ſeine Schritte vergrößert. Inzwiſchen wird das mit geringerer Aktion, zum Campagnegebrauch dennoch den Vorzug verdienen. 3. In einer erhabenen Bewegung. Auch hierin unterſcheidet ſich der Trab von dem Schritte, weil das Pferd bey dieſem Gange ſeine Gelenke ſtärker beuget, und aus dem Grunde iſt er auch geſchickter, die Gelenke zu entbinden und frey zu machen, wie der Schritt. 4. In einer vorwärts gehenden Bewegung. Der Trab geſchiehet auf gerader Linie, und werden durch denſelben die Schritte vergrößert und beſchleuniget. 5. In einer abwechſelnden Bewegung. Es werden jedesmahl zwey in das Kreuz ſeyende Füße aufgehoben,

und

und die andern niedergeſetzt, welches ſo wechſels- weiſe fortgeht, bis der Trab geendigt wird. 6. Soll dieſe Abwechſelung nach zweyen Zeitpunkten abgemeſſen werden. Man merkt bey dem Trabe zwey Zeitpunkte an, in welchen das Pferd ſeine Beine wechſelsweiſe niederſetzt, und nur eine Zwiſchenzeit, welche allemahl zwiſchen dieſe Zeitpunkte fällt. Dieſe Zwiſchenzeit ſoll ſich beſtändig gleich ſeyn, und weder verlängert noch verkürzt werden, wenn das Traben gehörig geſchehen ſoll.

Der künſtliche Schritt beſteht in einer langſamen, abwechſelnden, wenig erhabenen und vorwärts gehenden Bewegung aller nach einander folgenden vier Füße; ſo daß jedesmahl nur ein Fuß in Bewegung iſt, und man drey Zwiſchenzeiten bemerkt, wovon die erſte und dritte kürzer abgemeſſen ſind, wie die zweyte.

Man wird im gemeinen Leben, auch von unerfahrnen Reitern bey dem Ankaufe eines Pferdes allemahl die Frage hören: geht das Pferd auch einen guten Schritt? An dieſem Gange und deſſen Güte iſt jedem Reiter aus doppeltem Grunde ſehr gelegen: Einmahl, weil es ein ſehr gemächlicher und der allergemächlichſte Gang von allen natürlichen iſt; und zweytens wenn er gut, das iſt, den Regeln der Reitkunſt gemäß iſt, den Reiter geſchwinder an einen Ort bringt, als wenn er kurz und unregelmäßig wäre. In dieſe zwey erwähnte Eigenſchaften ſetzen ſie alſo mit Recht die Güte des Schrittes, ohne ſich um die Wege zu bekümmern, durch welche ſie erhalten werden, welches indeß einem Kenner nicht gleichgültig iſt.

Der Schritt beſteht 1. in einer langſamen Bewegung, welches ſo viel ſagen will: in Ver-

glei-

gleichung mit dem Trabe oder Galop iſt es ein langſamer Gang, und von dieſen natürlichen Gängen der allerlangſamſte.

2. Sollen ſich die vier Füße abwechſeln. Die vier Füße werden in einer von der Natur vorgeſchriebenen Ordnung nach einander wechſelsweiſe aufgehoben und niedergeſetzt.

3. Er beſteht in einer vorwärts gehenden Bewegung: denn man reitet im Schritt beſtändig vorwärts, wenn auch das Pferd wirklich in einer Volte geritten würde.

4. Es iſt bey dem Schritte nur allemahl ein Fuß über der Erde. Da das Pferd vier Füße hat, ſo wird es leicht begreiflich, daß bey dieſem Gange vier Zeitpunkte ſeyn müſſen, in welchen die vier Füße nach einander aufgehoben und niedergeſetzt werden, und daß daher zwiſchen den Abwechſelungen dieſer vier Füße, drey Zwiſchenzeiten ſeyn müſſen. Sobald der erſte Vorderfuß aufgehoben iſt, folgt der in das Kreuz gegenüber ſeyende Hinterfuß in einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß es Mühe macht, die Zwiſchenzeit zu bemerken, und hat es beynahe das Anſehen, als wenn dieſe zwey gleich auf einander folgenden Füße in einem Augenblicke aufgehoben und niedergeſetzt würden. Der darauf folgende Vorderfuß bewegt ſich nicht ſo ſchnell von ſeiner Stelle, ſondern geht alsdann erſt vorwärts, wenn der auf eben der Seite ſeyende Hinterfuß ſich zur Erde neiget, welchem er weicht, damit er nicht von ihm berührt werde. Dieſe Zwiſchenzeit iſt bemerklich genug, wenn man darauf achtet, und dauert länger wie die vorhergehende. Wie ſich nun der andere Vorderfuß bewegt, folgt auch gleich der andere Hinterfuß in einer nicht längern Zwiſchenzeit, wie die

die erſte war. Daraus folgt, daß die erſte und dritte Zwiſchenzeit einander gleich und kürzer ſind, als die zweyte. Wer darauf achtet, wird dieſe Ordnung im Schritte nach und nach bemerken können, und einem geübten Reiter wird ſie nicht nur durch das Geſicht, ſondern auch ſogar durch das Gefühl bemerklich. Dieſe Zwiſchenzeiten müſſen ſich beſtändig gleich ſeyn, und nicht bald verkürzet oder verlängert werden, und wenn das iſt, ſo ſagt man, das Pferd gehe einen gleichen Schritt, welches durch die Kunſt zu erhalten iſt, und erhalten werden muß. Nothwendig müſſen dem Pferde die Gelenke entbunden ſeyn, wenn es mit ſeinen Vorderfüßen weit genug vorgreifen, und mit den Hinterfüßen folgen ſoll, wovon die Geſchwindigkeit und Stärke des Schritts abhängt, und weil die Entbindung der Glieder nicht anders, als durch eine gewaltſame Bewegung, als durch Pilaren oder den Trab erhalten werden kann: ſo iſt es klar, daß aus dem gehörigen Trabe ein guter Schritt entſtehe. Man muß aber nicht glauben, daß ein Pferd, wenn es gehörig trabe, auch nothwendig einen guten Schritt gehen müſſe; keinesweges, ſondern es iſt durch den Trab nur dazu zubereitet, und der Bereiter muß den Schritt durch Ausreiten in das Feld, erſt berichtigen, welches ihm bey einem wohlgetrabten Pferde nicht ſchwer fällt.

Der künſtliche Galopp beſteht in einer ununterbrochenen, nach drey Zeitpunkten wohl abgemeſſenen Reihe von Sprüngen, welche das Pferd in einer guten Stellung wohl beyſammen, den Kopf nach der Hand, auf welcher es gehet, mit gebogenen Hanken, auf der Erde, gerade vor ſich macht.

Bey dem Galopp machen die Vorderfüße eigentlich keine eigenthümliche Bewegung aus, ſondern ſie werden vielmehr durch die Schnellkraft der hintern Kniebeugungen und der Hanken fortbewegt, weil aber ſelbige dennoch die Erde verlaſſen, und wieder niederſetzen, ſo bemerkt man bey dieſem Gange dennoch 3 Zeitpunkte.

Dieſer Gang beſteht alſo 1) in einer Reihe von Sprüngen, das iſt, auf einander folgender Sprünge, welche 2) nicht unterbrochen werden ſollen.

Es darf alſo nicht auf einen Sprung ein anderer Gang, und wieder ein Sprung u. ſ. w. folgen, ſondern das Pferd muß mit dieſen Sprüngen fortfahren, bis es überhaupt dieſen Gang zu verändern angewieſen wird. Dieſe Sprünge, nähmlich ein jeder Sprung iſt 3) nach drey Zeitpunkten abgemeſſen. Wenn ſich ein Pferd in dieſe ſpringende Bewegung ſetzt, ſtämmt es den einen Hinterfuß auf die Erde, welches der erſte Zeitpunkt iſt, und gleich darauf erheben ſich der andere Hinterfuß nebſt dem ihm entgegen geſetzten Vorderfuße, welchem unmittelbar der andere Vorderfuß folgt, dergeſtalt, daß die Erhebung dieſer drey Füße, wie zugleich geſchehen, ſich unſerm Auge darſtellt. Die beyden einander gegenüber befindlichen Füße, welche ſich nach dem ſtehenden zugleich aufgehoben haben, fallen auch zugleich nieder, dergeſtalt, daß der Hinterfuß einen Vorſprung vor dem bekömmt, der zuerſt auf die Erde geſtämmt war, welches den andern Zeitpunkt ausmacht. Gleich darauf fällt nun auch der andere Vorderfuß nieder, welcher ebenmäßig einen Vorſprung vor dem zuerſt niedergeſetzten Vorderfuße erhält. Hieraus folgt, daß beyde Füße auf einer Seite vor dem auf der andern Seite her-

hervorragen, und gleichſam den Weg zeigen. Da hier drey Zeitpunkte bemerkt werden, ſo müſſen nothwendig drey Zwiſchenzeiten ſtatt finden, die ſich aber auch nicht gleich ſind.

Dieſe Sprünge ſollen 4) wohl abgemeſſen ſeyn, welches ſo viel bedeutet, daß weder bey den Zeitpunkten eine Veränderung vorgehen ſoll, noch auch daß die Schritte vergrößert werden müſſen, ſondern daß die einmahl angenommene Cadence vielmehr beyzubehalten ſey. 5) Sollen ſie in einer guten Stellung geſchehen, nähmlich in einer ſolchen, wie ſie durch die Regeln der Reitkunſt vorgeſchrieben wird, als mit aufgerichtetem Halſe, herbey gebrachtem Kopfe u. ſ. w.

6) Verlangt man, daß das Pferd wohl beyſammen, das iſt, mit vereinigten Kräften dieſen Gang verrichte. 7) Soll der Kopf nach der Hand, auf welcher es gehet, das iſt einwärts, gebogen ſeyn. 8) Die Hanken ſollen dabey gebogen ſeyn; weil dadurch die Schnellkraft in dem Hintertheile vergrößert, und die Kräfte mehr vereiniget werden. 9) Dieſe Sprünge ſollen auf der Erde geſchehen, wodurch ſie ſich von den Sprüngen über der Erde unterſcheiden. 10) Gehet dieſer Gang gerade vor ſich. Er gehört unter die natürlichen Gänge, welche ſämmtlich in Anſehung ihrer Bewegung durch die Kunſt nicht verändert, ſondern nur gebeſſert werden. Man wird es bey dieſem Gange auch leicht wahrnehmen, daß ein Pferd, welches dieſen Gang gehörig und regelmäßig verrichten ſoll, entbundene Schenkel haben müſſe, und daher wird man es natürlich finden, wenn man ſagt, daß er einen gehörigen, regelmäßigen Trab vorausſetze, und daß dieſer es zum Galopp zubereite, auch ſogar der Galopp daraus entſtehe.

Der Paß oder Zelt beſteht in einer zugleich geſchehenden niedrigen Bewegung beyder auf einer Seite ſeyenden Füße, welche mit den andern beyden wechſeln.

Dieſer Gang iſt oben als ein fehlerhafter und widernatürlicher angemerkt worden, und ob gleich unter den Füllen bisweilen eins anzutreffen iſt, welches dieſen Gang von Natur annimmt, ſo iſt daraus dennoch keine Folge zu ziehen, daß er deshalb natürlich genannt werden müſſe. Eine Regel wird von dem genommen, was am meiſten geſchieht, und die Natur verſieht in ihren Werken vielfältig etwas, oder beſſer geſagt, die Natur wird vielfältig ihr Werk vollkommen auszuführen geſtört. Die Gemächlichkeit dieſes Ganges hat es inzwiſchen verurſacht, daß man ſich bisweilen bemüht, einem Pferde dieſen fehlerhaften Gang anzugewöhnen, wozu man durch Schnüren der Füße zu gelangen ſucht. Zu dieſer Unternehmung kann man niemanden rathen, und es wird auch kein Kunſtverſtändiger darauf verfallen, ein Pferd einen fehlerhaften und falſchen Gang zu lehren, den es nicht lange auszuhalten vermögend iſt. Sollte aber ein großer Herr daran gefallen finden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Bereiter ſuchen muß, es zu bewerkſtelligen. Seine Bemühungen werden aber vergebens ſeyn, wenn er ein Pferd wählet, welches eine erhabene Action hat. Er muß ſuchen ein Pferd zu bekommen, deſſen Action niedrig und geſchwind iſt, und alsdann wird er ohne alles Schnüren, wenn er deſſen Schritte zu übereilen ſucht, unvermerkt dahin kommen, daß er es in dieſen Gang bringt. Durch das beſtändige Antreiben in dem ohnehin geſchwinden Schritt, wird es angemahnet, es will alſo gern

noch

noch geſchwinder gehen, welches die natürliche Bewegung aber nicht zuläßt. Es ermüdet, und um ſich eine Erleichterung zu verſchaffen, fällt es auf einmahl in dieſe falſche Bewegung, die es mit der Zeit beybehält. Dieß iſt die bequemſte und ſicherſte Art, ein Pferd in dieſem Gange zu unterrichten.

Der halbe Paß iſt eine Vermiſchung von Trab und Paß; **der Mittelgalop** aber, von Trab und Galop, ſo daß das Pferd mit den Vorderfüßen trabt, und hinten galopiret.

Pferde, welche keine Kräfte oder abgenutzte Schenkel haben, nehmen den halben Paß an, weil ſie nicht mehr im Stande ſind zu traben, und man ſie doch zu einem ſtärkern und geſchwindern Gange, als zum Schritte, antreibt. Daraus erhellet, daß er nicht nur ganz widernatürlich, ſondern auch ſo fehlerhaft ſey, wie möglich, weil er ſelbſt durch einen Fehler des Pferdes, nähmlich durch die Schwäche, entſteht.

Mit dem Mittelgalop verhält es ſich nichts beſſer. Dieſen Gang gehen ſolche Pferde, denen es in dem Hintertheile an Kräften fehlet, um den Vordertheil durch die nöthige Schnellkraft im Galop fortzubringen. Dieſe Schwäche kann bey den Pferden von Natur ſeyn, oder ſie entſteht auch durch langen Gebrauch und Abnutzung des Hintertheils. Dieſe Gänge werden kein Pferd gelehrt, und ſind auch den Pferden nicht abzugewöhnen, daher es hinreichend iſt, ſie zu kennen, und benennen zu können, wenn einem ein ſolches Pferd zu Geſichte kommen ſollte.

Ein Pferd wird übrigens auf zweyerley Art zum Galop gebracht, und zwar läßt man es in den Galop fallen oder ſprengt es dazu

an. Dabey macht man noch einen Unterſchied in den rechten und linken Galop.

In den Galop fallen heißt, wenn ein Pferd ſich von ſelbſt oder durch eine leichte Anfeuerung aus dem Trabe in die ſpringende Bewegung ſetzt; und dazu angeſprengt wird ein Pferd, wenn man es aus dem Schritte oder von der Stelle durch Hülfen dazu ermuntert und auch dazu bringet.

Von allen dieſen Unterſchieden und den Mitteln, wodurch man ein Pferd zu den verſchiedenen Gangarten bringt, wird im Art. Reitkunſt ausführlicher gehandelt werden. Doch muß ich hier vorläufig noch einer Eintheilung des Galops erwähnen, wo man ihn in den Bahngalop und Feldgalop unterſcheidet, welcher Unterſchied auf dem mehreren oder wenigern Gebrauche der Hanken beruhet. Bey dem Bahngalop geht das Pferd ſehr zuſammen, es ſenkt ſich mit der Krupe ſehr zur Erde, greift mit dem Hintertheile weit vor, verkürzt die Schritte mit den Vorderfüßen ſowohl, als es die Zwiſchenzeiten verlängert, und nimmt alſo eine langſamere Cadence an. Bey dem Feldgalopp hingegen braucht es die Hanken weniger, es nimmt ſich weniger zuſammen, ſondern ſtreckt ſich mehr, und verkürzet die Cadence. Der Bahngalop wird den Pferden, die kunſtmäßig zugeritten werden, ſo viel als es möglich iſt, beygebracht, wenn es auch gleich die Abſicht iſt, es zu einem Campagnepferde abzurichten; denn durch dieſen wird es mit dem Gebrauche ſeiner Hanken bekannt, und es iſt eine leichte Mühe, dem Pferde den Galop zu verlängern, wozu man im Felde bald gelangt, wenn man es im

Galop nur fleißig fort läſſet, wodurch ſich der Gebrauch der Hanken leicht verliert.

Hier entſteht die Frage, wozu es nöthig ſey, ein Pferd auf die Hanken zu ſetzen, wenn man es doch wieder davon entwöhnen will? Die Urſachen davon ſind dieſe:

1) das Pferd geht, ungeachtet der Galopp verlängert wird, dennoch viel leichter und freyer, weil es, ob es gleich nicht ſo ſtark zuſammen geht, dennoch mit ſeinem Hintertheile weit vorgreift.

2) Es kann ſich eine Gelegenheit zeigen, daß man ein Pferd in völliger Carriere parieren muß, wenn man ein Unglück vermeiden will, z. B. im Kriege, oder man ſieht plötzlich eine jähe Tiefe vor ſich, die man in der Ferne nicht beobachten konnte. Dieſe alſo nöthige ſchleunige Parade kann nur ein Pferd machen, welches den Gebrauch ſeiner Hanken in ſeiner Gewalt hat: denn durch die geringſte Anſtrengung der Zügel geht es zuſammen, und hält ſich auf ſeinen Hanken, da ein anderes, das den Gebrauch der Hanken nicht kennt, ſich in die Gefahr ſtürzt, wovon man Beyſpiele genug hat.

3) Der Gebrauch der Hanken verſchafft dem Pferde eine richtige Anlehnung auf das Mundſtück, und erhält das Maul weich und empfindlich; denn wenn es im Galop die Vorderfüße auf die Erde zu ſetzen im Begriff iſt, ſo iſt es auch geneigt, eine Stütze auf dem Mundſtücke zu ſuchen, und bey der Gelegenheit hat der Bereiter Zeit, es die Zügel empfinden zu laſſen, wodurch ihm die Wirkung der Stange am beſten bekannt wird, und es ihr nachgeben lernt.

Noch einige Bemerkungen über verſchiedene Eigenthümlichkeiten und Untugenden der Pferde.

Die Pferde haben bisweilen noch allerley Eigenthümlichkeiten an ſich, die mehr oder weniger fehlerhaft ſind, und die man kennen muß, wenn man ein Pferd richtig beurtheilen will. Manche haben es ſich angewöhnt Leder und Stricke zu käuen, andere haben die häßliche Gewohnheit an ſich, die man das Leinweben oder den Bärentritt nennt. Sie beſteht darin, daß das Pferd vor der Krippe hin- und herſchwankt und auf einen Vorderfuß um den andern tritt. Feurige Pferde, die bey gutem Futter und guter Pflege wenig arbeiten, gewöhnen ſich am erſten zu dieſer Untugend, die vornähmlich in der Rückſicht ſehr nachtheilig iſt, weil ſie dem Pferde einen weiten Stand und einen gezwungenen, häßlichen Gang verurſacht. Bey dem Ankaufe eines Pferdes muß man daſſelbe im Stalle vorher zu beobachten ſuchen, um es kennen zu lernen.

Das Krippenſetzen, Röken, Bölken oder Koppen iſt nach ſeinen Zeichen zu bekannt, als daß es einer Beſchreibung bedürfte. Der Grund davon ſcheint in einer fehlerhaften Beſchaffenheit der zur Beförderung der Verdauung ſich in den Magen ergießenden Säfte zu liegen, dergeſtalt, daß ſich daher aus dem genoſſenen Futter eine widernatürliche Menge von Luft erzeuget, die vermöge ihrer ausdehnenden Kraft den Magen beſchweret, und das Pferd veranlaßt, ſolche portionenweiſe und in der Art eines Rülpſes von ſich zu geben.

Die

Die mehrſten Pferde nehmen bey dem Köken einen feſten Stützpunkt in der Krippe oder auf dem Rande derſelben, indeſſen ziehen einige nur den Halfterſtrang ſtramm, wenn ſie köken, welches jedoch alsdann mit keinem ſo lauten Ton verbunden iſt, als wenn ſie aufſetzen. Dieſe letzte Art pflegt man **Wind-** oder **Luft-Schnapper** zu nennen *).

Ob es gleich richtig iſt, daß die Köker gröſtentheils feſte und arbeitſame Pferde ſind, ſo wird doch bey den mehrſten Menſchen ihr Werth durch das Köken herabgeſetzt. Einige von ſolchen Pferden ſind auch oft den Windkoliken ausgeſetzt, woran ſie denn auch zuletzt nicht ſelten ums Leben kommen.

Scharfe Freſſer und feſte dauerhafte Pferde fangen bey vieler Ruhe und abgemeſſenen Futterportionen am erſten das Köken an, und ſie verrathen nicht ſelten durch häufiges Lecken in der Krippe die erſte Neigung dazu. Unter ſolchen Pferden, die viel arbeiten, und wenn ſie Ruhe genießen, immer etwas zu freſſen vor ſich haben, wie dieß beſonders bey den Pferden der Landleute der Fall iſt, kommen keine Köker vor.

Es gehört übrigens auch unter die Zahl der erblichen Uebel, daher denn Hengſte und Stu-

*) „Manche behaupten, ſagt Havemann, daß nicht alle Köker Luft ausſtoßen, ſondern daß einige vielmehr Luft einſchlucken, daher ſie denn dieſes Einſchlucken durch das Anlegen eines Kökriems verhindern und dadurch den Windcoliken vorbauen wollen. Es fällt mir nicht ſchwer das offenherzige Bekenntniß abzulegen, daß ich noch viel dunkeles in dieſer Materie finde, weshalb ich alle, die Gelegenheit dazu haben, bitte, ſich die Aufklärung dieſer Materie nach Möglichkeit angelegen ſeyn zu laſſen. Soviel iſt gewiß, daß die aufmerkſamſte anatomiſche Unterſuchung bey den Pferden, die köken, nichts abweichendes von der geſunden Beſchaffenheit weder an dem Magen noch an dem Magenmunde entdeckt."

Stuten, die mit dieſem Uebel behaftet ſind, nicht zur Fortpflanzung gebraucht werden müſſen.

Daß ſich ein Pferd dadurch, wenn es neben einem Koppenden ſteht, das Köken angewöhnen ſollte, wie viele behaupten, iſt einer mit Aufmerkſamkeit gemachten Erfahrung zuwider.

Alle Mittel, die bisher verſucht worden, einem Pferde das Köken abzugewöhnen, ſind ohne Nutzen geweſen. Die ſogenannten Kökriemen, die noch täglich in dieſer Abſicht gebraucht werden, verhindern zwar das Pferd, wenn ſie feſt genug angelegt werden, an dem Köken; allein ſie befreyen das Pferd, ſelbſt wenn ſie lange Zeit angelegt werden, nicht von dieſem häßlichen Uebel.

Der Herr Baron von Eiſenberg ſagt in ſeinem bekannten Werke über die Roßtäuſcherkünſte über dieſen Fehler folgendes:

Es ſind aber, um die Sache deutlich zu machen, die Krippenſetzer von dreyerley Art: nähmlich ſolche, die ſich in die Krippe, andere die ſich an die Krippe, und endlich noch welche, die ſich zurück in die Halfter legen, und die Luft durch das Köken in den Leib pauken. Die letzte Art iſt die ärgſte, und da ſolche Pferde nicht allein das Futter verlieren, indem ſie das Maul aufſperren, ſondern auch den Leib mit Luft anpumpen, ſo iſt ein ſolches Pferd gänzlich zu verwerfen. Die zweyte Art iſt zwar auch ſchon ſchlimm, weil die Pferde von derſelben das Futter verlieren, dabey aber doch nicht den Wind in ſich hinein pumpen. Die erſte Art hingegen iſt weiter gar nicht ſchädlich, und es ſind ſolches gute brauchbare Pferde, indem ſie nur in die Krippe rülpſen, und weder das Futter verlieren, noch ſich allzuſehr den Wind in den Leib pumpen. Man macht ſich daher an vielen Orten nicht viel aus dieſem Fehler. In Sachſen aber wird ein Köker, von was für Art er ſeyn mag, kaum um die Hälfte des ſonſtigen Werthes verkauft.

Die

Die verſchiedenen Mittel, welche man erdacht hat, die Pferde von dieſer üblen Angewöhnung zurück zu bringen, findet man im Art. Krippenbeiſſer, Th. 53, S. 511 fl. angegeben.

Die Stellung der Schenkel bey dem ſogenannten Schildern oder Ruhen verdient einige Aufmerkſamkeit. Die beſte Stellung beym Schildern iſt, wenn das Pferd, indem es die Laſt des Hintertheils auf einen Schenkel gelegt, den andern entweder auf der Stelle ſtehen läßt oder um etwas vorwärts ſetzt. Die übelſte von den verſchiedenen Stellungen iſt, wenn das Pferd den einen Hinterfuß auf die Krone des andern ſetzt: denn wenn es in dieſer Stellung erſchrickt und zuſammenfährt: ſo kann es ſich leicht gefährliche Tritte auf die Krone verurſachen. Auch iſt das Schildern auf der Zehe mit umgekipptem Fuße eine üble Stellung, die, wenn das Pferd erſchrickt, leicht ein Ueberköthen veranlaßt. Es ſchildern übrigens alle Pferde, ſowohl die vermögſamen als die ſchwachen, indeſſen ruhen ſich jene weniger als dieſe.

Solche Pferde, die beym Ruhen einen Vorderfuß weit vorausſtellen, geben dadurch nicht ſelten eine Schwäche im Schenkel zu erkennen, die vielleicht nach einer überſtandenen Buglähmung zurück geblieben iſt.

Die Pferde, die ſtatt zu ſchildern im Stalle außerordentlich geſtreckt ſtehen, verrathen, daß ſie von vieler Arbeit ſehr gelitten haben und abgenutzt ſind. Man findet dergleichen vornähmlich unter Pferden, die von feſter Raße und zum ſchnellen Laufen gebraucht ſind, als z. B. unter den polniſchen und engliſchen Pferden, die lange auf Jagden gedient haben.

Da-

Das Wiehern hört man von Wallachen und Stuten viel ſeltner, als von Hengſten, die auch eine weit vollere und tiefere Stimme, als jene haben. Ueberhaupt laſſen ſich fünferley Arten des Wieherns unterſcheiden, deren Abänderungen durch die unterſchiedenen Leidenſchaften beſtimmt werden *). Bey dem freudigen Wiehern ertönet die Stimme ziemlich lange; ſie ſteigt und verliert ſich in höhern Tönen, das Pferd pflegt zugleich auszuſchlagen, aber nicht heftig und mehr aus Muthwillen, als in der Abſicht, Schaden zu thun. Bey dem Wiehern aus Verlangen, entweder nach einer Stute oder ſonſt nach etwas, ſchlägt ein Pferd nicht aus, die Stimme läßt ſich dabey lange hören und endigt ſich in tiefern Tönen. Das zornige Wiehern, wobey das Pferd gefährlich ausſchlägt und um ſich hauet, wird in einem hohen Ton ſehr kurz abgebrochen. Das furchtſame Wiehern, wobey das Pferd ebenfalls ausſchlägt, währet nicht länger, als das zornige. Es geſchieht mit einer tiefen, rauhen Stimme, welches faſt gänzlich durch die Naſe heraus zu gehen ſcheint. Beynahe gleicht es dem Brüllen eines Löwen. Das ſchmerzliche Wiehern iſt mehr ein Stöhnen oder Schnarchen, welches mit einer tiefen Stimme, nach den Abwechſelungen des Aus- und Einathmens, abſatzweiſe geſchieht. Ueberdieß hat man die Pferde, welche, beſonders aus Muthwillen oder Verlangen, oft wiehern, immer als die beſten und edelmüthigſten gefunden. Die Stimme der Hengſte tönt viel ſtärker, als der Wallachen und

*) S. Cardanus de rerum varietate Lib. VII. c. 32. Conf. Recherches ſur les organes de la voix des Quadrupedes et de celle des oiſeaux. (Beſonders vom Wiehern der Pferde) in den Mem. de l'Acad. Roy. des Sc. de Par. 1758. et Bibl. des Scienc. T. X. p. 265.

und Stuten. Von der Geburt an übertrifft ein Hengſtfüllen das Mutterfüllen an Stärke der Stimme. Nach zweyen oder nach dritthalb Jahren bekommt die Stimme der Pferde, wenn ſie mannbar ſind, bey Hengſt- und Mutterfüllen wie bey den Menſchen und bey den mehreſten Thieren, eine vorzüglichere Stärke und Tiefe. Wenn Brunſt, Verlangen und Begierden ein Pferd beleben, weiſet es die Zähne, als ob es lachte. Das thut es auch, wenn es zornig iſt und beißen will. Zuweilen ſtreckt es die Zunge aus, um zu lecken; aber lange nicht ſo oft, als der Ochſe. Obgleich dieſer bey allen Liebkoſungen weit unempfindlicher iſt, ſo lecket er doch weit öfter, als das Pferd, welches eine üble Begegnung weit länger merkt und viel eher ſtutzig wird, als ein Ochſe. Das hitzige und muthige Naturell eines Pferdes ſtrenget gleich anfänglich alle Kräfte willig zur Arbeit an; wird es aber gewahr, daß man es übertreiben will, ſo wird es trotzig und halsſtarrig. Der Ochſe hingegen iſt von Natur langſam und träge. Da er ſeine Kräfte nicht gleich zur Arbeit aufbietet, ſo läßt er ſich es eher gefallen, dazu angetrieben zu werden.

Der Schlaf iſt bey Pferden ungleich kürzer, als bey den Menſchen. Ein geſundes Pferd wird ſelten zwey bis drey Stunden hinter einander liegen bleiben. Es erhebt ſich alsdann wieder um zu freſſen, und es muß außerordentlich ermüdet ſeyn, wenn es alsdann ſich noch einmahl niederlegen ſoll. Im Ganzen aber pflegt es Tag und Nacht hindurch höchſtens nicht über drey oder vier Stunden zu ruhen. Es gibt unter ihnen ſogar einige, die ſich niemahls legen, ſondern beſtändig im Stehen ſchlafen.

Das

Das thun auch zuweilen diejenigen, die ſich ſonſt wohl abwechſelnd zu legen pflegen. Von den Wallachen hat man angemerkt, daß ihre Neigung zu einem öftern und anhaltenden Schlafe weit größer, als bey den Hengſten, ſey.

Das Pferd ſäuft viel begieriger als es frißt. Es hängt Maul und Naſe hurtig und tief ins Waſſer und nimmt ſo viel, durch eine bloße Bewegung des Schluckens, zu ſich, als zur völligen Befriedigung ſeines Durſtes erfordert wird. Allein dadurch iſt es auch genöthiget, alles in einem Athem zu ſaufen, da hingegen der Hund, indem er leckend ſäuft, nach eigenem Gutdünken dazwiſchen athmen kann. Daher muß man auch den Pferden die Freyheit laſſen, zu verſchiedenen Mahlen im Trunke abzuſetzen, beſonders wenn es von einer vorhergegangenen ſtarken Bewegung noch einen kurzen und beklemmten Athem hat. Allzu kaltes Waſſer iſt ihnen ſchädlich. Ohne die Leibſchmerzen in Erwägung zu ziehen, die oft vom Genuſſe des kalten Waſſers entſtehen, kann es auch gar leicht geſchehen, daß ſie ſich die Naſe, welche ſie allemahl in ihren Trank mit eintauchen, ſtark erkälten, ſich einen Schnupfen und wohl gar einen Anſatz der fürchterlichſten Krankheit dieſer Thiere zuziehen, die ſchon längſt unter dem Nahmen: der Rotz der Pferde, bekannt iſt; denn es iſt erwieſen, daß der Sitz des Rotzes in der Schleimhaut ſey, daß er folglich bloß für eine Art des Schnupfens zu halten und in der Folge wohl gar fähig ſey, dieſe Haut ſtark zu entzünden. Außerdem ſagen die Reiſenden, die mit großer Ausführlichkeit von den Pferdekrankheiten in den warmen Ländern, als in Arabien, Perſien, in der Barbarey, handeln, gar nichts

nichts davon, ob der Rotz daſelbſt eben ſo häufig, als in kalten Himmelsſtrichen, vorkomme. Man kann daher vielleicht mit Recht muthmaßen, daß die Kälte des Waſſers eine von den vorzüglichſten Urſachen dieſer Krankheit ſey, weil dieſe Thiere beym Saufen die Naſe ins Waſſer ſtecken und ihre Naſenlöcher lange darin laſſen müſſen. Dieſem Uebel würde man alſo vorbauen, wenn man ihnen niemahls kaltes Waſſer zu ſaufen gäbe und ihnen, wenn ſie geſoffen haben, die Naſenlöcher wohl abtrocknete. Weil die Eſel die Kälte weit mehr, als die Pferde ſcheuen, haben ſie, ob ſie gleich, in Anſehung des innern Baues ungemein ſehr mit ihnen überein kommen, dennoch bey weitem nicht einen ſo großen Hang zum Rotze; vielleicht bloß darum, weil ſie anders ſaufen, als die Pferde; denn ſie pflegen weder das Maul, noch die Naſe tief ins Waſſer zu tauchen, ſondern daſſelbe faſt bloß mit den Lefzen zu berühren.

Zu den übrigen beſonderen Eigenheiten eines Pferdes gehört unter anderen noch:

Daß es ſich nicht erbrechen kann.

Daß das Pferd an den vier Hufen kann beſchlagen werden, und gleichſam mit eiſernen Schuhen gehe *).

Daß das Pferd durch Sattel, Zaum, Gebiß, und Sporen gezwungen, und durch anderes Geſchirr zu allen Arten von Arbeit gebraucht werden kann.

Daß es im Finſtern ſehen, und den Weg ſehr gut wiederfinden kann.

Daß

*) Die Alten kannten keine Hufeiſen. Nach Montfacon hat man davon keine ältere Nachricht, als vom Jahre 481, aus welcher Zeit noch das Hufeiſen von Childerich's Pferde erhalten worden. S. Berenger hiſtory and art of Horſemanſhip. p. 220. Vol. I.

Daß es ſehr geſellig iſt, und ein gutes Gedächtniß hat, auch ſeinen Herrn, und die Thiere, die mit ihm umgehen, Hunde, Ziegenböcke, und Kameraden ſehr gut kennt.

Ein raſches, munteres Pferd hat die Gewohnheit, wenn es frißt, mit dem Vorderfuße ſo ſtark niederzuſtampfen, daß die Erde ſchüttert. Es iſt ein Zeichen der Behaglichkeit.

Das Pferd hat, wie man zu ſagen pflegt: ſeine eigenen **Mucken**, die ihm ſchwer abzugewöhnen ſind, wenn es im Anfange verſehen wird. Dahin gehört die **Stätigkeit**, daß es durch nichts von der Stelle zu bringen iſt, wenn es fortgehen ſoll; aber willig iſt, wenn es nach der Krippe oder nach Hauſe geht. Ferner das **Hauen** mit den Vorderfüßen, das **Ausſchlagen**, womit ſie ſich gegen alles wehren; und das **Bäumen** und **Ueberſchlagen**. Ingleichen das **Beißen**, welches gefährliche Folgen hat.

Dieſe Fehler aber ſind gegen die reiche Zahl der Tugenden und guten Eigenſchaften der Pferde nur ſehr wenige.

Das Zuſammenſchauern und Zittern mit dem ganzen Körper und der Haut, wenn ihm das ſchwere Geſchirr abgenommen wird, oder wenn es ſich der Stechfliegen erwehrt, oder wenn man eine gedrückte Stelle berührt.

Wenn es abgeſattelt, oder abgeſchirrt, und voll Schweiß iſt: ſo pflegt ſichs gern auf dem Miſte oder auf ſeinem Lager zu wälzen.

Endlich gehört auch noch zu den Eigenheiten des Pferdes: daß es nicht lange krank iſt. Wird es den dritten Tag nicht beſſer, wenn die Krankheit innerlich iſt; ſo fällt es gemeiniglich um.

Von

Von dem verſchiedenen Gebrauche der Pferde.

Pferde, die man auf Reiſen zum Reiten beſtimmt, und Reiſepferde (Chevaux de maitre) nennt, müſſen in der Stärke ihres Alters und von gutem Körper ſeyn, um die Arbeit auszuhalten. Sicherheit auf den Schenkeln, ein wohlgemachter Fuß, guter Huf, leichtes Maul und ſanfte Bewegungen, ſind Eigenſchaften, die man von ihnen fordert. Man ſuchet auch zu dieſer Abſicht ſolche beſonders aus, die nicht gar zu hitzig, ſondern, ohne Trägheit, ruhig ſind. Wenn ſie nur einen guten Schritt gehen, ſo pflegt man auf Reiſen keine andere Gänge von ihnen zu fordern. Man verwirft billig diejenigen, welche ſcheu und im Freſſen ſo eigen ſind, daß man in Gefahr iſt, nicht allenthalben Futter für ſie finden zu können. Von einem **Packpferde** (Cheval de ſuite) fordert man ſchon weniger. Genug wenn es unterſetzt und ſtark genug iſt, Laſten, die man ihm aufbürdet, zu tragen. Ein etwas hartes Maul gereicht ohnſtreitig zu ihrem Vortheil, weil ſie von groben Händen regiert werden. **Paßgänger**, die zugleich den Antritt gehen, ſind allerdings auf Reiſen ſehr bequeme Klepper, ſie pflegen aber dieſen Gang nicht lange auszuhalten.

Zu **Poſtkleppern** werden gemeiniglich Hengſte gewählet, damit ſie deſto fähiger ſeyn mögen, dieſe beſchwerliche Lebensart auszuhalten. Man verlangt von ihnen, daß ſie unterſetzt, kurz und ſtark, mit guten Schenkeln und Füßen verſehen, im Galop leicht ſeyn ſollen, ohne die Nieren fallen zu laſſen. Wenn ſie dabey nicht ſtetig oder ſonſt wunderlich und eigenſinnig ſind, ſo iſt man weiter nicht um die Beſchaffenheit ihres

Mauls oder um die Schönheit ihrer Leibesgeſtalt bekümmert.

Zur Abrichtung für die Reitſchulen oder für den Krieg werden lauter ſchöne, leichte und muntre Pferde gewählet, die Feuer und Lebhaftigkeit beſitzen. Ihr Maul muß zu dieſer Abſicht ſo gut, ihre Bewegungen aber müſſen ſo gelinde, als möglich ſeyn. Es gehört überdieß ein lebhafter Schritt und verkürzter Galop, gute Nieren und Kniekehlen zu einem Pferde dieſer Art.

Von **Kriegespferden für Officiere** verlangt man, daß ſie empfindlich, biegſam, geſchickt, muthig und leicht ſind. Allzu zärtliche, ſchöne, oder zu hitzige Pferde dürfen hierzu nicht ausgeſucht werden.

Zu einem **ordentlichen Reitpferde** iſt es genug, wenn es ſtammhaft und ſtark iſt, einen leichten Trab geht, gute Knie und ein feſtes Maul hat.

Bey **Pferden, die zur Pracht gehalten werden,** ſieht man hauptſächlich auf ein ſchönes äußeres Anſehen. Ihre vornehmſten Eigenſchaften alſo ſind Schönheit der Farbe, der Geſtalt, der Mähne und des Schweifes. Dazu gehört noch eine gewiſſe Art der Unruhe und des Stolzes, ein gutes ſchäumendes Maul und ein beſtändiges Kauen am Gebiſſe. Die muthigſten und ſtolzeſten Pferde (Piaffeurs) ſind, in dem Falle, wo es nur auf ein äußerliches falſches Anſehen ankommt, allemahl die beſten.

Ein **Reitpferd zum Vergnügen** darf nur von mittelmäßiger Größe, eher klein, als groß ſeyn, weil ihre Bewegungen nicht ſo ermüdend ſind, als die Bewegungen eines großen Pferdes. Friedfertigkeit und ein guter Schritt müſſen ihm

nicht

nicht fehlen. Allzu große Lebhaftigkeit würde dem Reiter beſchwerlich fallen. Sichere Schenkel und ein gutes Maul ſind Haupteigenſchaften. Die frömmſten und ruhigſten dieſer Pferde werden Frauenzimmerpferde genannt.

Pferde zur Parforcejagd müſſen leicht, ſchnell, dauerhaft und von gutem Athem ſeyn, ein gutes aber nicht allzu empfindliches Maul haben, weil oft Aeſte den Zaum berühren. Man fordert auch von ihnen, daß ſie kaltſinnig ſeyn ſollen, damit ſie nicht vom Getöſe der Jagdhörner und Hunde betäubt, endlich dumm vor dem Kopfe werden möchten. Den Piqueurs werden zwar gemeinere und ſtammhaftere, doch zugleich ſchnelle und lebhafte Pferde gegeben.

Die ſogenannten Schußpferde (Chevaux d'Arquebuſe) welche beym Pürſchen (Chaſſe au chien couchant) gebraucht werden, müſſen abgerichtet ſeyn, den Schuß zu hören, ohne darüber zu erſchrecken. Man wählt ſie gern von der mittlern Statur, damit man leichter aufſitzen kann. Sie müſſen ganz ruhig ſeyn und gar keinen eignen Willen haben, aber einen guten Schritt gehen.

Von **Kutſchpferden** verlangt man einen guten Trab, niedrige Hinterſchenkel, gerade Nieren und einen hohen Kopf, mit einem guten Maule, ſehnige Schenkel und wohl bewaffnete Füße.

Ein **Pferd**, welches vor die **Poſtchäſen** geſpannt wird, muß von guter Größe, unterſetzt und langgeſtreckt, ein Pferd aber, das den Poſtilion trägt, darf eben nicht ſo unterſetzt, es muß aber zu einem leichten und kurzen Galop fähig und gewöhnt ſeyn.

Vor die **Karren**, vor den **Pflug** u. ſ. w. nimmt man gern dicke Hengſte von gemeiner Art. Da ſie am Kummete ziehen, müſſen ſie nothwendig unterſetzt ſeyn, breite Bruſt und ſtarke Schultern haben.

Zu **Laſtpferden** ſchicken ſich keine andere, als unterſetzte Pferde mit breiten Rippen und guten Nieren; zu **Landkutſchenpferden** können ſchlankere und leichtere gebraucht werden, weil ſie oft im Trabe gehen.

Das Reuter-, Dragoner- und Domeſtikenpferd, ſagt Herr Havemann, iſt von gemeinerer und gröberer Art als das Herrenpferd, und deswegen auch weit wohlfeiler. Es muß von ziemlich guter Vorhand und Führung ſeyn, und einen geraden Rücken, einen rund geſchloſſenen Leib, ein gefülltes Kreuz und ſtarke, geſunde und gut geſtellte Schenkel, auch einen möglichſt geraden und räumenden Gang haben. Es darf nicht boshaft und tückiſch, auch in Abſicht der Nahrung nicht zärtlich ſeyn, und bey einem guten, unerſchrockenen Temperamente muß es einen geſunden, feſten und bey Strapazen ausdauernden Körper haben.

Das leichte Dragoner- und Huſarenpferd muß von mäßiger Höhe ſeyn, eine ſchlanke Taille und einen leichten, raſchen Gang haben. Bey den übrigen Eigenſchaften eines guten Cavalleriepferdes, die es haben muß, iſt es beſonders nothwendig, daß es nicht ſcheu ſey, bey der Arbeit guten Appetit behalte und einen ſehr feſten, ausdauernden Körper habe. Die Polniſchen, Ungariſchen und Ukrainer Pferde ſind beſonders gute Pferde für die leichte Cavallerie.

Das Packpferd, das im weſentlichen ſo gebaut ſeyn muß, als das gemeine Soldatenpferd, darf in der Hinſicht, um es bequem bepacken zu können, nur von mittelmäßiger Größe ſeyn. Es darf vorn nicht niedriger als hinten ſeyn, und muß vornähmlich einen geraden kraftvollen Rücken, runden Rippenbau und ſtarke Schenkel haben. Da dieſes Pferd aber nur langſam dient, ſo kann es, dem Gebrauche unbeſchadet, etwas abgenutzt ſeyn, oder einen geringen Fehler am Geſichte haben, daher es denn auch

ge-

geringer im Preiſe, als erſt benannte Pferde zu ſeyn pflegt. Jedoch iſt es vor allen Dingen nothwendig, daß es einen ſichern und guten Schritt gehet.

Das Zugpferd wird aus der gröbern und gemeinern Klaſſe genommen, und wird hierzu der nähmliche Schlag von Pferden, als für die Reuter gewählt. Auf einen ſchönen Gliederbau wird bey deſſen Wahl mehr oder weniger Rückſicht genommen, je nachdem es die nähere Beſtimmung des Pferdes erfordert.

Bey der Wahl von ein Paar Kutſchpferden hat man vorzüglich dahin zu ſehen, daß ſie von anſehnlicher Größe und ſtarken Knochen, von gleichem Haare, möglichſt egalem Gebäude oder Leiſte, von einerley Temperamente und in Abſicht ihrer Actionen ſich gleich ſind.

Ein Kutſchpferd muß übrigens einen gut gebogenen, etwas ſtarken Hals, und eine breitere Bruſt und fleiſchigere Schultern, als ein Reitpferd, einen ſtarken Rumpf, eine volle Krupe und ein vermögſames Hintertheil haben. Ein ſolches Gebäude von Pferd füllt das Geſchirr, fällt vortheilhaft ins Auge, und iſt vermöge ſeiner Maſſe vorzüglich zum Ziehen geſchickt. In Abſicht ſeines Temperaments darf es weder zu faul noch zu hitzig ſeyn, und muß, wenn es zum Staate und zur Parade dienen ſoll, viel Action haben.

Vom Nutzen der Theile des Pferdes.

Ob wir gleich in Europa den Genuß des Pferdefleiſches mehr verabſcheuen, als uns darnach gelüſten laſſen, ſo weiß man doch auch aus zuverläſſigen Berichten, daß es von den Schwarzen ſowohl, an der Goldküſte in Guinea *) und von den Arabern, als von den Tartarn **) und Chineſern ***) mit Appetit verzehret wird.

 Die

*) S. Dappers Africa S. 458. 459.
**) S. Gmelin's Reiſe nach Siberien. I. Th. oder Samml. der Reiſen; Gött. 1751. gr. 8. Tom. IV. p. 167.
***) S. Neuhof's Geſandſchaft nach China. Fol. p. 274. 275.

Die erſtern finden eben ſo vielen Geſchmack daran, als an ihrem Hundefleiſche, und die Araber pflegen aus dem Fleiſche junger Pferde vorzügliche Leckerbiſſen zuzubereiten. In Siberien haben die ſogenannten Brakski eine beſondere Gewohnheit, Pferde zu weihen. Man führt ein ſolches Pferd vor den Prieſter, welcher erſt einige Worte ſagt, hernach aber demſelben einen gelinden Schlag mit der Hand gibt, worauf es derjenige laufen läßt, welcher es an der Hand hielt. Ein auf ſolche Art geweihetes Pferd wird niemahls beritten oder ſonſt zu einer Arbeit gebraucht. Wenn der Beſitzer davon ſtirbt, wird es ihm geopfert, ſeine Knochen werden auf deſſen Grab gelegt, das Fleiſch aber wird von den Prieſtern verzehrt *). Die Kalmucken machen ſehr viel aus dem Pferdefleiſche; ſie legen es aber nicht unter, ſondern hinter den Sattel, damit ſie, während des Reitens hinter ſich greifen und nach Gefallen etwas davon abſchneiden können. Wenn ſie es recht feyerlich verzehren wollen, röſten ſie es ein wenig an einem hölzernen Bratſpieße **). Bey den Usbeker Tartern iſt eigentlich nur der Pferdekopf eine Speiſe der Vornehmen, das übrige Fleiſch gehört für den gemeinen Mann ***). Bey den Tunquineſen iſt das Pferde- und Hundefleiſch weit mehr, als anderes Fleiſch geachtet ****). Die Jakuten pflegen das Fleiſch ſogar von verreckten Pferden, von Mäuſen und Murmelthieren, dem Ochſen- und Kuhfleiſch vorzuziehen †). Bey dem Gebirge zwiſchen Peru und Chili machten die Spa-

*) S. de la Porte Reiſen ꝛc. VII. Theil S. 144.
**) Hannöv. Beytr 1759. Phyſ. ök. Ausz. III. p. 236.
***) Anderſon's Reiſe um die Welt. p. 113.
****) S. Tavernier Reiſen III. Th p. 66 und 79.
†) Gmelin. S. Götting. Reiſen ꝛc. V. Th. S. 469. 472.

Spanier ſelbſt, im Jahr 1535, wegen Mangel der Lebensmittel keine Schwierigkeit, ſich an Pferdefleiſch zu ſättigen *), wie es auch in Europa in belagerten Städten noch in neueren Zeiten hier und da geſchehen iſt, z. B. in Kopenhagen im Sommer 1807, wie die Engländer es bombardierten. Duval erzählt **), daß in den Fleiſchbänken der Stadt Moskau neben anderem, das Pferdefleiſch ſehr häufig verkauft wird. Der Geſchmack der Menſchen iſt unterſchieden. Ein Europäer wird nicht leicht einem der angezeigten Völker ſeine Mahlzeit beneiden. Indeſſen beweiſen die angeführten Beyſpiele, daß, überhaupt betrachtet, alle Pferde, beſonders die jungen Füllen, allerdings unter die eßbaren Thiere gehören, und daß die Europäer ſelbſt im Fall der Noth, ſich beym Genuß ihres Fleiſches nicht übel befunden haben.

Noch mehr Aufmerkſamkeit verdient aber der Gebrauch, den man in einigen Gegenden von der Milch der Pferde zu machen pflegt. „Eine friſche Pferdemilch, ſagt Herr Prof. Pallas ***), iſt viel flüſſiger, als Kuhmilch; allein, wegen eines geringen, lauchhaften Nebengeſchmackes etwas unangenehm. Durch eine reinliche Säurung aber bekommt ſie einen überaus annehmlichen, weinſäuerlichen Geſchmack. Sie ſetzt kaum einige Tropfen Schmant, und kann alſo nicht zum Buttermachen gebraucht werden. Dagegen führt ſie deſto mehrere berauſchende, gährende Beſtandtheile bey ſich. Im Sommer bedienen ſich daher die Kalmucken der

X 4 Pferde-

*) Allg. Reiſen XV. Th. p. 91.

**) In ſeiner Weltbeſchreibung II. Th. S. 393.

***) In ſeiner Reiſe durch verſchiedene Provinzen des Ruſſiſchen Reichs, 1. Th. St. Petersburg 1771 gr. 4to. S. 315.

Pferdemilch faſt allein zum gemeinen *) Getränke und zum Branntweinmachen, wovon der Art. Milchbranntwein, Th. 90, S. 595 ſl. nachzuſehen iſt. Von der zum Branntwein beſtimmten Milch wird kein Schmant abgenommen, ſondern von Zeit zu Zeit alles, mit einer Art von Butterſtock wohl unter einander gerührt. Eine auf dieſe und andere Weiſe geſäuerte Pferdemilch wird auf Kalmuckiſch Tſchigan, auf Tartariſch Kumyß genannt, und zum Theil als ein Getränk, theils zum Branntweinbrennen verbraucht.

Die Uebertreibung des Branntweins bleibt ganz allein den Weibern überlaſſen. Die eigentliche Zurüſtung dabey iſt von Pallas **) ausführlich beſchrieben und abgebildet. Die Kalmukken bezeugen, daß ihr Milchbranntwein in geringer Menge nicht ſo hurtig rauſche, als der ruſſiſche ***); wenn man ihn aber bis zur Trunkenheit genöſſe, bliebe man zwey Tage lang närriſch und brauche noch längere Zeit ſeinen Rauſch ganz auszuſchlafen.

Das ungemein ſaure Ueberbleibſel der Milch, welches die Kalmucken Buſah nennen, wird nicht verſchleudert, ſondern auf verſchiedene Art genutzt. Theils pflegen ſie es, mit friſcher Milch vermiſcht, ſogleich zu verzehren, theils zum Bereiten der Schaf- und Lämmerfelle zu brauchen. Im erſten Falle nennen ſie das Gemiſch Schnurmyk und genießen es mit vielem Appetit.

Eben

*) Auch bey den kleinen Tartern oder Nogainen iſt es gewöhnlich. S. Taverniers Reiſen p. 147.

**) [illegible] S. 316

***) S. Gött. Samml. von Reiſen. gr. 8. 1751. IV. Th. p. 273.

Eben dieſes Ueberziehen der Pferdemilch, nach vorhergegangener Säurung, iſt auch bey den Televtiſchen Tartarn bey der Stadt Tusnetzk, gebräuchlich *). Die Tartarn bewirthen ſich, bey großen Feyerlichkeiten, mit ſaurer Pferdemilch, und werden davon ſo berauſcht, als andere Völker von Bier, Wein und Branntwein **). Das vornehmſte Getränk der großen Herrn bey den Mongolen iſt **Kosmos**, oder **Kumis**, auch **Karakosmos** oder ſchwarzer **Kosmos** von Pferdemilch. Man ſchlägt nähmlich dieſe Milch in einem großen ledernen Sack mit einer Keule ſo lange, bis die gröbern Theile, wie Hefen von weißem Weine, unterſinken, die klärern aber wie Molken, oben bleiben. Der Bodenſatz wird den Bedienten gegeben, welche davon überaus feſt zu ſchlafen pflegen. Der Trank wird für höchſt angenehm, zugleich aber auch für geſund ausgegeben. Der Fürſt Batu bekam täglich Karakosmos von drey tauſend Pferden, außer der lautern, weißen Milch, die ſeine Unterthanen ihm alle drey Tage bringen mußten ***).

Bey den Alten wurden der Pferdemilch die heilſamſten Wirkungen in der Epilepſie, wider die Schwindſucht, Huſten und Engbrüſtigkeit beygelegt ****). Das **Pferdemark** haben einige wider die rheumatiſchen Schmerzen angerathen. Ueberhaupt wurden vor Zeiten faſt alle Säfte, alle Theile, ſelbſt die Unreinigkeiten der Pferde, zu Heilungsmitteln vorgeſchlagen. Wer begierig iſt, den mediciniſchen Nutzen kennen zu lernen,

*) S. Gött. Reiſen. IV. Th. p. 237.
**) Ebend. IV. Th. p. 447.
***) S. Leipz. allgem. Reiſen. VII. Th. p. 413.
****) Lemery Mater. Lexicon. Leipz. 1721. Fol. S. 431.

welchen die Alten dem Blute, dem Fleiſche, dem Kothe, dem Harne, dem Schweiße, der Milch, dem Schaume oder Geifer, dem Fette oder Schmalze, den Hoden, dem Schwamme oder den Warzen an den Schenkeln, dem Hufe, den erſten Zähnen eines Füllens, dem Roßbezoar, (Hippolithus) u. ſ. w. zueigneten, den bitten wir, alle dieſe, größten Theils mit vielem Recht abgeſchafften und gegen wirkſamere Arzneyen vertauſchten Mittel in D. G. Abr. Merkleins Thierreich ꝛc. Nürnb. 1751. 8vo von S. 165 — 172 nachzuleſen.

Den ökonomiſchen Nutzen des Pferdemiſtes kann man aus den im Art. Miſt, Th. 91, S. 551. angegebenen Beſtandtheilen am beſten beurtheilen. Da er ein ſehr hitziger Dünger iſt, ſo wird er unter andern hauptſächlich in ſogenannten Miſtbeeten gebraucht. Davon iſt der Art. Miſtbeet, Th. 91, S. 697. 733 nachzuſehen.

Herr Nordenberg *) hat gefunden, daß auch wohl die Schafe ſich mit friſchem Pferdemiſt, wenn etwas Mehl darunter geſtreut wird, füttern laſſen, ſobald ſie nur einigermaßen dazu gewöhnt ſind. Eben dieſer Verſuch iſt auch von einigen Hauswirthen, bey allgemeinem Futtermangel, mit dem Hornvieh gemacht worden und es hat ſich beſſer dabey befunden, als bey der Fütterung mit Tannenreiſern. Von Herrn Hagſtröm iſt angemerkt worden **), daß dieſer Miſt auch für die Schweine den ganzen Winter durch eine gute Nahrung abgibt, wenn er nach der von ihm vorgeſchriebenen Art mit etwas

*) In den Abh. der Schwed. Akad. der Wiſſenſch. 1741. III. B. p. 246.

**) Ebend. IX. Th. 1746. p. 255.

was Kleyen, Abgang, Rockenſpreu, allerhand dünnem Spülich u. ſ. w. vermiſcht wird. Die gegen das Gebirge wohnenden norwegiſchen Bauern füttern im Winter ihre Kühe mit lauter Pferdemiſt, welchen ſie mit etwas Heu vermengen. Sie vertragen es recht gut, aber die Milch bekommt von dergleichen Fütterungen einen ungewohnten widrigen Geſchmack *).

Von den Künſtlern und Handwerkern werden außerdem noch die Haare, die Haut und Hufe der Pferde verarbeitet. Aus den erſtern, wenn ſie aus den Mähnen oder dem Schweiſe genommen werden, verfertigt man allerley Putz, Halsbänder, Armbänder, Haarbeutel, Bogen zu Inſtrumenten, Ringe, Knöpfe, Haarſiebe, Netze u. ſ. w. Die kurzen Haare der Haut verbraucht man zu Hüten, zu Seilen, zu Ausſtopfung der Sättel, einiger Arten von Polſter oder Küſſen, der Stühle und anderer Meublen. Die Häute werden von den Sattlern und Riemern auf ſehr vielfältige Weiſe zu Geſchirr und Riemenwerk verbraucht. Bey den Kalmucken, Tartern u. ſ. w. werden daraus viele Arten lederner Geſchirre bereitet. Von den erſtern erzählt Herr Profeſſor Pallas **) folgende Art der Zubereitung brauchbarer Pferdehäute. „Sie brühen, ſagt er, dieſe Häute friſch mit ſiedendem Waſſer, bis die Haare ausgehen. Einige laſſen die Felle in Aſche liegen, um das Haar loszumachen. In einem Fall ſowohl, als im andern werden ſie darauf an beyden Seiten mit Meſſern ſo glatt, als möglich iſt, gekratzt, und in einem fließenden Waſſer ganz rein gewaſchen. Einige geben alsdann ſolchen Häuten dadurch noch

*) Ebend. X. Th. 1748. p. 195.
**) In der angeführten Reiſe, ꝛc. S. 321.

eine Bereitung, daß ſie dieſelben eine Woche und länger, in ſaurer, etwas geſalzener Milch liegen laſſen. Um die beſten und recht hornartigen Gefäße zu machen, werden die Häute ſo, wie ſie aus dem Waſſer kommen, an der Sonne hingebreitet, da dann die Weiber, welche damit umzugehen wiſſen, Stücke von der Figur, die zu dem verlangten Gefäße erforderlich iſt, ausſchneiden und ſelbige mit Thierſehnen friſch zuſammen nähen, alsdann aber über einem Rauchfeuer wohl austrocknen. Sie verfertigen auf dieſe Art nicht nur Gefäße mit weiten Oeffnungen, welchen ſie, während des Trocknens, mit ihren Händen die Geſtalt geben können, ſondern auch bauchichte Schläuche und Sattelflaſchen mit einem engen Halſe, die ſie, um die Geſtalt zu erhalten, theils über dem Feuer unaufhörlich und mit vieler Geduld aufblaſen, theils mit Sand oder Aſche füllen, und außenher mit allerley Strichen und Linien verzieren. Sie wiſſen ſogar große lederne Theekannen, mit engen Röhren zum Ausguß, ziemlich künſtlich zu verfertigen u. ſ. w.

Der Gebrauch, welchen die Kammmacher vom Horn der **Pferdehuſe** zu machen pflegen, kann hier nicht beſonders beſchrieben werden, da das für den Artikel **Kamm** gehört, welcher Th. 33, S. 163 fl. vorkommt.

Von den Kennzeichen der innerlichen Gebrechen der Pferde.

Es iſt hier zwar nicht der Ort, die Krankheiten der Pferde abzuhandeln, da dieſelben in beſondern Artikeln unter ihren Nahmen beſchrieben werden; indeß eine Ueberſicht der vorzüglichſten

lichſten innerlichen Gebrechen mit den Kennzeichen, woran man ſie unterſcheiden kann, wird jedem Pferdeliebhaber nothwendig ſeyn, um in vorkommenden Fällen ein Pferd gehörig beurtheilen zu können. Ich theile daher hier nachfolgende kurze Züge mit, und verweiſe diejenigen, die das weitere darüber nachzuleſen wünſchen, auf die beſondern Artikel der Encyklopädie, und in ſo fern dieſe noch nicht alle heraus ſind, auf die weiter unten anzuführenden Werke über die Roßarzeneykunſt.

Der Verkäufer ſieht es ganz gern, wenn er einen Kaufmann, der ſeiner Sachen nicht gewiß iſt, vor ſich hat; und noch ein größeres Vergnügen würde erſterer ſich öfters daraus machen, ein mit einem entſtehenden Rotze behaftetes Pferd, letzterm für ein druſiges verkaufen zu können. —

Alle diejenigen innerlichen Gebrechen, welche demnach einigermaßen Kennzeichen bey dem Leben des Thiers von ſich geben, werden hier in einer gewiſſen Ordnung nach einander folgen; und die, welche außer dem Körper keine merkliche Zeichen von ſich geben, als z. B. der Leber, Milz, Pleureſi, Blutſtürzung, Schlagfluß ꝛc., (dieſe beyden letzten Zufälle geben zwar ſichtbare Kennzeichen von ſich, wie auch jedem bekannt ſeyn wird, allein, nach dieſen vorhergegangenen Zeichen, pflegt der Tod nicht weit entfernt zu ſeyn), werden hier wegfallen.

Die Druſe hat auf verſchiedene Art bey den Pferden ihren Sitz, entweder in der Schleimhaut, in der Bruſthöhle, oder in den Druſenknobben unter den Ganaſchen, welches letztere einige auch den Kropf nennen; zu Zeiten ſind alle Arten dieſer Druſen zugleich zugegen.

Man

Man muß die Druſenknobben aber wohl unterſcheiden von den Rotzknoten; über dieſe läßt ſich die Haut ganz willig hin und her ſchieben; hingegen über die Druſenknobben iſt die Zellhaut ſehr geſpannt und entzündet. Ueberhaupt bemerkt man bey dem Anfange einer Druſe fieberhafte Anfälle; das Pferd läßt gleich ab vom Freſſen und Saufen, ſteht ganz ſtill und traurig mit niederhangendem Kopf; legt ſich auch gar nicht nieder, hat einen kurzen Athem; zum Huſten iſt es ſehr ſchwer, auch wohl gar nicht zu bringen; und wenn es ja geſchieht, ſo gibt es einen Anſchein vieler Schmerzen bey dieſem Huſten von ſich.

Wenn bey den druſigen Pferden die Materie aus der Naſe zum Fluß kommt, ſo iſt ſie zu Anfange wie ein dicker Schleim, nach gerade wird ſie leichter und dünner, iſt dabey aber von einer Rotzmaterie gar weit unterſchieden, wie im nachfolgenden weiter angezeigt werden ſoll.

Nicht allein die Kennzeichen des Rotzes, ſondern auch der Verlauf und die Behandlung dieſer Krankheit, ſind bis hieher ſowohl von alten als neuern Pferdeärzten und Pferdekennern vielfältig beſchrieben worden; es iſt nur zu bedauern, daß ſelbſt verſchiedene neue Schriftſteller ſich noch ſehr unrichtige Begriffe von dieſer Rotzkrankheit gemacht, auch ſogar dieſen Rotz in verſchiedene Klaſſen einzutheilen ſich die Mühe gegeben, und mit verſchiedenen Nahmen: Steinkropf, weicher Rotz, harter Rotz, Steinrotz 2c. zu benennen geſucht haben.

Ich will dieſes hier nicht weitläufig aus einander ſetzen, weil das im Art. Rotz geſchehen wird, ſondern nur die Hauptkennzeichen angeben, woran man den Rotz erkennen kann: ein Pferd

also,

alſo, das rotzig iſt, hat zu Zeiten zwey, einen, auch wohl gar keinen Knoten zwiſchen den Kinnladen; befinden ſich zwey derſelben in dieſer Gegend, ſo fließt die Materie aus beyden Naſenlöchern; iſt aber nur einer zugegen, ſo fließt die Materie aus demſelben Naſenloche an der Seite, wo der Knoten befindlich iſt; und das Pferd, welches gar keine Knoten hat, pflegt in dieſer Gegend ſehr trocken und dürre zu ſeyn. Es ſind dieſe Rotzknoten rund und erhaben; einige ſitzen feſt, und andere ſitzen loſe; bey denjenigen Pferden, wo dieſe Knoten loſe ſitzen, iſt der Rotz noch nicht ſo übelartig, als bey den andern, bey welchen ſie feſt ſitzen. Auch ſind dieſe Knoten nicht alle von einerley Größe; man findet einige, welche nur die Größe einer Haſelnuß, und wieder andere, welche die Größe einer welſchen Nuß, auch wohl gar eines Hühnereyes haben; ſie liegen aber immer nahe an den Kinnladen nach dem Kinne herunterwärts; die Haut über dieſen Knoten läßt ſich hin und her ſchieben. Ferner gibt das Schnauben eines ſolchen Pferdes von weitem ſchon das Merkmahl eines Rotzes zu erkennen; jedoch findet dieſes nur bey einem im höchſten Grade rotzigen Pferde ſicher ſtatt; und iſt gar leicht von dem Schnauben eines druſigen Pferdes zu unterſcheiden; denn da ſind nur die Zeichen der Druſe, und nicht des Rotzes zugegen.

Die aus der Naſe fließende rotzige Materie iſt ganz kleiſtrig und ſchmierig, und verurſacht dem Pferde eine rechte Kruſte um das Naſenloch.

Am allerſicherſten erkennt man den Rotz an den kankröſen Geſchwüren oder Blattern auf der Schleimhaut in der Naſe, und zwar in dem Naſenloche, woraus die Materie fließt. Im

Anfange der Krankheit ſind dieſe Geſchwüre weiß und wie Erbſen geſtaltet; und ſo wie die Krankheit zunimmt, greifen ſie wegen Schärfe der Materie weiter um ſich, und werden größer und bluterich, und zuletzt, nachdem das Naſenbein anfaulet, gar aſchfarbig. Es kommen die kankröſen Geſchwüre zu Zeiten ſchon eher zum Vorſchein, als der Ausbruch der Rotzkrankheit ſelbſt.

Und zuletzt kann man auch aus dem Blute ſicher ſehen, ob der Rotz zugegen iſt: wenn man eine Quantität von dieſem Blute in ein durchſichtiges Gefäß laufen läßt, und nachdem es erkaltet, wird man, wenn das Pferd höchſt rotzig iſt, auf dem Boden einen Theil ſchwarzes Blut, und 3 Theile gelbes Blutwaſſer oben auf ſchwimmen ſehen; und nach Verhältniß eines ſolchen mehr oder weniger aufgelöſten Bluts, kann ein jeder alsdann leicht urtheilen, wie weit es mit der Krankheit gekommen ſey.

Von angeſehenen Pferdehändlern hat man wegen eines Betrugs in Anſehung dieſer Krankheit nichts zu befürchten; man hüte ſich aber vor anderen Betrügern, die, ehe ſie ihr rotziges Pferd auf den Markt bringen, die Rotzknoten ausſchneiden, die Naſenlöcher ausputzen, und dann ein ſolches Pferd für ein druſiges angeben; weil aber mehrere Kennzeichen genug vorhanden ſind, ſo läßt man ſich deshalb nicht irre machen: denn ob die Naſe ſchon auf eine Zeitlang rein gemacht iſt, ſo ſind doch die kankröſen Geſchwüre zugegen; und die durch das Ausſchneiden der Rotzknoten nachgebliebenen ſchadhaften Stellen, kann man von einem zugegen geweſenen Druſenknoten, der vorhin zum Geſchwür übergegangen war, gar leicht unterſcheiden. Nach einem gehabten Druſengeſchwür ſind wegen der dabey geweſenen Entzündung, in ſolcher Gegend die Haare ausgegangen; aber nicht nach dem Ausſchneiden der Rotzknoten.

Noch

Noch iſt zu bemerken, daß ein rotziges Pferd eben ſo gut frißt, wie ein geſundes.

Der Wurm iſt der Nahme einer Krankheit, der von alten Zeiten her ſeinen Urſprung hat, und vermuthlich mit aus der Urſache, weil an verſchiedenen Stellen am Pferde mancherley Figuren von Beulen und Geſchwulſten, hauptſächlich in den Gegenden, wo Adern liegen, zum Vorſchein kommen, und ſich die Alten daher eingebildet haben, es wären in dieſen Beulen lebendige Würmer zugegen.

Dieſe Krankheit iſt nichts beſſer als der Rotz.

Die Kennzeichen des Faulfiebers ſind ein ſehr kleiner und geſchwinder Puls; das Pferd läßt gleich ab vom Freſſen, hingegen ſäuft es gern, bezeigt dabey ein ſehr niedergeſchlagenes Weſen; die Haare verlieren ihren Glanz, und ſtehen wie Bürſten in die Höhe, dabey iſt die Haut hart und ſtraub anzufühlen.

Wenn die Krankheit weiter einreißt, ſo gehen dem Pferde an verſchiedenen Orten des Körpers, hauptſächlich vorn und in den Flanken die Haare aus; im Maule iſt viele Hitze und Trockenheit zugegen; die Augen ſind mit einem trüben und jauchenhaften Waſſer umgeben, und dieſes Waſſer fließt zuletzt über die Kinnladen herüber; es pflegt auch ebenfalls ein ſolches klebriges Waſſer aus der Naſe zu fließen; die Beine fangen von unten nach oben zu an zu ſchwellen; und zuletzt ſtellt ſich ein Durchfall ein, worauf nach einigen Tagen der Tod erfolgt.

Bey dem Wechſel- oder kalten Fieber trifft man bey Pferden keinen gewiſſen Zeitpunkt an; gewöhnlich pflegt ſich der Paroxysmus einzuſtellen,

len, wenn das Pferd geſoffen hat; und ſobald er ſich einfindet, ſieht man ein ſtarkes Zittern an den Fleiſchmuskeln; dabey ſetzt das Pferd ſeine Vorderfüße nach hinten, und die Hinterfüße nach vorn zu, und macht überhaupt eine fröſterhafte Stellung, dabey ſtehen die Haare zu Berge.

Man bemerke, daß bey dem Anfang einer Druſe auch fieberhafte Anfälle zugegen ſind; allein, wenn man da das Pferd zum Huſten reitzt, ſo iſt ſolcher überaus ſchwer; hingegen bey dem kalten Fieber ſehr leicht.

Den Entzündungen der Augen ſind gewiſſe Pferde am häufigſten unterworfen.

Iſt eine innerliche Augenentzündung zugegen, ſo iſt die Adernhaut ganz entzündet, und die Pupille weit kleiner als in einem geſunden Auge; wenn das Pferd gegen das Licht ſieht, ſo blinkert es überaus ſtark mit den Augenliedern; zuletzt ſchwellet das Auge ſtark an, und die Thränen fließen häufig heraus.

Wenn man in dem Auge eines Pferdes etwas eyterhaftes auf dem Grunde ſchweben ſieht: ſo glaube man ſicher, daß eine innere Entzündung zugegen geweſen, und daß das Pferd noch mehreren derſelben unterworfen iſt; und wenn dieſes geſchieht, entſtehet zuletzt der ſchwarze Staar daraus.

Die äußerlichen Augenentzündungen ſind nicht ſo gefährlich; und hier ſieht man die Augenlieder geſchwollen, die Verbindungshaut entzündet, und die Pupille in ihrer natürlichen Größe.

Es können auch bey einer Druſe die Augen äußerlich entzündet ſeyn; allein auch da iſt die Pupille in ihrer gehörigen Größe.

Oft

Oft ſieht man auf der Hornhaut eine Ungleichheit, oder einen erhabenen Rand, auch weißen Fleck: ſolches gibt zu erkennen, daß das Pferd ehemahls ins Auge geſtoßen oder gebiſſen worden.

Das Auge eines Pferdes, das den ſchwarzen Staar hat, ſieht zu Zeiten eben ſo hell wie ein geſundes aus; man muß daher, um die Augen zu prüfen, ſehr vorſichtig zu Werke gehen, wie es oben, S. 131 gezeigt iſt.

Ein Pferd, das die Lungenentzündung hat, hat einen ſehr harten und vollen Puls, es bezeigt dabey eine große Trägheit und Müdigkeit, die Augen ſind entzündet, auch ſelbſt die Schleimhaut ſieht feurig aus, da doch dieſe im Gegentheil bey andern Fiebern blaßweiß ausſieht; der Miſt iſt braun, hart und glänzend; der Urin braunroth und geht nur in geringer Menge ab. Iſt es ſchon weit mit dieſer Krankheit gekommen, ſo ſieht man ein ſtarkes Zucken der Sehnen und Nerven; es ſchwitzet öfters, wird aber bald wieder trocken; und endlich, wenn das Maul kalt wird, ſo iſt der Tod nahe.

Wenn ein Pferd bergab geritten wird, und es bezeigt alsdann einen Widerwillen, oder gibt ein Stöhnen von ſich: ſo kann man ſicher glauben, daß es eine ſchadhafte Lunge habe.

Bey einer Magenentzündung iſt zu Anfang ein geſchwinder, harter und kleiner Puls zugegen; fängt aber der Puls an irregulär zu werden, ſo iſt die Krankheit gefährlich. Es entſtehet auch öfters ein Schluchſen, und dieſes iſt ein Hauptkennzeichen mit; auch bezeigt es großen Durſt, und nach dem Saufen wird das Pferd jedesmahl ungemein unruhig; es ſieht ganz wild und feurig aus, legt ſich zu Zeiten

nieder, ſteht aber bald wieder auf; und wenn man zuletzt eine ſtarke Beruhigung auf einmahl wahrnimmt, ſo iſt dieſes nicht ein Zeichen der Beſſerung, ſondern des herannahenden Todes.

Eine Nierenentzündung, wenn ſolche nicht bey Zeiten geheilet wird, geht entweder zum Brande oder Eytergeſchwür über. Im erſten Fall iſt keine Hülfe; im andern ſteht noch welche zu erwarten.

Es iſt bey dieſer Entzündung ſtets ein inflammatoriſcher Puls zugegen; das Pferd bezeigt übrigens eine große Steifigkeit im Rücken und Kreuz, und wenn ſich jemand darauf ſetzt, ſo läßt es den Rücken unter Bezeigung einer großen Beſchwerde nachgrade etwas ſinken, dagegen iſt es kaum vermögend aus der Stelle zu gehen, und bezeigt ſich dabey, als ob es ſein Hintertheil nicht nach ſich ziehen könne; auch ſtellt es ſich dabey in Poſitur, als wollte es ſich immer niederlegen.

Iſt die Entzündung bey einer, z. B. der rechten Niere zugegen: ſo bezeigt das Pferd eine Steifigkeit mit ſeinem Hintertheil nach der linken, und ſo auch umgekehrt nach der rechten Seite zu.

Der Urin iſt im Anfange dieſer Krankheit blaß von Farbe, und geht nur in geringer Menge ab; ſo wie die Krankheit aber zunimmt, wird derſelbe immer dunkelrother; iſt die Entzündung aber zum Geſchwür übergegangen, ſo ſieht der Urin eyterartig aus.

Die Urinblaſe iſt zwar auch der Entzündung unterworfen; allein wenn das Uebel zugegen iſt, ſo hat man anders keine Kennzeichen davon, als daß das Pferd ſich immer ſo ſtellt, als wollte es ſeinen Urin laſſen, welcher aber nicht erfolgt.

Eine Entzündung der Mutter äußert ſich mehrentheils nur nach der Geburt; man trifft ſie überhaupt bey allen Arten von Thieren an.

Bey dieſer Entzündung iſt der Muttermund und ihre Scheide ſehr angeſchwollen, und mit einer röthlichen Farbe vergeſellſchaftet, welches man außerhalb ſehr deutlich wahrnimmt.

Bey dem tollen **Koller**, auch **Sonnenkoller**, (eigentlich eine Entzündungskrankheit, welche im Gehirn ihren Sitz hat), wird man bemerken, daß ein ſolches Pferd ein überaus böſes Anſehen hat; ſeine Augen ſind dabey entzündet; es legt ſeine Ohren nach hinten zu ſpitz an einander, und nun ſieht es aus, als ob es ſogleich wüthend auf einen los fahren wollte, und welches, wenn es die Gelegenheit mit ſich bringt, auch wirklich geſchieht, wenn man ſich nicht in Acht nimmt; jedoch nur zu der Zeit, wenn der Paroxysmus eintritt.

Die mehrſte Zeit wird eine ſolche gefährliche Krankheit durch den Reuter oder Fuhrmann ſelbſt veranlaſſet, wenn derſelbe überaus tumultuariſch entweder bey einer ſtarken Sonnenhitze, oder auch zu einer andern Zeit mit dem Pferde umgehet.

Nun folgt noch eine Art Koller, nähmlich der **Dummkoller**. Hier mag man aber wohl aufrichtig einem jeden anrathen, die Augen aufzuthun, um nicht betrogen zu werden. Diejenigen Pferdeärzte, welche von der Obrigkeit dazu beeidigt worden, dieſes Gebrechen zu unterſuchen, machen auf folgende Art ihre Probe: erſtlich kitzeln ſie dem Pferde in die Ohren; zweytens, treten ſie ihm vorn auf die Krone des Hufs; drittens, ſetzen ſie ihm die Vorderfüße ins Kreutz

über einander; und endlich ſchieben ſie das Pferd zurück, und bey dieſer Stellung kommen die Vorderfüße nahe vor die Hinterfüße zu ſtehen; bleibt es nun bey dieſen letztern beyden Poſituren unbeweglich, und bey erſtern unempſindlich ſtehen, ſo ſoll das Pferd zuverläſſig den Koller haben. Allein dieſe angegebenen Hauptkennzeichen, woran dieſe Aerzte dieſen Fehler bemerken, wiſſen die Verkäufer auf eine geſchickte Art zu verbergen; das Hauptmittel dabey iſt eine gute ſtarke Peitſche; und ſo oft ſie mit den obigen Proben, welche den Koller anzeigen ſollen, Verſuche mit einem den Koller wirklich habenden Pferde machen, bekommt es grauſame Peitſchenſchläge, und dieſes wird ſo oft wiederhohlt, daß, wenn zuletzt eine ſolche Probe von dem Arzt oder Käufer gemacht werden ſoll, das Pferd ſich zu dergleichen Behandlungen nicht gebrauchen laſſen will, weil es nun befürchten muß, daß dergleichen Proben allemahl die Vorboten von den darauf folgenden Peitſchenſchlägen ſind.

Weil man aber mehrere und weit ſicherere Kennzeichen hat, ſo hat man nicht nöthig auf die zuvorbeſchriebenen ſein Augenmerk zu richten.

Ein Pferd alſo, bey dem bereits die erſte Anlage zum Koller vorhanden iſt, pflegt ſeine Arbeit, wozu es angeführt wird, ziemlich willig zu verrichten; nachdem es aber eine Zeitlang marſchirt oder in Arbeit geweſen, legt es ſich ungemein ſtark auf die Zügel; andere gehen auch wohl nach einer Seite, entweder nach der rechten, oder nach der linken; und wenn man ſich auch alle mögliche Mühe gibt, es nicht dahin gehen zu laſſen, ſo hilft es doch alles nichts; hingegen legt es ſich zuletzt ſo ſtark auf die Zügel oder Stange, daß man nichts auszurichten vermögend

gend iſt. Gemeiniglich laſſen ſich ſolche Pferde wohl nach der rechten, aber nicht nach der linken Seite drehen; zu Zeiten ſetzt es auch wohl mit dem Reuter ſeitwärts an eine Befriedigung, Haus, Fenſter, Bauholz, oder was es ſonſt für einen Gegenſtand vorfindet, ſo daß derſelbe ſich genöthigt ſieht, um ſeine Schenkel nicht quetſchen, oder den Kopf zerſchmettern zu laſſen, abzuſteigen; und ſolches Uebel nimmt demnach immer mehr und mehr überhand. Hernach ſteht es im Stall ganz lauernd, läßt den Kopf niederhangen, hält die Ohren immer geſpannt, entweder vorwärts, oder rückwärts, und zuletzt hört und achtet es auf nichts mehr.

Wenn es ſteht und frißt, ſo nimmt es etwas Futter ins Maul, und fängt auf einmahl heftig an zu käuen, hört aber auch ſogleich wieder auf; nach der Raufe langt es ganz träge und langſam hinauf, und nachdem es eine Zeitlang geſchnappet, reißt es etwas Futter herdurch, und frißt ſolches auf vorhin geſagte Art. Bey dem Saufen macht es ſein Maul ganz ſpitz, zu Zeiten ſteckt es auch die Naſe ganz tief mit hinein.

Jemehr nun dieſes Uebel zunimmt, deſto unempfindlicher wird ein ſolches Pferd. Es fängt zuletzt auch wohl an zu toben, und reißt Halfter, Stricke und alles dergleichen entzwey.

Am allerzuverläſſigſten und geſchwindeſten kann man den Koller gleich aus der Phyſiognomie des Pferdes erkennen; dieſes einem jeden aber hinlänglich begreiflich zu machen, iſt man nicht vermögend, weil hierzu beſonders ein geübtes Auge erfordert wird. Wer viel mit Pferden umgeht, kann aus den Mienen ſchon vieles ſchließen, zu welchen Handlungen es geneigt ſey,

und welches Temperament es habe; es beziehet ſich dieſes aber bloß auf geſunde Pferde, und hat man bey denſelben in dieſem Betracht hauptſächlich auf die Stellungen und Züge der Augen und Ohren zu ſehen. Kommt z. B. ein Reuter gerade auf den andern zugeritten, ſo ſieht man, daß die ganze Phyſiognomie dieſes Pferdes vorwärts auf ſeinen Gegenſtand gerichtet, und ſo wie das eine Auge und Ohr, verhältnißmäßig auch das andere geſtellet iſt; auch in dem Fall, wenn ein Pferd nach einem andern ſchlagen oder beißen will: was ſieht man da nicht für eine äußerſt falſche und boshafte Geſichtsbildung, wie ſpitz liegen da die Ohren nach hinten zu an einander? Hingegen aus der Phyſiognomie eines kolleriſchen Pferdes leuchten lauter unkluge und verwirrte Handlungen hervor; es kann ein ſolches Pferd mit der einen Seite ſeines Kopfs eine vorwärts gerichtete, und mit der andern eine äußerſt falſche Geſichtsbildung zu erkennen geben; ein Auge und Ohr ſteht zu Zeiten in einer natürlichen Richtung, und hingegen das andere Auge ſteht ganz verkehrt, ſo wie bey einem Menſchen, der im höchſten Grad ſchielet. —

Wer in dieſen Fällen ein geübtes Auge hat, kommt nicht allein allen andern zuvor, ſondern iſt auch vermögend, den Anfang dieſer gefährlichen Krankheit zum voraus ſchon zu beſtimmen.

Ein Pferd, das den Schwindel hat, ſteht die mehrſte Zeit im Stall ganz ruhig, ſobald man es aber herum drehen will, bezeigt es ſich mit dem Kopf ſo ſchwindlich und ſchwankend, als ob es gleich umfallen wollte; mit dem Hintertheil bezeigt es ebenfalls eine große Steifigkeit,

keit, ſo daß man glauben könnte, es ſey kreuzlahm. Wenn man ein ſolches Pferd grade ausführen läßt, ſo ſieht man, daß es ſeinen Kopf ſehr ſchwankend, entweder nach der rechten, oder linken Seite hinträgt; geſchieht ein ſolches Tragen des Kopfs, z. B. nach der rechten Seite, ſo verurſacht es vermöge des Schwerpunkts, der zu ſehr auf das rechte Bein zu liegen kommt, dem Pferde jedesmahl ein Stolpern nach dieſer Seite hin.

Bey einem Pferde, das die **Maulklemme** hat, ſtehen die Augen verkehrt nach den Winkeln hin; auch ſteht ein ſolches Pferd immer ausgeſtreckt mit ſteifen Beinen; die Haut iſt über den ganzen Leib ſehr geſpannt, die Naſenlöcher aufgeſperrt; und ſo wie das Uebel zunimmt, ſo ſchließt ſich das Maul immer feſter zuſammen.

Eine Stute, bey der **Krämpfe** in der Mutter, man ſagt auch wohl **Mutterplage**, zugegen ſind, wedelt mit dem Schweife hin und her, und dreht dabey das Kreuz, als ob ſie ſich ſcheuern wollte; auch ſelbſt an dem Schamgliede ſieht man zuckende oder krampfhafte Bewegungen.

Von der **hinfallenden Sucht**, oder Epilepſie, werden die Pferde nicht auf einerley Art befallen, ſondern ſo wie das Pferd an dieſem oder jenem Theil des Körpers zuerſt von Krämpfen befallen wird, ſo bleibt es entweder bey dem Paroxysmus ſtehen, oder fällt gerade nieder, oder fällt auch wohl rückwärts über; und nachher ſieht man überhaupt ganz ſtarke krampfhafte Bewegungen. Nach dem Paroxysmus kommt das Pferd immer mehr und mehr wieder zu ſich, ſo daß man zuletzt nichts von dieſem Uebel

 mehr

mehr wahrnimmt. Junge Pferde ſind dieſem Zufalle mehr als alte unterworfen.

Der Dampf, oder auch Herzſchlag, iſt zweyerley, der feuchte und der trockene; und aus dem Huſten des Pferdes muß man dieſe beyden Arten zu unterſcheiden wiſſen.

Wenn demnach das Pferd zum Huſten gereitzt wird, ſo hört man, ob ſolcher, als ob er aus der Tiefe hervorgehohlt, dabey einen heiſern und rauhen Ton habe; oder ob er weithohlend und dabey ſehr hellklingend ſey; und ſo wäre denn erſterer der feuchte, und letzterer der trokkene Dampf.

Die Kennzeichen des Durchfalls und der Ruhr ſind einem jeden hinlänglich bekannt. So lange der häufig abgehende Miſt des Pferdes nicht ſtinkend und blutig iſt, heißt es noch der Durchfall; iſt der Miſt aber ſchon ſtinkend und mit Blut vermengt, ſo heißt es die Ruhr.

Zu Anfang der Gelbſucht ſieht ein Pferd überaus niedergeſchlagen aus; hernach fangen die Augen, Lippen, der Urin ꝛc. an gelb zu werden; der Miſt ſieht gemeiniglich weißgrau aus; und wenn ein ſolches Pferd zur Ader gelaſſen wird, ſo iſt das Blutwaſſer ebenfalls ganz gelb.

Wenn ein Pferd das Blutharnen hat, ſo gehet mit deſſen Urin immer Blut mit ab, oder der Urin ſieht auch wie lauter Blut aus.

Ein Pferd, das den Lauterſtall oder die Harnruhr hat, dem geht der Urin immer in großer Menge ab; dabey ſäuft es ungemein viel, und der abgehende Urin ſieht weißlich aus. Vom Freſſen läßt es nach und nach ab, und ſo wie das Uebel lange anhält, wird das Pferd ganz mager, und die Haut ſpröde und ſchulfrig;

und

und zuletzt entſtehen auszehrende Fieber, Geſchwulſt unter dem Leibe, der Wurm und Rotz. — Hat ein Pferd das ſchneidende Waſſer, ſo ſtellt es ſich öfters in Poſitur ſeinen Urin zu laſſen, derſelbe folgt aber nicht in der Menge wie es ſeyn ſollte; ſtatt deſſen kommt immer nur etwas, oder auch nur einige Tropfen.

Unerfahrne haben bey dieſer Gelegenheit dem Pferde wohl ſtarke urintreibende Mittel gegeben; darnach iſt aber gemeiniglich der Tod erfolgt.

Ein Pferd, das den **Urin verhält**, macht eben die Stellung zum Uriniren wie beym ſchneidenden Waſſer; um der Sache aber gewiß zu ſeyn, ſondirt der Pferdearzt mit den Fingern, nachdem er ſolche zuvor mit Oehl beſtrichen, in dem Maſtdarm, und entdeckt alsdann durch den Druck nach unten zu die Urinblaſe wie einen harten Ball.

Pferde haben auch Steine in der Urinblaſe; ſie ſcheinen aber dabey wenige Schmerzen zu empfinden.

Bey den **Magenkrankheiten** ſind eben keine Zeichen zugegen, als daß das Pferd wohl eine Unluſt zum Freſſen bezeigt. Iſt hier nun ſonſt keine Schwachheit vorhanden, ſo kann man wohl Rückſicht auf den Magen nehmen.

Wenn ein Pferd ſtark von Würmern geplagt wird, ſo ſind ebenfalls keine zuverläſſige Kennzeichen vorhanden, außer daß ein ſolches Pferd wohl Leibſchmerzen von ſich blicken läßt.

Ein Pferd, bey dem das **Verdauungsgeſchäft** in Unordnung, oder die Gekrößdrüſen verſtopft ſind, hat einen überaus ſchwachen Puls, der Miſt iſt hart und glänzend, und die Haare fangen an zu Berge zu ſtehen.

Der

Der Kolik, Darmgicht, oder auch Darmſtrang genannt, ſind die Pferde häufig unterworfen. Im Anfange dieſer Krankheit läßt das Pferd auf einmahl ab vom Freſſen, und geht plötzlich zurück, läßt dabey ſeinen Kopf und Ohren ganz ſchlaff niederhangen; nach gerade wird es aber mehr unruhig, es fängt zuerſt mit den Füßen an hin und her zu trippeln; es miſtet wenig, und zuletzt gar nicht; der Miſt iſt von eben der Beſchaffenheit, wie der bey den hitzigen Krankheiten zu ſeyn pflegt, nähmlich hart, und als ob er mit einer glaſurten Kruſte überzogen wäre; eben ſo läßt es auch vom Uriniren ab; es ſtellt ſich zwar zum öftern, als ob es ſtallen wollte, allein die vielen Schmerzen, welche hier zugegen ſind, verhindern es; der Leib iſt ganz aufgeblaſen, in den Flanken ſieht man nichts hohles mehr, ja oft iſt dieſe Gegend ſo aufgeſchwollen, daß zwiſchen den Rippen und Hüftknochen alles ausgefüllt iſt. Wie ſich die Schmerzen vermehren, ſo fängt das Pferd auch an immer unruhiger zu werden; es legt ſich öfters hin, ſteht aber gleich wieder auf, und ſieht hierbey immer ſehr traurig nach den Flanken hin. Wenn das Pferd aber anfängt, ſeine Naſenlöcher aufzuſperren, und ſeine Athemzüge dabey geſchwind gehen, dann iſt es ſchon ſehr weit mit dieſer Krankheit gekommen; und wenn ſich nachmahls am Halſe und an den Ohren ein kalter Schweiß zeigt, und zuletzt das Untermaul kalt wird, ſo iſt es des Todes.

Wenn den Pferden nicht gleich im Anfange dieſer Krankheit dienliche und beruhigende Arzeneyen gereicht werden, ſo werden die wenigſten davon befreyt. Noch übeler aber iſt es, wenn in dieſem Zufalle heftig purgirende Mittel gegeben

geben werden, man nehme daher lieber gleich einen erfahrnen Arzt zu Hülfe.

* * *

Von der Zucht und Wartung der Pferde.

Von den Geſtüten, oder Stutereyen *).

Bey einer nähern Betrachtung zerfallen die Geſtüte in folgende Abtheilungen, als:

in wilde,
halbwilde,
zahme,
Militair- und
Landgeſtüte.

Ein wildes Geſtüt nennt man einen größern oder kleinern Trupp Pferde beyderley Geſchlechts, die, ihrer Willkühr und ihrem Inſtinkt überlaſſen, in Heerden vereinigt, Tag und Nacht, Sommer und Winter in der Freyheit umher irren, ihre Nahrung ſo wie andere in der Wildniß von unſerer Sklaverey entfernt lebende Thiere ſelbſt ſuchen, ſogar des Winters mit dem Graſe, mit dem Moos vorlieb nehmen, welches ſie ſparſam unter dem Schnee mit den Hufen hervorſcharren, die weder gehütet noch gepflegt, ſondern nur in einem viele Meilen weiten Umkreis von ihren Beſitzern eingeſchränkt werden, denen man weder Unterſtands noch Schutzhütten vor den heftigen Einwirkungen der Kälte, und den brennenden Strahlen der Sonne baut, die in keine Abtheilungen weder nach

*) Man ſehe Herrn von Tennecker's vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht. II. Manheim und Leipzig 1797. S. 210 ff.

nach dem Alter, noch nach dem Geſchlecht geſchieden ſind, ſondern ſich nur unter ſich ſelbſt in Horden, in Familien abtheilen, und ihrer Neigung überlaſſen ſich fortpflanzen.

In dem ſonſtigen Polen, in einem Theil von Rußland, in Ungarn, in der Wallachey, in der Tartarey und in Nordſchottland findet man dieſe Geſtüte. Sie ſind die koſtenloſeſten unter allen, nur erfordern ſie eine ausgedehnte Fläche ungebauten Landes, und ſind ein Beweis, daß da, wo man ſie findet, das Land ſehr unbevölkert ſey.

Ein halbwildes Geſtüt ſind Pferdetrupps, die ſchon mehr als die vorhergehenden unter unſerer Obhut ſtehen, wo nur die Stuten den Sommer hindurch ſich ſelbſt überlaſſen in Triften und Wäldern umherirren, die Hengſte aber im Stalle ernährt werden; oder wenn erſtere auch das ganze Jahr in der Wildniß leben, doch die Beſchälzeit über in den Geſtüthöfen verſammelt, und von zahmen Hengſten belegt werden.

Da dieſe Art Geſtüte denſelben Aufwand, dieſelbe Zahl der Bedienung, dieſelben Gebäude, und noch einen größern Raum als ein zahmes Geſtüt erfordern, ſo ſind ſelbige ſelten, ob ſie gleich in vieler Hinſicht die beſten ſind. Das Sennergeſtüt in der Grafſchaft Lippe gehört nach der Einrichtung, die man dabey gemacht hat, unter dieſe Klaſſe. Auch das Fürſtlich-Lichtenſteinſche Geſtüt in Mähren, das Fürſtlich-Schwarzenbergſche in Böhmen, das Potzmanitskiſche in Ungarn, und einige Geſtüte in Litthauen waren von dieſer Art. Jetzt fängt man in dem ehemahligen Pohlen an, einige wilde Geſtüte in halbwilde umzuſchaffen.

Ein

Ein zahmes Geſtüt nennt man die Pferdezucht, die ausſchließlich unter unſerer Obhut und Pflege ſteht, wovon die Trupps den Sommer über am Tage unter Aufſicht in gewiſſen Abtheilungen und eingeſchränkten Bezirken nach dem Alter und dem Geſchlechte gehütet, des Nachts aber in Stall gebracht, und den Winter über in demſelben ernährt werden.

Die Sächſiſchen Geſtüte ſind von der Art, ſo auch die Preußiſchen, Oeſterreichiſchen, Mecklenburgiſchen, Hollſteiniſchen, Däniſchen, und andere mehr.

Unter Militairgeſtüten verſteht man die anbefohlene Einrichtung, daß bey jeder Eſcadron oder Kompagnie eine gewiſſe Anzahl Stuten von Beſchälern, die man beym Stabe des Regiments verpflegt, belegt werden. Dieſe Pferdezucht war ſonſt bey der Kaiſerlich öſterreichiſchen Armee gebräuchlich.

Ein Landgeſtüt heißt, wenn die Stuten der Unterthanen von herrſchaftlichen, oder auf Koſten des Staats unterhaltenen Hengſten belegt werden, und über dieſe ganze Pferdezucht die Landpolizey die Oberaufſicht hat.

Unter allen dieſen Geſtütearten verdient das wilde Geſtüte in der Hinſicht unſere größte Aufmerkſamkeit, weil es uns mit der Natur, mit der Neigung, mit dem Inſtinkt dieſer Thiere am bekannteſten macht, uns gleichſam ihre Lebensordnung in Hinſicht auf Nahrung und Heilung ihrer Gebrechen lehret. Es verdient unſere Aufmerkſamkeit, weil es die erſte, die älteſte Pferdezucht iſt.

Ein wildes Geſtüt.

Betrachten wir dieſe Thiere, wenn ſie in geſellſchaftlichen Heerden in der Freyheit umher irren, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen gleichſam eine eigene Kolonie bilden, die zum Verwildern angelegt zu ſeyn ſcheinet: ſo finden wir, daß ſich ihre Lebensordnung, ihr Inſtinkt, ihre Neigung, ihre Lebensweiſe gar ſehr von den Pferden unterſcheidet, die in unſerer Sklaverey leben, wir finden, daß ſich ihr Geſchmack, ihr Hang zu dieſer oder jener Nahrung mit den Jahreszeiten, mit dem Klima, mit dem Alter, mit der Stimmung, mit der Conſtitution ihrer Leiber abändert.

Schade, daß wir darüber nicht mehrere Bemerkungen haben, ſchade, daß alles was wir von dem Inſtinkt dieſer Thiere wiſſen, die, in geſellſchaftlichen Heerden der Freyheit überlaſſen, nur ihrer Willkühr und der Natur gehorchen, Bruchſtücke ſind; daß wir weder die Einwirkung der Witterung, noch der Jahreszeit, noch des Klimas in die Leiber der Pferde verſtehen.

Eben ſo wenig kennen wir die Veränderung, die Stimmung, die die verſchiedenen Nahrungsmittel in dem Blute, in den Säften, in dem Weſen der thieriſchen Theile hervorbringt. Wir kennen die Kräuter, die Pflanzen, die Wurzeln, die Rinden, das Laub der Bäume nicht, das die Pferde bey dieſer oder jener Krankheit, bey dieſem oder jenem Gebrechen ſuchen, lieben, zu welchem ſie Hang, Verwandtſchaft, Stimmung haben, die ihnen gedeihlich ſind, die ihnen Arzeneyen werden.

Wie weit würden wir in der Heilung unſerer Hausthiere gekommen ſeyn, wenn wir mehr auf diejenigen Acht hätten, welche die Natur pflegt und heilet, wenn wir beobachteten, durch welche Mittel die Natur die Krankheiten, die Gebrechen der wilden Thiere überhaupt, herſtellet. Thäten wir es mit ſorgſam forſchendem Geiſte: wir würden ein Buch aufſchlagen, deſſen Vorſchriften uns nicht täuſchten, das uns die Krankheiten, ihre Urſachen, ihre Zufälle, und ihre Heilung kennen lehrte.

Aber wie wenig kennt man, wie wenig ſtudiert man doch die Naturgeſchichte des Pferdes, des Hausthieres, welches der menſchlichen Geſellſchaft ſo viel nützet, ihr ſo unentbehrlich wird.

Sorgſam bekümmert man ſich um die Naturgeſchichte der Thiere, die außer unſerm Vaterlande, unter dem entfernteſten Klima, in einem ganz anderen Welttheile wohnen, die uns nicht ſo geradezu nützen, die man nie ſah, vielleicht nie ſehen wird; nur den Inſtinkt, nur die Naturgeſchichte unſerer Hausthiere bemüht man ſich nicht kennen zu lernen, die uns doch ſo viele Vortheile gewähren, die täglich für uns arbeiten, die uns oft aus Gefahren retten, und denen man nicht ſelten die Erhaltung ſeines Lebens zu danken hat. Dieſe Thiere vergißt man, ſo nahe und nützlich ſie uns auch ſind; ohne Beſorgniß überläßt man die Heilung ihrer Gebrechen oft unwiſſenden Schmieden, Hirten und Kutſchern, die weder die Natur, weder die Thiere, weder die Krankheit, noch ihre Urſachen und Heilmittel kennen.

Ein immer geheimer Trieb, der tief in den Nerven wohnt, ein Trieb, der fühlet, verlangt, der

der prüfet und unterſcheidet, zeigt dem Pferde die Nahrungsart, die Mittel an, die ſeinen Körper nähren, die ihn heilen. Er entfernt dieſe Geſchöpfe von Dingen, die ihnen ſchädlich ſind. Vermöge dieſes Gefühls kennen die Pferde ihre Weide, ihr Futter und ihre Hülfsmittel, die ihnen am erſprießlichſten ſind.

Andere Nahrung lieben die Pferde, die in wilden Geſtüten umherirren, im Frühjahr, andere im Sommer, Herbſt und Winter, andere in heißen, andere in kalten Gegenden, andere im frühern, andere im mittlern, andere im hohen Alter. In jedem Zuſtande ihres Körpers, in jeder Epoche der Krankheiten, bey jeden Zufällen fordert ihr Inſtinkt andere Nahrung, die ihm Arzeney wird.

Die Oerter, welche dieß Geſtüt des Morgens ſucht, verläßt es, wenn die Sonne aufgegangen iſt. Wo es Vormittags weidet, graſet es zu Mittag nicht, und wo es ſich den Nachmittag aufhält, bleibt es weder des Abends noch die Nacht.

Eben ſo verwechſeln die in der Freyheit herumirrenden Pferde ihre Nahrungskräuter mit den Jahreszeiten; andere genießen ſie im Sommer; andere im Herbſt, je nachdem die Stimmung, der Hang ihres Bluts Nahrung und Heilmittel fordert.

Alle Veränderungen der Körper ſind mit den Jahreszeiten verwebet. In der einen hat die Hitze, in der andern die Kälte, in der dritten die Näſſe die Oberhand. Im Frühjahr bey Zunahme der Tage und der Wärme, wird der Zuſtand des Blutes verändert. Die Pferde wechſeln ihre Haare, ſie erneuen, ſie verſchönern ſich, ſie rufen einander zu, ſie freuen ſich, lieben

ſich,

ſich, paaren, begatten ſich. Das Frühjahr hat ihnen neuen Geiſt gegeben, friſches Blut in ihre Adern gegoſſen. Durchdrungen von dieſer Kraft, und getrieben von Wärme und Liebe, pflanzen ſie ihr Geſchlecht fort, beleben die Natur von neuem.

Ermüdet von dieſen Trieben nähern ſich dieſe Thiere dem Sommer. Beyde Geſchlechter ſind dann mehr oder weniger entkräftet, daher die Ruhe, die Gelaſſenheit dieſer Thiere in der Freyheit, die wir im Frühjahr ſo heiter, ſo ſcherzend, ſo munter ſahen.

In dieſen veränderten, vom Begatten und Zeugen ermatteten Körper der Thiere, wirkt jetzt die Sommerhitze, die eine neue Conſtitution des Blutes entwickelt.

Der Herbſt mit ſeinem trüben Gefolge ſtimmt das Blut abermahls um. Die Thiere behaaren ſich, durchziehen in dichtgedrängten Heerden ihre Aufenthaltsörter, die Näſſe durchdringt ihre Körper, und der kalte Wind, welcher die öden Fluren durchwehet, bereitet ſie zum Ausdauren der Winterkälte vor.

Jeder Zuſtand, den die Veränderung der Jahreszeit im Körper hervorbringet, fordert andere Nahrungsmittel, andere Gegenden, und andere Weiden. Das Pferd, deſſen Inſtinkt unſere Sklaverey noch nicht verwiſchte, kennt ſie alle. Mit Bewunderung ſehen wir es ſich ſeine Aufenthaltsörter, ſeine Nahrung wählen, die jede Jahreszeit, jede Stimmung ſeines Körpers verlangt.

Was von der abwechſelnden Nahrung bey der Veränderung der Jahreszeiten von den Pferden geſagt iſt, die in wilden Geſtüten die Auen durchſtreichen, gilt auch von den Krankheiten

und Gebrechen, welche dieſe Thiere befallen. Auch hier wechſeln ſie die Gegend, die Nahrung, die Aufenthaltsörter nach dem Zuſtande, nach den Zufällen der Krankheit.

Die wahre Heilkunde lehrt die Natur das Thier ſelbſt; ſie ſchrieb ſie in ſein Inneres, ſie gab ihm Inſtinkt, Lebensliebe, Erhaltungstrieb. Der Arzt ſollte von den Thieren lernen, er ſollte beobachten, forſchen, prüfen und denken.

Pferde mit geſchwächten Verdauungswerkzeugen, mit geſtörter Aſſimilation, mit verſchleimten, mit verſäuerten Mägen, verlaſſen die niedern Gegenden, ſie klettern auf Berge, auf hohe Weiden: hier ſuchen ſie ſich gewürzhafte bittere Kräuter, oder ſie fliehen ins Holz und freſſen das Laub von den Erlen, Birken und Eichen, oder beſchälen die Rinde dieſer Bäume. Dieß ſtärkt ihr geſchwächtes Verdauungswerkzeug, dieß gibt ihm die verlorne Stimmung wieder. Beſonders thut dieß die Rinde der Eichen und der Weiden, die bey uns die Stelle der China vertritt.

Und ſo verlaſſen ſie auch wieder die bergigen und hohen Gegenden, welche ihre liebſten Aufenthaltsörter ſind, wenn ſie eingelaufene Wände, erböllte, erhitzte, verletzte Hufe haben. Bey dieſen Gebrechen ſuchen ſie feuchte Wieſen, Sümpfe, naſſe Lehmerde, ſie gehen Stunden lang ins Waſſer, dieß erweitert die Hornröhrchen des Hufes, macht ihn nachgebender, und verwiſcht ſo den Schmerz, mindert die Entzündung.

Wären wir auf das Betragen, auf die Lebensordnung der Thiere, welche der Freyheit und ihrem Inſtinkt zugehören, aufmerkſamer, beobachteten wir, wie die Natur die Gebrechen

der Hufe heilte, wir würden ſie nicht mit Salben beſchmieren, die zu gar nichts helfen, als daß ſie den Beutel gewinnſüchtiger Roßärzte füllen. Wir würden lernen, daß die Natur eine weit weniger künſtliche Salbe bey Entzündungen, bey Schäden dieſer Theile verlangt, daß feuchte Lehmerde, daß kaltes Waſſer ohne Schmieren von hundert Ingredienzien das Uebel heilt.

Die Natur iſt reich, ſie iſt unerſchöpflich an Mitteln, die der Zerſtöhrung, der Lebensvernichtung, dem Tode entgegen ſind. Das ſich ſelbſt überlaſſene Thier kennt ſie alle; ſein Naturtrieb unterſcheidet weislich, welche es genießen ſoll, ordnet vorſichtig, wie viel es davon freſſen darf. Nur durch die Sklaverey der Menſchen wird dieſes wohlthätige Gefühl abgeſtumpft, verwiſcht, vernichtet, das den Kampf, zwiſchen Tod und Leben ſo ſehr zum Vortheil des letztern entſcheidet.

Was wir bey der Heilung der innerlichen Krankheiten der Pferde ſehen, die in wilden Geſtüten ohne unſere Vorſorge umher irren, ſehen wir auch bey der Heilung ihrer äußerlichen Gebrechen; auch hier hilft, auch hier heilt die Natur.

Die Natur ſtillt bey äußerlichen Verletzungen das Bluten, indem ſie die von der Luft gereizten Faſern verkürzt, ihrem Befeſtigungsort nähert, die Gefäße verenget, verdrehet. Iſt die Verwundung beträchtlich, dringt ſie in eine Höhle, welche Eingeweide, welche zu dem Leben des Thieres unentbehrliche Werkzeuge enthält: ſo nimmt das Pferd Stellungen an, durch welche die Wundlefzen einander berühren, das Ein-

dringen der äußern Luft verhindert, die Wundlippen verklebt, verheilt werden.

Verletzungen, die mit Fleiſchverluſt, mit Quetſchungen, mit fremden Körpern vergeſellſchaftet ſind, die weder der Arzt, noch die Natur ohne Entzündung, ohne Eiter heilt, heilt der Schmerz, die Entzündung, die Eiterung. Die letzte trennt die zerquetſchten Faſern, die fremden Körper von der Wunde, ſie reiniget den Schaden, unter ihr erzeugt ſich junges Fleiſch, unter ihr keimt es auf, und ſchließt die Wunde zu.

Alle dieſe Erſcheinungen bringt die Natur hervor, auch die verlezten Thiere in unſerer Sklaverey heilt ſie. Wie ſehr irren die Menſchen, welche dieſe Erſcheinungen den Wirkungen ihrer Arzeneyen zuſchreiben.

So vorſichtig und weislich das Pferd ſeinen Unterhalt und ſeine Heilmittel zu wählen verſtehet, ſo ſorgſam wacht es auch für die Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens des Nachts.

In dieſem finſtern Dunkel durchziehen die Geſtüte in vereinigten Heerden die Fluren, oder ruhen im geſellſchaftlichen Kreiſe beyſammen. Bey dem Angriff ihres Feindes, des Wolfs, formiren ſie einen dicht gedrängten Zirkel, die Köpfe beyſammen, und mit dem Hintertheil zur Vertheidigung, zum Schlagen bereit. Ihre jungen noch wehrloſen Fohlen nehmen ſie in ihre Mitte, und ſo erwarten ſie mit kühnem, muthigen Schnauben ihren Feind.

Wie verſchieden, aber wie weislich iſt der Inſtinkt der Thiere, der ſie leitet und für ihre Erhaltung wacht. Der Trieb, der dem Ochſen befiehlt, mit trotzig gehörnter Stirne ſeinem Feind ent-

entgegen zu gehen, ſagt dem Pferde ſeine Schwäche, es ſchützt den Kopf, und ſtellt dem Feinde eine Seite des Körpers dar, die zur Vertheidigung des Ganzen geſchickt iſt.

Doch nur um ſich zu vertheidigen, nicht zum Angriff ſcheint das Pferd dieſe Waffen kennen gelernt zu haben. Es flieht bey dem Anblick eines ihm fremd und furchtbar ſcheinenden Thieres, und läßt ſich nur dann in Streit ein, wenn es ſich, um ſeine Jungen dem Feinde nicht zu überlaſſen, durch die Flucht nicht retten kann.

Bey dem Anblick eines Menſchen kommt der Führer der Heerde, gewöhnlich der bravſte und ſtärkſte Hengſt, mit aufgeworfenem Schweif und aufgeriſſenen Naſenlöchern brauſend auf die ihm ungewöhnliche Erſcheinung zu, indem die übrige Heerde entfernt, mit geſpitzten Ohren und ganzer Aufmerkſamkeit auf alles was vorgehet, erwartungsvoll ſtehen bleibt. Der Hengſt naht ſich indeß dem Menſchen auf 12 bis 18 Schritt, bleibt dann ſtehen, und brauſet fürchterlich durch die Naſe; allein bey der geringſten Bewegung, die dieſer macht, ergreift er die Flucht, und führt ſeine Heerde an einen von dieſem ihm unbekannten und gefährlichen Thiere entfernten Ort.

So wie ein Trieb, der tief in den Nerven wohnet, für ſeine eigene Erhaltung wacht, ſo ſorgſam macht er auch die Pferde um die Erhaltung ihrer Jungen. Vorſichtig ſteht und legt ſich die Stute neben ihrem Fohlen, ohne es zu verletzen. Wie ſorgſam weiſet ſie das junge Thier an das volle Euter, noch beſorgter führt ſie es, nie verliert ſie es aus den Augen; entfernt es ſich nur in etwas, ſo verfolgt oder lockt ſie es wieder. Vorſichtig führt ſie es zum ſchnellen Laufen, zu kühnen Sprüngen an. Behutſam

ſam ſucht ſie längs dem Ufer, des Grabens ſchmahlſte Breite, ſpringt hinüber, und kehrt immer noch beſorgt mehrere Mahl zurück, bis endlich auch das junge Thier von ſeiner Mutter gelockt, ſeine Kräfte erprobend durch einen muthigen Sprung ihr folget.

Geſellig durchſtreichen die Thiere nach Abtheilungen ihres Alters und ihrer Raße die Auen. Einen andern Platz wählen ſich die Alten, einen andern die Jungen, einen andern die Füllen von einem Jahre, einen andern jene, die den dritten Sommer weiden. Immer verträglich, ohne neidiſche Scheelſucht graſen ſie ruhig neben einander, oder verfolgen ſich ſcherzend durch die öden Fluren, ſpringen über Hecken, ſchwimmen durch Flüſſe, bis ſie ermüdet in einem vertraulichen Kreiſe ſich lagern.

Das ganze Geſtüt iſt in eine oder mehrere Heerden nach der Verwandtſchaft des Bluts, nach der Raße, nach der Neigung abgetheilet. Kein Beſchäler darf die Stute einer andern Heerde befruchten, wenn er nicht ſtärker, nicht böſer, nicht braver iſt, als die Hengſte dieſes Trupps.

Keine Stute geht zur andern Heerde über, wenn ihre Neigung von den Hengſten der ihrigen abgekühlt werden kann.

Jeder Trupp beſteht aus einer größern oder kleinern Familie, die ſich mit ihrer Zunahme, mit ihrer Vermehrung wieder in neue Heerden theilt, und nach der Anzahl der Stuten von einem oder mehrern Hengſten angeführt wird.

Diejenigen Hengſte, die ſich nach der Zeit an eine oder die andere Heerde anſchließen wollen, müſſen ihre Aufnahme durch Wunden, durch Schläge, durch Biſſe mit Todesgefahr von

den erſten Beſchälern dieſes Trupps erkaufen. Kein Fremder wird aufgenommen, kein Schwächling kommt hinein, ſo lange die Hengſte der Heerde ihr Recht vertheidigen können.

Ein allgemeiner Bund ſtreitet wider alle fremden Thiere, die mit den erſten Geſtüten in keiner Verbindung ſtehen. Aber auch bey den erſten wird keins in die Geſellſchaft aufgenommen, das nicht im Streit, im Kampf bewieſen hat, daß es die Rechte des Ganzen fühlt, und zu erhalten verſteht.

Die jungen und furchtſamen Hengſte werden von den böſen, den ſtarken, den ausgewachſenen Hengſten beſchädigt, zu Krüppeln gemacht, und ſo lange verfolgt, bis ſie das Geſtüt verlaſſen, und ohne Stuten und ohne Nutzen einzeln die wüſten Felder durchirren.

Eben dieſes Schickſal haben einzelne Hengſte zu erwarten, die ſich durch Maße, durch Abzeichnung, durch Farben, durch Haarglanz und dergleichen von den übrigen Hengſten und Stuten unterſcheiden. Faſt immer werden dieſe geſchlagen, von der Heerde verjagt, wenn ſie nicht an Stärke oder an Muth den übrigen Hengſten gleich ſind.

Die Stuten ergeben ſich nun den Hengſten, die die ſchwächern bezwungen, die Heerde erobert haben. Auch die Füllen, die ſie erzeugen, bleiben bey dieſem Hengſte, der die Mutter bedeckt hat. Sie machen nun einen eigenen Trupp, eine eigene Familie aus. Immer iſt ihr Beſchäler unter ihnen. Nie darf ſich ein fremder Hengſt dieſer Heerde nähern, und nie darf eine von dieſen Stuten den Hengſt, und die Geſellſchaft, worin ſie ſteht, verlaſſen, ſo lange ſie der Beſchäler überſehen kann.

Wie ſich eine Schaar oder Heerde verhält, ſo verhalten ſich alle übrigen Heerden. Jede wählt ſich ihre beſondere Gegend, ihre eigenen Aufenthaltsorte. Jede Unterabtheilung macht nach den Jahren, nach dem Alter eine beſondere Geſellſchaft aus. Nur dann iſt in gewiſſem Betracht nur eine Art von Gemeinſchaft unter ihnen, wenn ſie gezwungen ſind, ſich gegen ihre Feinde zu vertheidigen.

Nach dieſem Plan, in dieſer Lebensweiſe, leben die ſich ſelbſt überlaſſenen Pferde zwey bis drey Jahre fort, ſind fruchtbar und gedeihen, ohne daß ſich etwas Merkbares in ihrem Naturgange änderte. Nach dieſer Zeit aber entwikkelt ſich Unruhe, Eiferſucht, Liebes- und Leidenſchaftshaß. In den jungen Hengſten entſtehen die Begattungstriebe, ſie wollen ihr Geſchlecht fortpflanzen, und ihre Väter laſſen es nicht zu; dieſe eifern mit ihren Söhnen, ſie ſchlagen, ſie verfolgen ſie, beſonders diejenigen, die nicht von ihrer Farbe, von ihrem Leiſte, von ihrem Temperamente ſind, bis ſie die Heerde verlaſſen, und ſich durch Muth und Stärke das Recht in eine andere zu treten erkaufen, oder mit einigen jungen und alten Stuten, die ſie lieben, mit denen ſie in Verwandſchaft ſtehen, einen neuen Trupp bilden.

Zwiſchen den Stuten entſteht ein ähnlicher Haß, doch iſt dieſer, im Allgemeinen genommen, nicht ſo bitter, nicht ſo groß, als er unter den Hengſten iſt. Nach Beobachtungen unterhält ſich die Eiferſucht der Mütter gegen ihre Töchter nur bis ins dritte Jahr. Bis zu dieſer Zeit erlauben ſie nicht, daß weder die Väter, noch die jungen Hengſte ihre Stutenfohlen belegen dürfen.

Nach dieſer Zeit aber verlieren die Mütter ihre Eiferſucht, allein die Väter behalten ſie ſowohl gegen fremde Hengſte als gegen ihre Söhne bey. Sie laſſen keinen zu ihren Töchtern, ſo lange ſie die letztern nicht nur ſelbſt begatten, ſondern auch ihre Söhne durch ihre Kraft von andern Stuten abhalten können.

Sind die Stuten bedeckt, ſo trennen ſie ſich von den gelten, von den unfruchtbar gebliebenen Stuten, ſie verlaſſen ihre ſonſtigen Geſpielen, und geſellen ſich zur Geſellſchaft der bedeckten, der trächtigen Stuten.

Ihre Aufenthaltsörter durchſtreichen ſie wie das Wild auf beſtimmten Wegen. Jede Heerde hat ihren eigenen. Durchkreuzen ſie ſich, ſo verweilen ſie zwar eine Zeitlang im geſellſchaftlichen Kreiſe beyſammen, allein keines dieſer Thiere verwechſelt bey der Trennung ſeine Heerde, jede Stute, jeder Hengſt hängt der ſeinigen an, folgt der Familie, aus deren Blute, von deren Raße, von deren Farbe er abſtammt.

Ein halbwildes Geſtüt *).

Die halbwilden Geſtüte unterſcheiden ſich von den ganz wilden darin, daß die Stuten von zahmen Hengſten entweder in der Freyheit, oder aus der Hand beſchälet werden **), auch nur die Stuten das ganze Jahr hindurch, die Beſchäl-

*) S. von Tennecker a. a. O. S. 235 ff.

**) Aus der Hand beſchälen heißt, wenn die Paarung dieſer Thiere unter unſerer Anordnung ſteht, und die Stuten den Hengſt nicht nach ihrer Neigung, nach ihrer Verwandtſchaft nach ihrer Liebe wählen können, ſondern nur den zur Befriedigung ihrer Leidenſchaft und zur Befruchtung zugeſellt bekommen, welchen wir für die Erzeugung guter Fohlen am geſchickteſten halten, kurz wo die Stuten mit Gewalt, wo ſie gefeſſelt beſchält werden.

ſchälzeit und einen Theil des Winters vielleicht ausgenommen, ſich ſelbſt überlaſſen in der Freyheit leben, die Hengſte hingegen die ganze Zeit im Stalle ernährt werden.

Gäbe es mehrere unbebauete Gegenden, und wäre es nicht vortheihafter, dieſe Plätze auf eine andere Art zu benutzen, ſo würde man dieſe Geſtüte als die beſten empfehlen können; allein aus dieſer Hinſicht iſt ihre Anlegung für einen bevölkerten Staat nicht anwendbar.

Auf den großen weitbeſchränkten Weideplätzen, die das Pferd im Laufen nachläſſig übergraſet, ſucht der mühſame Ochs und die nutzbare Kuh eine längere Zeit beſcheiden ihre Nahrung, und da, wo man zu vielen Fudern Heu und Hafer für den Unterhalt des Geſtütes des Winters einfährt, könnte eine reichliche Kornärnte dem Armen ſeinen Unterhalt zinſen.

Die übermäßige Pferdezucht, wodurch ſo große Diſtrikte unbebaut liegen bleiben mußten, gehört mit zu den Urſachen von Frankreichs Reform ſeiner politiſchen Angelegenheiten. Nur die Kutſchpferde des Adels und der ſogenannten Großen waren ſo zahlreich, daß man unter Ludwig XVI. 28000 in Paris zählte. Dieſer nutzloſe und dem Luxus gewidmete Aufwand mußte nothwendiger Weiſe die dringendſten Bedürfniſſe des Armen, ſeine Nahrung vertheuren und erſchweren.

Lehrte uns nicht die Kameralwiſſenſchaft, große noch unbebauete Diſtrikte für die Menſchheit und die politiſchen Verhältniſſe des Landes beſſer benutzen, und zugleich die Pferdezucht durch Landgeſtüte ausgebreiteter und anwendbarer zu machen, ſo würde man ein halbwildes Geſtüte allen andern, und ſelbſt den wilden, als

der

der natürlichſten und vollkommenſten Pferde- zucht, vorziehen müſſen. Denn obgleich dieſe Zuchten wie aus der Natur gehoben ſind, ſo können doch die wilden Stuten ihren Hengſt ſelten oder niemahls nach ihrem Hange wählen. Faſt immer werden ſie gezwungen, ſich von dem bedecken zu laſſen, der ſich durch Stärke ihrer Heerde aufdrang. Die muthigen, die böſen Hengſte bekämpfen, bekriegen unausgeſetzt die ſchwachen, und diejenigen, die nicht von ihrem Leiſte, von ihrer Farbe ſind, ſie verletzen ſie, oder verjagen ſie ganz von ihrer Heerde.

Um dieſem Mangel der wilden Zuchten ab- zuhelfen vermag auch die Kunſt nichts. Jeder neue in das Geſtüt gelaſſene Hengſt, wäre er auch noch ſo treffend nach der Raße der Stu- ten gewählt, wird von den alten Beſchälern, ſollten ſie auch nur erſtlich etliche Tage Bewoh- ner von dieſem Platze ſeyn, verjagt oder zum Krüppel geſchlagen.

Eben ſo geht es den Stuten von Seiten der Stuten. Jede neu eingelaſſene wird von ihrem Geſchlecht eben ſo verfolgt, wie jeder neue in das Geſtüt gelaſſene Hengſt von ältern Hengſten. Folglich können die wilden Geſtüte nicht ſo verbeſſert werden wie man will, und wie es nöthig wäre. Deswegen ſind ſie nicht ſo fruchtbar, nicht ſo nützlich, nicht ſo gut als man glauben ſollte. Dieſem Mangel geſellen ſich noch mehrere bey. Unter den ältern Be- ſchälern macht ſich der ſtarke, der böſe, einen größern Anhang von Stuten, als er vermöge ſeiner Kräfte zu befruchten im Stande iſt.

Von einer andern Seite betrachtet werden die Beſchäler durch die ſtete Aufſicht über die Stuten, durch die ſtete Eiferſucht gegen fremde

und junge von ihrem Geſchlecht, und durch das zu viele, zu frühe, zu unzeitige und unfruchtbare Begatten mit den Stuten abgemattet, und zu Grunde gerichtet. Die meiſten von dieſen Sprüngen, die im Februar oder noch eher geſchehen, gehen verloren, weil die Stuten vor dem April und Maymonath keine oder nur ſehr wenig Anlage zum Empfangen haben. In dieſem Fall werden die Kräfte des Beſchälers auch bey den beſten Mutterpferden ungenützt verſchwendet. In der wahren und ächten Empfangszeit, d. i. im April und May iſt dann die Kraft des Blutes ſchon erſchöpft, die Stuten bleiben gelte oder unbefriedigt, oder ſie empfangen von einem matten Samen, aus welchem ein Füllen entſteht, welches entweder verdirbt, oder zu einem ſchwachen, verarteten Pferde wird. Alles dies geſchieht, weil die Hengſte die Stuten im Frühjahr zu früh, und zwar zu einer Zeit bedecken, wo ſie der vorhergegangene Herbſt, der Winter, die üble Witterung, das wenige und ſchlechte Futter entkräftet haben.

Die Füllen, die durch ſo frühes Begatten in der Mutter entwickelt werden, fallen alsdenn im Jänner oder im Hornung, folglich gerade zu einer Zeit, wenn die rauheſte Witterung iſt, wenn die Mütter am ſchwächſten ſind, wenn ſie keine oder nur die ſparſame Nahrung haben, die ſie ſich unter dem Schnee hervorſuchen. Ein Umſtand, der Schuld iſt, daß nicht nur die meiſten Fohlen, ſondern auch die Stuten verderben.

Auch geſchieht es, trotz der Aufſicht der alten Beſchäler, nicht ſelten, daß dreyjährige Hengſtfohlen Stuten von gleichem Alter bedekken. Eine Fortpflanzung, die, da weder der Vater noch die Mutter die gehörige Reife erlangt

hatte,

hatte, elende, ſchwächliche Fohlen hervorbringen muß.

Dieſen Mängeln entgeht ein halbwildes Geſtüt faſt ganz, wenigſtens dem größten Theil davon; denn indem die Stuten nur allein der Freyheit überlaſſen ſind, können ſie weder zu früh belegt, noch die Hengſte durch Eiferſucht, durch unnütze Sprünge entkräftet werden. Das Beſchälen kann man zu einer Zeit unternehmen, wenn nicht nur die Stuten die meiſte Anlage zum Empfangen haben, ſondern nach welcher auch das junge Fohlen zu einer Jahreszeit den Leib ſeiner Mutter verläßt, in welcher es von der Natur genugſamen Unterhalt bereitet findet. Und iſt man auch bey allen Beobachtungen, bey allem Erforſchen des Inſtinkts dieſer Thiere nicht im Stande, der Stute den Hengſt zu geben, zu welchem ſie Neigung hat, der mit ihr in Verwandſchaft ſteht: ſo iſt man doch vermögend, ſie durch das Vorführen von einigen Beſchälern denjenigen wählen zu laſſen, mit dem ſie die meiſte Gleichheit, die meiſte Aehnlichkeit des Blutes hat, den ſie mehr liebt als den ſtarken, welchem ſie ſich im wilden Geſtüte nur aus Mangel eines andern überlaſſen mußte.

Nach der Einrichtung, welche man bey guten halbwilden Geſtüten beobachtet, werden die Stuten von den Geſtütknechten beym Anfange der Beſchälzeit, im Monat April, wenn die gute Witterung kömmt, die nach der Verſchiedenheit der Jahre, der Lage der Geſtüte, Länder und Himmelsgegenden früher oder ſpäter eintritt, in einen eingeſchränkten Raum nahe bey dem Geſtüthofe, der jedoch mit Waſſer, Wäldern oder Unterſtandshütten und Futter für die Stuten verſehen ſein muß, eingetrieben.

Der

Der Oberaufſeher oder der Geſtütinhaber hütet ſich, daß dieſes nicht zu früh, d. h nicht eher geſchehe, bis gute Witterung vorausgegangen, bis die Weiden anfangen zu grünen, bis die Zeit die Stuten nicht nur zum Roſſen, ſondern auch zum Empfangen vorbereitet hat. In unſerm Himmelsſtriche wird dieſe Zeit mit dem Ausgange des Monats April eintreffen.

Hat ſich die gute Witterung mit Zeichen erhalten, die die Wahrſcheinlichkeit ihrer Dauer hoffen läßt, ſo wird der Hengſt oder die Hengſte, die nach der Raße, nach der Farbe, nach dem Gebäude und dem Temperament der Stuten gewählt ſeyn müſſen, in den eingeſchränkten Raum zu den Stuten gelaſſen. Zu der Befruchtung von 20 bis 25 Stuten wird ein Hengſt gerechnet.

Die richtigſte Zeit dieſes Auslaſſens zu beſtimmen, ſetzt eine genaue Kenntniß von dem Zuſtande voraus, in welchem ſich die Stuten befinden, wenn ſie roſſig ſind.

Roſſen auf einmahl zu viele Stuten, ſo iſt entweder die Zeit zum Auslaſſen des Hengſtes verſäumt, oder man kann mit vieler Zuverläſſigkeit voraus ſagen, daß die gute Witterung anhalten werde, daß die Stuten geſund, daß ſie ſicher empfangen, und das Jahr eine reichliche Erndte von Füllen liefern werde.

Roſſen ſie aber ſchlecht, unvollkommen, ohne Geſchrey und Higern, ohne beſondere Munterkeit, kurz und wenig Tage, ſo folgt entweder üble Witterung, Kälte, Schnee, Regen und dergleichen, oder es iſt ein Zeichen, daß die Stuten den Winter hindurch gelitten, daß ſie nicht recht geſund ſind, und daß die Fohlenerndte dieß Jahr geringe ſeyn werde. Alles dieſes muß der Geſtüt-

Geſtütdirektor überſehen; er muß wiſſen, ob das Alter, die Stärke des Beſchälers, die Zahl der roſſenden Stuten, ihre Jahre, ihre Haare, ihre Geſundheit, ihr und des Beſchälers Temperament ſich zuſammen paſſen. Ein gelaſſener Beſchäler iſt für dieſe Art des Bedeckens der beſte, und noch brauchbarer, wenn er ſchon in der Freyheit ſich ſelbſt überlaſſen, in irgend einem Geſtüte Stuten bedeckt hat. Am nachtheiligſten iſt für dieſe Beſchälungsart ein Hengſt zu gebrauchen, der lange aus der Hand bedeckt hat. Da er nur gewohnt iſt, angehängte, gebundene und gefeſſelte Stuten zu belegen, ſo iſt er für dieſe zu ſtürmiſch, zu hitzig. Hengſte hingegen, die noch gar nicht oder in der Freyheit belegt haben, haben dieſen Fehler nicht, ſie ſind natürlich ſcheu, ſie lernen erſt den Naturgang, ehe ſie beſchälen lernen.

Ehe der Hengſt in das Geſtüt gelaſſen wird, wird er von zwey Beſchälführern an einem mit Leder gefütterten Kapzaume vermittelſt zweyer Longen behutſam in den Bezirk, wo ſich die Stuten aufhalten, herumgeführet.

Die ächten roſſenden Stuten heben bey der geringſten Witterung deſſelben, oder bey dem erſtern Higern den Kopf in die Höhe, ſpitzen die Ohren, antworten, rufen, und kommen dem Beſchäler entgegen, oder gehen ihm zur Seite, bald vorwärts bald zurück, heben die Schweife, ſchreyen und folgen ihm in einer gewiſſen Entfernung nach.

Alles dieſes ſind gute Zeichen, je mehr ſich die Stuten dem Hengſt nähern, je roſſender ſind ſie, deſto gewiſſer ſcheinen ſie zum Empfangen vorbereitet zu ſeyn. Je mehr ſie ſich aber von dem Beſchäler entfernen, je weniger

ſie hitzern, gleichgültig oder höchſtens neugierig ſind, deſto weniger ſind ſie roſſend, und zum Empfangen geſchickt.

Bey dieſen Erſcheinungen wird der Hengſt in den Stall zurückgebracht, und eine günſtigere Zeit zu dieſem Geſchäfte abgewartet. Im erſten Fall aber wird der Beſchäler vom Kapzaume befreyet, und der Geſellſchaft der roſſenden Stuten überlaſſen.

Durch aufmerkſames Beobachten des Hengſtes, der Stuten, und ihres beyderſeitigen Benehmens, durch Aufmerkſamkeit auf die Farbe, die Raße, das Gebäude der Stute, die dieſem und keinem andern Hengſt den Preis ihrer Neigung zugeſteht, auf das Weſen derjenigen, die ihn abſchlägt, könnte man Reſultate ſammeln, die uns in der Paarung dieſer Thiere leiten ſollten.

Von dem Betragen des Hengſtes und ſeiner mehr oder weniger günſtigen Aufnahme bey den Stuten hängt es ab, wie lange man ihn unter den letztern laſſen darf. Auch die Zahl der roſſenden Stuten und die Witterung müſſen über die Dauer des Aufenthalts entſcheiden. Iſt die Witterung heiß, und der Beſchäler feurig, ſo entkräftet er ſich in einem Tage mehr, als er ſich bey kühler Witterung in 3, in 4 Tagen entkräftet. Ueber 5 Tage wird der Beſchäler in zweckmäßig eingerichteten Zuchten nie unter den Stuten gelaſſen. Nach dieſer Zeit wird er von einem andern abgelöſet, und in den Stall zurück gebracht, wo er, um Kräfte zu ſammeln, zwölf bis vierzehn Tage zu ſeiner vorigen Beſtimmung, zu einer mäßigen Arbeit zurückkehrt, ehe er wieder in das Geſtüt gelaſſen wird.

Aber

Aber nie wird ihm weder vor noch nach dem Beſchälen mehr Futter gereicht, als er gewöhnlich erhält, als ſein Körperzuſtand fordert. Eben ſo wenig wird er weder vor, noch nach der Belegezeit von aller Arbeit frey geſprochen. Dieſe Schonung, dieſe Herſtellungsmittel ſind nicht allein phyſiologiſch fehlerhaft, ſondern auch die Erfahrung widerſpricht ihnen. Die arbeitenden, die mäßig genährten Hengſte, erzeugen die beſten und ſtärkſten Fohlen. Geſchieht es, daß der eine oder andere Beſchäler durchs Begatten merklich leidet, daß er matt wird, Schwäche und Abnahme ſeiner Kräfte zeigt, ſo wird ſeine Ruhe, ſeine Schonungszeit verlängert, und das Beſchälungsgeſchäft demjenigen länger und öfter überlaſſen, der ſeine Stärke beybehält.

Dieſe Vorſorge wird nie überſehen. Oft wird der Beſchäler, welcher der Beurtheilung nach der geſundeſte, der ſtärkſte zu ſeyn ſcheint, von wenigen Sprüngen in einem oder zwey Tagen matter als der andere, der weniger ſtark ausſieht, in vier und fünf Tagen wird.

Während der Beſchälzeit wird der Beſchäler, der nicht gewohnt iſt, ſich allein mit dem ſparſamen Futter zu begnügen, welches die erwachte Natur ihm dürftig darreichet, mit Haſer und Heu an einem beſtimmten Orte des umſchränkten Bezirks gefüttert, wiewohl ihn ſeine Leidenſchaft und die Aufforderung der Stuten wenig davon genießen laſſen.

Nach dieſer Weiſe werden die Beſchäler einzeln und abwechſelnd von dem Ende des Aprils bis zum Ende des Junius unter die Stuten gelaſſen. Jede Stute wählt dann den Hengſt, zu welchem ſie Neigung hat, wenn ſie ſich aus ungeſtümer Leidenſchaft nicht dem er-

ſten überläßt, der um ihre Gunſt buhlt, der zu der Zeit im Beſchälbezirk erſcheinet, als ſie am meiſten roſſend iſt.

Mit dem Ende des Juni müſſen die Stuten belegt, und das Beſchälungsgeſchäft beendigt ſeyn; es müßte denn der Winter lange gedauert haben, und die Wärme ſpät eingetreten ſeyn.

Nach der verfloſſenen Beſchälzeit werden die Stuten wieder in ihre Wildbahn gebracht, und die Beſchäler kehren zu ihrer vorigen Beſtimmung zurück.

Bey einigen andern halbwilden Geſtüten geſchieht der Prozeß des Beſchälens nach andern Geſetzen.

Sind zum Ende des Aprils oder zum Anfange des Mays die Stuten aus den Geſtüten getrieben, und in einen engen Bezirk nahe an den Geſtütshöfen, wo ſie nicht von der Natur, ſondern von der Vorſorge ihrer Aufſeher ernähret werden, verſammlet worden, ſo wird jede einzeln in einen zum Beſchälen beſtimmten eng umgränzten Raum geführt, und durch den Probierhengſt ihre Leidenſchaft geprüft *). Scheint ſie für deſſen Gunſtbezeugung nicht abgeneigt zu ſeyn, ſo wird dieſer wieder in den Stall zurückgebracht, und der für ſie beſtimmte Beſchäler vorgeführt, von welchem ſie entweder frey oder gefeſſelt belegt wird.

Das Feſſeln geſchieht bey Stuten, die, ohnerachtet ſie roſſig ſind, ſich doch zu empfindlich für die Aufnahme des Hengſtes bezeigen, und die an den Hinterſchenkeln zu ſpannen, um den Beſchäler vor Verletzungen zu ſchützen, ſo gefähr-

*) Der Probierhengſt iſt ein Beſchäler, der nicht eigentlich zum Belegen der Stuten, ſondern nur zu dem Verſuch, ob ſie roſſend ſind, beſtimmt iſt.

gefährlich ja unmöglich ſeyn würde, auf folgende Art. Ein ungefähr 10 Ellen langes Seil, an deſſen unterm Ende ein Ring befeſtigt iſt, durch welches das gegenſeitige Ende gezogen werden muß, wird der Stute über den Kopf geworfen, und ſie ſo gefangen an eine Säule gehangen, oder vielmehr gedroſſelt. In dieſem Zuſtande, wo ſie in ſteter Gefahr zu erſticken, faſt mit dem Tode ringt, wird der Beſchälungsprozeß vorgenommen, und die Stute auf dieſe fürchterliche Art zu einer Gefühlsäußerung gezwungen, deren Hervorbringung die Natur keiner tyranniſchen Operation unterwarf, womit ſie vielmehr die Thiere zu beſchenken nur der Freyheit überließ. Iſt der Beſchälungsakt vorbey, ſo wird vermittelſt einer ſchwächern Leine, die am Ring befeſtigt iſt, die Schleife aufgezogen, und das Pferd von ſeiner Feſſel befreyt.

Bey dieſer Beſchälungsart empfangen die wenigſten Stuten; am ſicherſten kann man ſich die Empfängniß verſprechen, wenn das Geſchäft der Zeugung der Leidenſchaft, der Willkühr der Thiere in der Freyheit überlaſſen bleibt.

Bey beyden Arten, auch bey der letztern für die Stute ſo grauſamen Beſchälungsweiſe wird der Hengſt nicht ſelten gefährlich verletzt. Die Stuten ſchlagen oft mehr aus zu großer Reizbarkeit, aus zu feuriger Wolluſt, als aus Abneigung mit einer ſo großen Kraft nach dem Beſchäler, die dieſen tödtlich verletzen könnte, wenn er nicht durch die Erfahrung und durch eine kluge Vorſicht dieſen Streichen zu entgehen gelernt hätte.

Mit einer bewundernswürdigen Klugheit naht er ſich der Stute; ohne ſie ungeſtüm zu beſteigen, bleibt er noch drey Schritte entfernt

 ſtehen,

ſtehen, ſtreckt den Hals aus, und berührt die Stute. Iſt ſie zur Erwiederung dieſer Freyheit noch nicht geſtimmt, ſo ſchlägt ſie mit einer pfeilſchnellen Geſchwindigkeit nach dem Beſchäler, der ſich in einem eben ſo geſchwinden Sprunge mehrere Schritte von ihr entfernt, und nur ſelten beſchädigt wird. Verhält ſie ſich aber bey dieſer Probe ruhig, ſo erhebt ſich der Hengſt, ohne ihr zum Schlagen noch Zeit zu laſſen, und ſcheint wie unterrichtet zu ſeyn, daß ihr dieß, nachdem er ſie beſtiegen hat, unmöglich wird.

Den eilften Tag nach dem Sprunge wird die Stute von neuem probirt, und ſchlägt ſie den Hengſt nicht ab, abermahls bedeckt. Indeſſen iſt dieß kein Beweis, daß ſie das erſte Mahl nicht empfangen hätte. Manche Stuten, ſogenannte Huren, laſſen ſich auch dann noch beſchälen, wenn ſie aufgenommen haben; ſo wie andere hingegen nicht aufhören es anzunehmen, ohne daß ſie jemahls trächtig werden.

Sind alle Stuten bedeckt, ſo überläßt man ſie wieder ihrer Freyheit.

Im März, im April, im May des folgenden Jahres gebähren die Stuten, die im vorigen empfangen haben. Die Mütter, von welchen die Fohlen in den beyden erſten Monathen fallen, werden von dem Geſtütaufſeher mit Heu ernährt, da die Natur ihre Nahrung zu dieſer Zeit noch ſo karg in der Wildniß erzeugt hat.

Die Fohlen, welche im Frühjahr fallen, bleiben bey den Müttern, bis die Zeit zum Entwöhnen kommt. Dieſe iſt mit dem Ausgange des Septembers vorhanden, wenn die Weiden nicht mehr ergiebig ſind. Zu dieſer Zeit wird das Geſtüt wieder verſammelt, und die Fohlen von den Müttern getrennt.

Viele

Viele Geſtütsaufſeher laſſen ſie das erſte Jahr bey den Müttern im Geſtüt; allein dieß iſt weder für die jungen Thiere, noch für die Mütter gut. Am nachtheiligſten iſt es für den Geſtütsinhaber. Weil die meiſten Fohlen den Winter hindurch gerade zu der Zeit, wo ſie die wenigſte Nahrung haben, wo ſie am meiſten Froſt und Kälte leiden, am ſtärkſten an ihren Müttern ſaugen, ſo leiden ſie und die Mütter; die letztern leiden um ſo mehr, weil ſie in der ſchlechteſten Zeit bey dem wenigſten Unterhalt ſich ſelbſt, das ſaugende Fohlen, und das noch ungeborne erhalten müſſen.

Andere wilde Thiere kommen hier in keinen Vergleich; ſie haben theils andere Naturgeſetze, als die Pferde, theils haben ſie Freyheit und leben als gänzlich uneingeſchränkte Geſchöpfe, die ſich entfernen und verbreiten können, ſo weit es ihnen gefällt. Halbwilde Geſtüte hingegen, die der Kunſtfleiß unterhält und umzäunt, ſind gezwungene Zuchten, die auch bey den beſten, der Natur der Thiere angemeſſenſten Anſtalten künſtlichen Geſetzen unterworfen ſind.

Vortheilhafter für die jungen Thiere und die Mütter iſt es, wenn die Fohlen den Winter hindurch im Stalle ernährt, und nur die Stuten der Freyheit überlaſſen werden.

Im Frühjahre werden ſodann die Fohlen, die nun ein Jahr alt ſind, nach den Geſchlechtern geſchieden, die Stuten der halbwilden Zucht einverleibt, und die Hengſtfüllen auf einer umſchränkten Weide beſonders gehütet. Im Herbſt bringt man die letztern in den Stall zurück, und erzieht ſie auf dieſe Weiſe bis ins fünfte Jahr, wo ſie verkauft, oder zu ihrer künftigen Beſtimmung aufgeſtallt werden.

Die Nahrung der Stuten beſteht das ganze Jahr hindurch in Gras, in Kräutern, in Heide, in Laub, in Knoſpen der Bäume. Nur in ſehr rauhen Wintern, wo ſie nicht genugſame Nahrung unter dem Schnee und Eiſe hervorſuchen können, werden ſie mit etwas Heu und Stroh ernährt, oder die kälteſten Monate in einen Stall verſammelt und gefüttert.

Ungeachtet dieſe Zuchten in vieler Hinſicht die ergiebigſten ſind, weil ſie den wilden Geſtüten am nächſten kommen, ſo ſind ſie doch auch mit unangenehmen, für den Geſtütsinhaber nachtheiligen Folgen begleitet, die weder die Kunſt noch der Fleiß des Geſtütaufſehers zu verhindern im Stande iſt.

Im Winter bey vielem Schnee und anhaltend kalter Witterung werden zwar die Stuten an einem gewiſſen Orte mit Heu und Stroh gefüttert, wo ſie zu gewiſſen Zeiten in vereinigten Heerden, wie das Wild bey ſeiner Fütterung, erſcheinen, (gewöhnlich geſchieht dieß bey Flüſſen, die man aufhackt, um ihnen zugleich Waſſer zu verſchaffen), deſſen ungeachtet gehen bey zunehmendem Froſt nicht nur Fohlen, ſondern auch Mutterſtuten verlohren, die theils an Oertern, wo ſie Niemand ſucht, theils wo ihnen Niemand zu Hülfe eilen kann, erfrieren oder verhungern.

Iſt das Gehege, welches das Geſtüt einſchränkt, nicht dicht, ſo brechen die Stuten mit ihren Fohlen durch, und ſind entweder gar nicht oder doch ſehr ſchwer wieder zu bekommen.

Nicht ſelten werden die Fohlen oder die Mütter ſelbſt beſchädigt, ohne daß man es ſogleich entdeckt, und die Thiere in die Geſtütshöfe gebracht und verpflegt werden können. Und ge-

geſchieht auch dieſes wirklich, ſo ſind dieſe in der Wildniß lebenden Thiere zu menſchenfeindlich, ſie laſſen ſich nicht ſo behandeln, wie es ihre Krankheit, ihre Verletzung verlangt.

Will man eine Stute nach den Geſtütshöfen treiben, ſo muß man die ganze Familie dahin zu bringen ſuchen. Sie einzeln von der übrigen Heerde zu trennen, iſt, wenn es nicht mit Fangſeilen geſchehen ſoll, unmöglich. Jedesmahl muß daher die ganze Heerde in einen umgränzten Bezirk nahe bey den Geſtütshöfen verſammelt werden, wo man die kranken Thiere von den übrigen trennt, und jene wieder der Freyheit überläßt.

Einige Nachrichten von dem Sennergeſtüte im Lippiſchen *).

Das Sennergeſtüt hat ſeinen Nahmen von der zwiſchen Lippſpringe, Paderborn, Stukenbroek und Lopshorn gelegenen großen Heide, welche unter dem Nahmen der Senne bekannt iſt. Da nun die hier befindlichen halbwilden Pferde größten Theils ihre Nahrung, zumahl im Winter, von dieſer Heide haben, ſo haben ſie den Nahmen der Senner erhalten.

Die Zeit, in welcher dieſes Geſtüt ſeinen Anfang genommen, iſt wegen der, im dreyßigjährigen Kriege verloren gegangenen Nachrichten, nicht genau zu beſtimmen: daß es aber im funfzehnten Jahrhundert ſchon in gutem Rufe geweſen, erhellet aus noch vorhandenen Briefen von verſchiedenen Fürſten und Grafen, welche in

*) S. Beſchreibung des ſo bekannten Sennergeſtütes in der Grafſchaft Lippe, von J. G. Prizelius. Lemgo 1771. 8.

in dieſer Zeit um Pferde aus dieſem Geſtüte nachgeſucht, und auch erhalten haben.

So viel man von dem Anfange des Geſtütes weiß, iſt er auf folgende Art gemacht.

Man hat zahme und zur Zucht tüchtige Stuten durch die auserleſenſten Hengſte bedekken, und ſelbige Winter und Sommer durch Hirten in dem Lippiſchen Walde und in der Senne hüten und weiden laſſen, um ſie die Gänge und Orte zu lehren, wo ſie im Sommer gutes Gras, im Winter aber, wenn der Schnee nicht zu tief gefallen, Heide finden und ſich ernähren könnten. Nach und nach hat man ſie ihren eigenen Gängen überlaſſen, und auf ſolche Art ſind aus zahmen wilde und menſchenſcheue Pferde geworden. Weil man von dem jungen Anwuchs ſelten eine Stute eingefangen hat, ſo iſt das Geſtüt endlich bis auf 200 tragbare angewachſen; wie denn auch der gute Ruf dieſes Geſtütes ſich zugleich mit vermehret hat. Der dreyßigjährige Krieg gab dieſem Geſtüte den erſten Stoß, und richtete es dergeſtalt zu Grunde, daß nach deſſen Ende nur wenig Stuten übrig blieben.

Im Jahre 1655 ſuchte der damahls regierende Herr, Graf Hermann Adolph, das Geſtüt wieder in Stand zu ſetzen. Er ließ die zum Geſtüte erforderlichen Gebäude wieder ausbeſſern, und brachte es dahin, daß 1666 ſchon wieder eine ziemliche Anzahl Stuten vorhanden waren.

1680 wurde unter der Regierung des Grafen Simon Heinrichs mit der Erweiterung und Verbeſſerung des Geſtütes fortgefahren, und man verlegte die Gebäude näher an die Senne nach Lopshorn, wo zugleich ein anſehnliches

liches Luſt- und Jagdhaus erbauet wurde. Der Mangel des Waſſers war dieſer Anlage ſehr empfindlich, bis er endlich durch Grabung eines über 100 Fuß tiefen Brunnens abgeholfen wurde. Ob nun gleich dieſer Brunnen das nöthige Waſſer verſchaffte, ſo war es doch, um es ſo fort den Pferden zu geben, viel zu hart, weshalb man vor dem Brunnen ein von Stein ausgehauenes Behältniß ſetzen ließ. Dieſes wird durch ein Tretrad gefüllt, und das Waſſer muß acht und vierzig Stunden darin ſtehen, um es durch die Luft zu mäßigen. Dieſe zur Stuterey gemachte Einrichtung zu Lopshorn gab Gelegenheit, daß man ohngefähr um das Jahr 1690 für eine kleine Viehzucht einen Ackerbau daſelbſt anlegte, wodurch die jetzt daſelbſt befindliche Meyerey ihren Anfang genommen hat.

Die üblen und harten Jahre 1711 und 1712 verurſachten dem Geſtüte einen abermahligen großen Schaden, indem in dieſer Zeit auf einmahl acht und dreyßig Stuten umkamen.

Nach dieſer Zeit wurden die Gebäude zu Lopshorn noch mehr erweitert, regelmäßig aufgebaut, und zu Jagdvergnügungen und zur Stuterey bequemer gemacht. Zu letzterem Zwecke ſind auch noch zwey Ciſternen von weitem Umfange angelegt, wodurch der Mangel des Waſſers um ſo mehr gänzlich gehoben iſt. Sollte wieder Vermuthen, bey einer ſtarken anhaltenden Kälte, dieſer Mangel dennoch eintreten: ſo ſind die auf der Pivitz-Heide wohnenden Bauern ſchuldig, das nöthige Waſſer herbey zu fahren. Seit den Jahren 1717 und 1718 wurde das Geſtüt wieder merklich erweitert, und man bemühete ſich durch türkiſche, arabiſche und andere ausländiſche Hengſte dieſe Raße zu verbeſſern.

Durch

Durch die Unachtſamkeit und Unwiſſenheit der Vorgeſetzten ſchlichen ſich unvermerkt erbliche Fehler in daſſelbe ein, wozu noch der 1740 eingefallene ſtarke Winter kam, welche beyde Umſtände dem Geſtüte ſehr nachtheilig waren. Erſteres ſetzte den Werth des Geſtütes herunter; und letzterer verurſachte, daß viele Stuten durch den Froſt umkamen. Es wurden daher verſchiedene mit erblichen Fehlern behaftete und auch andere wenig taugliche abgeſchafft, und gegen beſſere vertauſcht. Auch wurde kein Geld geſpart, die beſten und tüchtigſten Hengſte aus fremden und weit entlegenen Ländern für dieſes Geſtüt anzuſchaffen, ſo daß das Geſtüt nach und nach in eine beſſere Verfaſſung kam.

Da es bey dieſem Geſtüte eine einmahl feſtgeſetzte Regel iſt, den Stuten, weder im Sommer noch im Winter, außer im höchſten Nothfall, Futter zu reichen: ſo bleibt ihnen nichts übrig, als im Walde und der Senne Winter und Sommer ihre Nahrung zu ſuchen. Man kann dieſe Stuten mit dem Wilde am füglichſten vergleichen, als womit ſie ſehr vieles gemein haben, indem ſie ſich gleich jenem in gewiſſen Rudeln oder Haufen zuſammen halten, und ſich nie trennen. In ſolchen Haufen gehen ſie nach allen Gegenden, doch ſo, daß, wohin ein Haufen ſeinen Gang einmahl genommen hat, er auch auf demſelben bleibt; und ſo verläßt auch keine einzelne Stute ihren Haufen. Triebe man auch eine Stute zu einem andern Haufen: ſo würde ſie ſelbigen dennoch wieder verlaſſen, und ſich ihrer vorigen Geſellſchaft wieder zugeſellen.

Der große Umfang des lippeſchen Waldes und die darin befindliche gute Weide verſchafft den

den Stuten die beſte Nahrung; und in den Sommermonathen ſowohl, als auch im Herbſt ſind die Stuten ſo ſtark von Fleiſch, als wenn ſie auf dem Stalle gefüttert wären.

Mit dieſer hinlänglichen und guten Weide ſind ſie dennoch öfters nicht zufrieden, ſondern brechen durch die Befriedigungen, als Graben, Hecken u. ſ. w. womit der Platz umzogen iſt, und verurſachen den an der Grenze des Geſtüts wohnenden Landleuten an ihren Feld-, ja öfters Gartenfrüchten, als Kohl u. ſ. w. großen Schaden, welches auch durch die genaueſte und fleißigſte Aufſicht nicht zu verhüten iſt. Am meiſten muß man junge, drey und vierjährige Stuten vor dergleichen Ausſchweifungen bewahren. Dieſe werden, da ſie in dieſem Alter noch unbedeckt bleiben, durch ihre Hitze zum Hengſt angetrieben, herum zu laufen und ſelbigen aufzuſuchen. In der Senne auf der Paderborniſchen Seite gehen junge Bauerpferde, zu welchen ſie ſich zuerſt geſellen; und geſchieht ihrem Suchen bey dieſen keine Genüge, ſo entfernen ſie ſich immer weiter vom Geſtüte.

Bey der überflüſſigen Weide iſt in dem Walde in heißen Sommertagen ein nicht zu hebender Waſſermangel, weil in demſelben weder Quellen noch Flüſſe ſind. Die Stuten müſſen daher oft drey und mehr Stunden gehen, um ihren Durſt zu löſchen. Der ſogenannte Donoper Teich iſt jederzeit mit hinlänglichem Waſſer angefüllt; allein er liegt an der Seite von Heidenoldendorf, und er iſt daher den an der Horniſchen Seite gehenden Stuten zu entlegen. Bey anhaltendem Regenwetter fehlt es nicht daran, weil ſich das Waſſer alsdenn in den Gründen der Wälder und in der Senne ſam-

melt

melt und eine ziemlich lange Zeit ſtehen bleibt. Dieſe Unbequemlichkeit des Geſtüts iſt ſehr oft von übeln Folgen. Bey großer Hitze, wenn die Stuten einen ſo weiten Weg, um den Durſt zu löſchen, laufen müſſen, und nach dieſer Erhitzung ſogleich auf das Waſſer fallen, welches in den Sümpfen auch oft faul iſt, erhitzt ſich manche Stute, und weil man hiervon ſehr ſpät oder auch gar keine Nachricht bekommt, und die Hülfe der Arzeney alſo zurückbleibt, ſo geht ſie endlich verloren.

Im Winter und Frühjahr, wenn noch kein Gras da iſt, ernähren ſich die Stuten mit Heidekraut, wiewohl ſie, ſobald das Laub aufgebrochen, ſelbiges der Heide vorziehen und ſich damit ſättigen. Wenn es um die Zeit iſt, wo die Heide die einzige Nahrung der Stuten ausmacht, werden ſie ſo mager, daß ein jeder, der dieſe Pferde nicht kennt, ſie für die elendeſten Thiere halten, und ein ſolches nicht einmahl zum Geſchenke annehmen würde. Sie kommen aber dennoch nicht von Kräften und nehmen gar bald wieder zu. Bey dieſen für die Stuten dürftigen Zeiten wird ihnen doch kein Futter gereicht; es wäre denn, daß der Schnee ſo hoch gefallen, daß auch die Spitzen der Heide bedeckt wären; alsdenn werden ſie in den Ställen zu Lopshorn ernährt. Sind die Spitzen der Heide frey, ſo ſcharren ſie den Schnee mit den Füßen weg, und ſuchen unter ſelbigem ihre Nahrung hervor.

Können ſie aber nichts bekommen, ſo kommen einige Stuten von ſelbſt nach Lopshorn, ihr Futter zu holen; andere hingegen müſſen aus Beſorgniß, daß ſie aus Hunger umkommen möchten, durch den Stutenwärter und deſſen Knechte herbeygeholt werden. Das Futter, welches

ches ihnen zu Lopshorn gereicht wird, beſteht in Heu, Hafer- oder Weitzenſtroh, welches ihnen auf die Raufe geſteckt wird, und geſchnittenem Erbſen-, Bohnen- und Wickenfutter mit geſchnittenem Rockenſtroh vermiſcht. Von jenem bekommt eine Stute täglich zehn bis zwölf Pfund, von dieſem aber des Morgens und Abends jedesmahl ein gutes Futter. Den trächtigen Stuten wird außer dieſem auch noch des Mittags ein Futter gereicht, weil ſie mehr Nahrung bedürfen. Während dieſer Zeit ſucht man die gelten von den trächtigen abzuſondern, und man läßt jene in dem Hofe von Lopshorn herumlaufen. Die ein- und zweyjährigen Stutenfüllen bekommen ſtatt des geſchnittenen Rauhzeuges geſchnittenen Hafer, mit geſchnittenem Rockenſtroh vermiſcht. Das Waſſer wird ihnen zum Saufen vermittelſt einer in der Ciſterne angebrachten Pumpe in die Krippen gepumpt. Zur Bewegung werden die Stuten ſowohl als die Füllen alle Tage, wenn die Luft am mäßigſten iſt, in den Hof oder Geſtütskamp gelaſſen, woſelbſt ſie ſich ein paar Stunden aufhalten.

Das Geſtütsgebäude iſt von Steinen aufgeführt, hundert und achtzig Fuß lang und vierzig Fuß breit. In ſeiner Mitte von vorn nach dem Hofe zu ſowohl, als auch an beyden Enden ſind große Thüren, acht Fuß breit, angebracht. In der Mitte dieſes Gebäudes iſt ein Platz, funfzig Fuß lang, durch zwey Scheidemauern abgeſondert, welche ebenfalls mit zwey, acht Fuß breiten, Gatterthüren von Eichenholz verſehen ſind. Dieſer in der Mitte des Gebäudes abgeſonderte Platz dient zum Bedecken der Stuten, und wird der Springthurm genannt. Zu beyden Seiten dieſes Springthurms ſind

zwey große Ställe für die Stuten und Füllen, welche mit Raufen und Krippen verſehen ſind. Von dem einen dieſer großen Ställe hat man den dritten Theil durch ein Gatterwerk abgeſondert und dieſer kleinere Platz iſt für die ein- und zweyjährigen Füllen, weil dieſe nicht allein eine andere Art Futter bekommen, wie bereits geſagt iſt, ſondern man müßte auch beſorgen, daß ſie durch das Schlagen der Stuten beſchädigt werden möchten. In dieſen Ställen gehen die Stuten unter einander frey herum; ſie laſſen ſich aber nicht berühren. Sie thun auch Niemand etwas zu leide, außer wenn man Miene macht, ſie anzurühren; denn alsdenn ſetzen ſie ſich mit Beißen und Schlagen zur Wehre.

Zu ihrer Bequemlichkeit wird ihnen eine ſehr hohe Streue von Heide gemacht, welche der auf der herrſchaftlichen Meyerey zu Lopshorn wohnende Pachter im Sommer hauen und anfahren zu laſſen ſchuldig iſt, wofür er den Miſt nutzen kann. Im Winter werden dieſe Ställe nie rein gemacht, ſondern es wird, wenn es nöthig iſt, auf den alten Miſt friſche Heide geſtreut. An der Seite dieſer Ställe ſind in einem abgeſonderten Gebäude verſchiedene kleine Ställe, worin die erſt abgeſetzten Füllen gefuttert werden, deren Nahrung in gutem Heu und ſehr fein geſchnittenem Hafer, mit geſchnittenem Rockenſtroh vermiſcht, beſteht. Dieſen werden täglich neue Streuen gemacht und der alte Miſt weggenommen. Vor dem zuvor erwähnten großen Gebäude iſt ein Hof von weitem Bezirk, und vor dieſem liegt ein großes mit Schluchten eingefaßtes Stück Heide von einigen tauſend Morgen, welches der Geſtütskamp genannt wird. Von ſeinem Endzweck wird noch in der Folge geredet werden.

So-

Sobald die Füllen abgeſetzt werden, welches gemeiniglich am Ende des Monates September geſchieht, werden ſie vierzehn Tage mit Weizen-kleyen und fein geſchnittenem Roggenſtroh, auch gutem Heu gefuttert. Nach dieſer Zeit aber bekommen ſie das vorhin gemeldete Futter. Wenn der Winter vorüber iſt, und das junge Gras im Frühjahr etwas hervorkeimt, ſo werden dieſe jungen Füllen in dem Walde nahe bey Lopshorn gehütet und des Abends wieder in die Ställe getrieben, bis am zwanzigſten May; denn an dieſem Tage werden ſie ſämmtlich, ſowohl Stuten als Hengſtfüllen, nach Varenholz auf die Weide getrieben. Die Urſache, warum auch die einjährigen Stutenfüllen dahin gebracht werden, beſteht darin, weil die daſige ſehr trokkene und nahrhafte Weide den Wachsthum dieſer Füllen ſehr befördert. Nach geendigter Weide werden die Stutenfüllen wieder nach Lopshorn an den Wald gebracht, wo ſie denn Zeit ihres Lebens dem Geſtüte einverleibt bleiben.

Ehe man aber die Füllen nach Varenholz auf die Weide führt, werden ſie auf der linken Lende mit dem gewöhnlichen Sennerbrande verſehen. Dieſes beſteht in der Lippiſchen Roſe, über welcher eine Krone ſteht; unten aber iſt der Nahme des regierenden Herrn befindlich. Um dieſen Brand deſto bequemer zu verrichten, wird eine Art eines Nothſtalles aufgeſchlagen, in welchen das Füllen gebracht wird. Wenn das Füllen darin iſt, ſo hat er die Figur eines von Bretern gemachten Kaſtens, worin das Füllen weder vor- noch rückwärts kommen kann, und deſſen geringe Breite auch die Ausweichung zur Seite verhindert. Vorn iſt eine kleine Fallthür, wodurch das Füllen mit dem Kopfe bis an

an die Bruſt kommen kann; und weil daſſelbe dadurch etwas vorwärts kommt, werden hinter ihm zwey, etwa drey Zoll breite, Riegel geſchoben, wodurch es wie eingemauert ſtille ſtehen muß. Gegen die linke Lende iſt ebenfalls eine kleine Fallthür, durch welche der Brand verrichtet wird. Gemeiniglich ſind die jungen Füllen, wenn ſie ihr Winterhaar in dieſer Zeit noch nicht weggeworfen haben, ſehr ſtark von Haaren, wodurch das Eiſen nicht gut durchbrennet, wenigſtens iſt der Brand nach einigen Jahren nicht mehr zu ſehen, weshalb die Haare auf der Stelle, wo der Brand zu ſtehen kommt, mit der Scheere vorher abgeſchnitten werden. Das Eiſen macht man ſo heiß, daß es ganz roth iſt, und hierauf wird der Brand verrichtet. Findet man, daß die Haut durchgebrannt iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man einen ſolchen Fleck mit einer heilenden und kühlenden Salbe beſtreicht, welche immer bey der Hand iſt. Iſt die Haut aber nicht durchgebrannt, (welches eigentlich auch nicht ſeyn darf), ſo geſchieht nichts daran, und der Brand heilt von ſelbſt. Wenn das Brennen geſchehen iſt, ſo wird der Nothſtall vorn geöffnet und das Füllen geht heraus. Mit dieſem Brande werden nun die Füllen verſehn, die an der Senne von SennerStuten gefallen ſind, welche nothwendig von den zu dieſem Geſtüte beſtimmten Hengſten bedeckt ſeyn müſſen.

Am Ende des Monates September werden die Füllen von der Weide genommen, und die Stutenfüllen nach Lopshorn gebracht, die Hengſtfüllen hingegen bleiben auf der herrſchaftlichen Meyerey Varenholz, wo ſie auf die bey jährigen Füllen übliche Art ernähret werden. Wenn

ſie $4\frac{1}{2}$ Jahr alt ſind, werden ſie des Sommers daſelbſt auf die Weide gebracht, und des Winters in Ställen gefuttert: nach dieſem erreichten Alter aber zu ihrer Beſtimmung entweder aufgeſtallet, oder in der Folge verkauft. Dieſe Hengſtfüllen werden nicht eher an die Krippe gebunden, bis man ſie aufſtallet; denn bis dahin behalten ſie in den Ställen ihre völlige Freyheit. Es verſteht ſich aber, daß ſie nach ihrem Alter in verſchiedenen Ställen abgeſondert ſtehen, weil die Schwächern ſonſt ſehr leiden könnten.

Da dieſe Pferde ſo lange in Freyheit bleiben; ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie ſich allem Zwange um deſto mehr widerſetzen, da ſie von Natur zur Wildheit geneigt ſind. Der Anfang, den man machen muß, um ihnen die Halfter über den Kopf zu bringen, wenn ſie von Varenholz nach Detmold geführt werden, iſt oft mit Lebensgefahr verknüpft; denn es geht ſelten, aller Vorſicht ungeachtet, ein Jahr vorüber, daß nicht jemand Schaden dabey nimmt. Nachher iſt ihre Abrichtung weit gefährlicher, wenn man ihre Art und Gewohnheit nicht kennt; hingegen zeigen ſie ſich auch bald auf einer beſſern Seite, wenn man ſie ſo behandelt, wie es ihre Art erfordert.

Am Ende des Monathes April werden die für das Geſtüt beſtimmten Beſchäler, welche in dem gräflichen Marſtall ſtehen, zum Bedecken nach Lopshorn geführt, womit aus unten anzuzeigenden Urſachen erſt am 1ſten May der Anfang gemacht wird.

Die Beſchälzeit dauert vom 1ſten May bis zu Ende des Junius, und in jeder Woche ſind drey Tage, nähmlich der Montag, Mittewoch

und Freytag dazu feſtgeſetzt. In dieſen Tagen bedeckt jeder Hengſt zwey Stuten; und zwar eine des Morgens vor ſieben Uhr, und die andere des Abends im Kühlen. Die übrigen Tage in der Woche ſind den Hengſten zu ihrer Ruhe gewidmet. Es iſt hier aber zu bemerken, daß faſt alle Stuten ein ganzes Jahr, und einige noch etliche Tage länger wie ein Jahr tragen, welches von ihrer harten, ſtrengen und kümmerlichen Nahrung herrühret. Da nun am erſten May der Anfang mit dem Bedecken gemacht wird, ſo folgt, daß um dieſe Zeit noch keine Füllen, oder doch nur wenige gefallen ſind; deshalb wird mit den gelte gebliebenen Stuten zuerſt angefangen. Der Stutenwärter muß mit den Knechten dieſelben im Walde aufſuchen, und in die Ställe oder in den Kamp bey Lopshorn treiben, welches keine leichte Sache iſt. Die bey dem Geſtüte befindlichen Leute müſſen die Gegend und die Gänge der Stuten genau wiſſen, und ihnen in dieſer oder jener Gegend zuvor zu kommen ſuchen; ſonſt würden ſie bey dem Treiben von der Seite ausweichen, und um einen Berg oder Wald wieder davon laufen.

Wenn nun die Stuten zum Bedecken herbeygeſchafft werden ſollen, ſo kann man diejenigen, welche man bedecken laſſen will, nicht allein herbeytreiben, weil ſie ſich von dem Haufen, womit ſie zu gehen pflegen, im Walde nicht abſondern laſſen, daher der ganze Haufen, Gelte und Trächtige, zugleich kommt. Die Abſonderung geſchieht hierauf in den Ställen. Die bedeckt werden ſollen, werden bedeckt, und alsdann wird der ganze Haufen, wie er gekommen, wieder fortgelaſſen und in den Wald gejagt. Wollte man auch mit Mühe eine ſolche Stute von

ihrem

ihrem Haufen abſondern, um die andern von ihrer Weide nicht zu entfernen, und man ließe dieſelbe bedecken, und ſodann wieder fort; ſo würde dieſe Stute nicht eher freſſen, bis ſie ihre Geſellſchaft wieder gefunden, und ſich durch vieles Laufen entweder verhitzen oder gar entlaufen.

Die Art, wie die Stuten bedeckt werden, iſt folgende: die Stute wird in den vorhin erwähnten Springthurm gelaſſen, worin ſie frey herum läuft. Die Spannung, welche man ſonſt bey den zu bedeckenden Stuten wohl zu machen pflegt, fällt hier weg, weil man keine Hand an ein ſolches wildes Pferd legen kann. Hierauf wird der Probierhengſt durch Reitknechte herzugeführt. Zwey andere Knechte, welche mit acht Fuß langen Stöcken verſehen ſind, ſuchen die Stute mit dem Kopfe in eine Ecke zu jagen und darin zu erhalten. Der Probierhengſt wird näher hinzugelaſſen. Einer von dieſen Knechten ſucht mit ſeinem Stock, welcher an dem oberſten Ende durch einen Bruch mit vielen Spalten verſehen iſt, die Haare des Schweifes der Stute zu faſſen, durch Umdrehen den Stock darin zu befeſtigen und den Schweif auf die Seite zu ziehen. Iſt nun die Stute roſſig, ſo ſteht ſie ſtille, und der Hengſt kann ſeine Probe vollenden. Schlägt die Stute ab, ſo weiß der Probierhengſt oft die beſten Merkmahle davon aufzuweiſen, indem die Stuten ſo entſetzlich ſchlagen, daß die Haut von dem Hengſt ſtückweiſe herunter fällt. Auch die Knechte ſind dabey in nicht weniger Gefahr, wenn ſie bey dem Widerſetzen der Stuten nicht ſchnell aus ihrem Winkel zu entwiſchen ſuchen. Ein in dieſem Geſtüte mit Nutzen zu brauchender Probier-

hengſt muß beſondere Eigenſchaften haben. Man pflegt gemeiniglich in andern Geſtüten alte ſteife, abgenutzte und zur Zucht untüchtig gewordene Hengſte zu wählen, welche ſich aber nicht für die Senne ſchicken, weil dieſe gerade die entgegen geſetzten Eigenſchaften beſitzen müſſen. Sie müſſen jung, luſtig und ſehr gewandt ſeyn, um den ſchnellen Schlägen der Stuten geſchwinde und geſchickt zu entweichen, daneben leicht aufſitzen, ohne ſich lange zuvor mit der Naſe zu beluſtigen.

Auf dieſe Weiſe werden die Stuten, eine nach der andern, probirt. Sobald eine probirt iſt, wird ſie in den Stall gejagt und dafür eine andere in den Springthurm gelaſſen. Wenn man mit dem Probieren durch iſt, ſo wird eine roſſige Stute zum zweyten Mahle in den Springthurm gebracht, und der Hengſt, welcher für dieſe Stute beſtimmt iſt, auf vorbeſchriebene Weiſe zugelaſſen. Es gibt einige Stuten unter den Sennern, welche, wenn ſie gleich roſſig ſind, dennoch den Hengſt nicht zulaſſen. Dieſe werden vermittelſt eines Dämpfſeiles mit Gewalt dazu gebracht. Dieſes iſt ein zwey Daumen dickes und ohngefähr zehn Ellen langes Seil, an deſſen einem Ende ein eiſerner Ring befeſtigt iſt, welcher noch einmahl ſo weit, als das Seil dick iſt. In dieſem Ringe iſt eine andere, etwa einen halben Finger breit dicke Linie feſt gemacht. Das Dämpfſeil oder der dicke Strick wird durch zwey Knechte ausgeſpannt, und das Pferd mit der Bruſt dagegen gejagt, hierauf gehen die Knechte zuſammen, ſtecken das eine Ende des Seils durch den Ring und ziehen es ſchnell zu, daß alſo der Strick der Stute gleich einer Schlinge um den Hals liegt. Die

Knechte

Knechte müſſen bey dem Durchziehen des Stricks ſehr geſchwind verfahren, indem die Stuten ſonſt den Kopf gar zu leicht wieder herausziehen. Iſt das Pferd auf dieſe Art feſt, ſo zieht einer oder zwey Knechte den Strick durch die von Gatterwerk gemachte Stallthüre dergeſtalt, daß das Pferd mit dem Kopfe davor ſtößt. Weil nun die Stute wenig oder gar keine Luft ſchöpfen kann, ſteht ſie aus Angſt ſtill und läßt ſich bedecken. Sobald der Sprung vollendet iſt, hält einer von den im Stalle ſtehenden Leuten die in dem Ringe befeſtigte Linie an, und der dicke Strick wird nachgelaſſen, wodurch ſich die Schlinge wieder löſet, und das Pferd den Kopf herausziehen kann. Einige Stuten ſind hierin ſchon ſo erfahren, daß ſie ſogleich ſtill ſtehen und ſich bedecken laſſen, wenn ſie nur den Strick an dem Halſe fühlen; daß man es nicht einmahl nöthig hat, ſie ſo ſtark an die Thüre zu ziehen.

Wenn unter dieſen Stuten ſchadhafte ſind, oder wenn ſie eingefangen werden ſollen, ſo bedient man ſich allemahl dieſes Dämpfſeiles, welches ein leichtes, geſchwindes und dabey ſicheres Mittel iſt; indem man noch kein Beyſpiel hat, daß eine Stute dadurch fehlerhaft geworden wäre.

Die tragenden Stuten werden, wenn ſie ihr Füllen geworfen, den achten Tag darauf gleich wieder bedeckt, wobey ſie am eheſten beſtehen, welches man aus der Erfahrung angemerkt hat. Oft wird man aber den rechten Tag wenn das Füllen jung wird, nicht gewahr, weil die Stuten in dem Walde werfen, weshalb man auch den achten Tag zum Bedecken verfehlen kann. Inzwiſchen kommt es auch auf ein paar

Tage nicht an. Eine bedeckte Stute wird den eilften Tag nach dem Sprunge von neuem probirt, und wenn ſie nicht abſchlägt, wieder bedekket. Auf dieſe Weiſe wird bis Ende Junius fortgefahren, wo denn alle Stuten auf einen Tag nochmahls durchprobirt und die, welche den Hengſt annehmen wollen, zum letzten Mahle belegt werden. Von Stunde an wird das ganze Geſtüt ſodann in den Wald gejagt, und nicht eher wieder verſammelt, bis die Füllen abgeſetzt werden ſollen, welches am Ende Septembers zu geſchehen pflegt.

Die Stuten werfen ihre Füllen in den Wäldern, und man erfährt es bisweilen erſt den zweyten oder dritten Tag nachher, daß die Stute geworfen hat, wobey man die Kräfte eines ſo jungen Geſchöpfes oft bewundern muß; denn in eben der Stunde, wo es geboren iſt, läuft es mit ſeiner Mutter fort und zwar oft auf zwey bis drey Stunden weit. Eben dieſes iſt nun aber auch der Grund, warum die Stuten ſo ſpät bedeckt werden. Denn die Stuten haben erſtlich ſehr wenige und ſchlechte Nahrung im Winter und Frühjahr. Zweytens pflegt der Monat April eine kalte und naſſe Witterung, und ſogar Schnee mit ſich zu führen, welcher ohnedem an dem Lippiſchen Walde, wegen der daſelbſt ungleich kältern Luft, als auf dem plattem Lande, häufiger fällt. Würde der Anfang mit dem Bedecken im März oder April gemacht, ſo würden in dieſen Monaten auch bereits Füllen fallen, die aber in den moraſtigen und ſchlechten Gegenden der Mutter nicht folgen könnten. Die Stuten, denen es an Futter gebricht, wären nicht im Stande ihre Füllen mit hinlänglicher Milch zu verſehen; ſie würden daher

her nicht nur ſelbſt leiden, ſondern die Füllen würden auf eine oder die andere Art umkommen. Alles dieſes iſt bey den im May fallenden Füllen, da die Stuten junges Laub und Gras finden, auch die Wege trocken ſind, nicht zu beſorgen.

Obgleich die Stuten wild in dem Walde herum laufen, und durch Erhitzungen und andere Zufälle häufig um ihre Frucht kommen, ſo bleibt doch allemahl über die Hälfte trächtig, und man kann beynahe auf $\frac{2}{3}$ von der Anzahl der bedeckten Stuten rechnen, welche ihre Füllen geſund bringen. Von dieſer Aernte kann man bey einem ſolchen Geſtüte vollkommen zufrieden ſeyn, indem man öfters in zahmen Geſtüten, wo man mehr Kunſt anwenden kann, es ſo hoch nicht bringt. In den zahmen Geſtüten liegt der Grund theils in der übermäßigen Nahrung, womit ſowohl Stuten als Hengſte unterhalten werden, theils aber auch in der wenigen Arbeit, die man den Hengſten auflegt. Die Senner ſind gemeiniglich zu der Zeit, wenn ſie bedeckt werden, ſo mager, daß man alle Knochen unter der Haut liegen ſieht, und in dieſem Zuſtande nehmen ſie am beſten auf. Haben ſie wegen eines guten Frühjahres ſchon Fleiſch angeſetzt, ſo hat man bemerkt, daß man nicht ſo viele Füllen bekommt. Eben ſo trägt auch die wenige Arbeit zu der Unfruchtbarkeit der Beſchäler ſehr vieles bey, indem ein ganz müßiger und ſehr fetter Beſchäler nicht zur Zucht taugt, welches man durch die Erfahrung beſtätigt gefunden hat. Man nehme einen gemeinen Hengſt, welcher täglich arbeitet, oder einen ſolchen, welcher von den Fuhrleuten auf der Landſtraße täglich gequält wird, und laſſe ihn

bey eine roſſige Stute, ſo wird die Stute faſt jedesmahl von dieſem einzigen Sprunge trächtig werden. Hiermit iſt nun nicht geſagt, daß man den Beſchäler, gleich den Karrenpferden, täglich quälen und abarbeiten müſſe; ſondern nur daß ſie ihrer Natur gemäß arbeiten ſollen. Es iſt und bleibt der Natur des Pferdes zuwider, immer zu freſſen, und nicht zu arbeiten. Alle Künſteleyen mit den Beſchälern ſind Dinge, die gar nichts taugen, man gebe ihnen die nöthige Fourage, und laſſe ſie arbeiten, in der Beſchälzeit ſetze man, wenn der Hengſt es bedarf, die erforderliche Fourage zu, und laſſe die Arbeit nur darin beſtehen, daß ſie zu der Bewegung des Beſchälers gereichet.

Die Senner Stuten werden mit dem Alter von fünf Jahren zum erſten Mahle bedeckt, und ſo wird mit ihnen fortgefahren, bis ſie dreyßig und mehr Jahre haben. Es wird keine Stute gelte gelaſſen, ſondern ſie werden alle Jahre ſämmtlich bedeckt, und man läßt es auf das gute Glück ankommen, ob die Stuten annehmen oder nicht. Es wird manchem vielleicht unglaublich ſcheinen, daß eine Stute in ihrem dreyßigſten Jahre ein Füllen werfen könne; allein die Sennerſtuten ſind von der Art. Man wird vielleicht auch der Meinung ſeyn, daß man die Stuten mit dem vierten Jahre ihres Alters ſchon könne bedecken laſſen; dieſes mag ſonſt ohne Nachtheil geſchehen, allein bey den Sennerſtuten iſt es nicht thunlich. Dieſe ſind mit dem 6ten, ja größten Theils 7ten Jahre erſt ausgewachſen, daher man vor dem 5ten Jahre nicht daran denken darf. Man ſollte oft noch ein Jahr länger damit warten, welches aber eben

eben nicht geſchieht, indem die erſten Füllen gemeinhin doch nicht die beſten ſind.

Wenn eine Stute zum erſten Mahle bedeckt wird, bekommt ſie einen Nahmen, wie man bekanntlich die Pferde in den Marſtällen und zahmen Geſtüten auch mit Nahmen zu belegen pflegt, um ſie wegen der großen Anzahl zu unterſcheiden. Mit dieſem Nahmen werden ſie ſodann in das Beſchälregiſter unter die Anzahl der bedeckten Stuten geſchrieben.

Ob eine Stute trächtig ſey oder nicht, merkt man bekanntlich daran, das ſich das Füllen, wenn es über die Hälfte iſt, bey der Stute regt, wenn ſie ſäuft. Ob aber eine junge zum erſtenmahl bedeckte Stute empfangen habe, davon kann man bey dem Geſtüte viel eher Nachricht haben, welches bemerkenswerth iſt. Eine ſolche junge Stute verläßt, wenn ſie trächtig iſt, ſogleich ihre Geſellſchaft und geſellet ſich zu den alten tragenden Stuten, die ſie auch willig aufnehmen. Ueberhaupt kann man ſich die Treue und Liebe, welche zwiſchen den Stuten herrſcht, nicht vorſtellen. So ſchwer es iſt, die Stuten von einander zu trennen, ſo gefährlich würde es ſeyn, eine fremde Stute unter die Senner zu jagen; denn ſie würde gewiß nicht lebendig wieder zwiſchen ihnen heraus zu brinten ſeyn; daher man auch die Anzahl der Stugen auf keine andere Weiſe vermehren kann, als durch Stuten, welche in dieſem Geſtüte gefallen ſind.

Die Pflichten des Stutenwärters bey dieſem Geſtüte ſind folgende. Der Stutenwärter iſt ſchuldig, mit ſeinen Knechten täglich in dem Walde zu unterſuchen, ob ſich auch etwas ſchadhaftes im Geſtüte befindet. Wenn das iſt, ſo

muß

muß er die kranke oder beſchädigte Stute entweder allein oder in Geſellſchaft der übrigen nach Lopshorn zu treiben ſuchen, und nachdem die Kranke von den übrigen daſelbſt abgeſondert iſt, läßt er die Geſunden wieder gehen. Dieſen Vorfall muß er dem Vorgeſetzten ohne Verzug anzeigen, worauf derſelbe das Nöthige zu der Wiederherſtellung der kranken Stute beſorgt. Wenn auch gleich alles geſund iſt, ſo muß doch der Stutenwärter alle Sonntag früh den Vorgeſetzten davon Nachricht geben, und im Winter ihm in jeder Woche ſchriftlich aufſetzen, wie viel Futter verbraucht ſey. Zugleich ertheilt ihm derſelbe bey der zu der Zeit eingefallenen Witterung den Befehl, ob und wie viel etwa den Stuten an Futter zu reichen iſt, wobey man ſich nach der Kälte und dem gefallenen Schnee richtet. Wenn der Herr Graf das Geſtüt beſehen will, ſo wird der Geſtütwärter hiervon acht Tage zuvor benachrichtigt; denn ſo viele Zeit wird dazu erfordert, das Geſtüt zu verſammeln, und alsdann muß das Geſtüt auf dem vor Lopshorn liegenden Stutenkamp, oder nach Beſchaffenheit der Umſtände in den Ställen verſammelt ſeyn, ohne daß das geringſte fehlt, widrigenfalls der Geſtütwärter dafür angeſehen wird. Bey dieſer Beſchäftigung iſt er angewieſen, diejenigen Stuten, welche ſich am weiteſten von Lopshorn zu entfernen pflegen, zuerſt herbey z holen, und diejenigen, welche er allemahl finden kann, bis auf den letzten Tag gehen zu laſſen. Wenn der Stutenwärter bey der Unterſuchung des Geſtütes findet, daß eine oder die andere Stute fehlt, ſo muß er ſofort ſich bemühen ihr nachzuſpüren, ob ſie entlaufen ſey? Findet er hiervon eine Spur oder Nachricht, ſo

muß

muß er ohne Zeitverluſt ſelbiger nacheilen, bis er ſie wieder gefunden hat; nach der Zurückkunft aber muß er ſeine Abweſenheit und die Urſache davon anzeigen. Wenn er von einer etwa entlaufenen Stute keine Spur findet, und auch keine Nachricht einziehen kann, ſo muß er deren Verluſt ſogleich melden, um die nöthigen Mittel ergreifen zu können, die verlorne Stute wieder zu bekommen.

Von den zahmen Geſtüten.

Von den erforderlichen Eigenſchaften eines Beſchälers.

Die vorzüglichſten Eigenſchaften eines Beſchälers, welcher gleichſam das Muſter der zu erzeugenden Pferde iſt, ſind entweder ſolche, die er mit einem jeden andern in ſeiner Beſtimmung vollkommenen Pferde, gemein hat; oder es ſind ſolche, die ihm nur, als Beſchäler betrachtet, eigen ſeyn ſollen. Unter jenen verſteht man die ſchöne und gute Geſtalt ſeines Leibes; unter dieſen diejenigen, welche ihn zu ſeiner Beſtimmung als Beſchäler tüchtig machen.

Alle Schriftſteller über die Pferdewiſſenſchaft ſind der Meinung, daß der Beſchäler zur Bildung des Füllens mehr beytrage, als die Stute, womit auch die Erfahrung übereinkommt. Man laſſe eine Stute von einem ſchönen Beſchäler bedecken, und wähle zu eben dieſer Stute zu einer andern Zeit einen häßlichen, ſo wird in dem erſten Falle das Füllen ſchön, in dem andern aber häßlich werden. Zu den Autoren, welche dieſer Meinung ſind, gehört unter andern Büffon in ſeiner Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, und von Garſault in ſeinem par-

parfait Maréchal. Jener ſagt auf der 51ſten Seite des erſten Bandes der deutſchen Ausgabe: „Zur Schönheit eines Füllens pflegt in unſern Himmelsſtrichen die Stute ſo viel nicht, als der Hengſt, beyzutragen; vielleicht hat es aber der Mutter deſto mehr von ſeinem Temperamente und Wuchſe zu danken.“ Und S. 53: „Da nun aber bey den Pferden der Hengſt allezeit mehr als die Stute zur Zeugung beyträgt, ſo werfen die letztern ſehr oft Füllen, welche dem Hengſte faſt ganz allein, wenigſtens allemahl ſtärker als der Mutter, gleichen.“ Die Worte des Herrn von Garſault, welche ſich in dem eben angeführten Werke im Ch. III. Traité du Haras finden, und hierher gehören, ſind folgende: „Comme l'Etalon ou Rouſſin — (Ein Beſchäler für Reitpferde wird Etalon, und der für Zugpferde Rouſſin genannt), — doivent être en partie les modeles de la race qu'ils produiront, il faut les choiſir les meilleurs et les plus beaux de leur eſpece, afin que ce qui en doit provenir participe de mêmes qualités.“

Die Eigenſchaften, die ein Beſchäler mit jedem andern in ſeiner Beſtimmung vollkommenen Pferde gemein haben ſoll, ſind nun alſo ſo zu verſtehen: wenn er in einem Geſtüte zu Zugpferden gebraucht wird, ſo muß er die Eigenſchaften eines vollkommenen Zugpferdes an ſich haben; iſt ſeine Beſtimmung aber für ein Geſtüt zu Reitpferden, ſo muß er mit den Eigenſchaften eines vollkommenen Reitpferdes geſchmückt ſeyn. Der bemerkte Unterſchied zwiſchen den Eigenſchaften, welche ein in ſeiner Beſtimmung vollkommenes Pferd an ſich haben ſoll, und denen, welche ihm insbeſondere als

Beſchäler eigen ſeyn müſſen, iſt um ſo mehr bemerkenswerth, weil der ſchönſte und vollkommenſte Hengſt dennoch ein ſchlechter Beſchäler ſeyn kann, wenn ihm nähmlich die erforderlichen Eigenſchaften eines Beſchälers mangeln. Z. B. Er erbte nicht, oder zeugte ſchlechte Füllen, welches möglich iſt, und dergleichen mehr. Das Gegentheil läßt ſich aber nicht denken: denn ein vollkommener Beſchäler wäre auch in der Beſtimmung, wozu er die Füllen zeugen ſoll, ſelbſt der brauchbarſte.

Die Eigenſchaften, welche von einem Beſchäler als einem ſolchen erfordert werden betreffen: I. ſein Inneres, II. ſein Aeußeres. Zu jenem gehören 1. ſein Temperament; 2. ſeine Tugend, als Gehorſam und Frömmigkeit ꝛc. 3. ſeine Geſundheit; 4. ſein Alter, 5. ſeine Zeugungsfähigkeit oder wie man zu ſagen pflegt ſeine Erblichkeit; 6. daß er von allen ſich fortpflanzenden Fehlern frey ſey. Zu dieſen hingegen zählt man: 7. ſeine Geſtalt oder ſeinen Leiſt; 8. ſein Geſchröte, 9 ſein Haar.

Man achtet bey der Wahl eines Beſchälers auf das Innerliche oft zu wenig, und man wundert ſich, wenn die Füllen nicht ſo ausfallen, wie man, der Geſtalt des Beſchälers nach, vermuthen konnte. Vielleicht war eine verborgene innerliche böſe Eigenſchaft der Grund, daher es ſehr rathſam iſt, bey einem guten Geſtüte, wo es auf Zucht ſchöner und guter Pferde ankommt, keine von den erwähnten Eigenſchaften aus der Acht zu laſſen.

Da die Erfahrung lehrt, daß der Beſchäler mehr zur Zeugung eines Füllens beyträgt als eine Stute: ſo müſſen die Güte und Schönheit als unzertrennliche Gefährten bey einem Be-

Beſchäler angetroffen werden; denn ein ſchöner Beſchäler ohne Güte wird ſchwache, und ein guter Beſchäler ohne Schönheit, wird häßliche Füllen zeugen; wobey jedoch, wiewohl ſelten, eine Ausnahme ſtatt findet, indem ein Füllen auf das dritte Glied zurückſchlagen kann. Es können aber doch auch von ſchwachen, aber dabey ſchönen Hengſten, ſtarke und vermögende Füllen fallen, wenn nähmlich die Stute, womit ſich der Beſchäler begattet, von außerordentlicher Stärke iſt. Man muß aber dieſen Umſtand als eine Ausnahme von der Regel anſehen, und ſich nicht durch die Geſtalt eines ſolchen ſchönen Hengſtes hinreiſſen laſſen, ihn in ein reines und edles Geſtüt zu ſetzen. Auf gleiche Art können von einem häßlichen Hengſte die ſchönſten, und von einem ſchönen Hengſte die häßlichſten Füllen fallen; wovon man nicht wenige Beyſpiele hat, deren einige Prizelius in der vollſtändigen Pferdewiſſenſchaft S. 122 fl. erzählt.

Wenn ein Hengſt gut und brav, dabey aber häßlich iſt, man weiß aber, daß er einige Generationen hindurch von einer edlen und ſchönen Raße abſtammt, ſo kann man ihn in einem reinen Geſtüte brauchen. Dabey iſt aber zu rathen, allemahl den Verſuch erſt mit ein paar Stuten zu machen, weil es dennoch ſeyn kann, daß es fehlſchlägt; würde er aber der Regel nach ſchöne Füllen ſzeugen, ſo kann man ihm ohne Beſorgniß, daß er die Raße verderbe, eine gehörige Anzahl Stuten zutheilen. Hierbey kommt nur wieder ein Umſtand in Betracht, der unangenehm iſt, nähmlich, daß man an den Füllen nicht mit Gewißheit ſehen kann, was nach ihrer Entwickelung aus ihnen werde, weil ſie nur gar zu ſehr durch das Wachsthum, bald zu ihrem

rem Vortheil, bald zu ihrem Nachtheil, verändert werden. Gemeiniglich beurtheilt man ein Füllen einige Tage, Wochen oder Monate nach ſeiner Geburt, und beſtimmt ſeine Schönheit oder Häßlichkeit, worin man ſich aus eben dem Grunde ſehr irren kann. Büffon ſagt hierüber: „Ohne die Entwickelung beym Wachsthume in Rechnung zu bringen, wodurch bey den Pferden die Form, das Verhältniß der Theile unter einander, und die Farbe der Haare merkliche Veränderung leiden, geht auch zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit eine ſo plötzliche, ſo ſchleunige Entwickelung vor ſich, welche mehrentheils andere Züge, einen anderen Wuchs, und eine veränderte Haltung der Schenkel u. ſ. w. hervorbringt. Das Geſicht wird länger, die Naſe dick und groß, die Kinnbacken werden hervortretend und ſchwer, der Wuchs oder die Taille hoch und gebogen, die Knie biegen ſich einwärts, die Schenkel verlängern ſich und werden ſo dünne wie Stäbe.“

Kann man alſo wohl von der Schönheit oder Häßlichkeit eines jungen Füllens, welches noch ſeine Milchzähne nicht verwechſelt hat, oder wohl gar noch an der Mutter ſaugt, ein richtiges Urtheil fällen? Und was muß man von einer ſolchen Theorie denken, welche ſich ſeit undenklichen Zeiten in vielen Köpfen erhalten hat, daß ein Füllen, wenn es mit dem Alter von ſechs Wochen ſchön ſey, auch ſchön werde, wenn es ausgewachſen iſt, und umgekehrt?

Das Temperament eines Beſchälers trägt zur Aufnahme eines Geſtütes vieles bey, weil es ſich fortpflanzt, doch aber durch das Temperament der Stute modificirt wird. Aus dieſem Grunde ſucht man in kalten Gegenden

Beſchäler, welche unter einem heißen Himmelsſtrich gezeuget ſind, damit ein durch die Vermiſchung des hitzigen Temperaments, von Seiten des Beſchälers, mit dem kalten, von Seiten der Stute, gemäßigtes erhalten werde. Das Temperament des Beſchälers und der Stute verdient daher eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Das ſogenannte ſanguiniſche iſt ohnſtreitig das vorzüglichſte, und wenn wir das an einem Beſchäler erblicken, und ihn mit Stuten von gleichem Temperamente vermiſchen: ſo haben wir lauter Pferde zu hoffen, welche in Anſehung dieſer Eigenſchaft die vorzüglichſten ſind. Es hängt von unſerm Willen ab, von ſolchen Beſchälern die gelaſſenſten Pferde zu ziehen, wenn wir ſie nähmlich mit Stuten von phlegmatiſchem Temperamente vermiſchen. Niemand wird ſich choleriſche wünſchen, und zum Beſchäler wird man keinen von ſolchem Temperamente wählen; es wäre denn, daß er unter einem kalten Himmelsſtriche bey phlegmatiſchen Stuten ſein Amt verwalten ſollte; in welchem Fall durch die Vermiſchung ein ſehr gemäßigtes und gefälliges Temperament zu hoffen wäre. Auch aus dieſem Grunde zieht man die Araber und Barben, welche größtentheils choleriſch ſind, für die unter einem kalten Himmelsſtriche gelegenen Geſtüte allen vor.

Die Tugenden eines Beſchälers verdienen um ſo mehr Achtung, da ſich ſelbige auf die Nachkommen fortpflanzen. Daher muß man dafür ſorgen, daß er fromm, willig, thätig, und wo möglich abgerichtet ſey; wie denn viele Autoren eine vorhergehende Abrichtung eines Beſchälers, ehe er zu ſeiner Beſtimmung gebraucht wird, ſchlechterdings fordern. Doch iſt es wohl

ein-

einleuchtend, daß erlernte Geſchicklichkeiten ſich unmöglich auf die Nachkommen fortpflanzen können; ſonſt müßten die Füllen, welche von einem Beſchäler fielen, der alle Schulen machte, ſie auch machen können, wohl aber gehen die Geſchicklichkeiten auf die Füllen über, die der Beſchäler von Natur an ſich hat. Die Anlage zum ſpaniſchen Schritte muß ſchon in der Natur des Pferdes liegen, wie die zu einem erhabenen Trabe und Galop; ſonſt können ſie dem Pferde nicht gelehrt werden, und dieſe natürliche Diſpoſition pflanzt ſich auf die Nachkommen fort.

Da die einem Beſchäler von Natur eigenen Tugenden gewiß auf die Nachkommen fortgepflanzt werden, und es möglich iſt, ein von Natur boshaftes und laſterhaftes Thier durch die Abrichtung zu verbeſſern, und es auf Tugenden zu führen, und ſie ihm gleichſam zur andern Natur zu machen: ſo iſt es wahrſcheinlich auch möglich, daß deſſen Nachkommen in der Jugend weniger Bosheit ſpüren laſſen, wie ehedem der Vater gethan. Unter dieſem Geſichtspunkte müſſen wir die Fortpflanzung der Tugenden anſehn; und ſo betrachtet, kann die Abrichtung der Beſchäler nützlich werden. Es iſt ein großer Fehler, wenn man ſich bey einem Beſchäler ſo wenig um deſſen Inneres bekümmert, und nur die Figur anſieht, daher man denn auch widerſpenſtige, tückiſche, boshafte und ſcheue Pferde bekommt.

Die Geſundheit eines Beſchälers iſt ſchlechterdings erforderlich, da die Fehler der Bildung und der Säfte ſich viel gewiſſer fortpflanzen, als die Gemüthsart. Wenn daher das Blut eines Pferdes ungeſund iſt: ſo werden von ihm Pferde entſtehen, welche mit eben demſelben Naturfeh-

ler behaftet ſind. Es iſt inzwiſchen hier nur von Naturfehlern die Rede, welches auch der Herr von Bůffon S. 51. anmerkt, wenn er ſagt: „Und weil bekanntermaßen die Fehler der Bildung und der Såfte viel gewiſſer, als die Eigenſchaften des Naturells fortgepflanzt werden: ſo hat man deſto ſorgfåltiger dahin zu ſehen, alle mißgebildete *), rotzige, herzſchlåchtige, mondſůchtige und dergleichen Pferde gånzlich von den Stutereyen zu entfernen.

Das Alter gehőrt allerdings unter die bemerkenswerthen Eigenſchaften eines Beſchålers. Er darf weder zu jung noch zu alt ſeyn. Nicht zu jung: weil ſeine Theile ſich noch nicht entwickelt haben, und er daher, als unvollkommen, nichts vollkommenes zeugen kann. Nicht zu alt: weil ſeine Theile alsdann ſchon in der Abnahme ihrer Vollkommenheiten ſind.

Wenn hier die Rede von dem Alter eines Beſchålers iſt, ſo will das ſo viel ſagen, daß er im Stande ſey, brave und tůchtige Pferde zu zeugen; denn die Fåhigkeit, ſeines Gleichen hervorzubringen, åußert ſich bey den Pferden ſchon mit dem zweyten Jahre, und bey Stuten noch frůher, wie denn überhaupt das weibliche Geſchlecht dieſe Fåhigkeit allezeit frůher wie das månnliche bekommt. Man hat dergleichen Fålle erlebt, daß ein zweyjåhriges Hengſtfůllen ein einjåhriges Stutfůllen mit Wirkung bedeckt hat, und daß das davon entſtandene Fůllen aufgekommen und geſund geblieben iſt; allein es ſind, wie leicht zu erachten, ſchwache Geſchőpfe, die man zu nichts gebrauchen kann. Ein allzu alt ge-

*) Oben in der Beſchreibung aller åußeren Theile des Pferdes ſind die forterbenden Mißgeſtaltungen angezeigt worden.

gewordener Beſchäler, der in der Abnahme ſei- ner Vollkommenheit iſt, deſſen Theile ſteif und entkräftet geworden, kann unmöglich ſolche wirk- ſame und kräftige Säfte haben, als wenn er noch in ſeinen beſten Jahren iſt; woraus folgt, daß die von ihm abſtammenden Füllen auch nicht ſo kräftig ſeyn können, als ſie von ihm zuvor gefallen; er muß daher ſeines Amts entlaſſen werden. Alle Erfahrungen zeugen von dieſer Wahrheit.

Ueber das Alter, wenn ein Beſchäler zuerſt zur Fortpflanzung gebraucht werden ſoll, ſind die Autoren verſchiedener Meinung.

Zorn beſtimmt in ſeinem Unterricht von der Pferdezucht I. C. §. 2. das ſiebente bis achte Jahr. Und auf die Frage, wie lange ein Be- ſchäler ſeinem Amte vorſtehen könne? antwortet er: „Einen Beſchäler ſoll man auch nicht län- ger als vom 8ten bis ins 15te Jahr bey einer Stuterey behalten, indem ſich hernach die Kräfte verlieren u. ſ. w.“

Der Herr von Sind läßt in ſeinem Un- terricht von der Pferdezucht S. 62. V. einen Beſchäler vom 5ten bis zum zwölften Jahre ſein Amt verwalten, auch räth er Stuten und Beſchäler auf gleiche Art zu behandeln; welchem man aber nicht folgen kann, zumahl da eine Stute ohne allen Zweifel früher ausgewachſen, und nicht ſo lange zur Zucht tüchtig bleibt, wie ein Hengſt.

Ariſtoteles, de natura animalium L. 6. C. 22. läßt den Beſchäler mit fünftehalb Jahren zu, und will, daß er die Dienſte eines Beſchälers ſo lange verrichte, wie er kann. Er iſt auch gewiß, daß alte Pferde zur Zucht noch beſſer wären, wie die jungen. Die bey Pferden

ſo häufigen, und mehr wie bey einem andern Hausthiere angeſtellten Verſuche belehren uns aber, daß Füllen von zu alten Beſchälern ſowohl als Stuten, ſchwache Pferde werden. Man urtheilt alsdann erſt richtig davon, wenn man dieſen Abſtamm ſo weit kommen läßt, daß er in ſeiner Beſtimmung zu gebrauchen iſt, wo ſich denn die Schwächen ſogleich zeigen.

Dieſe und andere ſo verſchiedene Meinungen der Autoren müſſen die Frage von dem Alter eines Beſchälers nothwendig in Ungewißheit laſſen. Die Sache läßt ſich überhaupt aber auch nicht feſt beſtimmen. Einige Raßen werden im fünften, andere im ſechſten, und wieder andere im ſiebenten Jahre vollkommen. Eben ſo iſt es mit dem Alter, und es muß der Beſchäler aufhören, Füllen zu zeugen, wenn ſeine Kräfte und Vollkommenheiten abnehmen. Auch dieſes kommt auf die Raßen an, und etliche verlieren ihre Vollkommenheiten im zwölften, andere im funfzehnten, und wieder andere im achtzehnten Jahre ihres Alters, oder noch ſpäter. Die Erfahrung lehrt, daß je edler und vermögender die Raße iſt, aus welcher ein Pferd abſtammt, deſto ſpäter wird es völlig ausgewachſen ſeyn, daher muß man es zur Regel annehmen, daß ein Beſchäler von edler Raße zu dieſem Amte ſpäter tüchtig wird, wie einer von unedler Raße. Hieraus läßt ſich des Herrn Gueriniere Vorſchrift, in Anſehung der Pferde aus warmen Ländern, als der Araber und Barben, erklären. Dieſe haben eine trockene Weide, welche in geſunden Kräutern beſteht, und ein Pferd nervig und brav macht; allein ſie befördert das Wachsthum nicht ſehr, daher das Pferd ſpäter entwickelt wird. Weit anders verhält es ſich mit

den Pferden, welche unter einem kältern Himmelsſtriche geboren werden, wo langes Gras im Ueberfluß ihre Nahrung iſt, welches die Pferde geſchwind entwickelt, aber nicht ſo kräftig macht. Hieraus wird es uns alſo begreiflich, warum ein Pferd vor dem andern früher ausgewachſen, und zu dieſem Amte gebraucht werden könne. Ein Kunſtverſtändiger kann ein jedes Pferd nach ſeinem Leiſte gar leicht beurtheilen, ob es ſeine Entwickelung vollendet habe oder nicht, wozu ihm noch die Kenntniß von den verſchiedenen Raßen die Hand bietet; es kann ihm daher auch nicht fehlen, richtig zu urtheilen, ob das Pferd zum Beſchälen bereits tüchtig ſey oder nicht. Auf eine ähnliche Art verhält es ſich auch mit der Zeit, wie lange man einen Beſchäler zur Fortpflanzung gebrauchen kann. Wenn die Pferde das gehörige Alter von 30 Jahren erreichten, welches ſie könnten, wenn man mehr Fleiß auf die Geſtüte wendete: ſo würde ein Beſchäler mit beſter Wirkung bis in ſein 20tes Jahr Dienſte leiſten können. Wir wollen annehmen, daß ein Beſchäler nicht zu frühe zur Begattung gelaſſen wird, und nächſtdem gehörig behandelt ſey, ſo kann ein Araber oder Barbe bis in ſein 20ſtes Jahr, ohne Nachtheil ſeiner Nachkommen, bedecken. Die erſten Abkömmlinge von dieſem, welche unter einem kälteren Himmelsſtriche gefallen, mithin ſchon weniger kräftig ſind, wohin die Engländer arabiſcher Raße gehören, werden mit dem 18ten Jahre ſchon aufhören müſſen. Däniſche und hollſteiniſche hingegen dürfen nicht nach dem 14ten Jahre zugelaſſen werden. Sollten dieſe letzten aber vor ihrer Entwickelung ſchon zum Belegen gebraucht ſeyn, und hat man durch Arbeiten die Abnahme

ihrer Kräfte in dem andern Drittel ihres Lebens befördert, wie es bekannt iſt, daß man zwey- und dreyjährige Hengſte zu Beſchälern gebraucht: ſo muß man die Jahre des Beſchälens abkürzen, und es kann leicht ſeyn, daß ſie ſodann mit dem 10ten Jahre ſchon als unbrauchbar angeſehen werden müſſen. Auf ſolche Art muß das Alter eines Beſchälers, welches für den Zeugungsaktus am ſchicklichſten iſt, beurtheilet werden.

Die Erblichkeit iſt die Haupteigenſchaft eines Beſchälers, und ohne dieſe verdient er nicht den Nahmen. Die Unerblichkeit eines Beſchälers iſt ihm entweder von Natur eigen, oder ſie rührt von einem Zufalle her. Im erſtern Falle muß er von dieſem Amte entfernt werden. Im andern Falle muß man zwey Fälle unterſcheiden, indem ſie von einer Krankheit oder übeln Behandlung herrühren kann. Im erſten Falle iſt die Krankheit durch Medicin zu heben, im andern aber muß die Behandlung verbeſſert werden.

Wer Geſtüte kennt, weiß auch, daß ein Beſchäler oft ungleich weniger Füllen zeugt, wie ein anderer, mit welchem er eine gleiche Anzahl Stuten zu bedecken hatte. Bey ſolchen Fällen muß man alle Mühe anwenden, zu erforſchen, ob dieſer Fehler ihm von Natur eigen ſey, welches ſich öfters zuträgt, oder ob andere Umſtände daran Schuld ſind. Man hat Beſchäler gehabt, die ihren äußeren Umſtänden nach ohne Tadel waren, aber von 30 Stuten, die ſie bedeckten, nur 3, 4 oder 6 befruchteten. Dergleichen Beſchäler muß man geſchwind von dem Geſtüte entfernen, damit ſie durch das Geltebleiben ſo vieler Stuten nicht ferner Schaden

anrichten können. Wenn es möglich iſt, daß man ſich, beym Ankaufe eines Beſchälers, deſſen Erblichkeit als eine Bedingung vorbehalten kann, geht man allemahl ſicherer; allein es wird ſich der Verkäufer ſchwerlich auf ſolche Bedingung einlaſſen, und man kann es ihm auch nicht verdenken.

Die Unerblichkeit kann bey einem Beſchäler auch von einem Zufalle herrühren, welche ſodann verſchwindet, wenn der Zufall aus dem Wege geräumt iſt. Dieſer Zufall kann eine Krankheit, oder eine unrechte Behandlung des Beſchälers ſeyn. Durch jene können die Säfte verdorben, und die Zeugungstheile geſchwächt werden, und durch dieſe kann ihm ein Mangel an Kräften verurſacht werden. Jene müſſen durch Arzeney verbeſſert werden, und dieſe wird durch eine beſſere und gehörige Behandlung aus dem Wege geräumt. Man geht mit dergleichen Pferden oft ganz verkehrt zu Werke, und ſucht ſie durch reizende Mittel, als Eyer und ſpaniſche Fliegen, in den vorigen Stand zu ſetzen, verdirbt ſie aber dadurch gänzlich. Bey der Behandlung eines Beſchälers kann es ſeyn, daß er entweder zu karg ernähret, und durch zu ſchwere Arbeit ermüdet worden, oder er wird durch zu ſtarkes Futter und zu viele Ruhe, wie ein Schwein gemäſtet. Beydes iſt der Zeugung hinderlich.

Ein Beſchäler muß von allen ſich fortpflanzenden Fehlern, das iſt, erblichen Fehlern, frey ſeyn. Erbliche Fehler ſind die, welche ihren Urſprung aus der Natur des Pferdes ſelbſt haben, ohne daß ein äußerlicher Zufall etwas dazu beygetragen. Hieraus wird folgen, daß alle Hauptmängel als ſolche betrachtet werden müſſen,

wozu noch andere mehr gehören. Einige gibt es, welche erblich und auch nicht erblich ſeyn können; welches ein Kunſtverſtändiger leicht beurtheilen muß.

Aus dem hier feſtgeſetzten Grundſatze laſſen ſich alle Fehler als erbliche oder unerbliche beurtheilen. Z. B. ein kuhheſſiger Beſchäler wird eben ſolche Füllen zeugen, weil ſein Fehler ihm von Natur eigen iſt, wenn man ſich aber den Fall denkt, daß das Pferd in der Jugend am Ellenbogen das Bein beſchädigt habe, wovon es krumm gewachſen iſt, ſo wird es dieſes Fehlers wegen vom Beſchälen nicht auszuſchließen ſeyn, ſondern immer geſunde Füllen zeugen. Oberbeine, zerbrochene Glieder, durch zu ſtrenge Arbeit entſtandene Stelzenfüße, und dergleichen mehr von äußern Zufällen entſtandene Fehler, ſind keinem Beſchäler in Abſicht des Erbens hinderlich. Zu den Fehlern, die erblich und nicht erblich ſein können, gehört die Blindheit. Unbeſtimmt hält man ſie für erblich, welches höchſt unrecht iſt. Man muß einen Unterſchied machen, ob ſie dem Beſchäler aus dem Geblüte, aus einer in ſeiner Natur liegenden Diſpoſition anhange, oder ob ein äußerer Zufall, als Stoß, Schlag und dergleichen, ihn um die Augen gebracht habe. Im erſten Falle iſt die Blindheit für erblich zu halten, im andern aber gar nicht. So iſt es auch mit der Galle. Z. B. man ſieht vierjährige Pferde, die noch gar keine Arbeit verrichtet haben, bereits mit Gallen beladen; ein ſolches darf man nie zum Beſchäler wählen, weil offenbar die Natur ihn mit ſchwachen Theilen verſehen hat, die geneigt ſind, dieſe ſchädliche Feuchtigkeit zu ergießen. Wenn man aber den Fall annimmt, daß ein in ſeiner Jugend geſunder

Hengſt

Hengſt durch eine übermäßige Arbeit in ſeinen geſetzten Jahren ſo angeſtrengt iſt, daß dadurch die Galle zum Vorſchein gekommen: ſo darf man ſich nicht einen Augenblick bedenken, ihn als Beſchäler anzunehmen, wenn er ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften beſitzt.

Nach der Unterſuchung der innerlichen Eigenſchaften eines Beſchälers führt uns die Ordnung auf deſſen äußerliche, und da iſt des Leiſtes zuerſt zu gedenken.

Den Leiſt eines Beſchälers kann man nicht, ohne Unterſchied zu machen, beſtimmen. Man will entweder Reitpferde oder Zugpferde von ihm ziehen. Im erſten Falle wird ein Beſchäler vom Mittelſchlage, im andern, ein großer Beſchäler der beſte ſeyn. Die Erfahrung lehrt inzwiſchen auch, daß Beſchäler obgleich ſie viel kleiner als vom Mittelſchlage ſind, wenn ſie aus warmen Ländern kommen, und mit Stuten aus kalten Ländern vermiſcht werden, große Füllen zeugen, und daß deren Abſtamm in dem zweyten und dritten Gliede ſich wieder verkleinert. Herr von Büffon ſagt: „Es iſt längſt aus Erfahrungen bekannt, daß Thiere ſowohl als Pflanzen, wenn ſie aus einem entfernten Himmelsſtriche in einen andern geſetzt werden, oft in kurzer Zeit, das iſt, in einer geringen Zahl von Fortpflanzungen, entweder ausarten, oder zuweilen zu größerer Vollkommenheit gelangen. Iſt es aber nicht ſehr begreiflich, daß die Urſache dieſer Wirkung in nichts anderm, als in der Verſchiedenheit des Himmelsſtriches und der Nahrung beſtehen kann? Nothwendig muß der Einfluß dieſer beyden Urſachen, die Pferde mit der Zeit von gewiſſen Zufällen oder Krankheiten, entweder ganz frey, oder auch wohl dazu fähig machen,

machen, und in ihrem Temperament allmählich eine Veränderung hervorbringen. Eben ſo muß auch die Entwickelung der Form, bey welcher ſehr vieles auf die Beſchaffenheit der Nahrung und der Säfte ankommt, bey jeder Fortpflanzung eine Veränderung dulden, die zwar freylich bey der erſten Fortpflanzung kaum zu merken ſeyn kann, weil beyde Thiere, das Männchen und Weibchen, die wir als den Stamm dieſer Art annehmen, ihre Form und Beſtandweſen ſchon in gehöriger Vollkommenheit beſaßen, ehe ſie aus ihrem Vaterlande geführt wurden, und weil der veränderte Himmelsſtrich und die neue Nahrung zwar in der That ihr eigenes Temperament verändern, aber doch nicht einen ſo ſtarken Einfluß auf ihre feſten und organiſchen Theile haben kann, wodurch in ihrer Form ſelbſt eine Veränderung möglich wäre, beſonders wenn ihr Körper ſchon ſein vollkommenes Wachsthum erreicht hat. Folglich wird in der Zeugung keine Veränderung, und es iſt bey der erſten Nachkommenſchaft ſolcher Thiere noch keine Ausartung zu ſpüren, der Abdruck der Form wird völlig rein, und im Augenblicke der Geburt gar noch kein Stammfehler ſichtbar ſeyn. Allein, das junge Thier iſt ſchon im zarteſten und ſchwächeſten Alter den Einflüſſen des Himmelsſtriches bloß geſtellt, welche ſchon weit ſtärker auf ſeinen Körper, als auf den Körper des Vaters und der Mutter wirken müſſen.“

„Auch die Nahrung wird, beſonders zur Zeit des Wachsthums, einen ſtärkern Einfluß auf die organiſchen Theile zeigen, in ihrer urſprünglichen Bildung eine Veränderung machen, und in ihnen die Keime des Mangelhaften zuerſt hervorbringen, wovon in der zweyten Zeugung

gung ſchon ſichtbarere Spuren erſcheinen werden. Denn bey dieſer hat ja der Nachkömmling nicht allein ſchon ſeine ihm eigenthümlichen Fehler, die von ſeinem Wachsthume herkommen, ſondern auch ſchon die Fehler des zweyten Stammes an ſich, deren Entwickelung hier ſchon weit ungehinderter von ſtatten geht. Bey der dritten Zeugung fallen die vom Einfluſſe des Himmelsſtriches und der Nahrung abhangenden Fehler des zweyten und dritten Stammes, vereinigt mit den Fehlern des gegenwärtigen wirklichen Einfluſſes auf das Wachsthum des dritten Abkömmlings, ſchon ſo deutlich in die Augen, daß die Merkmahle des erſten Stammes durch die Fehler des dritten gänzlich verloſchen werden. Dergleichen Thiere von ausländiſchem Stamme verlieren auf ſolche Art alles fremde Anſehn, und werden in allen Stücken unſern Landthieren ähnlich. So verwandeln ſich z. B. ſpaniſche und barbariſche auf ſolche Art fortgepflanzte Pferde, oft bey der zweyten, am gewiſſeſten aber bey der dritten Zeugung, in inländiſche Pferde. Aus dieſem Grunde muß man die Arten vielmehr zu vermengen, als beyzubehalten ſuchen. Man erneuert aber die Art bey jeder Zeugung, wenn man barbariſche oder ſpaniſche Pferde herbeyſchafft, und mit inländiſchen Stuten zuſammen bringt. Da indeſſen eine dergleichen Erneuerung der Art gleichſam nur zur Hälfte geſchieht, ſo iſt es höchſt merkwürdig, daß ſie gleichſam beſſere Wirkungen, als eine vollkommene Erneuerung hervorbringt. Von einem ſpaniſchen Hengſte und einer ſpaniſchen Stute hat man ſich in Frankreich lange nicht ſo ſchöne Pferde, als von einem ſolchen Hengſte und einer einheimiſchen Stute zu verſprechen.

Man

Man begreift es gar leicht, wenn man erwägt, daß durch die Vereinigung eines männlichen und weiblichen Thieres, die Mängel des einen und des andern die nöthige Vergütung erhalten. Jeder Himmelsſtrich ertheilet, ſowohl durch den Einfluß der Nahrung, als durch ſeinen eignen, dem Thiere eine gewiſſe Bildung, woran ſich immer ein Fehler, entweder des Ueberfluſſes oder des Mangels, entdecken läßt. In einem warmen Himmelsſtriche aber, würde das vielleicht im Ueberfluſſe ſeyn, woran es in einem kältern fehlte; und ſo muß es auch umgekehrt ſich verhalten.“

„Iſt es alſo nicht nothwendig, durch die Vereinigung gewiſſer Thiere aus entgegengeſetzten Himmelsſtrichen, das Ueberflüſſige und Mangelhafte des einen und des andern in ein beſſeres Verhältniß und Gleichgewicht zu ſetzen? Da nun dasjenige in der Natur das vollkommenſte ſeyn muß, was die wenigſten Fehler hat; da man ferner diejenigen Formen für die vollkommenſten halten muß, woran ſich die wenigſte Unförmlichkeit entdecken läßt, ſo iſt wohl nichts natürlicher, als daß die Frucht zweyer Thiere, deren eines die Mängel des andern genau erſetzte, das vollkommenſte Geſchöpf dieſer Art ſeyn würde. Dieſe Aufhebung der gegenſeitigen Mängel geht aber deſto beſſer von ſtatten, je weiter die Länder von einander entfernt, oder je mehr die Himmelsſtriche einander entgegen geſetzt ſind, aus welchen man die beyden Geſchlechter ſolcher Thiere zuſammen bringt. Das Zuſammengeſetzte, was daraus entſpringt, iſt alsdann deſto vollkommener, je gerader das Ueberflüſſige oder das Mangelhafte an der Leibesbeſchaffenheit des Vaters den Fehlern, oder dem Ueberfluß

fluß an der Leibesbeſchaffenheit der Mutter entgegen ſteht" — Am Ende des darauf folgenden Abſchnitts ſagt er ferner: — „Mit einem Worte, der Vortheil iſt allemahl ſehr beträchtlich, wenn inländiſche Stute von ausländiſchen Hengſten belegt werden; der Nachtheil aber nicht minder einleuchtend, wenn man auf einer Stuterey Pferde von einerley Art beyſammen läßt. Man kann ſicher glauben, daß ſie allemahl, und zwar in ſehr kurzer Zeit, ausarten."

Wenn es beſchloſſen iſt, daß man in einem Geſtüte Reitpferde erzielen will, ſo verſteht es ſich, daß man ſie leicht, ohne Mängel, und von ſolchen Eigenſchaften verlangt, wie ſie zu Reitpferden am beſten zu gebrauchen ſind; dabey ſollen ſie von mittelmäßiger Höhe ſeyn. Es kommt alſo darauf an, von was für einem Leiſte der Beſchäler in dieſem Geſtüte ſeyn müſſe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man nach den hier vorgetragenen Grundſätzen einen Beſchäler aus einer entlegenen Gegend wählet, und darnach iſt die Größe zu beſtimmen. Wäre der Beſchäler unter einem Himmelsſtriche gefallen, welcher von dem, wo das Geſtüt ſich befindet, nicht verſchieden iſt: ſo müßte er von ſolcher Höhe und von ſolchem Leiſte ſeyn, wie man die zu erzielenden Pferde verlangte. Wählte man aber einen Araber oder Barben, um ihn in Teutſchland zu gebrauchen, ſo dürfen wir auf deſſen Höhe nicht ſehen, weil deſſen Abſtamm unter einem kalten Himmelsſtriche, wenn er ſich mit großen Stuten begattet, ihn ſelbſt an Größe weit übertrifft. Dieſes wird niemand in Zweifel ziehen, der einen ſolchen Beſchäler, welche ohne Ausnahme klein ſind, im Geſtüte gehabt hat.

Wir

Wir wiſſen nun, daß ein Beſchäler aus einem heißen Himmelsſtriche mit deutſchen Stuten vermiſcht, vorzüglich gute Füllen zeugt, daß die Verſchiedenheit des Himmelſtriches überhaupt einen Einfluß darauf habe, wornach wir alſo die Wahl des Beſchälers allemahl beſtimmen können. Da es nun in Deutſchland ſehr gewöhnlich iſt, daß man ſich engliſcher Beſchäler bedient, ſo entſteht die Frage: in wie fern ein ſolcher zuzulaſſen ſey? Der Herr von Sind verwirft ihn ohne Unterſchied, und ſagt in ſeinem Unterrichte von der Pferdezucht S. 79. „Der engliſche Hengſt verliert bey uns in Deutſchland alle ſeine Verdienſte bey ſeiner Vermehrung, und wenn es auch einer wäre, der gerade von einem Barben oder Araber abſtammte, ſo theilt er doch ſeinen Nachkömmlingen nichts von der Tugend des Vaters mit, und es ſcheint, als ob das Geblüt der Mutter alle Eigenſchaften des Vaters zur Fortpflanzung ſeiner Art verlöſcht hätte. Die Engländer ſelbſt meiden ihre eigenen Hengſte zu Beſchälern. ꝛc.“ Dieſes bedarf einer Berichtigung.

Die Engländer wiſſen, daß die Beſchäler aus einem warmen Himmelsſtriche, der dem ihrigen entgegengeſetzt iſt, von vorzüglichem Nutzen ſind, und aus dem Grunde laſſen ſie in die reinen Geſtüte Araber und Barben kommen, und haben alſo Recht, ſich ihrer eigenen Pferde nicht zu Beſchälern zu bedienen. Inzwiſchen wählen ſie ſelbige dennoch zu Land- und Reiterpferden. Mit uns Deutſchen iſt es ganz anders. England iſt von Deutſchland entlegen, und unter einem andern Himmelsſtriche, daher wir mit den Engländern nicht einerley Gründe haben, den engliſchen Beſchäler zu meiden; allein wir

Deut-

Deutſchen werden zu viel hintergangen, und wenn wir glauben, einen Beſchäler von reiner arabiſcher oder barbariſcher Raße zu erhalten, ſo bekommen wir ein Landpferd, wofür wir tauſend oder mehrere tauſend Rthl. bezahlen, welches gleichwohl kaum den vierten Theil werth iſt. Aus dieſem Grunde ſind ſie zu meiden. Iſt man aber überzeugt, daß man einen Engländer von edler Raße bekommt, der von einem Araber oder Barben unmittelbar abſtammt: ſo darf man ſich keinesweges bedenken, ihn anzunehmen und zu gebrauchen, und man wird ſehen, daß das Geblüt ſeiner Mutter nicht alle Eigenſchaften ſeines Vaters zur Fortpflanzung ſeiner Art erlöſcht hat. Doch haben wir in Deutſchland Raßen, z. B. die ächt Mecklenburgiſche, die man unvermiſcht in ihrer Reinheit zu erhalten ſuchen ſollte, weil ſie für den deutſchen Boden ſo viele gute Eigenſchaften beſitzt, als man nur verlangen kann.

Mit den ſpaniſchen Pferden hat es eine ähnliche Bewandtniß. Dieſe ſind für uns Deutſchen in Anſehung des Himmelsſtriches vortrefflich; allein ihre Geſtüte ſind ſowohl ruinirt, wie die deutſchen, und unter 6000 Hengſten, welche vor mehreren Jahren ein Kunſtverſtändiger beſah, um Beſchäler auszuſuchen, konnte er nur zwey zu ſolchem Gebrauche tüchtig finden!

Will man in einem Geſtüte Zugpferde ziehen, ſo iſt der feſtgeſetzte Grundſatz in Anſehung des Himmelsſtrichs nicht aus den Augen zu laſſen; aber man muß dennoch mit auf die Größe der Beſchäler ſehen, weil die Pferde zum Zuge nie zu groß ſeyn können. Aus dieſem Grunde zieht man die Neapolitaner, und alle italiäniſche große und reine Raßen, allen vor;

denn ſie ſind unter einem wärmern Himmelsſtriche gezeugt, als der unſrige iſt, und haben dabey die Größe und ſchöne Geſtalt.

Das Geſchröte eines Beſchälers ſoll im Stalle wohl aufgeſchürzt ſeyn, welches Stärke anzeigt. Man hält ein ſchwarzes und eine ſtarke Ruthe für die beſten Merkmahle. Man weiß indeß aus Erfahrung, daß beydes wenig Grund hat.

Pinter ſagt in ſeinem Pferdeſchatze S. 16: Es würde unvermeidlich erfordert, daß das Geſchröte eines Beſchälers wohl aufgeſchürzet und ſammt dem Gliede ganz ſchwarz ſey, denn die weißen und abgetheilten Farben machten ihn zur Generation untüchtig u. ſ. w. Wenn man verlangt, daß das Geſchröte im Stalle oder im Gehen wohl aufgeſchürzet ſey, ſo geſchieht es aus dem Grunde, weil es beweiſet, daß die Muskeln ihre gehörige Stärke haben; was aber die Farbe des Geſchrötes und der Ruthe zur Erblichkeit beytragen ſollen, läßt ſich auf keine Art erklären, wenn man nicht zu dem Satze ſeine Zuflucht nehmen will, daß alle weißgefärbten Thiere Schwächlinge ſind. Die Erfahrung beweiſet indeß, daß dieſe aus den älteſten Zeiten herſtammende und beybehaltene Meinung in Anſehung der Pferde wenigſtens ſehr irrig iſt. Man hat Beſchäler mit ganz weißer Ruthe gehabt, die die mehreſten Füllen zeugeten.

Das Haar hängt zwar lediglich von dem willkührlichen Geſchmack des Eigenthümers eines Geſtütes ab, und man findet unter jedem Haare brave Pferde; dennoch muß man, wenn man mit Gewißheit das eine oder andere Haar erzielen will, darauf ſehen, daß der Beſchäler ſowohl als die Stute, mit ihren Voräsocialtern bis in das

dritte Glied zurück daſſelbe Haar gehabt haben. Wenn man nicht Gefahr laufen will, bunte Pferde zu ziehen: ſo muß man die Beſchäler, welche hochgeſchuht ſind, oder große weiße Abzeichen haben, vermeiden.

Wenn man ein Geſtüt anlegt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man vorzüglich das Haar wählet, welches der Herr des Geſtütes am mehrſten liebt. Selten wird ſich die Liebhaberey auf ein Haar einſchränken, ſondern man iſt ein Freund von mehrerley, und man haßt nur gewiſſe Arten der Haare, welches ſodann die Vorſchrift abgibt. Bey Zugpferden iſt man bey Erzielung des Haars mehr eingeſchränkt, weil die Züge von einerley Haar ſeyn müſſen, und es muß ſchon ein weitläuftiges Geſtüt ſeyn, in welchem man mehr als dreyerley Haar zu Zugpferden ziehet. Es iſt außer allem Zweifel, daß der Himmelsſtrich und die Nahrung auch ebenfalls einen Einfluß auf die Farben der Thiere haben, und daß wir durch unſere Sorgfalt, die wir auf die Verſchiedenheit der Nahrung und Vermiſchung fremder Raßen wenden, ein verſchiedenes Haar erzielen können, und es kommt nur darauf an, daß wir deshalb die nöthigen Verſuche anſtellen, welches bey großen Geſtüten ohne Nachtheil, gar leicht geſchehen kann. Wir haben die Mannichfaltigkeit des Haars in dem obigen kennen gelernt, dürfen aber nicht glauben, ſie erſchöpft zu haben; denn es iſt unbeſchreiblichen Veränderungen unterworfen, und wir kennen nur das gewöhnlichſte. Oft iſt einer ſo glücklich, durch ein bloßes Ohngefähr ein ihm unbekanntes und alſo ſeltenes Haar zu erhalten, welches, wenn er nachſinnen wollte, ihn vielleicht auf die Wege brächte, es im Geſtüte

aufzubewahren, und dadurch für das Geſtüte große Vortheile zu erhalten. Das iſt die Art, wie man bey Erzielung eines Haars zu Werke gehen muß, und nicht die, wie ſie einige Autoren bemerklich machen, es aber dennoch auch ſelbſt nicht dafür halten, daß man mit Gemählden und Behängungen der Pferde mit Decken und dergleichen Dingen mehr ein gewiſſes Haar erzwingen könne; welches durch den Eindruck, den ſich die Stute oder der Beſchäler von dem Kunſtgriffe gemacht, erhalten werden ſoll. Dergleichen Vorurtheile ſind auf unſere Zeiten nicht mehr paßlich. Der vor Zeiten in Churhannöveriſchen Dienſten geſtandene Oberſtallmeiſter von Friſchapell, war ſo glücklich, verſchiedenes beſonders ſeltenes Haar in dem Geſtüte zu haben, welches er mit aller Sorgfalt und dem beſten Erfolg beybehielt, und Züge daraus machte. Ein jeder Kenner mußte geſtehen, daß das Geſtüt, beſonders wegen des außerordentlichen Haars, ſehr merkwürdig war. Nicht durch abergläubiſche Künſteleyen hat er ſeinen Entzweck erreicht, ſondern kluge Vermiſchungen der Raßen erzwangen es.

Die obige Regel, eben daſſelbe Haar zu erhalten, iſt zwar ſehr zuverläſſig, und man kann auch ſicher ſeyn, ein bis in das dritte Glied erhaltenes Haar auf immer beyzubehalten. Es iſt aber auch gewiß, daß die Füllen, in Anſehung des Haars ſowohl, als ihrer Geſtalt, oft aus dem dritten Gliede zurück ſchlagen *); und daher kommt es vielfältig, daß ein Füllen, in Anſehung des Haars auch, weder ſeinem Vater noch

*) Etwas ähnliches findet häufig auch bey den Menſchen ſtatt, indem ſehr oft die Kinder nicht ihren Vätern, ſondern ihren Großvätern gleichen.

noch Mutter ähnlich iſt. Man ſieht täglich, von braunen Hengſten und ſchwarzen Stuten, Schimmel, und von ſchwarzen Hengſten und Schimmelſtuten, Füchſe entſtehen, woher dieſer Abſtand anders, als weil das Füllen auf eins ſeiner Großältern zurückartet? Will man Geſtüte anlegen, um durch den Verkauf junger Pferde Nutzen daraus zu ziehen: ſo wähle man ein ſolches Haar, was Officieren zu reiten erlaubt iſt; denn dieſe machen die größte Zahl der Pferdekäufer aus. Will man aber Wagenpferde ziehen: ſo bemühe man ſich, ein außerordentliches Haar zu erzielen, weil ſelbiges in Zügen für große Herren über die Billigkeit bezahlt wird. Es iſt nichts unbekanntes, daß dergleichen Züge wohl mit ſechs oder acht tauſend Rthlr. bezahlt werden, anſtatt daß man für eben den Zug, wenn er von gemeinem Haar wäre, kaum 2000 Rthlr. oder gar nur 1000 Rthlr. geben würde. So groß iſt die Liebhaberey, und ſo theuer wird ſie bezahlt. Gar zu große weiße Abzeichen darf kein Beſchäler haben, weil ſich ſelbige bey den Nachkommen noch mehr zu vergrößern pflegen; woraus endlich Schecken erwachſen, die man großen Theils nicht gut leiden kann.

Von den erforderlichen Eigenſchaften einer zur Zucht beſtimmten Stute.

Die Eigenſchaften, welche eine zur Zucht beſtimmte Stute haben ſoll, ſind ebenfalls 1. nach ihrem Innern, und 2. nach ihrem Aeußern zu beurtheilen. Zu jenen werden die gerechnet, welche von einem Beſchäler gefordert werden, und zu dieſen 1. ihre Geſtalt, 2. ihr Geburtsglied, 3. ihr Haar, und 4. ihr Euter.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir die Stuten eben ſo, wie die Beſchäler, beurtheilen müſſen, und daher müſſen wir auch der natürlichen Eintheilung, die wir bey dieſen angenommen, folgen.

Die innerlichen Eigenſchaften einer Stute ſind alſo ihr Temperament, ihre Gelaſſenheit und andere ſogenannte Tugenden, Geſundheit, Alter, leichte Aufnahme und Befreyung von allen erblichen Fehlern. Obgleich man der Meinung iſt, daß ein Füllen allemahl mehr dem Vater nachſchlachte als der Mutter, ſo iſt es dennoch wahrſcheinlich, daß es in Anſehung des Temperaments und anderer inneren Eigenſchaften ſich mehr nach der Mutter bilde. Die Eigenſchaften der Stute verdienen daher viele Rückſicht.

Das Temperament einer Zuchtſtute muß nicht zu hitzig ſeyn, weil die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Stuten ſelten viel freſſen und ſaufen, und daher nicht Milch genug haben, ihre Füllen zu ernähren. Es iſt alſo beſſer und gewiſſer, eine Stute von kaltem Temperament zu haben; welches auch der Grund iſt, warum von einem arabiſchen oder barbariſchen Beſchäler, mit deutſchen Stuten vermiſcht, ſchöne Füllen entſtehen.

Je gelaſſener die Stute iſt, deſto beſſere Füllen hat man von ihr zu hoffen. Zu Zeiten iſt man aber genöthigt, eine Stute von choleriſchem Temperamente, welche übrigens zur Zucht vorzüglich gut gebaut iſt, bedecken zu laſſen, und in dem Falle iſt zu rathen, daß man ſo viel wie möglich darauf ſehe, einen phlegmatiſchen Beſchäler mit ihr zu begatten, um Füllen von gemäßigtem Temperamente zu erhalten, welches nicht zu erwarten iſt, wenn der Beſchäler nicht min=

minder ein choleriſches Temperament zeigt. Dieſes ſpricht für den oben gegebenen Rath, deutſche phlegmatiſche Stuten mit Beſchälern aus warmen Ländern zu begatten. Der Herr von Büffon iſt S. 55 der Meinung, daß man auch abwechſeln, und ausländiſche Stuten mit inländiſchen Beſchälern begatten könne, wovon man eben das zu hoffen habe, was man erhielte, wenn inländiſche Stuten mit ausländiſchen Beſchälern begattet würden. Er ſagt: „Iſt es denn aber nicht eben ſo glaublich, daß ſchöne vorzügliche Stuten von warmen Ländern, von gemeinen, ſchlechten Hengſten belegt, vielleicht noch einen weit größern Einfluß auf die Eigenſchaften ihrer Füllen, als dieſe, haben, und folglich, überhaupt genommen, eine Gleichheit in Anſehung des Einfluſſes beyderley Geſchlechtes auf ihre Nachkommenſchaft ſtatt finden könnte. Mir wenigſtens ſcheint dieß ſehr natürlich, und um ſo viel wahrſcheinlicher zu ſeyn, je öfter man, beſonders in Stutereyen, die Beobachtung gemacht hat, daß faſt eine gleiche Anzahl von Hengſt- und Mutterfüllen gefallen.“ Wenn wir auf das Geſchlecht und die innerlichen Eigenſchaften bey der Zeugung ſehen, ſo kann man es zugeben, daß man von ausländiſchen Stuten und inländiſchen Hengſten gute Füllen erhalten könne; allein wenn es uns daran gelegen iſt, Pferde zu ziehen, welche groß und ſchön ſind, ſo fällt dieſe Vermuthung gänzlich weg. Pferde aus warmen Ländern ſind bekanntlich ſehr klein; wenn man daher eine ſolche Stute mit einem großen Beſchäler bedeckte: ſo würde deshalb das Füllen doch nicht größer werden können, als das enge Behältniß der Mutter Raum hat, die Frucht zu faſſen; es käme alſo klein auf die Welt, und wür-

würde höchſtwahrſcheinlich auch immer ein kleines Pferd bleiben. Ganz anders iſt es, wenn man einen ſolchen kleinen Hengſt mit einer großen weitleibigen Stute begattet. Das Behältniß der Mutter iſt weit, und die Frucht hat alſo Raum, ſich auszudehnen, daher ein ſolches Füllen ungleich größer zur Welt kommt. Es genießt völlige Nahrung, ſeinen ohnehin ſchon größern Körper völlig auszubilden. Daher es nicht fehlen kann, daß ein ſolches Füllen auch größer werden müſſe. Dieſe Wahrnehmungen werden durch tägliche Beyſpiele beſtätigt; weshalb allemahl zu rathen iſt, deutſche weitleibige Stuten mit ausländiſchen Hengſten zu begatten.

Da ein Füllen, in Anſehung der Tugenden, noch mehr der Stute als dem Beſchäler nachſchlachtet: ſo iſt auch billig darauf zu achten. Eine vorzügliche Tugend an einer Stute iſt, daß ſie ihre Füllen liebt, nicht kitzlich iſt, wenn ihr das Füllen an das Euter kommt, ſondern es gern und willig aufnimmt.

Büffon ſagt: „Zur Schönheit eines Füllens pflegt in unſern Himmelsſtrichen die Stute ſoviel nicht als der Hengſt beyzutragen; vielleicht hat es aber der Mutter deſto mehr von ſeinem Temperamente und Wuchſe zu danken.“ Dieſen Satz haben auch andere durch die Erfahrung beſtätigt gefunden, und am vorzüglichſten kann man ſich davon überzeugen, weil ſich merkliche Untugenden der Stuten am mehrſten auf die Füllen fortpflanzen. Z. B. die Scheuigkeit, ſie entſtehe woher ſie wolle, iſt allen im Sennergeſtüte befindlichen Stuten eigen, jedoch bey einer im höhern Grade merklich, wie bey der andern; und ſo iſt auch dieſe Untugend bey den von ihnen abſtammenden Füllen wahrzunehmen.

Viel=

Vielfältig findet man, daß Handlungen der Stuten, welche ſowohl von ihrem böſen als guten Willen herrühren, ſich bey ihren Nachkommen auf das deutlichſte wieder zeigen; und wie oft hört man nicht von Privatperſonen über dieſe oder jene Handlung ihres Pferdes ſprechen und hinzuſetzen: es iſt ihm nicht abzugewöhnen, ſeine Mutter war eben ſo.

Es gibt einige Stuten, welche ihre Füllen nichts weniger als lieben, ſondern nach ihnen beißen und ſchlagen, wenn ſie ſich, Nahrung zu ſuchen, ihrem Euter nahen. Dergleichen Stuten müſſen nicht in Geſtüten geduldet werden. So widernatürlich dieſes auch immer iſt, weil ſonſt eine jede Mutter, ſogar der Tieger nicht ausgenommen, ihren Jungen mit außerordentlicher Liebe zugethan iſt: ſo gewiß iſt es dennoch, und man hat Beyſpiele, daß eine ſolche Stute ihr Füllen erſchlagen hat. Viele Stuten ſind außerordentlich kitzlich, und widerſetzen ſich aus dem Grunde auch dem Beſchälen, wenn ſie auch von der Natur noch ſo ſehr dazu angereizt werden. Von ſolchen iſt es allemahl zu beſorgen, daß ſie auch ihr Füllen nicht gern annehmen, wenn ſie es auch lieben; inzwiſchen iſt dieſes doch nicht als Regel zu nehmen.

Die Geſundheit iſt bey einer Stute um ſo mehr erforderlich, da das Füllen an allen ihren Säften Antheil nimmt. Sind dieſe verdorben, ſo muß das Füllen nothwendig ſehr darunter leiden.

Es bedarf kaum einer Erklärung, daß die Ungeſundheit der Stute ſich auf ihre Füllen fortpflanze. Bey allen Geſchöpfen, welche ihre Jungen bey ſich entwickeln, ihnen durch ihre Säfte Nahrung mittheilen, und deren Entwicke-

lung befördern, ſieht man die Beſtätigung dieſer Wahrheit. Selbſt bey Menſchen, wenn z. B. die Mutter zur Zeit der Empfängniß ſchwindſüchtig geweſen, und das Kind in dieſem Zuſtande geſäugt hat, theilt ſie dem Kinde die Krankheit und den frühzeitigen Tod mit. Vielfältig hat man Füllen mit dem Strengel oder der Druſe auf die Welt kommen geſehn, weil die Mutter damit befallen war, und einige ſind bald darauf geſtorben, andere aber mit der Mutter, da ſie durch die Milch Theil an der Medicin nahmen, geheilt worden. Hieraus iſt der Schluß zu ziehen, daß man keine Stute, wenn man nicht von ihrer Geſundheit überzeugt iſt, bedecken laſſen muß.

Mit dem Alter hat es eben die Beſchaffenheit, wie in dem vorhergehenden bey den Beſchälern angemerkt worden iſt: nur muß man ſich erinnern, daß eine Stute ein Jahr eher ausgewachſen iſt, als ein Beſchäler, und ihre Kräfte und Vollkommenheiten auch früher verliert.

Eine Zuchtſtute muß, gleich dem Beſchäler, völlig ausgewachſen ſeyn, wenn man etwas Gutes hoffen will. Vergleicht man die Meinungen der Schriftſteller, ſo finden ſich eben ſo viele Widerſprüche, wie bey den Beſchälern, in Anſehung dieſes Punctes.

Ariſtoteles Meinung iſt in Betreff des Alters der Stuten eben dieſelbe, wie bey dem Hengſte; welches aus deſſen oben angeführten Worten zu ſehen iſt, wo er keinen Unterſchied unter dem Geſchlechte macht.

Zorn ſagt in ſeinem Unterrichte von Erziehung der Pferde C. 2. §. 2. „Das Beſchälen betreffend: ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß

es

es zu früh wäre, wenn man eine Stute von zwey Jahren wollte beſpringen laſſen, indem ſie in ſolchem Alter noch nicht völlig erwachſen iſt; daher auch nichts Vollkommenes zu hoffen wäre. Es ſind zwar viele der Meinung, daß man eine Stute erſt im 5ten Jahre ſollte beſchälen laſſen; allein, wie zwey Jahr zu früh wäre, ſo wäre fünf Jahr zu ſpät. Das beſte Alter, eine Stute beſchälen zu laſſen, iſt, wenn ſie vollkommen 3 Jahr alt.“ Den Beſchäler will er nicht vor dem ſiebenten Jahre zulaſſen, die Stute aber ſoll mit dem dritten Jahre bedeckt werden. Was für eine Theorie dieſer Mann von der Mannbarkeit der Pferde gehabt habe, da er eine Stute vier Jahr eher zur Fortpflanzung für tüchtig hält, als einen Beſchäler, läßt ſich nicht errathen.

Gueriniere räth eine Stute mit 4½ Jahr bedecken zu laſſen; das wäre alſo im Herbſte, wo ſie gewöhnlich nicht roſſig ſind, und wo das Füllen alſo gegen den Winter geboren werden würde. v. Garſault ſetzt die Zeit der Zeugungsfähigkeit vom 4ten bis zum 15ten Jahre. v. Sind verlangt, daß eine Stute 5 Jahre alt ſeyn ſolle, wo ſie denn bis ins zehnte höchſtens zwölfte Jahr zur Zucht gebraucht werden könnte. Anderwärts gibt er aber das vierte Jahr an. Eben ſo wenig übereinſtimmend ſind auch die übrigen Schriftſteller. Palladius und Columella wollen ſie gar nicht einmahl mehr nach dem zehnten Jahre für tüchtig dazu halten.

Die Sache verhält ſich hier indeß wohl auf ähnliche Art, wie es bey den Beſchälern angeführt wurde; nur iſt zu bemerken, daß die Stuten in der Regel ein Jahr früher zur Vollkommenheit

menheit gelangen, und zur Zeugung fähig ſind, als die Hengſte. Darnach wird man das ſchick: lichſte Alter leicht beurtheilen können. Man wird einſehen, daß einige mit dem vierten, an: dere aber mit dem fünften Jahre bedeckt wer: den können, und daß einige Stuten bis in das zwölfte, andere bis in das funfzehnte, und wie: der andere bis in das zwanzigſte Jahr *), bey der Zucht zu laſſen ſind; welches letzte aber ſel: tene Fälle ſind.

Wie man von einem Beſchäler ſagt, er erbt gut, ſo pflegt man ſich der Redensart bey einer Stute: ſie nimmt leicht auf, zu bedienen. Dieſe Eigenſchaft iſt eine der vorzüglichſten an einer Stute. Nicht alle nehmen gut auf, und die Stuten ſind unter allen Thieren am ſchwer: ſten zu befruchten; auch unter denen, welche aufnehmen, bewahren nicht alle ihre Frucht, ſondern verfohlen. Hierzu wird eine Stute, wenn ſie es einmahl gethan, gern geneigt; und weil das Verwerfen ſie ſehr angreift, ſo iſt ſie vom Geſtüte zu entfernen.

Unter allen Hausthieren ſind die Pferde diejenigen, welche ſich am ungewiſſeſten und ſchwerſten befruchten. Unter 30 bedeckten Stu: ten ſind oft kaum 10 trächtig, da hingegen die Kuh, Ziege, Schwein u. ſ. w alle Jahr ihre Jungen richtig abliefern. Die Urſachen dieſer ungewiſſen Befruchtung ſind theils phyſiſch, theils aber liegen ſie an den Menſchen, weil ſie die Behandlung der Stuten und Beſchäler ſowohl, als

*) Bey den Sennerſtuten iſt oben bemerkt worden, daß ſie ſogar bisweilen bis in das dreyßigſte Jahr zur Zucht ge: braucht werden. Dieſe bilden ſich aber auch ſehr ſpät aus, und bleiben in der Freyheit ganz ſich ſelbſt überlaſ: ſen, ſo daß ſie durch abmattende Arbeiten vor der Zeit nicht abgeſtumpft werden.

als das Zeugungsgeſchäft nicht gehörig einrichten, und zu vielem Zwange unterwerfen.

Die phyſiſchen Urſachen, warum eine Stute nicht befruchtet wird, ſind ſehr verſchieden, und man könnte ſie vielleicht nach einander entdecken, wenn wir genauere Beobachter werden wollten. So wird z. B. eine gemäſtete Stute nicht aufnehmen, weil ihre Geburtsorgane mit Fett überladen ſind. Tritt der Fall ein, daß man an einer Stute bemerkt, daß ſie durch eine phyſiſche unbekannte Urſache behindert werde, zu empfangen: ſo muß ſie freylich von dem Geſtüte entfernt werden; allein es läßt ſich dieſes nicht anders, als durch zwey bis drey Jahre hinter einander wiederholte Verſuche erkennen. Man will es als ein Kennzeichen der Unfruchtbarkeit angeben, wenn die Stuten Haken haben; weil aber tägliche Beyſpiele von dem Gegentheile zeugen, ſo darf man dieſer Meinung keinen Glauben beymeſſen. Es gibt Stuten, welche ihre Füllen, wenn ſie befruchtet ſind, vor der Zeit wegwerfen, welches gemeiniglich in den erſten oder letzten Monaten zu geſchehen pflegt. In der Mitte ihrer Schwangerſchaft findet man dieſen Zufall nicht anders, als wenn er durch eine gewaltſame Anſtrengung des Körpers zuwege gebracht wird. Der beſte Rath, welchen man gegen das Abortiren der Stuten geben kann, beſteht darin, ſie in dem 3ten und 9ten Monathe der Trächtigkeit zur Ader zu laſſen. Nach vielen Erfahrungen kommen dann die Füllen zur rechten Zeit und geſund zur Welt. Doch kann es ſehr verſchiedene Urſachen des Abortirens geben, gegen die das Aderlaſſen nicht hilft, und man muß es in ſofern nur nicht als ein allgemein geltendes Mittel anſehen. Es entſtehe nun

das Verfohlen woher es wolle, ſo iſt es eine durch viele Erfahrungen beſtätigte Wahrheit, daß eine Stute, wenn ſie einmahl verfohlet hat, es zu wiederhohlen geneigt wird, und daß dieſer Umſtand eine Stute ungleich mehr entkräfte, als der Wurf eines vollſtändigen Füllens, wie denn auch eine ſolche ſehr bald zu Grunde geht. Der Fall, daß man einer trächtigen Stute das Füllen abzutreiben ſuchen ſollte, wird ſich wohl ſelten ereignen, und es würde nur mit Gefahr der Stute geſchehen. Sollte es ſich ereignen, was Herr von Reitzenſtein annimmt. wenn er ſagt: „Manchmahl begehrt man wohl ſelbſt den Saamen in einer Stute vor der Zeit abzutreiben, weil ſie entweder von einem ſchlechten Hengſte bedeckt worden iſt, oder weil man ſie zur Arbeit nicht entbehren kann ꝛc.," ſo wäre dennoch zu rathen, die Stute nicht durch abtreibende Mittel zu entkräften, weil es nur zu leicht geſchehen kann, daß ſie nie wieder zu gehörigen Kräften kommt. Man laſſe ſie das Füllen zur gehörigen Zeit bringen, und gefällt es nicht, ſo iſt es immer Zeit, es wegzugeben.

Eine Stute muß von **allen erblichen Fehlern frey** ſeyn. Die Blindheit, welche an einem Beſchäler unter gewiſſen Bedingungen verſtattet werden kann, iſt an einer Zuchtſtute ſchlechterdings verwerflich, weil ſie nicht graſen kann.

Wenn man einen Hengſt wegen Fehler vom Bedecken ausſchließt, ſo muß eine Stute um ſo mehr von der Zucht entfernt bleiben, wenn ſie mit Erbmängeln behaftet iſt. Sie würde der Frucht, die ſie trägt, ihre eigenen Mängel und Krankheiten durch das Blut noch eher mittheilen, wie der Beſchäler, und ein

eben

eben ſo fehlerhaftes Füllen zur Welt bringen, wovon es Beyſpiele die Menge gibt.

Die äußerlichen Eigenſchaften, worunter ihre Geſtalt zu zählen, ſind bey einer Stute nicht zu überſehen. Wenn ſie groß und mit guten Gliedmaßen verſehen iſt: ſo iſt ſie unter die vorzüglichſten zu zählen. Hierzu rechnet man 1. daß ſie einen langen Hals habe, damit ſie graſen könne; 2. daß ſie weitleibig ſey, damit das Füllen ſich bey ihr zu entwickeln Raum habe, wovon die Größe deſſelben abhängt.

Bey dem Leiſte einer Stute muß man nothwendig ſowohl das Augenmerk auf die Beſtimmung des von der Stute zu erwartenden Füllens richten, als es bey einem Beſchäler verlangt worden. Will man Zugpferde ziehen, ſo können die Stuten nie zu groß ſeyn, wenn nur in ihren Theilen eine harmoniſche Zuſammenſetzung herrſchet. Zu Reitpferden wird eine Stute vom Mittelſchlage den Vorzug vor allen andern verdienen. Die Entwickelung des Füllens geſchieht in dem Leibe ſeiner Mutter, und muß ſich nothwendig nach dem Raume einſchränken. Iſt derſelbe weit, ſo kann das Füllen groß und ſtark werden, iſt er aber enge, ſo wird nothwendig die Entwickelung und das Wachsthum behindert. Den Beweis ſieht man deutlich an den von Stuten und Eſelhengſten erzeugten Maulthieren, welche deſto größer werden, je größer und weitleibiger die Stuten ſind. Man kehre den Fall um, und befruchte eine Eſelin mit einem Hengſte, welches auch, wiewohl ſelten geſchieht, ſo wird man eine viel kleinere Frucht erblicken. Beruhete die Größe des Füllens auf dem männlichen Theil, welcher die Begattung verrichtet; ſo müßte nothwendig das

Maul

Maulthier, welches von einem Eſelhengſte und einer Stute gefallen, kleiner ſeyn, wie das, was von einer Eſelinn und einem Beſchäler gezeugt wäre. Man iſt alſo von der Nothwendigkeit eines weiten Leibes bey einer Stute ſehr überzeugt und handelt noch mehr nach Gründen, wenn man dabey gern ſieht, daß der Leib lang ſey.

Eine andere nothwendige Eigenſchaft einer Zuchtſtute muß ich noch hinzufügen, welche darin beſteht, daß ſie einen ſtarken Rücken habe, welchen ſie zum Tragen der Frucht bedarf, damit ſich ſelbiger nicht zu ſehr ſenke. Man darf keine zur Zucht beſtimmte Stute des Schweifs berauben, weil ihr ſelbiger höchſt nöthig iſt, ſich das Ungeziefer auf der Weide abzuwehren.

Von dem Satze, daß man inländiſche Stuten mit ausländiſchen Hengſten begatten ſolle, iſt man hinlänglich überzeugt; aber es entſteht die Frage, ob man die aus einem wohl eingerichteten Geſtüte gefallenen und erzogenen Füllen wieder in demſelben Geſtüte von Generation zu Generation beybehalten ſolle, oder ob man ſelbige auch mit friſchen inländiſchen Stuten aus andern Geſtüten verwechſeln müſſe? Dieſe Frage beantwortet ſich von ſelbſt dahin, daß man die Stuten beſtändig im Geſtüte halten, und ſie nur mit friſchen Beſchälern vermiſchen dürfe, weil gar kein Grund vorhanden iſt, welcher ſolcher Einrichtung widerſpräche. Man kann dem Herrn von Sind daher nicht ganz beypflichten, wenn er in dem vollkommenen Stallmeiſter ſagt: „Die Stuten, welche in einem Geſtüte gezogen worden, bringen immer beſſere Füllen, als andere Stuten. Je länger auch die erzogenen Stutfüllen in einem Geſtüte als Füllenſtuten gebraucht werden, deſto ſchöner und feiner fallen die neu-

en

en Füllen; wollte man aber gar zu lange hiermit fortfahren, ſo würde das Geſtüt endlich verderben, und die Füllen gar zu fein und ſchwach ausfallen.“

Es iſt wahr, daß die in reinen Geſtüten gezogenen Stuten immer beſſere Füllen bringen, wenn man gute Beſchäler wählt, warum ſie aber feiner werden ſollen, iſt nicht abzuſehen. Wenn das gegründet wäre, ſo müßte nothwendig folgen, daß man endlich Pferde erhielte, deren Beine Pfeifenſtielen an Dicke ähnlich werden. Das Sennergeſtüt ſteht viel über 200 Jahr, und man kann bereits beynahe 50 Generationen annehmen, nie aber iſt eine fremde Stute hineingeſetzt worden, welches auch nicht gut möglich iſt; aber es wird keinem einfallen, zu behaupten, daß die Stuten zu fein wären, und ſie werden es nie werden, wenn ſie auch noch tauſend Jahre auf dieſe Art fortgepflanzt werden.

Das Gebärorgan oder Geburtsglied ſoll groß ſeyn, welches die Geburt des Füllens erleichtert; und das Euter iſt nicht minder gut zu nennen, wenn es groß iſt, und einen ſtarken Zuſchuß von Milch hat, welches aber nicht eher bemerklich iſt, als wenn die Stute ein Füllen hat.

Bey der Wahl einer Stute muß man darauf achten, ob ſie ein gutes und geſundes Euter habe, ob ſie gern und fleißig freſſe, und viel ſaufe, und bey dieſem guten Appetite immer gut bey Leibe ſey. Alle dieſe Stücke ſind einer Züchtſtute ſo nöthig, als ſie im Ermangelungsfalle ihren Füllen ſchädlich wären. Die hinlängliche Menge der Milch hängt lediglich von der hinlänglichen Nahrung ab, welche die Mutter zu ſich nimmt. Frißt und ſäuft alſo die

Stute viel, und hat ſonſt keinen äußerlichen Fehler an dem Euter: ſo läßt ſich ſchließen, daß ſie hinlänglich mit Milch werde verſehen werden, deſſen Gegentheil im gegenſeitigen Falle aber zu befürchten ſteht. Es gibt Stüten, welche ungeachtet dieſer eben erwähnten Eigenſchaften dennoch nicht Milch genug haben, wenn ſie ein Füllen bringen, ſondern alle Nahrungsſäfte an das Fleiſch ſetzen, und ein elendes Füllen ſäugen, woran kein Wachsthum und Gedeihen zu bemerken iſt; ſolche müſſen nicht zum Geſtüte, ſondern zur Arbeit beſtimmt werden, wo ſie ihre Kräfte anwenden können.

Vom Beſchälen.

Wenn man ſich die Pferde in ihrem erſten freyen Zuſtande vorſtellt, wo ſie ſich ohne Zwang und Hülfe der Menſchen begatteten: ſo iſt zu vermuthen, daß nicht viele von den Stuten gelte geblieben ſind. Man ſollte ſich daher bemühen, den Zeugungsaktus der Pferde dem vorigen ungezwungenen und freyen ſo viel möglich, ähnlich einzurichten, um die Geſtütseinnahme durch eine größere Anzahl Füllen zu vermehren.

Man hört oft viele Klagen, daß unter ſo viel bedeckten Stuten nur ſo wenige befruchtet werden, und wenn man die Beſchälregiſter von großen Geſtüten nachzuſehen Gelegenheit hat, ſo ſieht es von Füllen leer aus, und man findet Jahre, wo kaum die Hälfte der bedeckten Stuten trächtig iſt. Die Begattung will aber Freyheit haben, und leidet nicht gern Zeugen, in den Geſtüten verbindet man aber Zwang damit, und ſtellt oft eine Menge Zuſchauer dabey. Sie

muß ferner zu der Zeit geſchehen, wenn die Natur den Trieb bey der Stute rege gemacht hat. Die Menſchen beſtimmen aber nicht ſelten eine Zeit dazu, wo dieſer Trieb gerade nicht ſo lebhaft iſt. Iſt es denn auf ſolche Art ein Wunder, daß ſo viele bedeckte Stuten gelte bleiben? Es iſt nicht zu leugnen, daß die natürlichſte Art der Begattung unſern Abſichten oft hinderlich iſt, und daß wir aus dem Grunde oft Wege einſchlagen müſſen, die mit den natürlichen nicht überein kommen; aber wir müſſen nur ſodann ſolche wählen, die in dem Weſentlichen von dem Natürlichen nicht abweichen, wozu ſich ein geſchickter Geſtütmeiſter die Gelegenheit ganz leicht zu verſchaffen weiß. Durch das gelte bleiben ſo vieler Stuten wird der Schade für ein Geſtüt zu merklich. Der Vortheil beſteht lediglich in einer großen Anzahl Füllen; je mehr deren fallen, deſto vortheilhafter iſt das Geſtüt, ſo wie der Nutzen gänzlich wegfallen muß, wenn viel Stuten gelte bleiben, und das Futter umſonſt verzehren. Daraus folgt, daß man alle Hinderniſſe aus dem Wege räumen müſſe, welche an der Aufnahme der Stuten hinderlich ſind, worunter man ganz vorzüglich den zwangvollen Zeugungsaktus zählen kann.

Derjenige Zeugungsaktus, welcher dem natürlichen und freyen am nächſten kommt, iſt ohne Zweifel der wirkſamſte, und beſteht darin, daß man roſſige Stuten und Beſchäler in einem eingeſchloſſenen Raume in Ruhe und Freyheit läßt, damit ſie ſich nach ihrem Gefallen begatten. Dieſe Art nennt man die Bedeckung im Freyen, und iſt der aus der Hand entgegengeſetzt.

In den wilden Geſtüten, in Ungarn und andern Ländern, ſind ſich die Pferde Winter und Sommer gänzlich überlaſſen, ſie ſuchen ihre Nahrung und begatten ſich, wenn es ihnen die Natur gebeut, und die Begattung iſt wirkſam. Dieſer natürlichen Art kommt freylich die am nächſten, deren hier eben erwähnt wurde, und man nennt dieſelbe die Bedeckung im Freyen, weil man ſie der aus der Hand entgegegen ſetzt.

Die Bedeckung oder das Beſchälen im Freyen geſchieht auf dreyerley Art. Die erſte beſteht darin, daß man eine Stute und einen Beſchäler in einen Raum einſchließt; die zweyte, wenn man unter mehrere Stuten mehrere Beſchäler miſcht; und die dritte, wenn man die Beſchäler und Stuten beſtändig unter einander in der Wildniß herum laufen läßt.

Die erſte Art, eine Stute im Freyen bedecken zu laſſen, iſt nicht üblich, aber von Nutzen und Wirkung, wobey ſehr viele Unbequemlichkeiten, welche ſich bey der zweyten und dritten Art finden, wegfallen. Sie iſt ſehr praktiſch, und geſchieht oft wider unſern Willen, und niemahls vergeblich. Häufig kommt man auf Reiſen mit einer Stute in einen Stall, in welchem ein Hengſt ſteht, welcher, durch den Geruch und das Higern von der Roſſigkeit ſeiner benachbarten Stute unterrichtet wird, ſich löſet, ſich ihr nähert, und ſie befruchtet. Die aus ſolchen Bedeckungen entſtehenden Füllen nennt man gewöhnlich geſtohlne Füllen. Die zweyte Art, im Freyen zu bedecken, geſchieht, wenn man unter eine gewiſſe Anzahl Stuten, welche entweder in Wäldern oder auf Weiden eingeſchloſſen ſind, eine gehörige Anzahl Beſchäler laufen läßt, welche zwey oder drey Monathe unter

ter ihnen bleiben, und ſie nach dem Triebe der Natur bedecken. Auch dadurch hat man viele Füllen zu hoffen. Die dritte Art, welche bey den wahren wilden Geſtüten nur üblich iſt, beſteht darin, daß man die Pferde in den Wildniſſen laufen, und nach Gefallen ſich begatten läßt, wovon man die, welche man zum Gebrauch oder Verkauf abfängt, heerdenweiſe wegtreibt. Dieſe letzte Art der Pferdezucht iſt die allernatürlichſte.

Alle dieſe Arten haben ihre Beſchwerden, ob ſie gleich die wirkſamſten ſind. Bey der erſten Art kommt es 1. ſehr leicht, daß ein Beſchäler an das Geſchröte, wenn auch die Stute ihrer Eiſen beraubt iſt, ſo getroffen wird, daß er zu fernerm Beſchälen untüchtig wird. Dennoch läßt ſich dieſe Art mit gehöriger Vortſicht mit dem beſten Erfolge anwenden. 2. Nicht minder kann auch der Beſchäler, wenn er zu feurig iſt, die Stute beſchädigen.

Prizelius ſagt über die eben genannte Art des Bedeckens folgendes: „Daß dieſe zuvor erwähnten Arten des Bedeckens die wirkſamſten ſind, läßt ſich nicht bezweifeln, daß ſie aber auch mit vielen Beſchwerden und Schäden verbunden ſind, iſt auch nicht zu leugnen. Inzwiſchen bin ich durch das gelte bleiben ſo vieler Stuten, und durch die Beyſpiele, daß die geſtohlenen Füllen am beſten gerathen, auf die Gedanken gekommen, hierin nachahmen zu laſſen, welches mir auch ſehr geglückt iſt. Anfangs war ich willens, eine roſſige Stute in einer Scheune los gehen zu laſſen, und den Hengſt hinein zu jagen, damit er nach Gefallen die Stute beſchälen möchte; allein ob der Beſchäler gleich fromm war, ſo war er doch feurig, und ich befürchtete,

er möchte aus Hitze die Stute beſchädigen, daher ich auf ein anderes Mittel dachte. Ich laſſe die Stute in einem langen geräumigen Stalle anbinden, und der Beſchäler muß erſt eine andere Stute aus der Hand bedecken, von welchem Zeugungsaktus ich ihn in den Stall der noch zu bedeckenden Stute führen, und ſo entfernt als möglich, anbinden laſſe. Die Stute, welche den Beſchäler gewahr wird, gibt demſelben ihr Verlangen durch Wiehern zu erkennen, und der Beſchäler bezeugt durch Toben, daß er ihr eine Genüge zu leiſten bereit ſey. Für dieſe bezeugte Unruhe ſtrafe ich ihn, wodurch er ſich beruhiget.“

„Ich verlaſſe den Stall, und die Verliebten ſind allein. Die Stute erinnert, und der Beſchäler fängt wieder an zu toben, wofür er abermahls geſtraft wird. Hiermit fahre ich einige Mahle fort, bis ſich der Beſchäler nach und nach zur Ruhe gibt. Wie ich dieſes merke, und glaube, der Beſchäler könne nun mit Wirkung wieder einen Sprung thun, laſſe ich einige Stunden nach dem von ihm bereits unternommenen Beſchälaktus ſeine Halfter ſo befeſtigen, daß er ſich ganz leicht löſen kann. Kaum iſt der Knecht entfernt, ſo ſieht er ſich um, ob niemand zugegen iſt, löſet ſich in aller Stille, aus Furcht der Strafe, die er zuvor erhalten hatte, ſchleicht zur Stute, und bedeckt ſie. Wie er den Beſchälaktus vollendet hat, geht der Knecht zu dem Beſchäler, welcher ruhig bey der Stute ſteht, thut ihm die Halfter an, und führt ihn aus dem Stalle in ſeinen gewöhnlichen. Dieſe Stute war von dem einzigen Zeugungsaktus trächtig, und die erſtere wurde nächſt dem noch zweymahl aus der Hand bedeckt, blieb aber gelte.

Eben

Eben dieſen Verſuch habe ich nachher mit eben demſelben Beſchäler noch öfter gemacht, doch ohne daß er zuvor eine Stute bedeckt hatte, und kein Sprung iſt vergebens geweſen. Man kann den hitzigſten Beſchäler an ſolchen Zeugungsaktus gewöhnen, wozu Zeit und Gelaſſenheit erfordert wird, welche erſtere den Leuten im Geſtüte nicht fehlet, und zur andern müſſen ſie gewöhnt werden. Dabey aber muß ich auch die angewandte Vorſicht noch bemerken. Eine ſolche Stute habe ich wohl probiren laſſen, ob ſie auch wirklich den Begattungstrieb bey ſich verſpüre, und ob ſie den Beſchäler gelaſſen auf ſich nehme, oder ſich durch Hintenausſchlagen widerſetze. Wenn ich auch von der Seite geſichert zu ſeyn glaubte, ließ ich ihr dennoch die Eiſen von den Hinterfüßen nehmen, und der Beſchäler mußte ſeine von den Vorderfüßen miſſen, damit ſie ſich keinen Schaden zufügen konnten. Nicht minder wählte ich einen Beſchäler, welcher den Zeugungsaktus mit Gelaſſenheit zu verrichten pflegte; denn es iſt ein großer Unterſchied unter ihnen, indem einige mit Heftigkeit hauen und ſchlagen, auf die Stute losfahren, andere hingegen auf eine ſanfte Art die Stute beſteigen. Auch durfte der Knecht, ſo lange der Beſchäler bey der Stute im Stalle war, die Thür nicht verlaſſen, oder ſein Auge entfernen, mit welchem er durch die Thüre ſahe, damit er im Falle eines Unfalles gleich zu Hülfe eilen konnte. Nach dieſer Erzählung wird ein Geſtütaufſeher andere vielleicht vorkommende Umſtände leicht aus dem Wege räumen, und dieſe ſo wirkſame Art der Begattung als allgemein zum Vortheil ſeines Herrn anwenden können; mir wird es niemahls ſchwer fallen."

Die zweyte Art geſchieht wohl bey halb wilden Geſtüten, und ſind deren Unbequemlichkeiten: 1) die im vorhergehenden bey der erſten Art des Bedeckens angeführten, 2) kann ſolchen Beſchälern das Futter nicht gut gereicht werden, an welches ſie gewöhnt ſind, und ſie müſſen ſich die Beſchälzeit über mit Gras behelfen. 3) Werden ſie in der Ruhe zum Freſſen durch die Stuten geſtöret, indem dieſe die Beſchäler beſtändig zur Begattung auffordern. 4) Müſſen ſie immerfort bedecken, und mehr wie es ihre Kräfte verſtatten; daher ſie nach geendigter Beſchälzeit einem Skelet ähnlich, und wohl gar gänzlich verdorben ſind. 5) Kann man nie mit Gewißheit von einem Füllen ſagen, daß es von dieſem oder jenem Beſchäler gefallen ſey, auch die Füllen nicht in der Schönheit erwarten, als wenn man die für den Beſchäler ſchicklichen Stuten auswählet.

Wenn man unter mehrere Stuten, mehrere Beſchäler auf einer Weide oder in einem Walde einlaufen läßt, wo die Thiere ihre völlige Freyheit haben, ſo ſieht man leicht, daß es möglich ſey, daß die Beſchäler ſowohl von den, zumahl noch nicht roſſigen Stuten, wenn er ſich ihnen nähert, zu ſchanden geſchlagen werden, als daß auch die Beſchäler, wenn ſie zu hitzig ſind, die Stuten auf gleiche Weiſe zu Grunde richten können. Die Beſchäler, beſtändig begierig, ſich zu begatten, laufen die erſte Zeit herum, ohne daran zu denken, daß ſie Nahrung zu ſich nähmen, welche in bloßem Graſe, einem ihnen ungewohnten Futter, beſteht, weil man ihnen ein anderes härteres zu reichen nicht Gelegenheit findet. Auch zu der Zeit, wenn ſie ſich endlich aus vielem Hunger der Erde nähern, und

in Ruhe eine Mahlzeit zu ſich nehmen wollen, kommen die hitzigen Stuten, fordern ſie auf, und ſtören ſie. Unter einander ſchlagen ſie ſich, der ſchwächſte Beſchäler muß dem ſtärkern weichen, und dieſer bedeckt die mehrſten Stuten, und mehr, wie ſeine Kräfte es ihm erlauben, daher wider Vermuthen die Begattung unwirkſam wird, und viele Stuten gelte bleiben. Die Beſchäler kommen ſo vom Fleiſche, daß ihre Gerippe nur mit der Haut überzogen bleiben, und erſt nach langer Zeit, oder auch gar nicht, erhalten ſie, wenn ſie das Leben und geſunde Knochen behalten, erſt ihre vorige Geſtalt wieder. Man muß alſo vielfältig mit ſchweren Koſten neue Beſchäler anſchaffen, wodurch der Vortheil des Geſtütes völlig vernichtet wird. Hierzu kommt nun noch, daß ſich Beſchäler und Stuten begatten, die ſich wegen ihrer Temperamente ſo wenig, als wegen ihrer äußerlichen Eigenſchaften zuſammen ſchicken, wodurch man den Vortheil verliert, gute und ſchöne Füllen zu ziehen. Auch wird man der Nachricht beraubt, den Vater des Füllens mit Gewißheit angeben zu können, daher kein Beſchälregiſter ſtatt findet. Alle dieſe Unbequemlichkeiten wird ein jeder kluger Geſtütmeiſter vermeiden, und daher an keine ſolche Art der Begattung denken.

Die dritte Art iſt für wilde Geſtüte die natürlichſte und ſchicklichſte; nur kommen auch Unbequemlichkeiten dabey vor. 1) Man kann niemahls wiſſen, von welchem Beſchäler ein Füllen abſtamme; 2) Es bedecken auch drittehalbjährige Hengſte, und eben ſo junge Stuten werden bedeckt; daher nothwendig zwiſchen durch auch kleine, ſchwache, elende und krüppliche Füllen fallen müſſen.

Die Beſtätigung dieſer Wahrheit ſieht man an den heerdenweiſe aus wilden Geſtüten zum Verkaufe herbey getriebenen Pferden aus Ungarn, welches ſchlechte, elende, kleine Thiere ſind, und um weniges Geld verkauft werden. Es können auch keine andere, als ſolche kleine elende Pferde erwartet werden. Wir wiſſen, daß ſich ſowohl der Begattungstrieb, als die Fähigkeit, ſeines gleichen hervor zu bringen, ſehr frühe bey den Pferden einfindet. Da nun die Pferde, ſowohl Hengſte als Stuten, beſtändig unter einander herum laufen, und ſich ihren Trieben oft nichts widerſetzt, ſo folgen ſie ſelbigen, und zeugen Füllen auf Füllen, woraus natürlicher Weiſe nichts Gutes entſtehen kann. Inzwiſchen iſt bey ſolchen wilden Geſtüten keine andere Art der Begattung möglich.

Die Bedeckung im Freyen iſt alſo der Unbequemlichkeit wegen, außer der erſten Art, unter gewiſſen Bedingungen, in zahmen Geſtüten nicht nachzuahmen. Man hat dafür das Beſchälen aus der Hand erfunden, welches zwar ohne Gefahr geſchieht, aber oft eine ſchlechre Aerndte hoffen läßt.

Wenn man die Vortheile der Arten, im Freyen zu bedecken, mit den Nachtheilen, die bis jetzt bekannt ſind, vergleicht, ſo werden jene allemahl überwogen, daher man billig darauf denken mußte, den Schaden zu verringern und den Vortheil zu vergrößern. Man erfand alſo das Beſchälen aus der Hand, wobey man freylich allem Schadem vorbeugete; auch die Vortheile erhielt, ſchöne und beſſere Füllen zu bekommen; aber die Anzahl der Füllen iſt dadurch außer allem Zweifel verringert, weil durch den Zwang, welchen die Stute dabey leidet, die

Em=

Empfängniß verhindert wird. Man ſollte mit dieſer Art diejenige, deren Prizelius nach dem obigen erwähnt, überall verwechſeln, weil man in allen Geſtüten dazu leicht einen bequemen Platz findet; allein die Leute ſind nicht leicht von alten Gewohnheiten abzubringen. Dieſer Umſtand macht mehr Schwierigkeiten als die Sache ſelbſt. Gemeiniglich ſind die, welche ein ſolches Geſchäft eine Reihe von Jahren unter Händen gehabt haben, wider alle Neuerungen, und glauben nicht, daß es beſſer ſeyn könne, wie ſie es machen, zumahl wenn eine ſonſt nicht gekannte Mühe die Neuerung begleitet, welches hier nicht zu vermeiden iſt, da mehr Zeit und Aufpaſſen erfordert wird, wie bey dem Bedecken aus der Hand. Sie machen viele Schwierigkeiten, um nur ihre alte Weiſe beyzubehalten. Will ein Geſtütmeiſter eine Aenderung treffen, ſo muß er ſich ſelbſt damit beſchäftigen, und das erſte Jahr allen Fleiß und Zeit anwenden, und wenn er denn durch eine reiche Aernte der Füllen ſchadlos gehalten wird, iſt ſeine Mühe vergolten, und hat er das nächſte Jahr nicht nöthig, mit eben dem Fleiße zu arbeiten, ſondern ſeine Untergebenen, die nunmehr hinlänglich unterrichtet ſind, können es bequem verrichten, und dürfen keine Schwierigkeiten erfinden, welche ſie der Sache entgegen ſetzten.

Bey dem Beſchälen aus der Hand werden gemeiniglich drey Leute erfordert. Einer hält und koppelt der Stute die Hinterfüße, damit ſie nicht ſchlage. Der zweyte und dritte führen den mit einem Kapzaume verſehenen Beſchäler, in deſſen Ringe Longen geſchnallt ſind, herzu; der eine von dieſen beyden zieht bey dem Zeugungsaktus den Schweif der Stute zur Seite;

der andere aber leitet die Ruthe des Beſchälers in das Glied der Stute. Sobald der Beſchäler ſeinen Schweif auf und nieder bewegt: ſo iſt es ein Zeichen der Ergießung des Samens, und man läßt den Beſchäler nach eigenem Gefallen abſteigen.

Bey dieſer Art aus der Hand zu bedecken iſt noch zu bemerken, daß es hinlänglich ſey, wenn ein Knecht mit einer Longe den Beſchäler herbey führet; er iſt eher im Stande, dem Beſchäler in ſeiner Hitze Einhalt zu thun, als wenn zu beyden Seiten ein Mann eine Longe hält. Es gibt Beſchäler, welche, ſobald ſie die Stuten erblicken, ohne einmahl ausgeſchachtet zu haben, auf ſie los fahren, und den gleichen Zug zweyer auf beyden Seiten ſich befindenden Knechte gar nicht achten. Wäre nur ein Mann da, ſo könnte er den Beſchäler mit der Longe ganz leicht auf die Seite ziehen, und ihn an ſeiner Heftigkeit hindern. Ueberdem iſt es auch nicht nöthig, den Schweif der Stute durch einen Mann auf die Seite ziehen zu laſſen, ſondern man ſchürzt an den Schweif einen Strick, wie Fig. 6431 zu ſehen, und damit die Stute nicht ausſchlagen könne, einen andern, welchen man um den Hals der Stute, doch ſo ſchlingt, daß, im Fall der Beſchäler mit einem Fuße zwiſchen den Strick und dem Leibe der Stute durchfährt, man die Schlinge gleich losziehen kann, damit der Beſchäler kein Unheil anrichte. Am bequemſten wird die Stute ſo geſpannt, wie die genannte Figur zeigt, und man kann ſie auf alle Fälle durch Anziehung des Strickes a gleich löſen.

Der Kapzaum iſt für einen Beſchäler das beſte Werkzeug, um ihn in Reſpekt zu erhalten.

ten. Wenn man ihn mit einer Waſſertrenſe herzuführt, wie es einige auch zu thun pflegen, ſo kann man ihn im Fall eines Muthwillens nicht zurück halten, noch weniger beſtrafen.

Es gibt Beſchäler, welche es durchaus nicht vertragen können, daß der Knecht die Ruthe berühret, und ſie in das Glied der Stute bringt, ſondern ſie ſchachten gleich ein; man muß alſo darauf achten. Das Zeichen, wenn der Beſchäler ſeinen Samen ergießt, iſt die Bewegung des Schweifes, welcher auf und niedergeht, woran man alſo wahrnimmt, daß der Aktus vollendet iſt. Dieſer Umſtand iſt ſo unbedeutend nicht, denn bisweilen geht der Beſchäler herunter, ohne ſeinen Samen ergoſſen zu haben, und man könnte es alſo nicht wiſſen, ob die Ergießung erfolgt ſey, wenn man nicht dieſes untrügliche Kennzeichen hätte. Iſt dieſe Bewegung nicht erfolgt, und man ſieht noch dazu, daß der Kopf der Ruthe aufgeſchwollen, und eine tellerförmige Geſtalt angenommen hat, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß die Ergießung des Samens nicht geſchehen, und der Zeugungsaktus nichtig ſey. Hat der Beſchäler den Zeugungsaktus gehörig vollendet, ſo darf man ihn nicht von der Stute herunter reißen, ſondern er muß nach ſeiner Gemächlichkeit und Gefallen abſteigen. Man hält den Zeugungsaktus für wirkſamer, wenn der Beſchäler ſo lange auf der Stute bleibt, bis er die Ruthe aus dem Gliede der Stute einſchachtet. Beſchäler, welche den Beſchälaktus zum erſtenmahle verrichten, ſind oft ſo dumm, daß ſie nicht wiſſen, was ſie machen ſollen, und man darf es ſich nicht befremden laſſen, wenn ſie eine Stunde darauf zubringen, ehe ſie fertig

wer

werden; ſind ſie aber mit der Sache erſt einmahl bekannt, ſo werden ſie feurig genug.

Einen jungen Beſchäler muß man das erſtemahl mit einer alten geduldigen Stute ſich begatten laſſen, und einer jungen Stute muß man einen alten gelaſſenen Beſchäler zutheilen, damit die jungen Thiere nicht gleich furchtſam gemacht werden, welches durch das Wüten zweyer jungen Thiere gar leicht geſchehen kann, da beyde unruhig dabey ſind. Es trifft ſich oft, daß eine kleine Stute mit einem großen Beſchäler, und eine große Stute mit einem kleinen Beſchäler begattet werden ſollen, wo man denn zu ihrer Gemächlichkeit einen dazu bequemen Platz wählen muß. In dem erſten Falle ſtellt man die Stute an einen Berg, damit ſie vorne höher ſtehe, wie hinten, und nachdem der Berg mehr oder weniger abhängt, kommt der Beſchäler um ſo viel niedriger zu ſtehen, als es nöthig iſt, damit er mit Gemächlichkeit zur Stute kommen könne; in dem andern Falle aber, welcher am mehrſten vorkommt, muß die Stute tiefer ſtehen, wie der Beſchäler. Wollte man die Stuten gleichſam im Zwinger einklemmen, wie es unter andern Herr von Sind angegeben hat, ſo würden zuverläſſig die mehreſten unbefruchtet bleiben.

Das Beſchälen aus der Hand iſt überhaupt aber mit zu vielem Zwange verbunden, und der Grund, warum von einer großen Anzahl Stuten oft nur wenige befruchtet werden. Kunſtverſtändige ſollten ſich daher die Verbeſſerung derſelben angelegen ſeyn laſſen.

Man kann leicht denken, daß das Spannen, welches die Stute dulden muß, und überhaupt der Zwang, welcher bey dieſer Art der

Begattung ſtatt findet, einen Eindruck auf ſie machen müſſe, wodurch der Neigung zu dem Beſchäler Einhalt geſchieht. Selbſt die Gegenwart ſo vieler Leute wie ſich oft bey dem Beſchälen einfinden, erweckt bey einer oder der andern Stute mehr oder weniger Furcht, und ſtört die Befruchtung. Will man die oben nach Prizelius vorgeſchlagene Art des Beſchälens nicht nachahmen, und ſoll die Stute aus der Hand bedeckt werden: ſo beraube man ſie der hintern Hufeiſen, und laſſe ſie, ohne geſpannt zu ſeyn, bedecken. Man kann ſie zuvor probiren, ob ſie roſſig ſey, und den Beſchäler zulaſſen werde, und wenn ſie das iſt, ſo ſchlägt ſie nicht boshaft, ſondern was ſie etwa macht, iſt eine Croupade, welche den Beſchäler nicht beſchädigen kann. Wenn man die Stuten kennt, wozu nur ein Jahr Zeit erfordert wird; ſo lernt man ihre Art, welche ſie bey dem Zeugungsaktus anzunehmen pflegen, und man ſieht es gleich, ob eine Stute roſſig ſey, oder nicht. Dieſe Kenntniß und ihre gewohnten Handlungen bey dem Zeugungsaktus geben einem vernünftigen Geſtütmeiſter die Wege an die Hand, die er einſchlagen müſſe, die Stute bedecken zu laſſen, damit ſie befruchtet werde, und er wird ſeinen Zweck erreichen, wenn er den natürlichen Vorſchriften ſo nahe kommt, wie möglich.

Vor dem Beſchälen muß die Stute unterſucht werden, ob ſie auch roſſig iſt. Dieſes gibt ſie durch Merkmahle entweder zu erkennen, oder ſie wird durch den Probierhengſt auf die Probe geſetzt. Jenes geſchieht durch Entlaſſung einer gelblich ſchleimigen Feuchtigkeit, welche ihr aus dem Gliede rinnet, und Hippomanes genannt

wird;

wird; welche mit der Hippomanes des Füllens nicht verwechſelt werden darf.

Bey allen Thieren findet ſich der Begattungstrieb zu einer gewiſſen Zeit ein, und iſt von der Natur auf eine ſolche Art geordnet, daß das weibliche Geſchlecht das männliche zu der Begattung einladet. Die Kennzeichen, woran man bemerkt, daß die Stuten roſſig ſind, fallen leicht ins Auge. Der Untertheil ihres Gliedes ſchwillt mehr wie gewöhnlich auf, ſobald ſie andere Pferde ſehen, wiehern ſie, ſuchen ſich ihnen zu nähern, drehen ihnen, wenn ſie nahe ſind, die Croupe zu, und laſſen die erwähnte Feuchtigkeit aus dem Gliede rinnen. Zu Zeiten macht das Verlangen, ſich zu begatten, ſolche Eindrücke auf ſie, daß ſie ſogar vom Futter laſſen, und wenig freſſen. Dieſes iſt ſodann der Zeitpunkt, welchen man zur Begattung wählen muß, wenn er mit Wirkung geſchehen ſoll. In dem Falle, wenn man von der Hitze der Stute nicht völlig überzeugt iſt, führt man einen abgenutzten Beſchäler zu ihr, welcher ſie durch ſein Schreyen aufmerkſam macht, und welchen man den Probirhengſt oder Pränger zu nennen pflegt. Nähert ſich dieſem die Stute, und läßt ſie ſich von ihm beſteigen, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie die Begattung fordere. Man läßt auch wohl bey dem Probiren die Ruthe des Beſchälers in das Glied der Stute gehen, aber geſchwind wieder zurückziehen, damit er nicht den Samen entlaſſe und die Stute befruchte. Verlangt die Stute die Begattung: ſo führt man den ihr beſtimmten Beſchäler herzu, und läßt ſie gehörig bedecken. In zahmen Geſtüten kann man zum Probiren einen abgenutzten Beſchäler wählen; dieſes geht aber in halb wilden

Ge-

Geſtüten nicht an, weil man da einen jungen raſchen Beſchäler haben muß, wie es oben bey der Beſchreibung des Sennergeſtüts ſchon bemerket wurde. Ein Probirhengſt wird oft zum Beſchälaktus gereizt, und muß unverrichteter Sache wieder an ſeine Krippe. Ihn befallen daher zu Zeiten ſchädliche Krankheiten, denen man dadurch zuvor kommt, daß man ihn dann und wann eine Stute von geringem Werthe bedekken läßt, welches um ſo mehr bey jungen Probierhengſten nöthig iſt.

Eine Stute wird nicht allemahl gleich von dem erſten Beſchälen befruchtet, ſondern es muß der Zeugungsaktus gemeiniglich mehrmahls wiederhohlt werden. Man wählt dazu jedesmahl den 9ten Tag nach dem zuletzt geſchehenen. Einige Kunſtverſtändige wollen hierbey angemerkt haben, daß man die Wiederholung des Abends verrichten ſolle, wenn das Beſchälen das vorhergehende Mahl am Morgen vorgenommen wäre, und umgekehrt, damit es von beſſerer Wirkung ſey. Vielleicht empfindet eine Stute am Morgen, und eine andere am Abend mehr Reiz dazu. Inzwiſchen muß es jedesmahl im Kühlen geſchehen. — Damit die Stute ſich bey dem Sprunge bewahre, pflegen einige, nach dem Beſchälaktus die Stute zu traben, in das Waſſer zu reiten, oder einen Eymer voll Waſſer vor das Glied zu ſchütten, oder auch ſie mit einer Ruthe oder Stock über das Kreutz zu ſchlagen, welches alles auf Vorurtheilen beruhet, und daher keiner Nachahmung verdient.

Eine Stute iſt vierzehn Tage oder drey Wochen roſſig, das iſt, in der Beſchaffenheit, daß ſich ihre Natur zur Empfängniß angeſchickt hat, wenn ſie nicht zu Anfange der Hitze gleich be-

bedeckt wird, und empfängt, wornach die Hitze zu verſchwinden pflegt; um ſich aber zu überzeugen, ob der erſte Beſchälaktus von Wirkung geweſen ſey, läßt man die Stute den neunten Tag nach dem Beſchälaktus wieder von neuem probieren, und wenn ſie den Probierhengſt nicht abſchlägt, auch von neuem von dem ihr beſtimmten Beſchäler bedecken. Den neunten Tag wählt man, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß zum Verſchwinden der Hitze, in dem Falle, wenn die Stute empfangen hat, dieſe Zahl von Tagen erforderlich iſt, wo die Stute alsdann den Beſchäler abſchlägt. Wird ſie eher probiert, ſo läßt ſie vielleicht den Beſchäler zu, weil die Hitze noch nicht vorüber iſt, und dadurch kann der erſte Sprung wieder verdorben werden. Wartet man zu lange, ſo vergeht ihr die Hitze, ohne trächtig zu ſeyn, und ſie ſchlägt den Beſchäler ab; überdem könnte ſie während der wahren Hitze, die nur drey Wochen dauert, nur zweymahl bedeckt werden, welches aber, wenn man den 9ten Tag wählet, dreymahl geſchehen kann. Daß eine Stute 21 Tage roſſig ſey, iſt die Regel: inzwiſchen gibt es auch Stuten, welche es nicht ſo lange, und wieder andere, die es länger zu ſeyn ſcheinen, und noch andere, die den Beſchäler beſtändig, auch ſogar alsdann annehmen, wenn ſie wirklich trächtig ſind; welchen Unterſchied ein Geſtütmeiſter bey dem Geſtüte genau prüfen muß, um ſeine Maßregeln darnach zu nehmen. Man will angemerkt haben, daß einige Stuten lieber des Morgens, und wieder andere lieber des Abends aufnehmen, zu welchem Ende man die Verwechſelung des Morgens und Abends anräth. Dieſe Beobachtung iſt nicht zu mißbilligen, und kann ihre phyſiſchen

Gründe haben. Man kann immer dieſer Vorſchrift ohne Nachtheil folgen, und ſollte ſie nicht ſo wirkſam ſeyn, wie man angibt, welches ſchwer zu unterſuchen iſt: ſo kann ſie auch niemahls ſchädlich werden. Stuten, welche viele Hitze verſpüren laſſen, oder von der Art ſind, daß ſie ſich beſtändig bedecken laſſen, muß man in einem Tage dreymahl bedecken laſſen, weil durch die erſten Sprünge ihre Hitze gemäßigt, und die Natur geſchickter gemacht wird, zu empfangen.

Man hatte bey den Alten noch gewiſſe Kunſtgriffe, wodurch ſie von ihren Stuten Hengſt, oder Stutfüllen zu erzwingen ſuchten, wobey ſie auf die Himmelszeichen, in welchen die Bedeckung geſchehen mußte, genau Acht gaben. So ſehr man überzeugt iſt, daß Leute, welche ſich mit dergleichen abergläubiſchen Dingen unterhalten, von der Unabhängigkeit der Natur ſchlecht unterrichtet geweſen ſeyn müſſen, ſo gewiß iſt es doch, daß man noch jetzt dergleichen Leute findet, welche es an dem Abſteigen des Beſchälers oder auf andere Art erkennen wollen, ob das zukünftige Füllen männliches oder weibliches Geſchlechts ſeyn werde. Sie gleichen darin den alten Wehmüttern, die ſich einer ähnlichen Weisheit rühmen.

Es gibt übrigens auch einige Stuten, die gar nicht roſſig werden wollen. Das beſte und allgemeine Mittel, deſſen man ſich bedient, um ſie roſſig zu machen, iſt, daß man ſie in einer gewiſſen Entfernung bey einem Hengſt ſtellt, der ſie durch das Wiehern reitzt. Alle ſonſt zu gebrauchende Mittel ſind verwerflich, und die natürlichen die vorzüglichſten.

Wenn eine Stute keine Hitze merken läßt, ſo pflegen einige gleich mit Medicamenten an-

zukommen, um ihren Reiß rege zu machen, wovon man auch bewährte Recepte hat; aber wahre Kunſtverſtändige rathen doch den Gebrauch nicht, weil die ſpaniſchen Fliegen, woraus die Medicin beſteht, bisweilen ſchlechte Folgen nachlaſſen, man auch wahrgenommen hat, daß der darauf erfolgte Beſchälaktus dennoch nicht von Wirkung geweſen, wenn auch die Stute den Beſchäler willig zuließ. Wahrſcheinlich entſteht durch die Medicin ein Reiß zur Begattung, aber die Natur iſt deswegen doch nicht zur Empfängniß zubereitet. Hilft das obige Mittel nicht bald, ſo warte man bis zu Ende Junius, und wird alsdann die Stute nicht roſſig, ſo entferne man ſie vom Geſtüte.

Die Stuten pflegen zwar noch vor der Hälfte ihrer Trächtigkeit, wo man noch keine Bewegung des Füllens bemerkt, eine Trägheit anzunehmen, welches oft der ſicherſte Beweis iſt, zumahl wenn ſie ſich zuvor durch ein lebhaftes Temperament ausgezeichnet haben. Es geht dieſes ſo weit, daß ſie ihre ſonſt gewohnte Scheuigkeit und andere Thorheiten unterlaſſen. Auch iſt es ein Merkmahl ihrer Trächtigkeit, wenn ſie ſich beſſer, wie gewöhnlich, bey Leibe erhalten. Dieß ſind die ohngefähren Kennzeichen, welche man vor der Hälfte der Schwangerſchaft angeben kann.

Nach der Hälfte kann man die Bewegung des Füllens aber durch das Gefühl erforſchen, und man ſtellt deshalb nachſtehende Probe an. Man läßt die Stute ein wenig traben, doch ja nicht ſo heftig, daß ſie in Schweiß geräth, und gleich nach der Bewegung hält man ihr einen Eymer voll kaltes Waſſer vor, wovon ſie jedoch nur ein paar Züge thun darf. In dem Augenblick,

blick, wo ſie das kalte Waſſer trinkt, bewegt ſich das Füllen. Dieſe Bewegung zu fühlen, legt man die flache Hand unter den Leib, an den Ort, wo der Nabel ſitzt, wo man ſodann das Schlagen der Füße des Füllens genau bemerkt. Bey einer tragenden Stute zeigen ſich auch nach der Hälfte Gruben auf der Croupe, als wenn das Fleiſch verginge, die Flanken werden hohl, weil ſich der Leib zu ſenken anfängt, und im Gehen bemerkt man, daß der Rücken bey dem Schritt der Stute ſich jedesmahl niederbeugt. Ein paar Monate vor der Geburt des Füllens wird das Euter feſt, und die Milchadern laufen auf. Der Herr von Reizenſtein gibt uns in ſeinem vollkommenen Pferdekenner Abh. 3. C. 1. nachfolgendes Kennzeichen an: — „Ein anderes Merkmahl, ob eine Stute bekommen habe, wird daher genommen, daß man ihr kaltes Waſſer ins Ohr gießt; wenn ſie ſich ſtark ſchüttelt, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie nicht voll iſt.“ — Alle Pferde, wenn man ihnen kaltes Waſſer in die Ohren gießt, ſchütteln den Kopf mehr oder weniger. Es iſt daher wohl ſehr ſchwer, den Grad des Schüttelns bey einer Schwangerſchaft zu beſtimmen, und man muß auf jeden Fall hierüber noch mehrere Verſuche anſtellen.

Die Zeit, worin man die Begattung zulaſſen ſoll, ſchreibt die Natur vor. Bey den Stuten findet ſich der Begattungstrieb in der Zeit vom Anfange des Märzes bis Ende des Mays ein, und dauert nur 14 Tage oder drey Wochen; dieſen Zeitpunct muß man nicht verſäumen, wenn die Begattung mit Nutzen geſchehen ſoll. Bey Stuten, welche Füllen geworfen haben, iſt der Trieb den 9ten Tag nach der

Geburt des Füllens da, und die Begattung dieſes Tages iſt gemeiniglich vom beſten Erfolge.

Bey dem Hengſt findet ſich dieſer Trieb immerfort, und man darf ihm nur Gelegenheit geben, ſo iſt er zu allen Jahreszeiten bereit. Man darf aber nicht glauben, daß nicht auch Stuten vor dieſer Zeit, und auch nachher noch dieſen Trieb verſpürten. Im Januar zeigen ſich ſchon Stuten zur Begattung fertig; allein man läßt dieſe erſte Hitze ungenutzt vorübergehen, damit man das Füllen nicht im Winter bekomme, welches der Kälte wegen leiden möchte, und wartet die bald darauf folgende ab. Auch ſogar im Herbſte werden einige Stuten roſſig, wovon man aber noch weniger Gebrauch macht, weil ein davon entſtehendes Füllen dem kalten Winter in ſeinem zarten Alter nicht widerſtehen möchte, es auch die Erfahrung lehrt, daß im Herbſt gefallene Füllen ſchlechte Pferde werden. Die drey angeführten Monate beſtimmen die bequemſte Zeit, und ſcheinen auch von der Natur dazu geordnet zu ſeyn, weil das Füllen alsdann in einem Zeitpunkte fällt, wo es ſeine erſte Nahrung nach der Milch auf der Erde findet, und durch die Weide noch ſo weit gebracht werden kann, daß es dem herannahenden Winter Trotz bietet. In dieſen 3 Monaten zeigen ſich die Stuten, die eine früher, die andere ſpäter, bereit, welches vielleicht von dem Unterſchiede der ſchlechtern oder beſſern Nahrung zum Theil mit abhängt; denn man hat bemerkt, daß Stuten, welche den Winter über gut genährt ſind, den Hengſt weit eher verlangen, als die, welche mager und ſchlecht gehalten ſind.

Einem Beſchäler in einem guten Geſtüte kann man mit aller Zuverſicht 20 bis 24 Stuten

ten zu bedecken geben; obgleich Kunſtverſtändige die Anzahl zum Theil ſehr verringern.

Herr Pinter macht einen Unterſchied unter den Raßen, und ſagt in ſeinem Pferdeſchatz S. 25. — „Mit Untergebung der Anzahl Stuten, iſt auf des Beſchälers Vermögen und Begierde zu ſehen, und ſolche insgemein nach denſelben zu ordnen, überdem aber ſollen einem ſpaniſchen Beſchäler nicht über 6 oder 7 Stuten; einem türkiſchen aber nicht mehr als 10 oder 12 Stuten des Jahres zu beſchälen zugelaſſen werden, denn wenn ſie ein mehreres beſtellen ſollen, werden ſie auf einmahl zu viel geſchwächt.“

Herr Winter von Adlersflügel will dem Beſchäler nur 7 höchſtens 8 Stuten zulaſſen.

Die Anzahl der Stuten, welche dieſe Autoren angeben, iſt viel zu geringe, und es würde die Anſchaffung der Beſchäler und ihre Unterhaltung, da man auf 50 Stuten 6 Beſchäler halten müßte, ſehr koſtbar ſeyn. Ein Beſchäler kann in einem guten Geſtüte, ohne daß es an ihm zu bemerken iſt, die oben bemerkte Anzahl Stuten bedecken, und er kann noch eine jede Stute zwey Mahl, auf erforderlichen Fall umſpringen. Er hat 3 Monate Zeit dazu, welche 90 Tage ausmachen, und geſetzt, er müßte 60 Sprünge thun, ſo hätte er doch 30 Ruhetage. Alle Stuten werden dazu nicht dreymahl bedeckt, ſondern wenn man dem Prizeliusſchen Vorſchlage folgt, ſo iſt wahrſcheinlich nur ein Sprung nöthig, und in dem Falle kann man ihm die Anzahl der Stuten vermehren. Will man die zu Zeiten vorkommende Schwäche eines Beſchälers dawider einwenden, ſo iſt zu antworten, daß in rei-

nen Geſtüten keine ſchwache Beſchäler geduldet werden müſſen.

In Landgeſtüten gibt man einem Beſchäler wohl 40 Stuten, welche er auch bis Ende Junius bedecken kann. Ueberdem ſo kommt es bey ſolchen Beſchälern nicht ſo ſehr darauf an, ob ſie ihr Amt viele oder wenigere Jahre verwalten, weil ſie nicht ſo koſtbar ſind, als die, welche man aus entfernten Ländern für reine Geſtüte kommen läßt. Die Vorgeſetzten bey ſolchen Landgeſtüten übertreiben es noch wohl gar, und theilen einem Beſchäler wohl 80 Stuten zu, welches aber nicht zu billigen iſt, weil dadurch viele Stuten leer ausgehen, wodurch der Landmann um ſeine Koſten, und die Freude, ein Füllen groß zu ziehen, gebracht wird, auch ferner die Luſt verliert, ſeine Stuten bedecken zu laſſen.

Von den zu einem Geſtüte nöthigen Gebäuden *).

Zu einem Geſtüte werden Gebäude erfordert, welche nach der Verſchiedenheit der Geſtüte ſowohl, als nach deren Größe oder Anzahl der Stuten anzuordnen ſind. Eine andere Einrichtung erfordern Gebäude zu einem wilden Geſtüte; eine andere zu einem halbwilden; und wieder eine andere zu einem zahmen Geſtüte.

In wilden Geſtüten, wo die Stuten und Beſchäler das ganze Jahr herum laufen, werden nur Heuſchoppen erfordert, in welche man bey allzuſtrenger Kälte und Schnee, Heu bringt; damit die nothleidenden Thiere nicht umkommen. Au-

*) Man ſehe Prizelius's vollſtändige Pferdewiſſenſchaft, S. 187 ff.

Außerdem aber wird ein Gebäude für die zur Aufſicht über das Geſtüt beſtellten Leute, und eine Veranſtaltung, dieſe wilden Thiere einzufangen, erfordert. Da ich im obigen, wo von den wilden Geſtüten die Rede war, dieſes Gegenſtandes nur im Vorbeygehen erwähnte, ſo mag hier folgendes darüber bemerkt werden.

Wilde Pferde und wilde Geſtüte ſind dem Wildpret in den Wildbahnen gleich zu achten. Dieſe wilden Thiere gehen heerdenweiſe wie das Wild, und ernähren ſich mit ihnen auf einerley Art. Wie daher eine Wildbahn behandelt wird, müſſen auch wilde Geſtüte behandelt werden. Bey ſtrenger Kälte und tiefem Schnee können ſolche wilde Geſchöpfe die erſtorbenen Kräuter auf der Erde nicht bekommen, die Bäume ſind des Laubes beraubt, welches ihnen ebenfalls zur Nahrung gereicht, und die neuen Knoſpen zeigen ſich noch nicht, daher ſie aus Hunger umkommen würden, wenn man ihnen nicht mit Nahrung zu Hülfe käme. Aus dem Grunde hat man Wildſcheunen hier und da angelegt, um Heu hinein zu fahren, wovon ſich die Pferde zu einer ſolchen Zeit ernähren: dieſe Scheunen ſind auf zwey Seiten mit Bretern, oder auf eine andere wohlfeile Art, zugemacht, hinten und vorn aber offen. Eben dieſe Scheunen kann man auch füglich gebrauchen, die Pferde einzufangen. Man macht nähmlich bey jedem Eingange zu beyden Seiten Hecken, welche ſich immer mehr und mehr ausdehnen, ſo daß deren Ende ſehr weit von einander entfernt ſind. Dieſe Hecken, welches auch ein Riegelwerk ſeyn kann, ſind den Pferden nicht verdächtig, weil ſie ſo entfernt ſind, daß ſie ſie nicht überſehen können.

Will man alſo Pferde fangen, ſo jagt man ſie zwiſchen die Hecken, verſchließt die gegenüber befindliche Oeffnung der Scheune, und treibt ſie allmählig zwiſchen den immer enger zuſammen laufenden Hecken in die Scheune, und ſchiebt hinter ihnen einige bereit ſtehende Riegel vor, damit ſie nicht wieder entwiſchen. Es iſt auch gut, wenn die zuerſt verſchloſſene Oeffnung mit Riegeln zugemacht wird, damit ſie durch die Scheune ſehen können, und ſich nicht fürchten, in das Dunkle zu gehen. Wenn dergleichen Scheunen geräumig ſind, kann man noch andere Abtheilungen darin machen, um die eingeſchloſſenen Thiere von einander abzuſondern, und ſie ſodann vermittelſt Schlingen zu fangen.

Bey einem halb wilden Geſtüte, wo die Beſchäler beſtändig in Ställen, und die Stuten auch wohl den größeſten Theil des Winters darin unterhalten werden, iſt ſchon eine andere Einrichtung der Gebäude erforderlich. Es gehören dazu: 1. Ein Stall mit abgeſonderten Streuen für die Beſchäler. 2. Ein, oder nach der Anzahl der Stuten mehrere große, geräumige Ställe mit Raufen und Krippen, für die Stuten. 3. Verſchiedene kleine Ställe für die nach ihrem Alter und Geſchlecht abzuſondernden Füllen. 4. Ein Krankenſtall. 5. Die Wohnungen für die dem Geſtüte vorgeſetzten Leute. 6. Ein eingeſchloſſener Raum zum Beſchälen. 7. In Ermangelung eines Fluſſes, Brunnen oder Ciſternen.

Man nehme an, das Geſtüt ſey 50 tragbare Stuten ſtark, ſo werden dazu zwey Beſchäler und ein Probierhengſt erfordert werden, für welche nothwendig ein Stall ſeyn muß, weil ſie beſtändig im Geſtüte bleiben. Es ver-

ſteht ſich, daß dieſer Stall mit abgeſonderten Streuen oder Ständen verſehen ſeyn muß, damit ſie ſich nicht ſchlagen, und es iſt den Füßen zuträglich, wenn ſie gepflaſtert, vorn aber mit einem anderthalb Fuß breiten eichenen Pfoſten belegt werden. Die Krippen und Raufen müſſen in gehöriger Höhe angebracht, und jede Streue 5 Fuß breit und 8 Fuß lang ſeyn. Die ganze Höhe des Stalles im Lichten ſoll 15 Fuß ſeyn. Man ſehe hier die Fig. 6432, wo man bey G dieſen Beſchälerſtall findet. Zu den 50 Stuten werden zwey Ställe erfordert, welche man bey D findet, wovon ein jeder 60 Fuß lang, 32 Fuß im Lichten breit, und hinlänglich groß iſt, 25 Stuten einzuſchließen. Dieſe Ställe werden mit Feldſteinen gepflaſtert, und dürfen keine abgeſonderte Streuen haben, weil ſich die Stuten nicht anbinden laſſen; außer daß man, wie bey o zu ſehen iſt, von Bretern eine Durchſchierung macht, mittelſt welcher man die gelten Stuten von den tragenden abſondert, weil dieſe letztern mehr und beſſeres Futter haben müſſen, als die gelten. In den Ställen ſind Raufen und Krippen von gehöriger Höhe, und die Höhe des Stalles beträgt 15 Fuß. Die Fenſter ſind nebſt den Thüren aus der Zeichnung zu ſehen, nur iſt zu bemerken, daß die Hauptthüren, durch welche die Stuten ein- und ausgelaſſen werden, 8 Fuß breit ſeyn müſſen, damit ſie ſich in denſelben nicht quetſchen, oder ſonſt Schaden zufügen, welches in engen Thüren leicht geſchehen kann, weil ſie nicht eine nach der andern, ſondern truppweiſe heraus laufen. Dabey iſt es ſehr gut, wenn die Thürpfoſten rund gemacht werden, damit ſie ſich beym Drängen die Hüften nicht abſtoßen.

Man kann annehmen, daß von der Zahl der Stuten einige dreyßig Füllen fallen, welche, ſobald ſie abgeſetzt ſind, in Ställen ernährt werden müſſen, wozu I und K beſtimmt ſind. Ein jeder iſt 32 Fuß lang, und 22 breit, mit Feldſteinen gepflaſtert, und mit Raufen und Krippen verſehen, welche, nach ihrer Größe niedrig genug angebracht ſeyn müſſen. Dieſe noch unerwachſenen Thiere bedürften eigentlich keinen ſo großen Raum, wenn es ihnen nicht zuträglich wäre, daß ſie ſich viel bewegten, wozu ſie in weitläuftigern Ställen mehr Gelegenheit finden, als in engen; damit ſie aber von der Kälte im Winter nicht ſo ſehr leiden, macht man die Ställe nur 7 bis 8 Fuß hoch. Wenn ſie im nächſten Jahre von der Weide kommen, und bald zweyjährig werden, ſondert man die Hengſtfüllen von den Stutfüllen ab, und zwar aus Beſorgniß, daß die Natur ſich ſchon im nächſten Frühlinge bey ihnen regen, und ſie zur Begattung reitzen möchte; die Stutfüllen werden in den Stall F, die Hengſtfüllen aber in den Stall G geführt, in welchen hinlänglicher Raum iſt. Auch dieſe Ställe ſind mit Feldſteinen gepflaſtert, mit Raufen und Krippen, nach der Größe der Füllen, verſehen und auch nur etwa 10 Fuß hoch. Da dieſe Füllen noch nicht angebunden werden, bedarf es auch keiner Abſonderungen. Wenn dieſe Füllen nun noch einen Sommer geweidet haben, und wieder aufgeſtallet werden, ſind die Ställe A für die Stutenfüllen, und B für die Hengſtfüllen beſtimmt. Jene werden bekanntlich nicht angebunden, daher ſie auch keiner Abſonderung der Ställe bedürfen. Der Boden iſt ebenfalls mit Feldſteinen gepflaſtert, und die Höhe der Raufen und Krippen wird ihrem Alter ge-

mäß eingerichtet. Viele pflegen die jungen Hengſtfüllen von dem Alter, wie wir ſie vor uns haben, als viertehalbjährige, mit einer Halfter zu befeſtigen. Der Stall B iſt daher mit abgeſonderten Streuen gezeichnet, wovon jede 4 Fuß breit und 7 Fuß lang iſt. Andere laſſen ſolche Füllen, aus zweyfachem Grunde, noch ohne Halfter herum gehen. Einmahl ſind ſolche Thiere in einer beſtändigen Bewegung; denn ſie gehen bald in dieſe Ecke, bald in jene, welches ihnen zur Beförderung des Wachsthums ſehr zuträglich iſt. Zweytens aber bedürfen ſie nicht ſo vieler Wartung, als an der Halfter; denn das Putzen fällt ſowohl weg, als auch die nothwendige Bewegung, die ihnen an der Longe faſt täglich verſchafft werden muß, wenn ſie einmahl an der Halfter ſtehen. Man wird wohl ſagen: das letzte ſey nicht nöthig, weil man ihnen nur die Halfter löſen, und ſie auf dem Hofe herum laufen laſſen könne. Das wäre freylich thunlich; aber was für Mühe würde es nicht machen, ſie wieder in die Halftern zu bringen? Dieſe Gründe ſind wahrſcheinlich hinreichend, die Füllen von dieſem Alter noch ihrer Freyheit zu überlaſſen. Das nächſtfolgende Jahr, wenn ſie noch einmahl die Weide genoſſen haben, kann man die Hengſte nach dem Orte ihrer Beſtimmung führen, ſie den Winter über daſelbſt mäßig ernähren, und demnach den nächſten Sommer zum letzten Mahle auf die Weide ſchicken. Will man aber die Hengſtfüllen ſo lange im Geſtüte laſſen, bis ſie zum vierten Mahle auf die Weide gehen: ſo kann man den Platz dieſes Geſtütes um ſo viel größer nehmen, und die noch mehr nöthigen Ställe bauen. Die Stutfüllen werden ſtatt alter, abgängiger Stuten

ein=

eingeſetzt, und alſo unter die tragbaren vermengt.

Alle dieſe Ställe müſſen nun ſo eingerichtet werden, daß man, mittelſt angelegter Röhren und Pumpen, aus dem in der Mitte des Hofes ſich befindenden Brunnen, das Waſſer in die Krippen der Stuten und Füllen pumpen könne, woraus die Thiere ſaufen, und wenn ſie geſoffen haben, ſo läßt man das Waſſer wieder aus den Krippen, welches mittelſt eines Zapfens, der am Ende der Krippe angebracht iſt, wo ſie um ein Paar Zoll niedriger, als an dem andern Ende ſeyn muß, in Röhren laufen, die es aus dem Stalle führen. Dadurch werden die Krippen beſtändig rein gehalten. Die Pumpen müſſen außerhalb der Ställe ſtehen, und ihre Hälſe müſſen durch die Mauern auf den Krippen ruhen, ſo ſind ſie auf keine Weiſe hinderlich. Auch iſt es gut, wenn die Einrichtung getroffen werden kann, daß man von dem Boden das Heu auf die Raufe, und das Futter, mittelſt angebrachter Schläuche, in die Krippe ſchütten kann, wodurch vieles erſparet wird, weil durch das Schleppen allemahl etwas unter die Füße getreten wird. Ueberdem können weniger Leute bey dieſer Bequemlichkeit die Wartung verſehen. Bey dieſen Thieren pflegt man des Nachts keine Wache anzuſtellen, wie in Marſtällen; dennoch aber iſt es nützlich, daß ein Knecht wenigſtens im Stalle der Stuten ſchläft. Man muß deshalb in einer Ecke des Stalles in der Höhe von 7 bis 8 Fuß ein Behältniß zu einem Bette machen, wozu eine Treppe von außen führen kann, und damit kein Raum von dem Stalle verloren werde, hängt man dieſes Behältniß an die Balken.

In ſolchen Geſtüten pflegen ſich mehr Krankheiten einzufinden, als in Marſtällen, und ſogar ſchädliche und anſteckende; es müſſen deshalb Krankenſtälle im Geſtüte vorhanden ſeyn, wohin die krank gewordenen Stuten gebracht werden. Zu ſolchen iſt der Platz H beſtimmt, wovon man allenfalls nur einige Streuen bedarf. Die Krankenſtälle müſſen ſo eingerichtet werden, daß ſie an dem äußern Ende des Geſtütes liegen, und mit andern Ställen keine Gemeinſchaft haben. Jeder Stall muß nur die Größe haben, daß ein Pferd darin ſtehen kann; und zu dem Ende führt zu jedem von außen eine beſondere Thür. Mehrere an einander liegende Krankenſtälle werden mit Zwiſchenwänden von einander abgeſondert, damit die Ausdünſtung des Kranken nicht zu dem neben ihm ſtehenden kommen könne. Ein ſolcher Stall iſt groß genug, wenn er 6 Fuß breit, und 8 Fuß lang iſt.

Die Wohnungen der Leute, welche zum Geſtüte erforderlich ſind, müſſen in der Nähe der Ställe ſeyn; doch muß man darauf Bedacht nehmen, daß die Feuersgefahr ſo viel wie möglich vermieden werde. Zu dem Ende iſt es gut, wenn zwiſchen dem Wohnhauſe und den Ställen ein leerer Gang bleibt, wie bey P zu ſehen iſt, und in dem Wohnhauſe darf weder Heu noch Stroh geduldet werden. Nach der Anzahl der Leute, und dem Charkter des Mannes, welcher dem Geſtüte vorgeſetzt iſt, muß die Wohnung M eingerichtet werden, welches ein jeder Baumeiſter nach den Umſtänden beurtheilen wird. In der Figur 6432 iſt die Wohnung nur auf einen Geſtütmeiſter eingerichtet. 2 iſt die Wohnſtube des Geſtütmeiſters, und 1 die Stube, wenn er etwa Beſuch bekommt, oder

ſein

ſein Vorgeſetzter ſich da aufhält. Aus beyden wird der ganze Hof überſehen, daher ihm nichts entwiſchen kann. 4 iſt deſſen Schlafkammer, 5 die Stube für die Knechte, welche in den Kammern 3 und 6 ihre Betten und Kleidungen haben. 7 iſt die Küche, und 8 die Speiſekammer. In der zweyten Etage, welche über das Wohnhaus, die Gänge P, und die Ställe G, H, I, K gebaut werden kann, können ein Saal und Zimmer für die Herrſchaft angelegt werden, wenn es derſelben gefallen ſollte, das Geſtüte zu Zeiten zu beſuchen.

Da zum Beſchälen ein eingeſchloſſener Raum erforderlich iſt, ſo iſt dazu der Platz E beſtimmt, in welchen die Beſchäler von der einen Seite, und die Stuten von der andern kommen, ohne den Hof zu betreten.

Alle dieſe Gebäude, wenn ſie gehörig geordnet werden, ſchließen einen großen Raum ein, welcher der Geſtütshof genannt wird, und zur Beluſtigung und Bewegung des ganzen Geſtüts dient.

In der Mitte dieſes Hofes kann man, wenn es angeht, einen Springbrunnen L anlegen, welcher ſo weit wie möglich ſeyn, und mit einer 4 Fuß hohen Mauer eingefaßt werden muß. Rund um dieſen großen Brunnen legt man ſteinerne Krippen b, in welche, mittelſt kleiner Röhren, das Waſſer aus dem Brunnen a läuft, und dazu dient, daß die Stuten daraus ſaufen. Iſt aber um dieſen Brunnen des Winters viel Eis, ſo pumpt man ihnen das Waſſer in die Krippen, damit ſie nicht fallen und ſich beſchädigen. Auf das Waſſer iſt bey der Anlage eines Geſtüts vorzüglich zu ſehen, und man muß deshalb öfters einen ſonſt bequemen Platz

fahren

fahren laſſen. Kann man ſich aber auf keine andere Art helfen: ſo macht man es ſo gut als man kann, und legt Ciſternen an. Das ſind bekanntlich tief in die Erde gegrabene, ausgemauerte, weitläuftige Behälter, in welchen ſich das Regenwaſſer von den Dächern mittelſt Rinnen ſammelt, und ſich einige Monate friſch erhält. In dieſe ſetzt man Pumpen, womit man es wieder zum Gebrauche heraus holet. Hat man nun noch bey einem ſolchen Geſtüte Gelegenheit, die Winterfourage ſelbſt zu ziehen: ſo iſt es deſto beſſer, und man muß ſodann bey der Anlage noch auf die Wirthſchaftsgebäude Rückſicht nehmen, welche inzwiſchen nicht groß zu ſeyn brauchen, da man für ſelbige über den Ställen Raum genug hat.

Bey einem zahmen Geſtüte iſt eine andere Einrichtung der Gebäude nöthig, da die Unterhaltung der Pferde nothwendig eine angemeſſene Ackerwirthſchaft erfordert, wenn man den zu erwartenden Nutzen erhalten will. Dieſe Gebäude beſtehen 1. in einer Wohnung des Geſtütmeiſters, worin zugleich eine Geſchirr-, Sattel- oder Vorrathskammer ſeyn muß. 2. In einem Beſchälerſtall, woran eine Stube für Knechte angebracht iſt. 3. In einem oder mehr Ställen für die Stuten, deren Stände mit Bretern abgeſondert werden müſſen. 4. In verſchiedenen, nach dem Alter und dem Geſchlechte der Füllen abgeſonderten kleineren Ställen; welche alle wo möglich ſo eingerichtet ſeyn müſſen, daß den Thieren das Futter gereicht wird, ohne daß man zu ihnen zu gehen nöthig hat; wodurch die Sparſamkeit beobachtet wird.

Es wird niemand in Abrede ſeyn, daß man ein Geſtüt wohlfeiler und beſſer erhalten könne,

wenn man die benöthigte Winterfutterung ſelbſt ziehet, und zu dem Ende die müßigen Stuten im Acker gebraucht. Es können ſowohl die trächtigen als gelten Stuten arbeiten, doch nicht in gleichem Maße; und es iſt ſogar jenen zuträglicher, wenn ſie mäßige Arbeit verrichten, als wenn ſie gar nichts thun. Bey der Anlage eines Geſtütes muß man alſo darauf bedacht ſeyn, daß man, nebſt der Weide und dem Waſſer, auch eine Feldflur habe, um die nöthige Fourage auf den Winter zu ärnten. Das ſind die weſentlichſten Stücke, welche die Natur darbieten muß. Die Anlage der Gebäude hängt von der Willkühr des Beſitzers ab, und man wird ſich darin nach der Gelegenheit des Ortes und anderen Umſtänden richten. Um hier indeß eine ungefähre Idee von den zu einem ſolchen Geſtüte nöthigen Gebäuden mitzutheilen, beſonders alle die Nothwendigkeiten bemerklich zu machen, worauf man dabey Rückſicht nehmen muß, füge ich den von Herrn Prizelius entworfenen Plan in der Fig. 6333 hinzu. Es iſt hier ein Geſtüt von 50 Stuten angenommen, und dabey vorausgeſetzt, daß alle Jahr 36 theils Hengſt- theils Stutfüllen von ſelbigen fallen, obgleich man wohl weiß, daß dieſer Zufall ſelten eintritt, indem gemeiniglich das eine Jahr die Hengſtfüllen, das andere aber die Stutfüllen die größte Anzahl ausmachen, welches aber im Durchſchnitt keinen großen Unterſchied verurſachet. Es komme wie es wolle, und es mögen auch immer einige Füllen mehr fallen, ſo wird doch dieſe Einrichtung bequem ſeyn, ſie aufzunehmen.

Das ganze Geſtütsgebäude iſt Mauerwerk, und hat nur einen Haupteingang bey A, wel-

ches ein Thor von 12 Fuß breit, und 14 Fuß hoch iſt, damit ſowohl die Stuten und Füllen, wenn ſie herausgelaſſen werden, Raum haben, als auch daß mit Heu und Früchten ſtark beladene Wagen bequem aus- und einfahren können.

a. a. ſind zwey Thüren 4 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, welche in die Ställe BB unter den Treppen wegführen. Dieſe beyden Ställe ſind für 36 Stück abgeſetzte Füllen hinreichend, und werden zu beyden Seiten mit Krippen und Raufen verſehen, wovon jene nur 3 Fuß über der Erde ſtehen, und dieſe nicht höher angebracht ſind, als daß die Füllen mit Bequemlichkeit daran reichen können. Die vor den Thüren bey a. a. angebrachten Treppen dienen dazu, in die zweyte Etage zu kommen, in welcher die Stuben für Knechte und den Thorwärter angebracht ſind. Dieſe Etage hat in der Fronte 150 Fuß, und iſt 26 Fuß breit, in welcher man alſo nach Gefallen 4 große Kammern machen kann, aus deren äußerſter man auf die Boden der Stutenſtälle CC gehen kann. Jeder von dieſen Stutenſtällen hat 25 Streuen und Thüren CC auf den Hof, desgleichen bey xx, damit die Stuten, ohne über den Hof zu gehen, aus den Ställen gelaſſen werden können. Wem dieſe letzten Thüren mißfallen, läßt ſie zumauern, und ein Fenſter an deren Stelle ſetzen. Auf gleiche Art ſind auch bey yy Verbindungsthüren angebracht, durch welche man in die Ställe DD gehen kann, wovon der eine für die Beſchäler, der andere aber für herrſchaftliche Pferde beſtimmt iſt, wenn etwa der Herr das Geſtüte beſuchen ſollte. Glaubt man, der Beſchälerſtall ſey den Stuten zu nahe, weil ſie durch den Geruch von denſelben beunruhigt werden dürften: ſo kann man die Oeffnung mit doppelten Thüren verſehen; oder ſie gar zumauern laſſen. Die Streuen der Stuten ſind jede 10 Fuß breit, und, die Krippe mit gerechnet, eben ſo lang, worin eine Stute mit ihrem Füllen herum zu gehen, Raum genug hat. Sie ſind dabey bis auf eine Höhe von 5 Fuß rund herum mit Bretern zugeſchlagen, damit keine Stute oder Füllen von dem andern etwas gewahr werde. Nach dem Gange zu, welcher zwiſchen den beyden Reihen Streuen iſt,

 und

und 8 Fuß in der Breite hält, ſind in jeder Streue Thüren, welche mit einem Riegel verſchloſſen werden. Zur Deutlichkeit ſind dieſe Thüren in der Zeichnung bemerkt, und o bedeuten die offenen, p aber die zugemachten Streuen. Die Höhe der Ställe beträgt 15 Fuß, und es ſind über denſelben nur Boden zu Fourage. Es muß die Einrichtung ſo gemacht werden, daß man ſelbige von oben herunter den Stuten reichen kann.

E iſt der erſte große Hof, in deſſen Mitte man einen Springbrunnen anlegen kann, aus welchem auch das Waſſer in die Ställe geleitet wird, damit man entweder bey yy Brunnen in dem Stalle, oder an einem ſchicklichen Orte außerhalb des Stalles anlegen könne, um es in die Krippen zu pumpen.

Das in der Mitte ſtehende Haus iſt die Wohnung für den Geſtütmeiſter, worin 1 die Wohnſtube und 3 die Knechts- und Geſindeſtube, welche beyde mit einem Ofen geheitzt werden können. 2 iſt die Schlafkammer; 4 noch eine Stube, wozu die Kammer 5 gehörig; 6 die Küche, nebſt 7 der Speiſekammer.

Dieſes Haus hat eine zweyte Etage, welche ſich über die Ställe DD erſtreckt, und den Raum III. IV. V. und VI. einſchließt. In dieſer Etage, welche 150 Fuß in der Fronte, und 45 Fuß in der Breite hat, werden ein Saal und ein paar Zimmer für die Herrſchaft, eines für den Oberſtallmeiſter, und noch ein anderes für den Stallmeiſter, nebſt einer Geſchirr- und Sattelkammer angebracht, und im Dache werden die nöthigen Zimmer und Bequemlichkeiten für die Bedienten beſorgt. Zwiſchen dem Wohnhauſe und den Ställen DD, ſind leere Räume b. b. von 12 Fuß in der Breite, welche ſowohl dazu dienen, den hintern Hof mit dem vordern zu verbinden, als auch die herrſchaftlichen Wagen aufzunehmen, die darin bedeckt ſtehen, weil die zweyte Etage darüber gebauet iſt. Unter dieſem Gange finden ſich auch die Hauptthüren zu den Ställen DD. F iſt ein mit abgetheilten Streuen erforderlicher Hengſtfüllenſtall, worin 17 Stück 3jährige Raum haben, und worin ſie bis zum vierten Jahre bleiben, ſodann nochmahls auf die Weide gehen, und zu ihrer Beſtimmung aufgeſtallt werden. Sollte man dieſe Füllen anzubinden nicht für gut halten, ſo läßt man die Abtheilungen

gen weg, da alsdann 18 Stück Raum genug haben. Wenn aber der Fall einträte, daß man über 17 und wohl gar 24 Stück ſolcher Hengſtfüllen vorräthig hätte, welche alle an der Halfter ſtänden, ſo ſcheint der Platz zu fehlen. Keinesweges. Der Beſchälerſtall hält 15 Streuen, und es werden nicht über 4 Stück da ſeyn, daher man für 11 Stück dreyjährige Hengſtfüllen Raum darin findet, und es können alſo 28 ſolcher Füllen aufbewahrt werden, welche Anzahl nie höher ſteigen wird.

G iſt der Stall für zweyjährige Hengſtfüllen, welche nicht angebunden werden, ſondern bis zum dritten Jahre in dem Stalle los herum gehen. Er iſt 35 Fuß lang, und 28 breit, und daher für 18 Stück räumig genug. H iſt der Stall für einjährige Hengſtfüllen, und dem vorhergehenden an Größe gleich. Wie hier die Hengſtfüllen nach der Verſchiedenheit ihres Alters, alle auf die eine Seite gebracht ſind, ſo ſind auch die Stutfüllen nach eben der Ordnung auf die gegenüberſtehende Seite geſtellt. Demnach iſt I ein Stall für 3jährige, K für 2jährige und L für einjährige Stutfüllen. Auch dieſe ſind jenen an Größe gleich, werden insgeſammt mit rauhen Steinen gepflaſtert, und mit Krippen und Raufen verſehen.

Ueber dieſe Ställe werden Futterboden gelegt, damit eine jede Art Füllen ihr eigenes nach der Verſchiedenheit des Alters eingerichtetes Futter habe, und ihnen ſelbiges von dem Boden in die Krippe geſchüttet werden könne. Auf dieſen Boden können auch, wenn es nöthig ſeyn ſollte, einige Plätze zu Schlafſtellen für Knechte abgekleidet werden. Ueber dieſen Futterboden liegt das Heu unter dem Dache, welches mit Winden von dem Wagen in die Höhe gebracht wird.

M iſt der hintere große Hof, in deſſen Mitte ebenfalls wieder ein Springbrunnen anzulegen iſt, woraus die Füllen ihren Durſt löſchen.

N iſt das Reithaus, welches wenigſtens 18 Fuß hoch ſeyn muß. Bey deſſen Erbauung muß man auf das im Dache zu machende Hangwerk genau Acht geben, wovon die Stärke der Decke abhängt, ſonſt können ſich die Balken, wegen ihrer Länge, leicht beugen, und am Ende brechen.

O iſt die zum Ackerbau erforderliche Scheune, P ein Krankenſtall, Q ein Kuhſtall, R ein nothwendiger Gang, den Kühen und Kälbern das Futter zu reichen, S ein Kälberſtall, an deſſen Ende ein Behältniß für Schweine abgekleidet wird.

T iſt ein Gang, in welchem man klein gehauenes Brennholz aufbewahret, U ein desgleichen für Bedarfholz zu Wagen und Pflügen ꝛc. W iſt endlich ein großer Raum, welcher eine Spritze, auch Wagen und Pflüge dahin zu ſtellen, geſchickt iſt. Ueber dieſe Wirthſchaftsgebäude werden Boden angelegt, auf welchen man die Fourage für das ſich daſelbſt befindliche Vieh aufbewahrt.

Will man die Bequemlichkeit haben, auch hinten vom Hofe gehen zu können, oder von daher, ohne den Hof zu paſſiren, in die Scheune fahren: ſo kann man in der Mitte der Scheune, ſtatt des Fenſters, eine Thür machen, welche auch zu den Arbeiten auf der Scheuntenne wohl nöthig ſeyn würde.

In dem Reithauſe werden die Beſchäler zu ihrer Bewegung geritten, und im Winter wird den Stuten oder Füllen die gehörige Bewegung darin verſchafft. Ein Stall für Ackerpferde iſt überflüſſig. 50 Stuten müſſen doch wohl die Länderey beackern, welche zu ihrer Unterhaltung erfordert wird. Die gelten Stuten verrichten die ſchwerſte Arbeit, und die trächtigen die leichtere, welches für das Geſtüte eine große Erſparung ausmacht.

Für Federvieh iſt hier kein Raum beſtimmt worden, welches aber auch in Geſtüten nicht geduldet werden ſoll, weil die Tauben die Forſte der Dächer los beißen, und die Hühner die Fourage zu verunreinigen pflegen.

Können dieſe Gebäude von Steinen aufgeführt werden, ſo iſt es um ſo viel beſſer, da ſolche der Feuersgefahr und Reparatur nicht ſo ſehr ausgeſetzt ſind.

Außer=

Außerdem müſſen auf der Sattel- oder Geſchirrkammer die nöthigen Geräthſchaften zum Reiten, Fahren, Beſchälen, Putzen und andere Inſtrumente vorräthig ſeyn, die man bey einer ſolchen Wirthſchaft nöthig hat.

Die nöthige Geräthſchaft zum Reiten der Beſchäler beſteht in 2 Sätteln, und ſo vielen Zäumen als Beſchäler ſind, weil ein jeder ſein ihm ſchickliches Mundſtück haben muß. Dabey gehören ein paar Unterlegetrenſen und ein paar Piſtolen. Zum Fahren müſſen Ketten und Strikke vorräthig ſeyn, damit, wenn etwas zerbricht, welches wegen Entlegenheit des Geſtüts nicht ſobald wieder in den Stand geſetzt werden kann, die Arbeit nicht aufgehalten werde. Zum Beſchälen werden Spannſtricke, Kapzäume und Longen erfordert, wenn der Zeugungsaktus aus der Hand geſchehen ſoll. Zum Putzen gehören Striegeln, Kardätſchen, Waſſerbürſten, Kämme, Schwämme und Wiſchtücher, und zu den übrigen Inſtrumenten kann man noch zählen: Dekken, Halftern, Säcke, Futterwannen, Mollen, Aexte, Barten, Lampen, Laternen, Beſen, Schaufeln, Miſtgabeln, Heugabeln, Nägel, Hämmer und ſonſtiges Hausgeräthe.

Von der Unterhaltung und Nahrung der zu einem Geſtüte gehörigen Thiere *).

Die Nahrung in einem Geſtüte iſt nach den Zeiten ſehr verſchieden. Anders iſt ſie im Sommer, anders im Winter. Jene beſteht in Weiden und Waſſer; dieſe aber in trockener Fourage. Auch die letztere iſt nach Verſchiedenheit der Geſtüte verſchieden.

*) S. Prizelius a. a. O. S. 200 ff.

Es iſt eine bekannte Sache, daß man im Sommer die Weide für junge Pferde ſowohl, als für die ſäugenden und andern Stuten bedarf. Wollte man das Geſtüt beſtändig auf dem Stalle ernähren, ſo würde man ſeinen Endzweck, ſchöne und große Pferde zu ziehen, nicht erreichen, der Koſten nicht einmahl zu gedenken, welche dieſe Unterhaltung verurſachen würde. Auch iſt es gewiß, daß bey den auf dem Stalle mit trockenem Futter groß gezogenen Füllen die Ausbildung des Körpers in etwas verhindert wird; denn ein auf den Weiden in Freyheit ſich befindendes Füllen läuft in Geſellſchaft ſeines Gleichen herum, ſpielt und ſcherzt mit ihnen, und iſt in einer beſtändigen Bewegung. Dadurch wird der Hunger, und alſo die Begierde zum Freſſen rege gemacht, es nimmt mehr Nahrung zu ſich, dehnt ſeine Glieder durch die anhaltende Bewegung mehr aus, und ſein Wachsthum iſt von einer Weidezeit merklicher, als wenn es ein ganzes Jahr auf dem Stalle ſtände. Nothwendig muß ſich das Thier auf der Weide am beſten entwickeln, und ſeine Glieder zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, wozu es von der Natur beſtimmt war; weil dieſes die natürlichſte Lebensart für ein Pferd iſt. Wenn das ſeine Richtigkeit hat, wie es wohl niemand bezweifeln wird, ſo iſt es wohl nicht einzuſehen, warum die auf dem Stalle groß gewordenen Pferde, wie es Herr von Sind und andere behaupten, dauerhafter ſeyn ſollten. Vielmehr kann man das Gegentheil glauben, weil ſie nie dem Winde und Wetter ausgeſetzt werden, wie die Füllen auf der Weide.

Die Weiden kann man füglich unter vier Klaſſen bringen, welches jedoch nur in Rück-

ſicht auf die Pferde, die ſie ernähren ſollen, geltend iſt. Sie ſind: 1) vorzügliche Weiden, 2) gute Weiden, 3) mittelmäßige Weiden und 4) ſchlechte Weiden.

Alle Geſtüte, von welcher Art ſie auch ſind, kommen darin überein, daß ſie ihre Pferde den Sommer durch grüne Gewächſe auf Weiden oder in Wäldern ernähren, nur zeichnen ſie ſich darin von einander aus, daß man 1) bey einigen Geſtüten die Weidezeit abkürzt, das iſt, die Stuten und Füllen ſpäter auftreibt, und früher zurück nimmt, bey andern aber verlängert; 2) finden ſich bey einigen Geſtüten Weiden in Wäldern, welche mit einer großen Menge nahrhafter Kräuter von verſchiedenen Gattungen bewachſen, die den Pferden vortheilhafft ſind, bey andern Weiden auf ebenem Boden, in welchem man ſolche Kräuter nicht antrifft. 3) Iſt der Boden der Weiden verſchieden; der eine iſt hart, der andere iſt weich, wovon eben die Verſchiedenheit der Gewächſe abhängt. 4) Das Waſſer, welches die Weiden enthalten, iſt nicht von einerley Art, ſondern bald härter *), bald weicher, wodurch der Werth der Weiden auch näher beſtimmt wird.

Wann die Pferde auf die Weide getrieben werden ſollen, und zu welcher Zeit ſie von der Weide wieder in die Ställe geführet werden müſſen? läßt ſich ſo genau nicht beſtimmen.

 In

*) Hart nennt man eigentlich das Waſſer, welches mit einer bemerklichen Menge des kohlenſauern Gaſſes geſchwängert iſt. Alles Waſſer, welches unmittelbar aus der Erde kommt, pflegt dieſe Beſchaffenheit zu haben. So wie es ſich eine Zeit an der freyen Luft befindet und bewegt, verliert es dieſes Gas, und wird dann weiches Waſſer genannt. Das harte Waſſer enthält oft auch noch allerley andere Theile in ſich, deren Aufzählung aber nicht hierher gehört.

In den halbwilden Geſtüten treibt man die Stuten, wenn man ſie der rauhen Witterung wegen in die Ställe gezogen hat, wieder ins Freye, ſobald die Erde von Schnee entblößt iſt, und nicht eher wieder in die Ställe, bis der Schnee ihnen von neuem die Nahrung entreißt.

Bey den zahmen Geſtüten kann man den Anfang der Weidezeit in die Mitte des Monats May ſetzen, weil zu ſolcher Zeit das Gras und die Kräuter unter einem gemäßigten Himmelsſtriche ſchon ſtark genug pflegen herangewachſen zu ſeyn. Früher iſt es nicht zu rathen, weil die noch friſchen Säfte in dem zarten Graſe als eine Medicin zu betrachten ſind, welche, zumahl bey jungen Pferden, die Wirkung abführender Mittel zeigen, und ſie ſtark angreifen; zweytens und hauptſächlich, weil ein großer Platz erfordert wird, ein Pferd zu ernähren, wenn das Gras noch zart iſt, und nicht ſo ſtarkes, faſeriges Gewebe hat, welches den Magen und die Gedärme füllt, ſondern mehr aus Säften beſteht. Treibt man daher zu früh auf, ſo läuft man Gefahr, daß die Pferde am Ende Mangel leiden, welchen ſie nicht ausgeſetzt werden, wenn man das Gras hat völlig heran wachſen laſſen. Acht Tage eine Weide früher oder ſpäter betreiben, macht ſchon einen großen Unterſchied im Wachsthume des Graſes, welches man leicht bemerken kann. Auf den Weiden an der Weſer, beſonders auf den vortrefflichen Weiden zu Varenholz und Ellerburg, iſt der 20ſte May jedes Jahres dazu beſtimmt, an welchem man Pferde und Ochſen auftreibt. Der Beurtheilung des Geſtütmeiſters von jedem Geſtüte muß es überlaſſen werden, welcher die

Wei-

Weiden kennen, und unterſuchen muß. Das Ende der Weide iſt, nach der Meinung der Kunſtverſtändigen, ſehr verſchieden. Einige wollen, das Geſtüt ſolle um Michaelis, andere, es ſoll im October wieder in die Ställe verſammelt werden, und noch andere ſetzen den Termin in den November. Eine genaue Zeit zu beſtimmen iſt unmöglich, weil ſie bald durch den Mangel des Graſes, bald aber von der ſchlechten Witterung beſtimmt wird, daher man deshalb dem Vorgeſetzten des Geſtüts keine Regel vorſchreibt. Iſt kein Gras mehr da, und die Pferde müſſen hungern: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſie von der Weide nimmt; iſt aber noch hinreichend Gras da, ſo wird die Witterung entſcheiden. Bisweilen iſt der Octobermonath zum Theil, oder auch ganz, einem Sommermonathe ähnlich, daher es nicht einzuſehen iſt, warum man die Pferde nicht auf der Weide laſſen ſollte. Es fallen aber öfters Reife, womit die Weiden des Morgens überzogen werden, die für die Pferde nicht zuträglich ſind, ſo wenig, daß ſie ſelbige des Morgens mit dem Graſe einfreſſen, noch auch, daß ſie davon befallen werden. Man thut in ſolcher Jahrszeit daher am beſten, die Pferde des Nachts in die Ställe, und des Morgens, wenn die Sonne den Reif verdrängt hat, wieder auf die Weide treiben zu laſſeu; womit man auch ohne Nachtheil in dem November noch fortfahren kann. Sollten die Monathe kalt und naß ſeyn: ſo iſt es beſſer, die Pferde ganz von der Weide zu nehmen. Der Nutzen eines Geſtütes erfordert es, die Thiere ſo lange weiden zu laſſen, als es ohne Nachtheil der Pferde geſchehen kann, und er wird beträchtlich, wenn die Weidezeit bey einer großen Anzahl von Pferden

um Wochen oder einen ganzen Monath verlängert werden kann.

Die vorzüglichſte Weide beſteht in einem harten, bergigen, und mit ſchattigen Plätzen abwechſelnden Boden, welcher genug nahrhafte Kräuter hat, und mit dem beſten fließenden Waſſer umgeben iſt.

Wenn man zur vorzüglichſten Weide einen harten trockenen Boden fordert, welcher dabey bergig ſeyn ſoll, ſo ſind die Gründe davon ſehr einleuchtend. Die Hufe ſowohl als die Schenkel der Pferde, welche ihren Gang auf dergleichen Boden haben, ſind allemahl feſter, trockener, und ungleich beſſer als die feuchten Schenkel, welche allerley Zufällen unterworfen ſind. Durch das Steigen der Berge ſtrengen ſie ihre Sehnen und Muskeln an, wodurch ſie ſtark und dauerhaft werden, und ſie lernen ſicher und leicht auf Berge ſteigen. Man verlangt ſchattige Plätze, damit die Thiere ſich vor der großen Sonnenhitze im Mittage verbergen können, und dem Ungeziefer nicht ſo ſehr bloß geſtellt ſind. Eine ſolche Gegend muß ferner mit nahrhaften Kräutern hinlänglich verſehen ſeyn. Gemeiniglich findet man auch auf ſolchen bergigen Weiden die einem Pferde vortheilhafteſten Kräuter, welche durch ihre Säfte das Thier feſter und dauerhafter machen, als ein in feuchten Gegenden wachſendes noch ſo ſaftreiches Gras. Unter dieſen Kräutern finden ſich die wilde Salbey, wilder Baldrian, wilde Raute, Aprillen-Blumen, Akeley, Ehrenpreis, Betonien, Schlüſſelblumen, Augentroſt, gemeiner Sauerampfer, Wermuth, Heidelbeeren, Fenchel, Erdbeerenkraut, Steinbrech, Violen, Erben, Wilder Knoblauch, Löffelkraut und dergleichen. Dieſe Kräuter ſind für

uns oft ſehr unſchmackhaft; allein die Pferde freſſen ſie gern, jedoch ein Kraut lieber als das andere, und es iſt nicht zu läugnen, daß es ihnen die Natur eingibt, welches ihrer Geſundheit zuträglich iſt. Wie die Natur ſie lehrt, die ihnen zuträglichen Kräuter auszuwählen: ſo wiſſen ſie auch das ihnen ſchädliche mit aller Sorgfalt zu vermeiden. Daher Schierling, Bilſenkraut, Tollkraut, und andere, als ſchädliche und ſogar tödtende Kräuter von ihnen nicht berührt werden.

Gute **Weide** beſteht in einem ebenen und trockenen Boden, auf dem ein kurzes mit nahrhaften Kräutern vermiſchtes Gras im Ueberfluß wächſt, und gutes Flußwaſſer vorhanden iſt.

Man iſt ſelten ſo glücklich, eine Gelegenheit zu einem Geſtüte ſo zu finden, daß ſie alle Bequemlichkeit, und noch dazu eine vorzügliche Bergweide darböte. Größtentheils findet man die Weide auf Ebenen, an Flüſſen und in den Marſchgegenden, wie im Hollſteiniſchen, Mecklenburgiſchen, und längs dem ganzen Weſerſtrom. Solche Weiden ſind in Anſehung des Grundes und Bodens ſowohl, als ihren Produkten nach, ſehr verſchieden; denn einige ſind von trockenem, und andere von mehr oder weniger feuchtem Boden. Auf jenen wächſt daher anderes Gras und andere Kräuter, als auf dieſen; welches den Unterſchied und die größere oder geringere Güte derſelben beſtimmt. Zu einer guten Weide wird alſo ein trockener Boden erfordert, welcher die Güte der Hufe und Schenkel befördert. Ein ſolcher Boden liefert ein feines und ſogenanntes ſüßes Gras, welches weit beſſere und geſundere Säfte hat, als ein ſaures in naſſem Boden wachſendes Schilfgras. Dabey findet

man

man auch auf ſolchen Weiden die vortrefflichſten und geſundeſten Kräuter, als Wieſenkümmel, Wegerich, Erdrauch, Tauſendgüldenkraut, Ringelblumen, Scabioſen, Hindläufft, Klee, Tillkraut, die kleine Bibernell, Schafgarbe, Bocksḫorn, Gundermann, Gänſeblumenkraut und dergleichen. Auch mit dieſen Kräutern hat es eben die Bewandtniß, wie mit den im vorhergehenden erwähnten, und viele von ihnen ſind dem Pferde ſchmackhafter, wie das feinſte und beſte Gras. Unter dieſen Kräutern ſind aber auch verſchiedene, welche ſehr niedrig an der Erde wachſen, und welche blos für die Pferde beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, weil die Pferde mit den vordern Abſchnittszähnen alles auf der Erde ſcharf wegbeißen, welches der Ochs nicht kann, da er nur langes Gras, welches er mit der Zunge in das Maul zieht, abzubeißen im Stande iſt. Eine ſolche Weide muß nun mit einem guten Flußwaſſer verſehen ſeyn. Solche Weiden haben aber gewöhnlich keinen Schatten, und weil er den Pferden unentbehrlich iſt, ſo ſuchet man durch Kunſt den Mangel der Natur zu erſetzen. Man pflanzt entweder hin und wieder Lindenbäume, die man in der Jugend mit Riegelwerk oder Palliſaden verwahrt, damit ſie nicht von den Ochſen oder Pferden beſchädigt werden; oder man bauet Schoppen, unter welchen ſich die Pferde vor der Mittagshitze verſtecken. Die beſte Art der Befriedigung der jungen Linden iſt ein Riegelwerk, welches auf 3 Fuß Entfernung von dem Stamme rund herum gemacht wird. Die Schoppen ſind 9 bis 10 Fuß hohe Gebäude, welche mit einem Dache verſehen, und an der Mittagsſeite mit Bretern vernagelt, an allen übrigen Seiten aber offen ſind.

Mittel=

Mittelmäßige Weide hat einen trockenen Boden, feines langes Gras ohne Kräuter, ernährt die Thiere reichlich, und iſt mit einem guten Flußwaſſer verſehen.

Dieſe Weide unterſcheidet ſich von der guten Weide in zwey Stücken; einmahl, weil ſie ein gröberes und längeres Gras hat; zweytens, weil ſich keine Kräuter darunter finden. Auf ſolchen Weiden wächſt das Gras im Ueberfluß, und ſteht dicht an einander. Man findet ſie häufig im Hollſteiniſchen. Es iſt leicht zu erachten, daß die Pferde auf ſolchen Weiden das Maul voller bekommen, wenn ſie einmahl an die Erde beiſſen, als wenn ſie auf der guten Weide viermahl anbeiſſen, und daß ſie alſo geſchwinder geſättiget werden, und ſich ſo ſatt freſſen, daß ſie ſich aus Ungemächlichkeit niederlegen, wodurch ſie träge werden. Das Gras hat viele Säfte, daher wird ihr Wachsthum ſehr befördert; aber das Fleiſch, was ſie anſetzen, iſt ſchwammig, und auch ihre Knochen werden nicht ſo dicht, ſie bleiben ſchlaff, und wenn man ſie aufſtallt, werden ſie mit der Druſe befallen, werden mager, und müſſen durch die neue Nahrung eine ganz andere Natur annehmen welches ſie ſehr zurück ſetzt. Die beſten Zeugniſſe davon können Cavallerieregimenter ablegen, die ihre Pferde aus dem Hollſteiniſchen erhalten. In Anſehung des auf den Weiden benöthigten Schattens iſt hier das zu wiederholen, was im vorhergehenden geſagt wurde.

Schlechte Weide hat einen zwar fruchtbaren aber naſſen Boden, hinlänglich hohes Gras, und ein gutes Flußwaſſer.

Man ſtelle ſich niedrige Gegenden vor, in welchen gemeiniglich hin und wieder Vertiefungen

gen

gen ſind, worin ſich das Waſſer ſammelt, und die Feuchtigkeit den angränzenden Plätzen wieder mittheilt, wodurch die ganze Weide naß erhalten wird. Auf ſolchen Weiden wächſt oft ellenhohes ſaures Gras, durch deſſen Ueberfluß die Pferde auf eine entſetzliche Weiſe aus einander getrieben werden; allein, weil ſie beſtändig im Feuchten gehen, und durch das ſo ſaftige Gras lauter Säfte in ſich ziehen: ſo erweitern ſich die Knochen ſowohl als ihre Sehnen, und das Wachsthum der Haare an ihrer Sehne wird ſo ſehr befördert, daß ſie von der Kniekehle bis in die Feſſel 6 Zoll lange hangen haben. Der Huf erweicht und dreht ſich, durch den feuchten Boden, worauf ſie gehen, nach den Seiten aus, und wird platthufig. Wenn man ſie in der Folge aufſtallt und ſie durch andere Nahrungsſäfte erhält, ſo bekommen ſie nicht nur den Strengel, ſondern werden auch an den Schenkeln mit einem Ausſchlage befallen. Alle dieſe Folgen ſind von ſolchen Weiden zu erwarten, und unausbleiblich: daher man edle Pferde, oder auch ſolche, die man zum Reiten brauchen will, nicht auf dergleichen Weiden treiben muß. Die oſtfrieſiſchen Pferde geben Beyſpiele ab, welche insgeſammt von den naſſen Weiden feuchte Schenkel haben, und ſtark behangen ſind.

Alle dieſe Weiden ſind dennoch in gewiſſer Hinſicht, und nach der Beſtimmung der Pferde, die ſie ernähren ſollen, gut zu nennen; wie es denn recht gehandelt iſt, wenn man Füllen, welche große Laſten in Karren fortzuſchleppen beſtimmt ſind, auf die zuletzt beſchriebenen Weiden treibt, welche nur für die Jagdpferde ſchlecht zu nennen ſind. Man weiß daß der Leiſt der Pfer-

Pferde nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen eingerichtet ſeyn müſſe: denn anders muß er ſich an einem Reitpferde, anders an einem Wagenpferde, und wieder anders an einem Karrenpferde zeigen. Daneben iſt bekannt, daß die Nahrungsſäfte auf die Entwickelung der Füllen ſtarken Einfluß haben, und die am vorzüglichſten, welche ſie aus den Kräutern und Gräſern auf den Weiden ziehen. Es iſt daher ſehr natürlich, daß man für ein Füllen ſolche Weide wählt, die am geſchicktesten iſt, daſſelbe ſo zu entwickeln, daß es zu ſeiner Beſtimmung den gehörigen Leiſt erhalte. Hat man nun den Vorſatz, ein ſchweres Pferd zu ziehen, welches in einem Karren große Laſten ziehen ſoll: ſo wäre es ja übel berechnet, wenn man ein von ſolcher Raße gefallenes Füllen auf eine Bergweide ſchicken wollte, da es auf einem trockenen Boden geſunde nahrhafte Kräuter genöſſe, die es ſtark und dauerhaft machten, aber das Wachsthum und die Entwickelung nicht ſehr beförderten, ſondern vielmehr verhinderten. Wir verfehlten des Endzwecks: denn das Pferd bliebe zu klein, und könnte nicht in den Karren geſpannt werden. Für ein ſolches Füllen iſt alſo die vorzüglichſte Weide gerade die ſchlechteſte, und ſogar die gute und mittelmäßige nicht ſo zuträglich, wie die, welche oben als ſchlecht beſchrieben wurde. Auf ſolche Art iſt die mittelmäßige Weide für ein gemeines Wagenpferd ebenfalls die beſte, und die gute Weide müßte man für Pferde, welche vor Staatskutſchen zum Zuge oder auch für die Reiterey dienen ſollten, wählen. Hieraus erhellet alſo, daß die Eintheilung der Weiden nur relativ iſt, und daß man wohl thue, wenn man die Anlage der Geſtüte nach

den vorhandenen Weiden einrichtet. Hat man Bergweiden, ſo darf man keine Zuapferde zu ziehen denken; und iſt die Weide mittelmäßig, ſo müſſen wir den Gedanken auf Reitpferde fahren laſſen: denn ſie werden ſchwer werden.

Es iſt nicht allein nützlich, ſondern auch oft nothwendig, daß die Weiden zugleich mit Hornvieh betrieben werden, damit ſie im Stande bleiben. Pferde ſuchen das zarte und kurze Gras nebſt Kräutern, das Hornvieh hingegen das lange, weil es das kurze nicht faſſen kann. Auch ſind den Pferden Kräuter zuwider, welche dem Hornvieh angenehm ſind, und umgekehrt; auch frißt eine Art Vieh das Gras nicht, was auf ſeinem Dunge geil in die Höhe ſchießt; die andere Art frißt es gern, und die Abwechſelung iſt alſo ſehr nützlich. Man weiß auch, daß Pferdemiſt ſowohl als der Harn den Weiden nicht ſehr vortheilhaft ſind, weil ſie durch ihre Hitze das Gras verbrennen, daß hingegen der Kuhmiſt ſelbige düngt und verbeſſert. Um daher eine trockene Weide im Stande zu erhalten, iſt es nöthig, daß mit den Pferden auch Hornvieh aufgetrieben werde, und es muß die Anzahl deſſelben jene übertreffen, um ſie deſto beſſer zu düngen.

Wie viel □Ruthen des Erdbodens man für ein Pferd nöthig habe, muß nach der Güte deſſelben beſtimmt werden, und es iſt leicht einzuſehen, daß man von der ſchlechten Weide nicht eine ſo große Anzahl Ruthen gebrauche, als von der beſten Bergweide. Dieſe letztere, ſo wie die Wälder, laſſen ſich durch eine Ruthenzahl nicht genau beſtimmen, wenn es auf die Frage ankommt, wie viel für ein Pferd hinreichend ſey? weil nur hier und da Gras und

Nah=

Nahrung zu finden iſt, und etliche Oerter auch ſo verſteckt liegen, daß ſelbige nicht einmahl von den Pferden gefunden werden, daher man es der Beurtheilung der Kunſtverſtändigen und Haushalter überlaſſen muß. Man thut dabey allemahl ſehr wohl, wenn man den Ueberſchlag ſo macht, daß die Weiden nicht übertrieben werden, und die Thiere keinen Mangel leiden: denn ein an ſolchen Orten herrſchender Ueberfluß ſchadet nicht, wohl aber der Mangel, welcher den weidenden Thieren zum größten Nachtheil gereicht. Von der im obigen beſchriebenen guten Weide dürften 500 □Ruthen für ein Pferd und zwey Stück Hornvieh hinreichend ſeyn.

Von der mittelmäßigen Weide würde man an 400 □Ruthen genug haben, zu der eben erwähnten Anzahl von Thieren, und man thut der Sache nicht zu viel, wenn man drey Stück Hornvieh und ein Pferd auf 400 Ruthen von der oben erwähnten ſchlechten Weide rechnet. Hieraus erhellet alſo, daß eine gleiche Anzahl Ruthen von ſchlechter Weide mehr Vieh ernährt, als die beſte, weil dieſelbe wenige obwohl kräftigere Nahrung liefert. Am ſicherſten geht man bey der Anlage eines Geſtütes, daß man die im Lande übliche Gewohnheit, Weiden zu betreiben, zum Grunde legt, welche durch Erfahrung zur Richtſchnur geworden; und alsdenn ſeine Beurtheilung zu Hülfe nimmt, in wie fern der Boden, wo das Geſtüt angelegt werden ſoll, von dem gewöhnlichen abweicht; ſo wird man ſich leicht helfen.

Die Weiden ſind durch ein Riegelwerk ſo zu theilen, daß ſowohl Stuten als Füllen, und zwar dieſe nach ihrem Geſchlechte und Jahren ab-

abgeſondert, auch zwey= bis dreymahl umgetrie=
ben werden können.

Weiden, welche auch in einer Gegend un=
unterbrochen an einander liegen, ſind doch öf=
ters in Anſehung ihrer Güte ſehr verſchieden,
und wenn das iſt, ſo muß man den Stuten
die vorzüglichſte Weide zutheilen, wo die nahr=
hafteſten Gräſer und Kräuter wachſen, weil
dieſe ſie am mehreſten bedürfen, indem ſie ihre
Füllen ernähren, und ein anderes bey ſich ent=
wickeln müſſen. Iſt der beſonders gute Platz
nicht ſo groß, daß er alle Stuten mit dem be=
nöthigten Hornviehe ernähren kann: ſo ſondert
man die gelten davon ab, und gibt ihnen den
nächſten. Um ſolchen Raum werden Einſchrän=
kungen gemacht, damit ſie nicht entweichen, auch
kein anderes Pferd zu ihnen aus angränzenden
Weiden kommen könne. Der Herr von Sind
ſagt in ſeinem vollkommenen Stallmeiſter S. 20.
— „Dieſe Weide muß durch Mauern oder hohe
Palliſaden, damit kein Pferd darüber ſpringen,
und auch kein Wolf hinein kommen könne, in
drey Schläge abgetheilt werden ꝛc.“ — An ſol=
chen Orten, wo Wölfe ſind, iſt dieſe Vorſicht
nöthig; allein man hat dafür in Deutſchland
geſorgt, dieß ſchädliche Thier zu vertilgen und
man würde daher eine ſehr vergebliche Ausgabe
machen, die vielleicht mehr koſten dürfte, als die
ganze Anlage des Geſtütes, wenn man ein ſo
weitläuftiges Geſtüte mit einer Mauer umgeben
wollte. Palliſaden würden wegen der Repara=
tur noch koſtbarer werden: denn man könnte
ſicher darauf rechnen, daß man alle 10 Jahre
neue Palliſaden haben müßte, wodurch man
die Wälder ziemlich mitnehmen würde. Bey
Geſtüten muß man immer die Sparſamkeit mit
dem

dem Nöthigen verbinden, daher ein bloßes Riegelwerk das beſte iſt. Damit man aber auch deſſen in der Folge nicht bedarf: ſo pflanzt man rund um die Weiden Hecken von ſolchem Holze, welches in dem Boden am leichteſten wächſt, als Büchen, Weisdorn, Weiden oder aber Fichten, welche letztere geſchwinde und ſo an einander aufwachſen, daß faſt kein Haſe hindurch kann; und wenn dieſe ſo ſtark geworden, daß ſie keine Beſchädigung von den Thieren zu befürchten haben, wirft man das Riegelwerk ganz weg, und ſparet Koſten und Holz. Alle Stutfüllen, von welchem Alter ſie auch ſind, können mit den Stuten, oder neben daran weiden, und es iſt auch keinesweges ſchädlich, wenn man die jungen Hengſtfüllen, welche das erſte Mahl die Weide genießen, bey den Stuten läßt; denn ſie empfinden von ihrer Mannheit noch nichts. Will man aber mehrere Abtheilungen machen: ſo kann man die ein- und zweyjährigen Hengſtfüllen, und die drey und vierjährigen zuſammen ſetzen; doch ſo, daß die erſtern den Stuten am nächſten ſind, und auf dieſe die letztern folgen. Eine jede von dieſen Abtheilungen muß aber wenigſtens noch einmahl durch ein Riegelwerk getheilt werden, damit die Thiere nicht gleich anfänglich ihre ganze Weide unter die Füße bringen. Man gibt ihnen daher erſt die Hälfte zu verzehren, und nach 6 Wochen läßt man ſie in die andere Hälfte laufen, wo ſie denn Nahrung im Ueberfluſſe finden. Während der Zeit, daß ſie dieſe verzehren, hat die erſte Hälfte wieder Zeit zu wachſen. Haben ſie auch dieſe wieder verzehrt, ſo wird ihnen die andere Hälfte wieder eingeräumt. Auf gleiche Art kann man jede Weide auch in drey Theile theilen; welches

aber überflüſſig iſt, ſo nöthig 'auch das zweymahlige Umtreiben iſt, weil die Sparſamkeit dadurch befördert wird.

So verſchieden die Weiden ſind, in eben ſo viele Claſſen iſt auch das Waſſer einzutheilen; nur mit dem Unterſchiede, daß das ſchlechte Waſſer nie gut, und das gute Waſſer nie ſchlecht genannt werden kann.

Jedes Waſſer iſt mit erdigen, ſalzigen und anderen Theilen erfüllt, und nach deren Vielheit dicker oder durchſichtiger. Das beſte Waſſer iſt dasjenige, was klar, rein und ſehr leicht iſt, was den Magen nicht beſchwert, ſchnell durchgeht, bald am Feuer ſiedet, bald wieder kalt wird; was das Fleiſch und die Hülſenfrüchte ſchnell kocht, und ſich leicht und vollkommen mit der Seife vermiſcht. Vollkommen reines Waſſer findet man nicht. In der Verſchiedenheit der Beſtandtheile des Waſſers und der Kälte findet ſich der Unterſchied.

Vorzügliches Waſſer iſt das, welches aus einer reinen Quelle entſpringt, und bereits etliche Meilen gefloſſen iſt, wodurch es die Härte verloren hat.

Ein aus Quellen im ſteinigen Boden entſpringendes Waſſer pflegt das klarſte zu ſeyn, was man hat, iſt daher nicht mit vielen fremdartigen Theilen geſchwängert, und alſo das geſundeſte; allein, es hat auch eine ſehr große Kälte und Härte an ſich, welche den Thieren ſchädlich iſt: denn eiskaltes Waſſer iſt den Nerven feind, es verurſacht Betäubungen und Lähmungen der innern Theile, es erreget Bauchſchmerzen, es vermindert oder verhindert die Verdauung der Speiſen, und die Bewegung des Bluts und anderer Säfte des Körpers. Alle

diese

dieſe Wirkungen ſind vielleicht bey den Pferden nicht auf einmahl merklich; aber, wenn dergleichen eiskaltes Waſſer ihnen beſtändig gereicht würde, ſo dürfte es am Ende nur zu merklich werden; weshalb es erforderlich iſt, daß es erſt einige Meilen fließt, ehe es von Thieren genoſſen wird, damit es durch die Luft gemäßigt werde. Auch die Pferde wiſſen das gute von dem ſchlechten zu unterſcheiden, daher ſie einen klaren Bach allem anderen Waſſer vorziehen. Dieſes Waſſer hat alſo alle Eigenſchaften des beſten Waſſers, außer der, daß es ſich nicht mit der Seife vermiſchet, welches es aber auch thut, ſo bald es durch die Luft gemäßigt worden.

Gutes Waſſer iſt ein jedes fließendes, oder in Ciſternen geſammeltes Regenwaſſer. Fließende Waſſer führen gemeiniglich mehr Erdtheile mit, wie ein aus einem ſteinigen Boden ſpringendes Quellwaſſer, welches auf ein und eben demſelben Boden fortfließt; daher jene nicht ſo leicht und helle ſeyn können. Dahingegen ſind ſie gemäßigter, vermiſchen ſich gern mit der Seife, und erweichen die Hülſenfrüchte bey dem Kochen geſchwinde; welches einem jeden, der eine Haushaltung führt, bekannt iſt. Dieſes Waſſer iſt den Pferden zuträglich, und ſie ſaufen es gern, außer, wenn es ſich durch ein ſtarkes Regenwetter zu ſehr mit Erdtheilen vermiſcht hat, und trübe geworden iſt. Das in Ciſternen geſammelte Regenwaſſer iſt dieſem in allen gleich zu ſchätzen, indem es eben die Theile bey ſich führt, nur muß es nicht durch eine lange Zeit ſtinkend und faul geworden ſeyn.

Mittelmäßiges Waſſer iſt durch Röhren aus Springbrunnen geleitetes, oder ſpringendes Waſſer, welches dadurch verbeſſert wird, wenn

es 24 Stunden an der Luft ſteht. Das Waſſer dieſer Art findet man häufig bey den Geſtüten und Marſtällen, indem man daſelbſt nicht allemahl Flüſſe haben kann. Es kann auch zur Noth wohl ſo gebraucht werden, wie man es aus den Brunnen zieht oder pumpet, und werden die Pferde, wenn ſie es von Jugend auf genoſſen haben, auch daran gewöhnt; weil es aber härter iſt, wie das Flußwaſſer, ſo iſt doch allemahl zu rathen, es 24 Stunden vor dem Gebrauche pumpen, und an der Luft ſtehen zu laſſen. Ein Waſſer, welches durch Röhren in ein Behältniß aus Springbrunnen geleitet wird, iſt dem Brunnenwaſſer vorzuziehen, weil das Behältniß nie leer wird, und das Waſſer, welches man braucht, der Luft ſchon eine Zeitlang ausgeſetzt geweſen, und daher mäßiger geworden iſt.

Schlechtes Waſſer iſt, das in Teichen oder Seen ſtehende, durch friſchen Zufluß nicht verbeſſerte, und daher oft ſtinkende Waſſer. Waſſer, welches ſtehend iſt, wird faul und trübe, es nimmt von der Erde fremde Eigenſchaften an, und wird voller Unflath, daher kann es nicht anders, als ſchädlich ſeyn. Ein Pferd, welches ſolches Waſſer ſöffe, müßte großen Durſt haben, ſonſt vergreift es ſich gewiß nicht daran. Man muß mit dieſen ſtehenden Teichen und Seen nicht ſolche vermengen, in welche ſich ein Fluß ergießet, und welche einen immerwährenden Abfluß haben, oder auch ſolche Quellen haben, abfließen, und einen Bach machen, welche unter die Claſſe des guten Waſſers gezählt werden müſſen.

Ein hartes Waſſer wird in einem Geſtüte bey Füllen nicht ſo ſchädlich ſeyn, wenn es 24 Stun-

Stunden an der Luft geſtanden, weil ſich die Natur dazu gewöhnt. Einem Pferde aber, das an weiches Waſſer gewöhnt iſt, ſchadet es allerdings.

Die Pferde ſcheinen die Schädlichkeit ſolcher Verſchiedenheit des Waſſers ſelbſt zu kennen; denn wie oft kommt man nicht auf Reiſen in Wirthshäuſer, wo dem Pferde ein, aus einem Brunnen gepumpter Eimer voll Waſſer vorgehalten wird, welches es verachtet, worüber ſich der Knecht beklagt, daß es nicht ſaufen wolle. Die eben angeführte Urſache iſt in ſolchem Falle der Grund, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man dem Pferde einen Eimer voll Flußwaſſer vorhält, den es gewiß willig annimmt.

Die Winternahrung beſteht in trockener Fourage, und dieſe in rauher und glatter. Zu jener zählt man Heu, Stroh und Rauhfutter; zu dieſer aber jeden Kern vom Getreide, den man zu futtern pflegt, als Hafer, Gerſte, Erbſen, Bohnen u. ſ. w. Die Winterfütterung iſt nach der Verſchiedenheit der 3 Geſtütarten zu unterſcheiden.

Hier iſt vor allen Dingen anzumerken, daß man alles trockene Futter, welches die Pferde aus der Krippe freſſen, naß füttern müſſe. Man gibt zwar vor, durch die vielen Feuchtigkeiten, welche das Pferd genieße, ſetze es ein ſchwammichtes Fleiſch an, werde kraftlos, und zum Schwitzen geneigt; allein, es iſt mit dem Naßfüttern nicht geſagt, daß man die Krippe voll Waſſer ſchütten ſolle, ſondern das Futter muß nur angefeuchtet werden. Das Pferd wird dadurch beſſer ernährt, weil nicht ſo viele unverdaute Nahrungsmittel wieder weggehen,

wie bey einem trockenen Futter. Will man daher nicht ſo fette Pferde haben: ſo hat man den Vortheil, daß man mit wenigerm Getreide zukommt, welches doch wohl der Mühe werth iſt, daß man darauf achte.

Die Fütterung im Winter iſt nach der Landesart in den Geſtüten ſowohl verſchieden, als ſie es nach der Art der Geſtüte iſt. In Gegenden, wo man Buchweitzen und andere Arten von Futter und Gräſern zieht, kann man dergleichen mit beſtem Nutzen füttern. Andere bedienen ſich nur der erwähnten trockenen Fourage, und werden damit auch fertig.

In wilden Geſtüten wird an keine glatte Fourage gedacht, ſondern man führt den wilden Pferden, in die dazu gemachten Schoppen, Heu. Doch dieſes geſchieht alsdann erſt, wenn der Schnee ſo ſtark iſt, daß ſie auch, durch das Scharren mit den Füßen, die Erde nicht entblößen können.

Wilde Pferde finden ihre Nahrung auch im Winter in den Wäldern, wo ſie das verfrorene und vertrocknete Gras und Kräuter nebſt den Knoſpen von den Büſchen, gleich dem Wildpret, zu ihrer Speiſe machen. Auch die Spitzen der Heide, wenn es deren an ſolchen Orten gibt, dienen ihnen dazu, und unter den dicken Bäumen finden ſie wider die ſchlechte Witterung ein Obdach. So lange der Boden bloß bleibt, müſſen ſie ſich damit befriedigen, wenn aber ein ſtarker Schnee fällt, werden ſie durch Heu, welches in die dazu gemachten Schoppen gefahren wird, unterhalten, wie es auf gleiche Art in ſtarken Wildbahnen mit dem Wildpret zu geſchehen pflegt. Man muß bemerken, daß die wahren wilden Geſtüte in wärmeren Gegenden

den ſind, wo man keine ſo lange und ſtrenge Winter kennt, wie in den unſrigen, und daß daher auch dieſe Vorſicht bey verſchiedenen ganz entbehrlich iſt. So z. B. wird den wilden Pferden in dem wüſten Arabien und bey den lybiſchen Völkern gewiß nichts gereicht, welches man aber auch eigentlich keine Geſtüte nennen darf, indem ſie keinen Herrn haben, ſondern einem jeden zu fangen frey ſtehen.

Die Winterfütterung in halbwilden Geſtüten iſt, mit der in zahmen Geſtüten üblichen, übereinſtimmig, nur daß in jenen die Stuten auf dem Stalle nicht ſo lange, und nicht ſo ſtark, gefüttert werden, wie in dieſen; daher jene auch dieſen vorzuziehen ſind, wenn man dazu Platz hat. Man muß die Fütterung nach den Stuten, den verſchiedenen Jahren und dem Geſchlechte der Füllen, unterſcheiden; wie denn auch die Beſchäler ſorgfältig davon abzuſondern ſind.

Die Stuten in halbwilden Geſtüten kommen nicht eher zu ihren Ställen, oder werden nicht eher dahin geholt, als bis ſie auf dem Boden, der mit Eis und Schnee überzogen iſt, keine Nahrung finden können. Alsdann wird ihnen täglich 12 Pfund, nähmlich 6 Pf. Heu mit eben ſo viel Weitzen, Gerſten- oder Haberſtroh vermiſcht, auf die Raufe geſteckt, auch Morgens ſowohl als des Abends ein ſtarkes Futter von geſchnittenen Erbſen, Bohnen und Wicken, mit geſchnittenem Rockenſtroh vermiſcht, gereichet.

Wenn das Heu nicht zu koſtbar iſt, und man deſſen genug hat, ſo wird es noch beſſer ſeyn, ihnen bloß Heu, als eine Miſchung von Heu und Stroh zu geben. Von dem Stroh iſt ihnen

ihnen Haferſtroh das liebſte, woran man ſie ſo ſehr gewöhnen kann, daß ſie es ohne Vermiſchung mit Heu, recht gern freſſen. Das ihnen zu reichende Futter wird von gleichvielen Garben unausgedroſchenem Rauhfutter, worunter Erbſen, Bohnen und Wicken zu verſtehen, und ausgedroſchenem Rockenſtroh geſchnitten; wovon eine jede Stute täglich 1 halben hannöveriſchen Himbten oder Scheffel bekommt. Dieſes Futter wird in drey Theile getheilt, und ihnen des Morgens, Mittags und Abends jedesmahl einer davon gereicht. Kann man die trächtigen Stuten vor den gelten erkennen, ſo ſondert man ſie von einander ab, und entzieht den gelten Stuten ein Drittel von ihrem Futter, das man den trächtigen zuleget.

Die vier- und dreyjährigen Stutfüllen bekommen eben dieſes Futter, nur in geringerm Maße, nach ihrem Alter; die zwey- und einjährigen Stutfüllen aber Heu und geſchnittenen Hafer mit geſchnittenem Rockenſtroh vermiſcht. Die abgeſetzten Füllen werden in den erſten 14 Tagen mit gutem Heu und Kleyen. mit fein geſchnittenem Stoh vermiſcht, unterhalten; nachdem wird ihnen ſehr fein geſchnittener Hafer, mit geſchnittenem und darunter gemiſchten Rokkenſtroh, gegeben. An den Orten, wo Buchweitzen wächſt, iſt dieſe Frucht für Füllen eine vortreffliche Nahrung.

Vierjährige Stutfüllen, wenn ſie zum Bedecken beſtimmt ſind, können eben ſo gehalten werden, wie in dem vorhergehenden geſagt iſt, und wenn ſie noch ein Jahr unbedeckt bleiben ſollen, gibt man ihnen täglich 10 Pfund vermiſchtes Heu und Stroh, und etwa ein Drittel hannöv. Scheffel von dem für Stuten geſchnittenen Futter.

Dreyjährige Stutfüllen können dieſen gleich gehalten werden. Es iſt nur die Abſicht, dieſe müßigen Thiere durch den Winter zu bringen, ihnen das Leben zu erhalten, und ſie nicht ganz von Kräften kommen zu laſſen. Magerer werden ſie allemahl, woran aber gar nichts gelegen iſt; denn ſind ſie kaum vier Wochen in ihrem Sommeraufenthalte, ſo merkt man ſchon eine große Veränderung. Die zwey- oder einjährigen Stutfüllen, welche noch ſchwach ſind, und zu ihrer Entwickelung den Winter über beſondere Pflege und Wartung bedürfen, bekommen bloß gutes Heu, und zwar die zweyjährigen 10 Pfund, und die einjährigen 8 Pfund. Daneben wird ihnen von gleicher Anzahl Garben Hafer und ausgedroſchenem Rockenſtroh ſehr fein geſchnittenes Futter gereicht, und bekommen jene wöchentlich 2 hannöv. Scheffel, dieſe aber nur anderthalb Scheffel. Man kann leicht erachten, daß das Futter nicht zu kräftig iſt, wenn man bedenkt, wie wenig Hafer in einer Garbe enthalten iſt, wozu das Haferſtroh und noch eine Garbe Rockenſtroh geſchnitten wird, welche über 20 Pfund wiegen. Das Heu muß bey ihnen das beſte thun, und man ſucht auch für ſie das feinſte und beſte aus, und gibt das ſchlechtere den Stuten. Buchweitzen iſt eine ſehr nahrhafte Frucht, und jungen Füllen, beſonders den abgeſetzten, ſehr zuträglich, daher man ihn bey allen Geſtüten anzubauen rathen kann, wenn der Boden ſo iſt, daß er gerathen kann. Sandland iſt dazu bekanntlich recht gut.

Die abgeſetzten Füllen werden, ſobald ſie von der Mutter kommen, anfänglich mit Kleyen und dem zuvor erwähnten Haferfutter unterhalten, welches ihnen ungemein gut bekommt. Man

rechnet

rechnet gewöhnlich auf ein ſolches abgeſetztes Füllen 1 Achtelſcheffel Kleyen, und 1 Scheffel des Haferfutters, wozu ihnen täglich 6 bis 8 Pfund Heu von der beſten Art gegeben wird; wie man aufhört die Kleye zu füttern, wird ihm ein kleiner Zuſatz von dem Haferfutter gegeben.

Der Grund, warum man die abgeſetzten Füllen beſſer unterhält, liegt darin, weil ſie viel Nahrungsſäfte durch die Milch erhielten, ſo lange ſie noch bey der Mutter gelaſſen wurden, nun aber ſollen ſie an ein anderes Futter gewöhnt werden, welches nicht ſo reich an Nahrungsſäften iſt: denn das Stroh führt dergleichen nicht, der wenige Hafer aber und das Heu erſetzen es nicht, daher man anfänglich die Kleye zuſetzt, welche überdem ein kühlendes Futter iſt, und nach deren Abgang wird ihnen etwas mehr Futter gereicht. Ueberdem aber dürfen dieſe jungen Thiere nicht zu ſchlecht ernährt werden, damit ſie, dem Winter Trotz zu bieten, Kräfte genug erhalten.

Die vier-, drey-, zwey- und einjährigen Hengſtfüllen bekommen ohne Unterſchied Heu mit vermiſchtem Hafer-, Weitzen- oder Gerſtenſtroh auf die Raufe, und fein geſchnittenen Hafer mit Rockenſtroh; den mehr oder wenigern Zuſatz des Rockenſtrohes beſtimmt das Alter des Füllens. Für abgeſetzte Hengſtfüllen iſt in dem vorſtehenden das Futter angezeigt.

Alle Hengſtfüllen aus ſolchen Geſtüten pflegt man zu Reitpferden zu beſtimmen; daher man ihnen die ſchweren Früchte, als Erbſen und Bohnen, welche den Stutfüllen von ſolchem Alter gewidmet ſind, nicht reicht, ſondern man gibt ihnen geſchnittenen Hafer.

Für vier- und dreyjährige Füllen ſchneidet man unter 10 Garben Hafer, 5 Garben ausgedroſchenes Rockenſtroh, für die zwey- und einjährigen aber, eine gleiche Anzahl Garben Hafer- und Rockenſtroh, und es werden ihnen ſämmtlich täglich 3 Futter gereicht, nähmlich Morgens, Mittags und Abends. Den vierjährigen gibt man von dem Futter täglich 3 Viertel hannöv. Scheffel; den dreyjährigen aber nur 1 halben Scheffel. Auf die Raufe wird ihnen 10 Pfund vermiſchtes Heu und Haferſtroh geſteckt, und wenn das Heu ſchlecht oder befloſſen geweſen, ſo füttert man gar kein Heu, ſondern lauter Stroh, welches man für die zum Reiten beſtimmten Pferde noch beſſer hält. Man gibt ihnen gewöhnlich ihr Futter auf dreymahl; allein es iſt immer beſſer, die Futter kleiner zu machen, und ſie in 5 Theile zu theilen, wodurch die Füllen bey beſſerm Appetit erhalten werden. Vierjährige Füllen, welche nicht wieder auf die Weide kommen, müſſen beſſer ernährt werden, und noch einen Zuſatz von Hafer erhalten. Die zwey- und einjährigen Füllen erhalten von ihrem Futter, und zwar jene täglich 1 Drittel, und dieſe 1 Viertel hannöv. Scheffel, dazu bekommen jene 8 Pfund, und dieſe etwa 6 Pfund Heu. Auch dieſe Thiere werden bey dem Futter nicht fett, welches auch nicht ſeyn ſoll; denn die folgende Weide erſetzt alles wieder.

Den Reitpferden iſt es am zuträglichſten, wenn ſie wenig oder gar kein Heu bekommen; daher man in Geſtüten darauf denken muß, die Füllen, welche zu ſolchem beſtimmt ſind, von Jugend auf daran zu gewöhnen.

Die Pferde freſſen niemahls gern Stroh von den Raufen, und man wird bemerken, daß die-

diejenigen, welche an Heu gewöhnt ſind, wenn ſie Heu mit Stroh vermiſcht vor ſich auf der Raufe finden, das Heu halmenweiſe ausſuchen, und das Stroh liegen laſſen, daher iſt es nothwendig, daß man die Füllen von Jugend auf daran gewöhne. Stroh iſt den Jagdpferden, und allen denen, welche vielen Athem bedürfen, zuträglicher als Heu, weil jenes den Athem erleichtert, dieſes hingegen beſchwert. Ueberdem iſt es in einigen Gegenden, wo nicht viel Heu iſt, den Regeln der Sparſamkeit angemeſſen, und macht es in großen Geſtüten einen merklichen Unterſchied. Sind die Pferde daran gewöhnt, ſo freſſen ſie es ſo gern wie Heu, und ein Pferd läßt ſich zu allem gewöhnen *).

Die Stuten in zahmen Geſtüten werden länger in den Ställen gefüttert, und im October von den Weiden genommen; doch iſt es vortheilhaft, wenn man ſie im November bey guter Witterung am Tage noch auf ſelbige treibt. Sie verzehren daher mehr trockene Fütterung, wie in dem halbwilden Geſtüte. Gemeiniglich wird ihnen Heu und geſchnittenes Rauhfutter mit Hexel vermiſcht gegeben; doch muß man die Sparſamkeit, zumahl bey den gelten Stuten, wohl beobachten.

Die Stuten in zahmen Geſtüten müſſen überhaupt etwas anders behandelt werden, als die halbwilden, indem ſie auch den Ackerbau zu beſorgen haben, worauf man in Anſehung der Fütterung mit Bedacht nehmen muß. Sie werden zum Theil früher bedeckt, bekommen daher ihre

*) Auf den Farder-Inſeln werden die Pferde des Winters ſogar mit getrockneten Fiſchen gefüttert; in der Barbarey bekommen ſie getrocknete Datteln und Kameelmilch u. ſ. w.

ihre Fällen eher, wie halbwilde Stuten; es iſt daher leicht zu erachten, daß ſie ein nahrhafteres Futter haben müſſen. So wie es überhaupt nöthig iſt, trächtige Stuten gut zu halten, ſo wird in ſolchen Geſtüten, wo man edle Pferde zieht, um ſo mehr darauf zu achten ſeyn, daß man alles beytrage, was zur Entwickelung des noch ungebornen Füllens erforderlich iſt. Man gibt ihnen daher ſtatt 1 halben Scheffel 3 Viertel Scheffel täglich, und reicht ihnen Heu, nicht mit Stroh vermiſcht. Ueberhaupt aber iſt zu bemerken, daß man auf den Zuſtand jeder Stute achten, und das Futter darnach einrichten müſſe; welches bey zahmen Geſtüten um ſo mehr thunlich, weil jede Stute ihren eigenen Stand hat, und von den andern abgeſondert iſt; und da zeigt es ſich ſodann, daß man einer Stute von ihrem Futter etwas abziehen, und der andern zulegen könne. Die gelten werden den Abzug ohne Bedenken zu leiden haben; wie es denn bey ſolchen auch nicht darauf ankommt, ob ſie etwas beſſer oder ſchlechter im Stande ſind.

Die oben S. 493 fl. bemerkte Fütterung der Stut- und Hengſtfüllen kann auch in zahmen Geſtüten Statt finden; allein, da bey dieſen Geſtüten etwas Ackerbau iſt, auch mehrere Leute auf ſelbiges gehalten werden: ſo wäre es doch beſſer den Hafer dreſchen zu laſſen, um genauer zu beſtimmen, wie viel ein Füllen von jedem Alter verzehren ſoll. Es iſt allemahl eine ungewiſſe Fütterung, wenn man die Garben unausgedroſchen zerſchneidet, indem die Früchte, ein Jahr vor dem andern, beſſer gerathen, daher es denn auch kommt, daß die Füllen und Stuten nicht alle Jahre in gleich gutem Stande ſind. Ueberdem wird durch das Dreſchen vieler Unrath

von dem Futter abgeſondert, welchen die Thiere, wenn die Garben zerſchnitten werden, alle mit einfreſſen. Den vierjährigen Hengſtfüllen könnte man demnach täglich 5 Pfund, den dreyjährigen 4 Pfund, den zweyjährigen 3 Pfund, und den einjährigen 2 Pfund Hafer geben, welches hinreichend wäre, wenn ſie das dazu geſchnittene benöthigte Hexel empfingen. Man würde vielleicht wirklich mehr Korn verbrauchen, wie bey der vorigen Art zu füttern; aber weil man genau wüßte, was jedes Thier bekäme, ſo könnte man nächſtdem nach dem Zuſtande der Pferde genauer abziehen und zuſetzen.

Bey herannahender Weide muß man dafür ſorgen, daß die Füllen ja nicht zu fett, ſondern vielmehr mager aufgetrieben werden. Man wird alsdann das Zunehmen der Füllen augenſcheinlich bemerken, wie man im Gegentheil die auf dem Stalle gemäſteten jedesmahl ſchlecht von der Weide zurück erhält.

Füllen, welche auf dem Stalle gut ernährt ſind, pflegen, wenn ſie auf die Weide kommen, und ihrem eigenen Willen überlaſſen ſind, allerley Muthwillen zu treiben. Sie ſteigen gegen einander in die Höhe, ſpringen und laufen in die Wette ſo lange, bis der Schaum auf ihnen ſteht. Nach dieſer ſtarken Erhitzung folgt der Durſt, daher ſie in das Waſſer laufen, ſich auch wohl darin legen und ſaufen, ohne ſich um das Gras zu bekümmern. Den Spaß treiben ſie ſo lange, bis ſie ſich des Hungers nicht mehr erwehren können, da ſie ſodann zu graſen anfangen. Nach vier Wochen ſieht man dieſe, ſonſt ſo gut im Stande geweſenen Füllen mager werden, und zu Zeiten mit dem Strengel und andern Krankheiten befallen, wozu die Erhitzung

An=

Anlaß gegeben. Dieſe Füllen haben die ganze Weidezeit zu thun, daß ſie ihr verlornes Fleiſch wieder anſetzen, und in den vorigen Stand kommen, daher man im Herbſt nach geendigter Weide wenig oder gar keine Beſſerung an ihnen gewahr wird. Weit anders geht es mit den Füllen, welche mager auf die Weide geſchickt werden. Dieſe fallen, ſobald ſie das Gras erblikken, mit den Mäulern an die Erde, kehren ſich an kein Laufen und Scherzen, und haben auch die Kräfte nicht, es den andern gleich zu thun, daher ſie nach vier Wochen eine ungemeine verbeſſerte Geſtalt angenommen, munter und freudig ſind, ſtatt daß jene traurig und kränklich einher gehen. Bey der zunehmenden Beſſerung bleiben ſie bis in den Herbſt, und man ſieht ſie mit Vergnügen vergrößert, verſchönert, und in dem beſten Stande ihren Winteraufenthalt wieder einnehmen. Man ziehe den Füllen daher 4 bis 6 Wochen vor der Weidezeit von dem gewöhnlichen Korn etwas ab, und laſſe ſie alle Tage auf dem Hofe ein Paar Stunden herum laufen, und ſich balgen, damit ſie unter einander mehr bekannter, und der Freyheit gewohnter werden, wozu die an der Halfter ſtehenden Füllen ſonſt keine Gelegenheit haben. Treiben ſie den Spaß zu weit, und erhitzen ſich: ſo kann man ihnen Einhalt thun, wenn man ſie wieder in ihre Ställe ſchickt.

Stuten, welche bedeckt werden ſollen, müſſen auch nicht zu fett ernährt ſeyn; indem die Geburtsglieder, wenn ſie mit Fett und Feuchtigkeiten verſtopft ſind, den Samen aufzunehmen behindert werden. Zu dem Ende iſt es gut, wenn man ſie zur Beſchälzeit mit Arbeit ermüdet.

Die Stuten müſſen aber auch nicht ſo mager ſeyn, daß ſie wegen ihres elenden Zuſtandes den Trieb zur Begattung nicht bekommen, und nur den Beſchäler aus Kraftloſigkeit zulaſſen. Solchen Zuſtand findet man häufig bey den Bauerſtuten, die deswegen auch nicht befruchtet werden. Allzu fette Stuten pflegt man auch bey Privatperſonen anzutreffen, die zu Zeiten Luſt bekommen, ihre ſchöne und brave Stute bedecken zu laſſen, und ein Füllen von ihr zu erhalten. Dergleichen ſind gemeiniglich ſehr roſſig, und es wandelt ſie der Begattungstrieb auch vielfältig an; aber wegen ihres vielen Fettes nehmen ſie nicht auf. Dieß ſind wieder zwey Hinderniſſe, welche der Befruchtung zuwider ſind, die vor dem Zeugungsaktus aus dem Wege geräumt werden müſſen. Bey Geſtüten darf man dieſe Anmerkung nicht aus der Acht laſſen, damit ſie keine Urſachen abgeben, daß die Stuten ihren Beſtimmungen keine Genüge leiſten.

Wer Geſtüte unter Händen hat, weiß auch, daß ein Füllen vor dem andern erſtarkt, und dieſes zurück bleibt, weil ihm entweder eine Krankheit zugeſetzt hat, oder doch eine ſchwächere Natur ſein Fortkommen behindert; auch dieſem muß durch eine beſſere Nahrung fortgeholfen werden. Man läßt desfalls Gerſte ſchroten, und gibt ſolchen Füllen auf jedes Futter nach ihrem Alter ein- oder zwey Handvoll, wodurch ſie bald wieder erſtarken. Da das Futter naß gemacht wird, ſo werden die in der Gerſte ſich befindenden häufigen Nahrungsſäfte deſto leichter aufgelöſt und auch die Eingeweide durch den Gerſtenſchleim ſchlüpfrig gemacht, welches das Gedeihen befördert.

Die

Die Beſchäler bey einem halbwilden und zahmen Geſtüte müſſen auf einerley Art unterhalten werden. Das gewöhnliche Futter für einen Beſchäler iſt täglich 8 Pfund Hafer, 5 Pfund Heu und ſo viel klein geſchnittenes Stroh als es freſſen mag; welches, da er keine ſchwere Arbeit verrichtet, ſondern wöchentlich nur viermahl geritten wird, hinreichend iſt.

Beſchäler bey halbwilden Geſtüten ſowohl, als bey zahmen, werden beſtändig auf dem Stalle ernährt, und ſind daher in der Unterhaltung gleich. Man ſchätzt einen Beſchäler, in Anſehung des Futters, den Reitpferden gleich, und für ſolche iſt das eben bemerkte Futter hinreichend; wobey vorausgeſetzt wird, daß die Reitpferde nicht außerordentlich viele Arbeit thun müſſen, in welchem Falle die Portion Hafer nicht hinreichen dürfte. Die Arbeit der Beſchäler iſt, daß ſie wöchentlich zu ihrer Bewegung viermahl, entweder im Reithauſe, oder ſpatzieren geritten werden, wodurch ihnen nicht die geringſte Kraft benommen wird. Vieles Heu iſt weder den Beſchälern, noch den Reitpferden dienlich; weil es ihnen den Leib zu ſehr ausdehnt, und ſie unbehülflich macht. Man hat auch bey dem vielen Heu die Abſicht, den Durſt des Pferdes zu erregen, damit ſie viel ſaufen und Leib bekommen; allein man erhält ſeinen Endzweck, wenn man den Hafer mit vielem Hexel vermiſcht, und naß füttert: denn es iſt ja wohl einerley, ob das Thier das Waſſer ſäuft, oder mit dem Futter einfrißt, da es immer eben ſo viele Feuchtigkeit in den Leib bekommt; ja, das letzte iſt um ſo viel beſſer, weil das Waſſer mit dem Futter vermiſcht wird, und die Verdauung mehr befördert. Will man den Pferden einen

Zeitvertreib durch das Heu verſchaffen, wie einige wollen, ſo vermiſche man es mit Hafer- oder Weizenſtroh, wodurch die Pfundezahl verdoppelt wird.

Vierzehn Tage vor und in der Beſchälzeit bekommt er täglich 2 Pfund Hafer und 4 bis 5 Pfund Bohnenſchrot Zulage; welches eine Frucht iſt, die vielen Samen verſchafft. Statt des Bohnenſchrotes kann man auch Weizen wählen, welches noch beſſer, aber koſtbarer iſt.

Während der Beſchälzeit hat ein Beſchäler mehr Nahrung nöthig, den Abgang ſeiner Kräfte, welchen er durch das Beſchälen leidet, wieder zu erſetzen: daher ihm mehr Korn gereicht werden muß. Bohnen nähren ſehr ſtark, und machen bekanntlich alles Vieh ſehr fett; weshalb man dieſe Art der Frucht wählet, einen Beſchäler bey ſeiner Arbeit im Stande zu erhalten. Der Weizen iſt den Beſchälern, nach der Erfahrung, noch zuträglicher, zumahl wenn ſie ſchon alt ſind. Weil aber dieſe Frucht höher im Preiſe ſteht: ſo läßt man es bey den Bohnen, und denkt weiter nicht an den Weizen.

Nach der Beſchälzeit gibt man ihm 3 Wochen lang, nachdem man ihm wie es einige rathen zur Ader gelaſſen, Gras zu freſſen, ohne irgend ein anderes Futter, um das erhitzte Geblüt zu beſänftigen.

Von der Wartung eines Geſtütes, und den Pflichten, welche den dem Geſtüte vorgeſetzten Leuten obliegen *).

Der Vorgeſetzte eines Geſtütes, — was für einen Charakter er auch bekleiden mag; wir nennen

*) S. Prizelius a. a. O. S. 227 ff.

nennen ihn Geſtütmeiſter, — muß vor allen Dingen eine wahre Kenntniß von einem Pferde, und die Wiſſenſchaft von allen zu einem Geſtüte nothwendigen Dingen haben. Er muß die Kunſt, Pferde abzurichten, und ſeine Leute, durch Furcht und Liebe in einer genauen Unterwürfigkeit zu halten, wohl inne haben, ſelbſt aber Leidenſchaft für die Pferdezucht beſitzen, keinen Fleiß ſparen, ſelbige zum Nutzen und Vortheile ſeines Herrn blicken zu laſſen; und dabey eine Landwirthſchaft zu führen im Stande ſeyn.

Dieſe nothwendigen Eigenſchaften eines Geſtütmeiſters ſind von ſo weitem Umfange, daß viele Mühe und eine Reihe von Jahren erfordert wird, ſie zu erlangen. Der Geſtütmeiſter ſoll ein Pferdekenner ſeyn, und das mit Recht. Wenn ihm dieſe Kenntniß fehlt, wie kann er die zur Zucht unſchicklichen und fehlerhaften Stuten ſeinen Vorgeſetzten anzeigen, und bewirken, daß ſelbige vom Geſtüte entfernt werden? Der Mangel ſolcher Kenntniß wird ihn zum Gebrauche fehlerhafter Beſchäler verleiten; und durch unſchickliche Beſchäler wird er das ganze Geſtüte verderben. Es iſt nicht genug, daß ſich ſeine Kenntniß auf die äußern Theile eines Pferdes erſtreckt; ſondern er muß auch ihr Inneres zu prüfen und zu beurtheilen verſtehn. Er muß ſowohl die Eigenſchaften, Tugenden und Untugenden eines Beſchälers, als einer Stute, ohne ſich zu irren, genau unterſuchen können; weil ſelbige einen Einfluß auf die Nachkommen haben. Was nun dazu gehört, iſt in dem vorhergehenden zur Genüge gezeigt worden.

Er ſoll die Wiſſenſchaft von allen zu einem Geſtüte nöthigen Dingen haben. Daraus folgt, daß er die Natur der Pferde aus der Natur-

geſchichte kennen lernen, die bekannten und richtigen Erfahrungen damit verbinden, die Anwendung davon machen, und auf den Erfolg ſeiner Verrichtungen ein genaues Augenmerk richten müſſe. Die Unterhaltung der Thiere darf ihm nicht fremd, und nach den Umſtänden muß er die ſicherſte Beſchälordnung zu machen fähig ſeyn. Ohne ein Reiter zu ſeyn, kann er kein wahrer Pferdekenner ſeyn, und alſo auch nicht beurtheilen, was für Pferde zuſammen gethan werden müſſen, um dieſen oder jenen Schlag zu einer gewiſſen Beſtimmung zu erhalten, noch weniger die Beſchäler abrichten, oder die jungen Pferde zur Abrichtung zubereiten.

Die ihm untergebenen Leute muß er durch Liebe und Furcht in der Unterwürfigkeit zu halten verſtehn. So nöthig dieſe Eigenſchaft iſt, damit alle Arbeit gehörig geſchehe, ſo wenig achtet man oft dieſelbe. Vielfältig ſind die Geſtütmeiſter alte betagte Kutſcher, Pferdeärzte und Reitknechte, welche mit ihren Untergebenen gleiches Standes waren, denen es gar nicht kleidet, ſich ein Anſehen geben zu wollen; ſondern ſie gehen mit ihnen nach wie vor, als mit ihres gleichen um, wodurch der Nutzen des Herrn ohne allen Zweifel hintenangeſetzt wird.

Leidenſchaften für die Pferdezucht findet man bey den Geſtütmeiſtern am ſeltenſten, wohl aber für ihre Bezahlung; und es gilt ihnen oft gleich viel, ob ſie viele Füllen ziehen oder wenige; ob ſie gut oder ſchlecht ſind? genug, wenn ſie ihr Gewiſſen durch treue Dienſte beruhigen, die ſie darin ſetzen, daß ſie die Stuten bedecken laſſen, und für die Unterhaltung des Geſtütes ſorgen. Ein Mann, der Liebe zu der Pferdezucht, und noch beſſer, eine Leidenſchaft für dieſelbe hat,

hat, gibt ſich ungleich mehr Mühe, ſchöne Füllen zu erhalten; daher er darauf ſinnt, ſie immer noch ſchöner zu bekommen, und ſie durch eine ſorgfältigere Wartung beſſer zu bilden. Ein Mann, welcher nun die zuvor erwähnten Eigenſchaften nicht hat, kann zwar in ſeinen Verrichtungen allen Fleiß anwenden; allein der Fleiß hat gar zu enge Gränzen; derjenige aber, welcher dieſe Eigenſchaft beſitzt, denkt ohne Unterlaß auf Verbeſſerungen, und wenn er ſolche ausgefunden hat, ſtellt er ſie ſeinem Vorgeſetzten vor, der ſie prüfet und unterſtützet.

Die Pflichten eines Geſtütmeiſters ſind: 1. daß er für die Bewegung der Beſchäler ſorge, ſie reite, oder, nach Gebrauch mäßig ziehen laſſe. 2. Daß er die auf der Weide ſeyenden Stuten und Füllen wo möglich täglich beſuche, oder beſuchen laſſe, ob auch etwas ſchadhaftes darunter ſey. 3. daß er die zum Geſtüte gehörigen Geſchirre, Sättel und andere Inſtrumente in guter Ordnung und gutem Stande aufbewahre und 4. darauf ſehe, daß gute, trockene und geſunde Fourage auf den Winter eingeſammelt werde. 5. Daß die Aecker dem Nutzen des Geſtüts gemäß gebauet, und 6. die Stuten zu dem Gebrauche angewendet werden.

Der Ackerbau bey einem Geſtüte iſt zum Nutzen des Geſtütes da: er muß alſo dem gemäß behandelt werden, ſo viel, als es die allgemeinen Regeln des Ackerbaues erlauben. Hier iſt die Winterfütterung und Nahrung des Geſtütes das Hauptaugenmerk, daher der Geſtütmeiſter darauf ſehen muß, ob er vielleicht durch den Anbau fremder Gräſereyen, oder anderer den Pferden nützlichen Nahrungsmittel, dem Geſtüte einen Nutzen verſchaffen könne. Den

Zuchtſtuten, welche mit Müßiggehen ihr Futter verzehren, iſt die Arbeit zuträglich, weshalb ſie zum Ackerbaue gebraucht werden ſollen. In zahmen Geſtüten müſſen ſie alle ziehen, und den gelten Stuten muß die ſchwerere Arbeit aufgelegt werden. Es iſt nicht nöthig, daß man die trächtigen von der Arbeit ausſchließt, ſondern es iſt ihnen eine leichte Arbeit zuträglich. Pflügen und Eggen ſchadet ihnen nichts, womit ſie ſich etwa einen halben Tag beſchäfftigen, und können ſie auch immer in guten Wegen vor dem Wagen gebraucht werden; nur muß man ſie nicht an die Deichſel ſpannen, welche durch einen Schlag ein Verfohlen zuwege bringen könnte; welches zu verhüten, man ſie die 3 letzten Monate am mehreſten ſchonen muß.

7. Ohne Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten darf er ſich nicht über 24 Stunden von dem Geſtüte entfernen; noch weniger aber verſtatten, daß es ſeine Untergebene ohne ſein Vorwiſſen und Erlaubniß thun.

8. Alle 8 oder 14 Tage muß er einen unter gehörige Rubriken eingerichteten tabellariſchen Rapport an ſeinen Vorgeſetzten abſtatten, und den Zuſtand des Geſtütes, nebſt der gebrauchten Fourage, in ſolchem auf das genaueſte beſtimmen; alle außerordentlichen Vorfälle aber, wohin auch das Verfohlen gehört, muß er

9. Stündlich einberichten, und die desfalls erhaltenen Befehle genau befolgen.

Es gehört zur Ordnung, ohne welche keine Sache beſtehen kann, daß der Vorgeſetzte von den Handlungen ſeiner Untergebenen, ſo fern ſie auf den Dienſt abzwecken, Nachricht habe; und dazu gehört vornähmlich, daß er deren Abweſenheit von ihren Poſten wiſſe. Es kann ein nicht

nicht vorher zu ſehender Umſtand eintreten, wo man des Geſtütmeiſters Gegenwart nöthig hat, und ſelbigem, in der Hoffuung, der Giſtütmeiſter ſey zu Hauſe, ſeinen Fortgang läßt; man findet ihn aber nicht. Man würde dieſen Umſtand abgeändert haben, wenn man deſſen Abweſenheit gewußt hätte. Ueberdem iſt aber eines ſolchen Mannes Gegenwart beſtändig nöthig, weil man ſich auf die Knechte nicht verlaſſen kann, und dieſe ſich auch bey einem außerordentlichen Vorfall nicht zu helfen wiſſen: daher man in dem Fall, wenn die Abweſenheit des Geſtütmeiſters nothwendig iſt, wohl einen anderen Aufſeher während der Abweſenheit hinzuſchicken für gut findet; aus welchem Grunde er nothwendig um Erlaubniß bitten muß. Iſt das Geſtüt zu weit von dem Aufenthalte des Vorgeſetzten entfernt; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er eine kurze Entfernung nicht anzeigen könne, würde ſie aber mehrere Tage ausmachen, ſo kann ihm die Ertfernung nicht zur Entſchuldigung gereichen: denn er kann früh genug die Erlaubniß einholen. Daß die Knechte nicht ohne Einwilligung des Geſtütmeiſters von dem Geſtüte gehen dürfen, verſteht ſich von ſelbſt, weil ein jeder von ihnen ſeine Geſchäfte hat, die er ohne Vorwiſſen des Geſtütmeiſters nicht darf liegen laſſen.

Der Vorgeſetzte des Geſtüts muß ſchlechterdings von allem wiſſen, damit er dem Herrn, welchem er beſtändig nahe zu ſeyn pflegt, auf jede Frage die gehörige Antwort ertheilen könne. Ueberdem muß er Nachricht haben, in wie fern ſeinen Befehlen Folge geleiſtet ſey, und ob man das Geſtüt der Ordnung gemäß verwalte. Zu dieſem Zwecke iſt ein Rapport nöthig, wovon

von auf der Anlage A das Model beygefüget iſt, welches nach Befinden der Umſtände verändert werden kann und muß. Dergleichen tabellariſche Nachrichten ſind, ihrer Kürze wegen, allen übrigen vorzuziehen; zumahl da ſie dem Gedächtniſſe ſehr zu Hülfe kommen.

Außer der Rapportszeit muß auch der Geſtütmeiſter alle Vorfälle bey dem Geſtüte, wenn ſie von Wichtigkeit ſind, einberichten, als crepirte Füllen oder Pferde, plötzliche und gefährliche Krankheiten derſelben, Hagelſchlag, Ueberſchwemmungen der Weide u. ſ. w.

10. Vier oder ſechs Wochen vor der Beſchälzeit ſoll er von den Stuten eine nahmentliche Tabelle einſchicken, ſelbige ſo eintheilen, wie er glaube, daß ſie von dieſem oder jenem Beſchäler zu bedecken wären, und die Genehmigung oder Veränderung zu gehöriger Zeit bewirken.

Die Anordnung der Stuten und Beſchäler zur Begattung iſt bey einem Geſtüte der vorzüglichſte Umſtand, und die Verſchönerung oder Verſchlimmerung der Pferde hängt davon ab. Der Geſtütmeiſter, welcher die Stuten und Beſchäler genau kennt, muß es natürlich wiſſen, was ſich am beſten zuſammen ſchickt, um etwas Gutes zu erhalten. Hat ein Geſtütmeiſter aber nicht die nöthige Kenntniß, ſo iſt die Einſendung ſolcher Verzeichniſſe noch um ſo mehr nöthig, damit der Vorgeſetzte, wenn er eine Kenntniß davon hat, eine Veränderung treffen könne, die er am vollkommenſten machen wird, wenn er ſelbſt in das Geſtüt reiſet, und da ordnet, wie es ſeyn muß.

11. Zu der Zeit, wenn die Füllen fallen, — welches eilf Monate und einige Tage, auch

wohl

ten N. N. 18..

W	letztern Rapport:												
		chte ge.					Zur Erntezeit eingefahren.					
Beſchäler.	Tragbare Stuten.	Scheffel geſchnitten Hafer und Stroh.	Bunde Streuſtroh.	Morgen gepflüget.	Morgen mit N. N. beſäet.	Morgen gedünget.	Fuder Heu.	Schock Rocken.	Schock Gerſte.	Schock Hafer.	Schock Rauchzeug.	Scheffel Rübeſamen.

aus dem Rapport ſelbſt erklärt. z. B.
eit.

wohl ein Jahr nach dem Beſchälen geſchieht, — muß er genau Acht geben laſſen, damit einer Stute, welche etwa Hülfe nöthig hätte, zur rechten Zeit geholfen werde.

12. Auf junge Stuten, welche zum erſten Mahle ein Füllen bringen, iſt das Augenmerk zu verdoppeln, ob ſie ihre Füllen lieben, gut annehmen, und mit hinlänglicher Milch verſehen ſind.

13. Füllen, welche ihre Mutter bey der Geburt oder ſonſt verlieren, muß er durch andere Stuten oder Kuhmilch, unterhalten laſſen.

Die Stuten tragen bekanntlich eilf Monathe und etliche Tage darüber, und diejenigen, welche ſchlecht ernährt ſind, wohl ein ganzes Jahr und etliche Tage. Der Zeitpunkt der Geburt des Füllens iſt auch oft, wegen einer verkehrten Lage des Füllens, den Stuten ſehr gefährlich, und ſie können, wenn ſie keine Hülfe bekommen, gar leicht dabey umkommen, weshalb die Aufmerkſamkeit zu einer ſolchen Zeit im Geſtüte zu verdoppeln iſt. Der Geſtütmeiſter muß ſo viel wiſſen, wie er einer Stute ihrer Bürde entledige, und, wenn er keinen Kurſchmidt hat, ſelbſt Hand anlegen; damit er wenigſtens die Stute rette, wenn auch das Füllen zu Grunde ginge. Dieſer Vorfall trägt ſich in großen Geſtüten vielfältig zu; weshalb auch eine beſtändige Wache bey den Stuten ſeyn muß.

Stuten, welche ihre Füllen nicht annehmen und lieben, müſſen freylich nicht im Geſtüte geduldet werden, man kann aber einen Verſuch machen, ob ſie ſich nicht dazu bequemen wollen. In der Verlegenheit, worin ich mich befand, ſagt Prizelius, da eine Stute ihr Füllen nicht annehmen wollte, wurde ich der vielen

Schmei-

Schmeicheleyen, womit ich ſie unterhielt, überdrüßig, griff zur Peitſche, und prügelte ſie trefflich aus, da ſie es dann zugab, daß das Füllen ſog. Wie das Füllen ſatt geſogen, ließ ich es von der Stute entfernen, und nach 3 Stunden wieder zu ihr bringen, und, weil ſie ihre Ungezogenheit auf das Neue bewies, empfing ſie auch ihre richtigen Hiebe, nach deren Empfang ſie ſich bequemte. Nachdem ließ ſie das Füllen in Gegenwart des Knechts ſaugen, womit 8 Tage fortgefahren wurde, nach deren Ablauf ſie es gern annahm, und es recht ſehr liebte. Allen nachher von ihr geworfenen Füllen hat ſie ihre mütterliche Neigung im höchſten Grade bewieſen.

Es kann ſich auch der Fall ſehr leicht zutragen, daß die Mutter von dem Füllen bey der Geburt crepirt. Um alſo das Füllen zu erhalten, muß man ſuchen, daß man eine Stute bekomme, welche entweder ihr Füllen verloren, oder es ſchon ſo weit gebracht hat, daß es abgeſetzt werden könne, und ſich des mutterloſen Füllens annimmt; oder man macht den Verſuch, es mit Kuhmilch aufzufüttern, welches aber elende Füllen gibt. Bisweilen gibt es Stuten, welche ſo viele Milch haben, daß ſie zwey Füllen ernähren können; daher man auch einer ſolchen das verwayſete Füllen mit zutheilet, und wenn ſie es annimmt, gibt man ihr Rockenſchrot zu ihrer Nahrung, damit der Zufluß der Milch befördert werde.

14. Bey dem Beſchälen muß ein Geſtütmeiſter die natürlichſte, doch ſichere, Art einſchlagen, damit die Stuten befruchtet werden, und genau achten, ob auch eine Stute dieſen oder jenen Beſchäler mehr liebe, und alſo leichter von ihm aufnehme.

15. Junge und zum erſten Mahl zu bedeckende Stuten, muß er allemahl mit dem ſchönſten Hengſt belegen laſſen, weil nicht ſelten alle folgende, von eben der Stute fallende Füllen, dem erſten an Schönheit ähnlich ſind, obgleich die erſten jedesmahl die kleinſten ſind.

Erreicht ein Geſtütmeiſter ſeinen Endzweck, daß die Stuten befruchtet werden, und er hat Stuten, die alle Jahr empfangen: ſo iſt es nöthig, daß er ſie das dritte Jahr verſchone, damit ſie nicht zu ſehr entkräftet werden. Dieſes iſt nicht nur den Stuten ſchädlich, ſondern es hat auch einen Einfluß auf die Füllen; denn die, welche das dritte Jahr fallen, wenn die Stuten auch die beyden Jahre vorher getragen haben, ſind kleiner und ſchlechter, welches merklicher iſt, als man ſich einbildet; hat die Stute aber ein Jahr Ruhe, ſo iſt das folgende Füllen, wie die erſten, und man merkt nicht den geringſten Unterſchied. An dieſe Vorſicht hat man bisher wenig gedacht, weil die Stuten ohnehin mehr gelte bleiben, als es zu wünſchen iſt.

Daß eine Stute zu einem Beſchäler mehr Neigung habe, wie zu dem andern, und auch leichter von ihm aufnehme, iſt eine Wahrheit, welcher alle Geſtütmeiſter, wenn ſie achtſam ſind, beypflichten werden; ſo wie es auch gewiß iſt, daß dieſer oder jene Hengſt die eine oder andere Stute lieber bedeckt. Man hat Beſchäler geſehen, welche keine Schimmelſtute bedeckten, und wieder andere, welche die Schimmel allem übrigen Haar vorzogen. Hierauf hat der Geſtütmeiſter wohl zu achten, und wenn er dergleichen findet, muß er die Thiere, welche eine vorzügliche Neigung zu einander haben, nicht trennen, auch dieſe Bemerkung bey ſeinem Vorſchlage, wie

wie er die Stuten bedecken laſſen will, anfüh⸗ren, damit der Vorgeſetzte ihm keine Aenderung hierin mache.

Man hat die etwas auffallende Bemerkung gemacht, daß alle Füllen einer Stute ihrem erſt ge⸗worfenen ähnlich ſind; es iſt daher der Vorſicht gemäß, daß man eine zum erſten Mahl zu be⸗deckende Stute mit dem ſchönſten Hengſte bele⸗gen laſſe: und verhält es ſich mit der Stute auch nicht ſo, ſo iſt dabey doch nichts verloren. Es iſt aber auch nicht genug, daß dieſer Be⸗ſchäler ſchön ſey, ſondern er ſoll auch groß ſeyn, weil die erſten Füllen, welche gemeiniglich klei⸗ner wie die folgenden ſind, das Behältniß er⸗weitern ſollen. Ein jeder Geſtütmeiſter weiß es, daß die Erſtlinge, wie man ſie zu nennen pflegt, klein ſind, welches auch der Natur ſehr gemäß iſt, weil das Behältniß des Füllens ſich mit der Entwickelung deſſelben allmählig ausdehnen muß, und alſo dem ſtärkern Wachsthum widerſteht. Bey dem zweyten und folgenden Füllen iſt es anders; das Behältniß iſt bereits erweitert ge⸗weſen, hat ſich nur leicht zuſammen gezogen, und widerſteht einer neuen Ausdehnung nicht.

16. Ein Geſtütmeiſter muß die Beſchäler, während der Beſchälzeit, ſo unterhalten, daß ſie am Ende derſelben noch in eben dem Stan⸗de ſind, in welchem ſie vom Anfange waren, und

17. Auf den Begattungstrieb der Stuten genau achten, und deren Empfängniß auf alle Weiſe befördern.

Wenn man einem Beſchäler nicht mehr Stuten zutheilt, wie ihm, der Regel nach, zu bedecken gegeben werden müſſen: ſo wird er bey der ihm während der Beſchälzeit zu reichenden

Fütte⸗

Fütterung, wovon in dem vorhergehenden geredet iſt, in dem verlangten Zuſtande bleiben; und des Geſtütmeiſters Einſicht wird es beſtimmen müſſen, ob die ihm zugetheilte Zulage hinreichend oder überflüſſig ſey. Beſchäler, welche nach geendigter Beſchälzeit einem Skelette ähnlich ſind, haben an ihren Kräften eine zu ſtarke Abnahme erlitten, und die zuletzt bedeckten Stuten zuverläſſig hintergangen. Auf den Wohlſtand der Beſchäler muß daher gehörig bedacht genommen werden.

18. Die Füllen muß er nach vier bis fünf Monaten abſetzen.

19. Auf das Wechſeln älterer Füllen achten, und die Hengſte, welche gelegt werden ſollen, zur gehörigen Zeit legen laſſen.

Die Füllen müſſen um die bemerkte Zeit aus doppelten Gründen abgeſetzt werden. Einmahl, weil es ihnen ſelbſt ſchädlich iſt, wenn ſie bis in den eilften Monath, wie es der Landmann wohl zu halten pflegt, ſaugen; zweytens aber, weil die Stute, welche den 9ten Tag nach der Geburt wieder bedeckt und trächtig iſt, die Nahrung für das Füllen, welches ſie trägt, zu nöthig hat, als daß ſie das ſchon erſtarkte Füllen damit unterhalten ſollte oder könnte, wobey ſie nothwendig ganz von Kräften kommen müßte.

Das Wechſeln der Zähne iſt bekanntlich bey den Füllen oft ein gefährlicher Zeitpunkt, und werden ſie vielfältig dabey krank; der Geſtütmeiſter muß daher in dieſer Zeit auf deren Erleichterung ſo ſehr denken, wie möglich. Zu Zeiten wollen die Füllenzähne nicht fort, und die neuen wachſen bey ſelbigen heraus, und nehmen eine ſchiefe Stellung an; daher er bey dem Falle die Füllenzähne muß wegbrechen laſſen.

Ein Maul voll ſchiefſtehender Zähne könnte dem Füllen am Graſen hinderlich werden.

Hier entſteht noch die Frage: welches das beſte Alter ſey, um die Hengſtfüllen zu legen? Dieſe Frage kann ſo viel bedeuten: wann es der Geſundheit am zuträglichſten ſey, daß man die Hengſte lege? worauf zu erwiedern: daß es in jedem Alter geſchehen könne, ohne daß man zu befürchten habe, daß das Thier ungeſund würde, wenn anders der Kurſchmidt die Operation gehörig verſteht; nur muß man eine ſolche Jahreszeit wählen, in welcher die Wunden leicht heilen, alſo weder den warmen Sommer, noch den kalten Winter. 2. In welchem Alter müſſen ſie gelegt werden, damit ſie ſich am beſten bilden? Hier kommt es darauf an, ob man Pferde haben wolle, welche fein von Kopf und Halſe ſind, und ob die Höhe mit verlangt wird, oder ob man gedrungene ſtarke Pferde zu haben wünſche, welche ein Hengſtmäßiges Anſehen behalten? Im erſten Falle iſt das zweyte Jahr das beſte, im andern aber, muß man das vierte oder fünfte Jahr wählen.

20. Der Geſtütmeiſter muß ferner richtige, mit gehörigen Rubriken verſehene Beſchälregiſter, Erndte- und Dreſchregiſter führen, und endlich

21. Für die Bewegung des ganzen Geſtütes im Winter ſorgen, und ſich deſſen Pflege auf das genaueſte angelegen ſeyn laſſen, doch dabey die Sparſamkeit nicht verſäumen.

Beſchälregiſter ſind bey allen Geſtüten nöthig, theils, ſowohl den Abſtamm und das Alter der Füllen und Stuten daraus zu erſehen, als auch Beobachtung anzuſtellen, wie lange z. B. dieſe oder jene Stute trage? wie viel ſie zur Welt gebracht? theils die Neugierde zu befriedigen,

Zu S. 515.

der Beſchäler, bedecken.

No.	Nahmen der Beſchäler, nebſt Haar und Abzeichen.	Alter.	L a a	Abgang derſelben.
1.	Hercule, kupferbraun, mit einem kleinen weiſſen Stern.	8.	M m e d	
2.	Adonis, Fuchs, mit zwey weißen	7	P r e	

10: Hengſte.

Tabelle C.

Beſchälregiſter

von dem N. N. Geſtüte auf das Jahr 18 . .

No.	Nahmen nebſt Haar und Abzeichen der Stuten.	Alter derſelben.	Abſtamm der Stuten von Seiten des Beſchälers.	Abſtamm der Stuten von Seiten der Stute.	Nahmen des Beſchälers, welcher im Jahr 18.. bedecket hat.	Nahmen des Beſchälers, welcher im Jahr 18.. bedecket.	Tage des Bedeckens. zum 1. mahl	Tage des Bedeckens. zum 2. mahl	Tage des Bedeckens. zum 3. mahl	Im Jahr 18.. gefallene Füllen. Hengſte.	Im Jahr 18.. gefallene Füllen. Stuten.
1.	Die Jägerin. Braun, mit einer weißen Stirn und zwey weißen Hinterfü-	7.	Joli.	Eſperance.	Bijoux.	Hercule.	2ten April.	11ten April.	—	1.	—

Zu S. 515.

ʒ

der efindenden Füllen.

No.		llen. der ite.	Abgang, und Art und Weiſe deſſelben.
1.	Ein vie ein	le.	——

Hengſte.	Stuten.	Hengſte.	Stuten.	Ganze Summe.
20	19	15	19	181

Tabelle E.

Extract

von dem N. N. Geſtüte auf das Jahr 18..

	Vom Anfange dieſes Jahrs waren im Geſtüte:							Abgang in dieſem Jahre.					Art und Anzahl des Abganges.		Bleiben, mit dem Abſchl und dem Anfange des Geſtüt		
	4 jährige	3 jährige	2 jährige	1 jährige	Saugfüllen.			4 jährige	3 jährige	2 jährige	1 jährige	Saugfüllen			4 jährige	3 jährige	2 jäh rige

digen, den Abſtamm eines Pferdes durch einige Glieder wiſſen zu können, und zu ſehen, wie viele Füllen man in gewiſſen Jahren erhalten habe, und wo ſie geblieben ſind? Endlich um den Gewinn oder Schaden deſto genauer berechnen zu können. Die Araber führen von ihren Pferden die genaueſten genealogiſchen Tabellen, wie es oben ſchon bemerkt worden, welches ſie ſo weit treiben, daß ſie bey dem Beſchälaktus ſowohl, als bey dem Wurfe der Stute, Zeugen ſtellen, und ſchriftliche Inſtrumente darüber verfertigen; welche ſie bey dem Verkaufe dem Käufer mit einhändigen. In Geſtüten hat man ein in Fol. gebundenes Buch zu dieſem Gebrauche, in welches das Beſchälregiſter von Jahren zu Jahren eingezeichnet wird. Bey jedem Jahrgange macht man 1) das Verzeichniß von der in dem Jahre im Geſtüte gebrauchten Beſchälern, nach beyſtehendem Model B. Alsdann fängt man mit den Stuten an, und führt davon das Regiſter, nach dem Model C; und iſt man mit den tragbaren Stuten durch, ſo folgt 3) das Regiſter von den im Geſtüte vorhandenen Füllen, nach deren Alter und Geſchlecht, wie das Model D zeigt. Weil man den Abgang und Zugang vom ganzen Jahre in dieſes Regiſter bemerkt, ſo wird nach Ablauf des Jahrs, das iſt, von einer Beſchälzeit zur andern, das ganze Regiſter geſchloſſen, und 4) ein Extrakt nach dem Model E daraus verfertigt, dem Regiſter angehängt, und das neue vom folgenden Jahre auf gleiche Art wieder angefangen. Ein ſolches Beſchälregiſter enthält alle Veränderungen des ganzen Geſtütes, und zeigt jedes Pferd und Füllen nach. Wenn man will, kann man in dem Extrakte auch die Summe der Koſten

des Geſtütes von jedem Jahre bemerken, welches ſehr gut iſt, damit man auch in Anſehung der Ausgaben die Veränderungen bey der Hand habe, welche man mit der Einnahme des Geſtüts vergleichen, und ſehen kann, ob man zurück oder vorwärts kommt.

Erndte- und Dreſchregiſter, findet man an allen Orten bequem und gut eingerichtet; daher von ſelbigen keine Tabelle gegeben werden darf.

Der Geſtütmeiſter muß auch im Winter für die Bewegung des Geſtüts ſorgen, und die Thiere nicht beſtändig im Stalle ſtehen laſſen, welches ihnen bekanntlich ſehr nachtheilig iſt. Die Stuten erhalten die nöthige Bewegung im Zuge durch Holzfahren; oder, wenn ſie zum Zuge nicht gebraucht werden können, werden ſie auf den Geſtütshof gelaſſen, wo ſie nach ihrem Gefallen und nach Beſchaffenheit des Wetters einige Stunden herum gehen. Die an der Halfter ſtehenden jungen Hengſte muß der Geſtütmeiſter wöchentlich dreymahl im Reithauſe an der Longe laufen laſſen, welches von gutem Nutzen iſt, und ſie ſchon auf ihre Abrichtung zubereitet. Alle übrige Füllen läßt er alle Tage bey gutem Wetter eine Zeitlang im Hofe, oder bey übelem Wetter im Reithauſe herum gehen. Es wird jedes Mahl nur ein Trupp von einem Alter und Geſchlechte heraus gejagt, und wenn ſie die ihnen zur Bewegung beſtimmte Zeit draußen geweſen ſind, müſſen ſie wieder in ihren Stall, und andere nehmen den Hof ein. Man läßt ſie dieſerhalb alter- und geſchlechtsweiſe aus dem Stalle, damit die, welche mit einander bekannt ſind, zuſammen bleiben, kein Schlagen und Balgen entſtehe, und die beſchwerliche Abſonderung, welche nach jedesmahliger Vermiſchung

vorgenommen werden müßte, vermieden werde. So nöthig nun dieſe Bewegung iſt; ſo ſehr muß der Geſtütmeiſter auf alles achten, was zur Gemächlichkeit und Bequemlichkeit der jungen Thiere dient, dahin denn auch die Reinlichkeit und Wärme im Winter gehört.

Die Knechte müſſen 1. Treue und Fleiß bey Ausübung der erhaltenen Befehle beweiſen.

2. die Beſchäler auf das beſte reinigen und warten.

3. Die vierjährigen Hengſtfüllen durch Schmeicheleyen thätig und fromm zu machen ſuchen, daß ſie der Striegel und des Putzens gewohnt werden.

4. die Ställe von Unrath, Staub und Spinnengewebe fleißig reinigen.

5. Alles, den geringſten Vorfall nicht ausgenommen, dem Geſtütmeiſter anzeigen.

6. Die Nacht nach der Ordnung in den Ställen wachen.

7. Das Futter ſo fein ſchneiden wie möglich iſt.

8. Zur müßigen Zeit den Ackerbau mit abwarten.

9. Das Futter und Waſſer dem Geſtüte zu gehöriger Zeit und in verordnetem Maße reichen.

10. Das Geſtüt, ſich zu bewegen, auslaſſen, und

11. Sich ſelbſt reinlich und ordentlich halten.

Es iſt bekannt genug, daß durch die Nachläſſigkeit eines Knechtes oft großer Schaden entſteht, welchen er, wenn er ſeiner Pflicht eine Genüge gethan, hätte verhüten können. Z. B. Anſtatt daß ein ſolcher im Stalle nach der Ordnung wacht, geht er andere Wege, oder in ſein

Bett, und glaubt nichts befürchten zu dürfen. Wie oft trägt ſich aber nicht ein Unfall zu. Ein Pferd bleibt im Halfterſtrange mit dem Hinterfuße hangen, und da es, alles verurſachten Lärmens ungeachtet, nicht befreyet wird, ſo ſcheuert es den Fuß bis auf den Knochen durch, und bleibt lahm. Ein treuer und fleißiger Knecht iſt ein Kleinod, und der Geſtütmeiſter wird ihm auch ſeine Zufriedenheit bezeugen, damit er in ſeinem Weſen erhalten werde.

Die Beſchäler müſſen vor allen Dingen beſtändig rein gehalten, und gut gewartet werden, zu welchem Ende ihnen auch alle Ruhe gegönnt werden muß, die ſie während der Beſchälzeit am nöthigſten haben, einige nöthige Bewegungen ausgenommen. Außer der Zeit der Reinigung und Fütterung ſoll niemand in den Stall zu ihnen gehen, und der Stall ſo viel möglich dunkel gemacht werden, damit ſie durch keine fremden Gegenſtände in ihrer Ruhe geſtöhret werden. Dabey muß ihnen die gemächlichſte Streu durch die Knechte gemacht werden, die ſie während der Beſchälzeit beſtandig behalten, und alle Tage erneuert bekommen.

Die vierjährigen Hengſtfüllen, welche an der Halfter ſtehen, noch eine Weide bekommen, und nächſtdem aufgeſtallet werden, können den Knechten zum Zeitvertreibe gereichen, wenn ſie ſelbige zu ihrer künftigen Abrichtung zubereiten. Sie gehen fleißig mit Liebkoſen zu ihnen, reichen ihnen eine Handvoll Heu, und fangen an, ſie mit einem Strohwiſche abzureiben, damit ſie der Menſchen und des Putzens gewohnt werden. Sie heben ihnen die Füße auf, und ſchlagen auf den Huf, welches eine Zubereitung zum Beſchlagen iſt. Wenn die Knechte hierin fleißig

ſind

ſind und die Schmeicheleyen nicht vergeſſen: ſo bekommen die jungen Pferde ein Zutrauen zu den Menſchen, und der Anfang der Abrichtung wird dadurch ſehr erleichtert.

Die Reinlichkeit in den Ställen iſt bey Geſtüten eben ſo wenig aus der Acht zu laſſen, als bey Marſtällen. Wenn die Ställe voll Staub ſind, fällt er auf die Pferde, und die Leute müſſen deſto mehr putzen, oder die Füllen, welche nicht geputzt werden, werden voller Unrath, der ſich auf die Haut ſetzt, anklebt, und die Schweißlöcher verſtopft: wodurch die Ausdünſtung und das Gedeihen gehemmet wird. Die Knechte müſſen daher wenigſtens alle 14 Tage die Wände vom Staube und Spinnengewebe reinigen. Dabey ſollen ſie diejenigen, welche nicht geputzt werden, täglich mit friſchen Streuen verſehen, damit ſie nicht, wie die alten Kühe, mit Unflath bedeckt werden. Man darf ſich nicht einbilden, daß es den zweyjährigen Füllen zum Nachtheile gereiche, wenn ſie geputzt würden, wie es einige glauben, ſondern es würde ihnen vielmehr vortheilhaft ſeyn, wenn die Inſtrumente, womit die Reinigung geſchähe, nicht zu ſcharf wären; allein, da ſie nicht angebunden ſind, es auch zu viel Knechte erfordern würde, welche die Ausgabe des Geſtüts erhöheten: ſo läßt man es dabey, und ſucht durch reinliche Ställe und Streu das Putzen zu erſetzen.

Den Knechten kann nichts verborgen bleiben, was etwa dem einen oder andern Thiere zugeſtoßen ſeyn möchte, da ſie ſich mehrentheils in den Ställen aufhalten; finden ſie dergleichen, ſo müſſen ſie es ſofort dem Geſtütmeiſter anzeigen. Es gibt mitunter ſo faule Knechte, welche nicht darauf achten, ob ein Pferd frißt oder

nicht, und wenn ſie es auch bemerken, doch nichts davon melden, bis es der Geſtütmeiſter ſelbſt bemerkt; alsdann kommen ſie damit heraus, daß es ſchon ſeit 2 — 3 Tagen nicht recht habe freſſen wollen. Ein ſolcher Kerl muß nicht eine Stunde länger im Geſtüte geduldet werden.

Das Wachen der Knechte in den Ställen iſt unumgänglich nöthig. Einmahl wegen der oben bemerkten nachtheiligen Zufälle, die jedem Pferde begegnen können, und wo ſchleunige Hülfe nöthig iſt; zweytens, um den Stuten bey dem Werfen, wenn es nöthig seyn ſollte, Hülfe zu leiſten; drittens, zur Sicherheit wegen etwaniger Feuersgefahr, bey welcher ſie vor allen Dingen erſt die Ställe öffnen, und das Geſtüt herauslaſſen, und nächſtdem alle Leute ermuntern müſſen.

Je kürzer das Futter geſchnitten wird, deſto bekommlicher iſt es allen Pferden, am meiſten aber den jungen Füllen, weil dieſe nicht im Stande ſind, ſo langes Futter gehörig klein zu käuen und hinunter zu bringen. Hierbey iſt es zu bemerken, daß es ſehr vortheilhafft ſey, den Hafer und das Rauhfutter, wenn es die Zeit und der Raum zulaſſen, vor dem Winter zu zerſchneiden, damit das Ungeziefer, als Ratzen und Mäuſe, welche in das geſchnittene Futter nicht kommen können, keinen Schaden daran thun, den ſie, wenn die Frucht in Haufen gebanſet iſt, auf eine entſetzliche Weiſe anrichten. Sie freſſen die Früchte aus, und die Pferde werden hintergangen, weil ſie das bloße Stroh bekommen. Der hieraus erwachſende Nachtheil wird um ſo merklicher, wenn man in Feldern viele Mäuſe verſpürt hat, welche ſich des Winters in die Scheunen zu ziehen pflegen.

Im Sommer müſſen die Knechte es ſich gefallen laſſen, die Feldarbeit mit abzuwarten, weil das Geſtüt auf der Weide iſt, und ſie daher nicht viel zu thun haben. In der Erndte ſind ſie vorzüglich nöthig.

Die Ordnung der Fütterung muß in einem Geſtüte genau befolgt werden, welche der Geſtütmeiſter den Knechten vorſchreibt. Er ſchreibt ihnen jede Stunde vor, in welcher ſie den Thieren das Futter, Heu und Saufen reichen ſollen, und darin dürfen die Knechte nichts verſäumen. Man erhält die Pferde durch ſolche Ordnung bey Appetit und beſſerem Gedeihen, als wenn es ihnen bald früh, bald ſpät gereicht wird, und man hat noch den Vortheil, daß man die Knechte in den Zwiſchenzeiten zu andern Geſchäften brauchen kann, welches ſonſt nicht thunlich iſt, indem ſie ſich bald mit dieſer, bald mit jener Fütterung entſchuldigen. Zu dieſer Ordnung gehört auch noch, daß die Knechte die Pferde zu der beſtimmten Stunde aus den Ställen laſſen, um ſich zu bewegen, und ſie auch wieder in die Ställe treiben.

Man kennt die Ordnungsliebe oder die Nachläſſigkeit eines Knechtes ſchon an ſeinem Anzuge. Ein Kerl, welcher auf ſeinen Leib nichts hält, und ſich nicht rein und ordentlich zeiget, taugt ganz gewiß nicht viel; denn er wird ſich noch weniger um die Reinlichkeit der Pferde bekümmern, wenn er bey der ſeinigen gleichgültig iſt.

Balance eines zahmen Geſtütes.

Die Frage: ob ein zahmes Geſtüt einträglich ſey? (von wilden und halbwilden verſteht es ſich von ſelbſt, wenn man nähmlich ſolche Ländereyen hat, die man nicht beſſer benutzen kann),

kann nicht anders, als nach der gemachten Einrichtung, beantwortet werden. Wilde Geſtüte verurſachen unter der obigen Vorausſetzung wenig oder gar keinen Aufwand; und die bey halbwilden anzuwendenden Koſten ſind auch nicht von dem Belange, daß ſie nicht durch die Einnahme bey weitem überſchritten werden ſollten; allein bey zahmen Geſtüten iſt die Beantwortung der Frage bald bejahend, bald verneinend. Die Gegend und die Nutzung der Graſerey und Früchte ſind dabey ſehr entſcheidend. Kann man jene theuer bezahlt bekommen: ſo iſt die Benutzung der Ländereyen nicht durch Geſtüte zu ſuchen, wenn man nicht etwa eine vorzügliche Pferderaße zieht, und dabey auf guten Abſatz der jungen Pferde rechnen kann *). Iſt aber das Gras auf keine andere Art, als durch Betreibung der Pferde und Ochſen zu nutzen, ſo dürfte das Geſtüt wohl vortheilhaft werden.

Um indeß eine ungefähre Ueberſicht der Erforderniſſe und des Ertrags eines zahmen Geſtüts zu geben, will ich hier die von Prizelius entworfene Berechnung hinzufügen. Die Preiſe aller in Anſchlag gebrachten Dinge ſind dabey nach unſerer jetzigen Zeit viel zu geringe; allein die Verhältniſſe gegen einander bleiben doch, und jeder kann nach Zeit und Ort die Preiſe ſelbſt anders anſetzen, und dann berechnen. Wenn ich hier auch die jetzigen Preiſe hinzufügte, ſo würden ſie doch nur für dieſe Zeit gelten. Prizelius ſagt nun:

Ich

*) Verſchiedene mecklenburgiſche Geſtüte ſind in den letzteren Jahren eingegangen, weil man im Ganzen für Mühe und Koſten nicht hinlänglich entſchädigt wurde. Unglücksfälle vereiteln auch oft die beſten Erwartungen, und wenn der Ruf einmahl für ſchon beſtehende Geſtüte entſchieden hat, ſo hält es ſchwer, ſeine jungen Pferde zu gehörigen Preiſen los zu werden.

Ich nehme 1. eine Gegend an, wo es weder an guter Weide, noch an der zur Unterhaltung eines Geſtüts nöthigen Länderey fehlt; 2. daß man eine Weide, worauf ein Pferd volle Genüge habe, nicht höher, als zu 4 Rthlr. nutzen könne; daß die zum Geſtüte nöthige Länderey in der Verpachtung etwa 500 Rthlr. aufbringe; 4. daß das Geſtüt aus 50 Stuten beſtehe, welche nebſt den Füllen, von allen Jahrgängen und Geſchlechtern, den Winter über, von der Länderey zu erhalten ſind. Die Anſchaffung der Stuten, und die Anlage der Gebäude, will ich nicht mit in Anſchlag bringen, ſondern das dazu anzulegende Kapital einſtweilen für das Vergnügen rechnen, was ein Herr von Geſtüten hat, und die Intereſſen mit dem Gelde compenſiren, um welches er ſonſt bey dem Einkaufe ſeiner benöthigten Pferde betrogen wird: denn er bezahlt für jedes Pferd beynahe den doppelten Werth. Dieſes zum voraus geſetzt, will ich die jährliche Ausgabe eines ſolchen Geſtütes ſo genau wie möglich, prüfen.

Es werden bey ſolchem Geſtüte erfordert:

Ein Geſtütmeiſter und 12 Knechte. Jener, wenn er ein Mann iſt, wie er ſeyn ſoll, dient nicht unter 400 Rthlr. ob ich gleich wohl weiß, daß man dergleichen Leute mit der Hälfte abſpeiſet; woraus aber auch der Schade erwächſt, daß das Geſtüt ſchlecht behandelt und verdorben wird; ſolche Betrüger müſſen nicht einmahl ſo viel bekommen. Jeden Knecht rechne ich auf 60 Rthlr. welches auf alle 12 — 720 Rthlr.

beträgt. Die Winterfütterung des ganzen Geſtütes kommt von der Länderey, die im Anſchlage iſt, zu — 500 Rthlr.

Die Stute verzehrt den Sommer an Weide 4 Rthlr. und des Winters an Heu 5 Rthlr. welches zuſammen 9 Rthlr. beträgt: 50 Stuten verzehren alſo, im Winter und Sommer, an Weide und Heu — 450 Rthlr.

Alle 4jährige Füllen genießen nur die Weide noch, und werden nach geendigter Weide zu ihrer Beſtimmung aufgeſtallet. Deren Anzahl ſoll 36 ſeyn; welche alſo an Weide verzehrten — 144 Rthlr.

Die 3jährigen Füllen, deren auch 36 ſeyn ſollen, will ich den Stuten in Heu und Weide gleich, und

und alſo ein jedes auf 9 Rthlr. ſchätzen, welches beträgt 324 Rthlr.

Die 2jährigen kann ich nur zu 8 Rthlr. das Stück rechnen, und ſind deren ebenfalls 36, welche koſten 288 Rthlr.

Die 1jährigen verzehren nur 7 Rthlr. und ſind deren 36, welches eine Summe ausmacht von 252 Rthr.

Die Saugfüllen werden nun den Winter jedes 4 Rthlr. Koſten verurſachen, weil ſie den Sommer ſaugen, und die übrige Zeit auf der Weide nicht zu rechnen ſind. Die Summe für ſelbige wäre alſo 144 Rthlr.

4 Beſchäler können nur in Anſehung des Heues Koſten verurſachen, weil ſie ebenfalls von der Meyerey mit ernährt werden, und keine Weide genießen, für welche man alſo in Anſchlag bringt 20 Rthlr.

Der Beſchlag, die Medicin, Reparatur der Wagen und Geſchirre, müſſen auch in Anſchlag kommen, und rechne ich dafür 150 Rthlr.

Alle dieſe Poſten machen die ganze Ausgabe aus, wobey ich hoffe, daß man mir die Gerechtigkeit werde wiederfahren laſſen, die Ausgaben nicht zu geringe angeſchlagen zu haben, welche ich der Deutlichkeit halben nochmahls kürzlich wiederholen will.

1.	Gehalt des Geſtütmeiſters	400 Rthlr.
2.	Der 12 Knechte	720 —
3.	Pacht der Länderey	500 —
4.	Unterhaltung für 50 Stuten	450 —
5.	36 Fülen von 4 Jahren	144 —
6.	36 Füllen von 3 Jahren	324 —
7.	36 Füllen von 2 Jahren	288 —
8.	36 Füllen von 1 Jahr	252 —
9.	36 Saugfüllen	144 —
10.	der 4 Beſchäler	20 —
11.	Für Medicin, Reparatur ꝛc.	150 —
	Summa aller Ausgaben	3392 Rthlr.

Nun nehme ich an, daß der Geſtütmeiſter ſeine Sache verſtehe, und daß man ihn an der Ausübung ſeiner Geſchicklichkeit nicht behindere: ſo wird er gewiß ſchöne Pferde ziehen, worin denn auch eigentlich der Vortheil beſtehen muß; denn ein häßliches Pferd zu unterhalten, koſtet ſo viel wie ein ſchönes,

und

und iſt in Anſehung des Werths, oft um 200 Rthlr. geringer; woraus nothwendig folgt, daß die Geſtüte, wo man nur mittelmäßige Pferde zieht, gar nicht geachtet werden müſſen.

Die Einnahme von dieſem Geſtüte wären nun 36 Stück $4\frac{1}{2}$ jährige Füllen, welche die Koſten des Geſtütes erſetzen müſſen, die ſich auf 3392 Rthlr. belaufen. Wenn wir dieſe Summe durch 36 theilen, ſo haben wir den Werth jedes einzelnen Stükkes, welcher 94 Rthlr. beträgt. Der Kenner eines Geſtütes wird aber mit dem Anſchlage nicht zufrieden ſeyn, ſondern einwenden: daß alle Jahr ſowohl Stuten ausgemuſtert werden müßten, als daß auch Füllen crepirten; worin ich ihm ſelbſt beypflichte. Es ſollen alſo 6 Stück Stuten jährlich ausgemuſtert werden, und 6 Füllen wollen wir crepiren laſſen; welches doch auch Unglück genug wäre. Die ausgemuſterten Stuten ſollen auch nicht den geringſten Werth haben, welche doch immer noch 150 Rthlr. werth ſeyn könnten: ſo bleiben nur 24 Stück $4\frac{1}{2}$ jährige Füllen als eine Einnahme übrig: wovon das Stück 141 Rthlr. zu ſtehen käme. Mir ſcheint das Geſtüt noch immer vortheilhaft, weil ich für ſolches Geld Pferde erhalte, welche geſund, ohne Mangel, von vorzüglicher Raße und ſchön ſind, dergleichen in jetzigen Zeiten nicht einmahl für Geld zu bekommen ſind. Es müßte ja Schade ſeyn, wenn nicht unter ſolchen Thieren einige wären, welche das Stück mit 100 Louisd'or *), und andere mit 60 und 80 Louisd'or bezahlt würden, welche Officiere für ein Pferd auszugeben ſich nicht bedenken, wenn ſie es nur bekommen könnten, wie es ſeyn müßte. Wie viel mehr wird ein begüterter Herr eine ſolche Summe zu bezahlen bereit ſeyn, wenn er ein ihm gefallendes Pferd erhält. Wir dürfen nicht weit ſuchen, um Beyſpiele davon zu finden: denn alle engliſche Pferde, welche an großer Herren Marſtälle ge=

*) Aus dem gräflich Pleſſiſchen Geſtüte zu Jvenack im Mecklenburgiſchen, ſo wie aus dem in dortiger Gegend befindlichen jetzt aber eingegangenen rottmannshagenſchen, dem Herrn von Maltzahn gehörig, wurde ſchon vor 20 Jahren faſt kein Pferd unter 100 Louisd'or verkauft. Dieſes war (ſo viel ich gehört zu haben glaube) wenigſtens der Mittelpreis, bey dem die Geſtüte nur beſtehen konnten. Z.

geliefert werden, müſſen wenigſtens mit 80 Louisd'or bezahlt werden, und ſind zu Zeiten wahre Schindmähren. Es wäre ein Unglück, wenn man in Deutſchland nicht beſſere, oder wenigſtens eben ſo gute Pferde ziehen ſollte, wie in England; aber wir ſcheuen die Koſten, verſtehen es nicht, und wollen es auch nicht lernen. Aus dem vor mir habenden Geſtüte müſſen ja wohl Beſchäler fallen, die man in andere Geſtüte wieder verkauft, und vielleicht 1000 Rthl. für einen ſolchen erhält; welches nichts beſonderes iſt. Wir ſehen hieraus, daß ein ſolches Geſtüt vortheilhaft ſey, wenn auch die Koſten eines erzeugten vierjährigen Füllens ſich über 100 Rthlr. belaufen. Bey den Geſtüten, wie ſie jetzt gewöhnlich ſind, wo man Pferde von 4 Jahren findet, die nicht über 100 Rthlr. geſchätzt werden, und größtentheils noch unter dem Preiſe verkauft werden müſſen, weil ſie mit allerley Gebrechen beladen ſind, muß dieſer Schaden durch die wenigen wieder erſetzt werden, die man über 100 Rthlr. verkauft.

Man hat nicht bey allen Geſtüten Gelegenheit, eine Landwirthſchaft zum Beſten des Geſtütes benutzen zu können; und ſodann iſt es leicht einzuſehen, daß ein ſolches koſtbarer zu unterhalten ſey; denn darin ſteckt ein großer Vortheil, daß die Stuten den Acker ſelbſt bauen, welcher zu ihrer Unterhaltung erfordert wird, wodurch die ſonſt nöthigen Ackerpferde erſpart werden. Von einem ſolchen Geſtüte ohne Ackerbau müſſen wir auch einen Anſchlag kennen lernen, welcher hier folget:

Die Stuten und Füllen gehen, ein Jahr in das andere gerechnet, 22 Wochen auf der Weide, und ſind 30 Wochen im Stalle. Die Weide beträgt für jede Stute jährlich 4 Rthlr. welches auf 50 Stück ausmachet — 200 Rthl.

ſie kann wöchentlich in der Winterfütterung mit 24 Mgr. unterhalten werden, welches auf 30 Wochen 20 Rthl. beträgt, und daher auf 50 Stuten — 1000 Rthl.

Für 36 Stück vierjähriger Füllen iſt für die Weide in Anſchlag zu bringen, das Stück 4 Rthl. in allem — 144 Rthl.

Auf gleiche Art verhält es ſich mit 36 dreyjährigen Füllen, welche auch die Weidezeit koſten, 144 Rthl.

Deren

Deren Winterfütterung kann wöchentlich mit 18 Mgr. für jedes, beſtritten werden, und beläuft ſich auf 540 Rthl.
Für zweyjährige Füllen kann man die Weide nicht höher als 3 Rthl. in Anſchlag bringen, welches für 36 Stück 108 Rthl.
ausmachet. Deren Winterfütterung rechne ich wöchentlich auf 15 Mgr. welche alſo auf 30 Wochen für ſämmtliche beträgt 450 Rthl.
Die jährigen Füllen können auf der Weide mit 2 Rthl. 18 Mgr. das Stück, und alſo 36 mit 90 Rthl.
unterhalten werden. Deren Winterfütterung will ich der vorigen gleich rechnen 450 Rthl. und iſt nun noch die Winterfütterung der 36 Stück Saugfüllen in Anſchlag zu bringen, welche die Woche das Stück mit 12 Mgr. zu unterhalten ſind, wovon auf 30 Wochen die Summe 360 Rthl.
beträgt. Ein Beſchäler kann mit dem Beſchlage das Jahr mit 45 Rthl. unterhalten werden, welches auf 4 Stück ausmacht 180 Rthl.
Die kurze Wiederholung ſämmtlicher Ausgaben wäre demnach:

1. Der Gehalt des Geſtütmeiſters	400 Rthl.
2. — für 10 Knechte, welche hinreichend ſind, weil der Ackerbau wegfällt . . .	600 —
3. Weidegeld für Stuten .	200 —
4. Winterfütterung . .	1000 —
5. Weidegeld für vierjährige Füllen	144 —
6. — für dreyjährige Füllen	144 —
7. Winterfütterung für die letzten	540 —
8. Weidegeld für zweyjährige Füllen	108 —
9. Winterfütterung . .	450 —
10. Weidegeld für einjährige Füllen	90 —
11. Winterfütterung . .	450 —
12. Desgleichen für die Saugfüllen	360 —
13. Unterhaltung der 4 Beſchäler	180 —
ganze Summe	4666 Rthl.

Niemand wird mich beſchuldigen, daß ich dieſen Anſchlag zu geringe angeſetzt habe *), und getraue ich mir, ein ſolches Geſtüt bequem damit zu unterhalten, auch wohl einen Ueberſchuß zu haben. Die Einnahme des Geſtüts iſt nun 1) für 6 ausgeſetzte zwölf=

*) Der Herr Prizelius ſchrieb dieſes im Jahre 1777.

zwölfjährige Stuten zu 30 Rthl. macht 180 Rthl. wobey ich annehme, daß 2 crepiren ſollen, wie ich auch 4 Füllen im Laufe laſſen will. Es müſſen alſo 12 Füllen weniger in Einnahme gebracht werden, daher 2) nur 24 Füllen die Einnahme ausmachen. Von der Summe der Ausgabe wären daher zuerſt 180 Rthl. abzuſetzen, und der Reſt muß ſodann durch 24 getheilt werden, ſo findet ſich, daß jedes Füllen auf 170 Rthl. zu ſtehen käme, und iſt noch zu Anſchaffung der Beſchäler nichts ausgeſetzt. Ein ſolches Geſtüt würde, nach der jetzigen Art Pferde zu ziehen, ſchlechten Nutzen verſchaffen; es wäre denn, daß die Fütterung viel wohlfeiler wäre, und die Pferde unter den gemachten Anſchlag erhalten werden könnten. Es iſt auch möglich, daß man weniger Leute brauchte, und den Gehalt verringern könnte. Auch iſt es in ſolchem Falle nicht nöthig, daß ein Geſtütmeiſter ſo gut bezahlt werde, wenn ein Stallmeiſter in der Nähe des Geſtüts iſt, der fleißig zuſehen, und alles regieren kann. Es kann auch ſeyn, daß man die Weide, wie z. B. im Walde, auf keine Weiſe nutzen könnte, wenn ſie nicht durch ein Geſtüt verzehrt würde; da denn alles Weidegeld von 686 Rthl. abgezogen werden muß. Ueberdem läßt ſich auch der Fall gedenken, daß man am Hofe Schulpferde zu unterhalten gewohnt ſey, wozu die Beſchäler nützen, welche ſodann im Marſtalle ernähret werden, und dem Geſtüte nicht zur Laſt fallen. Alle dieſe und andere dergleichen Umſtände können einen Anſchlag, welcher ſchädlich zu ſeyn ſcheint, ſo verändern, daß er nützlich werden müſſe, welches auf eine gute Einrichtung ankommt.

Einige Nachrichten von dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüte bey Neuſtadt an der Doſſe.

Ueber dieſe, bis zu der letzten Kriegskataſtrophe ſo blühende, Anſtalt hat uns der Herr Rohlwes, welcher ſonſt bey dieſem Geſtüte als Pferdearzt angeſtellt war, in einer lehrreichen Schrift *) intereſſante Nachrichten und Bemerkungen

*) Sie führt den Titel: Die Pferdezucht. Oder die Veredelung der Pferde in den Preußiſchen Staaten, in einer Dar-

kungen mitgetheilt, die kein Pferdeliebhaber ungeleſen laſſen wird. Um einen Begriff von dieſem Geſtüte und ſeiner Entſtehung zu geben, und auf das angeführte Werk deſto aufmerkſamer zu machen, entlehne ich hier nachfolgendes aus demſelben.

„Friedrich Wilhelm der Zweyte, ſagt Herr Rohlwes, überzeugte ſich von der Nothwendigkeit, die Pferde in ſeinen Staaten veredeln zu müſſen; und da ſein deshalb gefaßter Entſchluß von jeder Kleinlichkeit entfernt war, ſo litt derſelbe auch in Betreff des etwa erforderlichen Aufwandes, keine Einſchränkung, und die Ausführung deſſelben ward von Sr. Majeſtät dem jetzigen Oberſtallmeiſter, dem Reichsgrafen von Lindenau, übertragen.“

„Gute Beſchäler waren zur Veredelung der Landpferde die erſte Nothwendigkeit; und um dieſe im Lande zu erzeugen, mußte ein Geſtüt von ganz edlen Raßen angelegt werden, für welches denn auch mit möglichſtem Fleiße geſorgt, und daſſelbe, trotz allen ſich ereigneten Hinderniſſen, endlich in einem viel verſprechenden Zuſtande, bey Neuſtadt an der Doſſe, errichtet, und mit dem Nahmen ſeines großen, edlen Stifters, Friedrich Wilhelms, beehrt ward.“

„Das Lokale, welches der Herr Oberſtallmeiſter zur Einrichtung des Geſtüts bey dem eben genannten Neuſtadt wählte, beſtand anfänglich aus denjenigen Amts-Grundſtücken, welche der ſchon ſeit vielen Jahren auf dem daſigen Amtshofe befindlich geweſenen Maulthier-Stuterey

Darſtellung des Königl. Preußl. Friedrich-Wilhelms-Geſtütes, bey Neuſtadt an der Doſſe. Berlin, bey Maurer 1806. 102 S. in gr. 4. mit 2 Kupfertaf.

terey eingeräumt waren; da aber der, dieſem Maulthier-Geſtüte eingeräumte Theil, für das anzulegende Hauptgeſtüt nicht hinreichte, ſo wurden für daſſelbe die ſämmtlichen zu dem Amte Neuſtadt gehörigen Grundſtücke von Sr. Majeſtät dazu bewilliget, und dem Herrn Unternehmer zur Einrichtung überlaſſen.“

„Der Geſtüthof wurde nun, in einiger Entfernung von Neuſtadt, im Mittelpunkte der eben erwähnten Grundſtücke, auf einer unbrauchbaren Sandſchelle, nahe an der Doſſe, anzulegen beſtimmt, und hier auch mit allen ſeinen Gebäuden, von Grund aus neu und völlig maſſiv erbauet *).“

„Um aber auch in Anſehung der Pferde, die auf dieſem Geſtüte erzogen werden ſollten, keine Zeit zu verlieren, ſo wurde, als der Plan zu dieſem Geſtüte fertig war, der jetzige Geſtüt-Stallmeiſter Herr von O-Grady ſchon im Jahre 1786 nach England geſchickt, um dort einige Beſchäler und eine Anzahl Stuten zu kaufen, welche letzteren denn im Frühjahr 1787 von den in England ſich ausgezeichneten Beſchälern bedeckt wurden, wovon auch viele tragend nach dem Geſtüte kamen. Der Herr Oberſtallmeiſter unternahm zum Beſten des Geſtüts eine Reiſe, und zwar nach Zweybrücken, um aus dem damahls dort befindlichen ſehr berühmten Geſtüte nicht allein eine Anzahl tragender Stuten, ſondern auch einige Beſchäler für unſer Hauptgeſtüt, und mehrere noch für das zu errichtende Landgeſtüt zu kaufen. Im Herbſt 1787 kamen nicht allein die Beſchäler und

*) Dieſe Gebäude, welche zuſammen ein Viereck bilden, ſind vom Herrn Rohlwes im Grund- und Aufriſſe auf einer großen Kupferplatte ſeinem Werke beygefügt.

und Stuten aus England, ſondern auch die, von dem Herrn Unternehmer für das Hauptgeſtüt beſtimmten Beſchäler und Stuten aus Zweybrücken in Neuſtadt an, und wurden in den auf dem Amthofe noch befindlichen Ställen, aufgeſtellet, woſelbſt denn auch, in dem darauf folgenden Frühjahr eine Anzahl Fohlen von den genannten Stuten gebohren wurden."

„Um dieſe Raßen in der Zukunft durch Vermiſchung noch mehr zu veredlen, wurde im Jahr 1788 der Königliche Stallmeiſter Herr Wollny nach Frankreich, Spanien, Marocco, Neapel und Italien geſchickt, um in dieſen Reichen und Ländern Beſchäler von edlen Raßen zu kaufen."

„Auch der noch jetzt bey der Königlichen Thierarzeneyſchule ſtehende Profeſſor, Herr Naumann, welcher ſich im Jahr 1789 in Charanton nahe bey Paris auf der daſigen Thierarzeney Schule aufhielt, bekam den Auftrag, zwey in Paris befindliche Beſchäler zu kaufen und anher zu ſchicken, welches auch geſchahe."

„Im Jahr 1790 wurde der Königliche Stallmeiſter Herr Ehrenpfort, welcher den Herrn Stallmeiſter Wollny ſchon begleitet hatte, nebſt dem noch jetzt bey dem Königlichen Marſtall zu Potsdam ſtehenden Pferdearzt Kleinert, nach Arabien geſchickt, um dort Beſchäler der erſten und edelſten Raße für das Geſtüt zu kaufen. Der gute Ehrenpfort aber hatte das Unglück, auf der Rückreiſe mit einem Pferde zu ſtürzen, ſo, daß er an den Folgen dieſes für ihn traurigen Ereigniſſes in Konſtantinopel ſtarb. Der ſchon genannte Pferdearzt Kleinert aber kam geſund und wohl von dieſer müh- und gefahrvollen Reiſe zurück, und

führte dem Geſtüte dreyzehn der ſchönſten und edelſten Beſchäler zu.“

„Von dem nachher verſtorbenen Fürſten Kaunitz in Wien erhielt das Geſtüt zwey arabiſche Beſchäler, von welchen einer noch jetzt auf dem Geſtüte befindlich, und unter dem Nahmen Türc=main=atty als ein vortrefflicher Beſchäler bekannt iſt. Der andere war Armidor genannt, dieſer iſt aber ſchon vor einigen Jahren geſtorben; indeß lebt ſein Andenken noch in ſeinen Generationen.“

„Da die beſtimmte Anzahl von Stuten noch nicht voll war, ſo wurde der Königliche Geſtütſtallmeiſter Herr von O-Grady zum zweyten Mahle nach England geſchickt, um die noch fehlenden von dorther zu bekommen. Nach der Zeit reiſete der Herr Oberſtallmeiſter ſelbſt nach England, um noch eine Anzahl Stuten von der edelſten Raße dort zu kaufen.“

„Diejenigen der angekommenen Beſchäler, die in dem Friedrich=Wilhelms=Geſtüte nicht gebraucht wurden, ſchickte man in die Königlichen Geſtüte nach Anſpach und Preußen, um auch dort die Raßen durch dieſe Beſchäler zu verbeſſern.“

„Aus allem dem, was ich bis jetzt angezeigt habe, ergibt ſich, mit welchem Eifer die Errichtung des Friedrich=Wilhelms=Geſtüts betrieben wurde, und eben ſo leicht läßt ſich beurtheilen, welche Summen Se. Majeſtät der König auf dieſen neuen Zweig der Landeskultur verwendeten.“

„Der eigentliche Zweck bey Errichtung dieſes Hauptgeſtüts war: die in demſelben aus den edlen Raßen entſprungenen, und dann mit gehöriger Aufmerkſamkeit gezogenen Beſchäler an

an die Landgeſtüte abzugeben, als welches einzig und allein zur beabſichtigten Veredelung der einländiſchen Pferde beſtimmt iſt, indem die auf dem Landgeſtüte ſich befindenden Beſchäler, im Lande, in die Gegenden, wo die Pferdezucht wegen ihrer Lage am beſten gedeiht, herum vertheilt und auf dieſe Weiſe zum Bedecken der Stuten, welche die Landleute zur Stelle bringen, benutzt werden.“

„Der Geſtüthof bildet ein Viereck, welches von allen vier Seiten durch Gebäude begränzt wird.“

„Dasjenige dieſer Gebäude, welches den Geſtüthof gegen Norden verſchließt, iſt ein Stall mit verſchiedenen Einrichtungen. Die ganze Länge deſſelben beträgt 382 Fuß, und ſeine Breite 44 Fuß. Die erſte Abtheilung enthält 60 Pferdeſtände, und wird durch eine Wand von dem übrigen Raume getrennt, ſo, daß ſie in gewiſſer Art für ſich ein eigenes Ganze ausmacht.“

„Ein jeder der eben bemerkten Stände enthält 6 Fuß Breite, und von der Krippe an gerechnet 10 Fuß Länge. Die Seitenwände der Stände, Fig. 6434 (a) haben die Höhe der Krippe; die Breter dieſer Wände ſind vorn in einen Krippenſtiel (d) und hinten in eine Säule (b) gefugt, ſo, daß ſie mit leichter Mühe herausgehoben und wieder eingelegt werden können. Oben auf dieſen Bretern liegt ein oben abgerundeter Baum, (e) der hinten in die Säule gezapft, und vorn im Krippenſtiele ruhet, auch in dem letzteren mit einem eiſernen Riegel (f) befeſtigt iſt. Die Krippe (g) iſt 4 Fuß von dem Pflaſter des Standes erhaben, und, damit ſie von den Pferden nicht abgenagt

werden kann, ſo iſt nicht allein ihr vorderer Rand mit einer eiſernen Schiene belegt, ſondern es ſind auch noch auf dem Boden derſelben zwey ſolcher Schienen befeſtiget; eben ſo ſind die Bäume, welche auf den Standbretern liegen, ſo weit als das Pferd mit dem Maule reichen kann, mit ſtarkem Eiſenblech belegt. Einen und einen halben Fuß hoch über der Krippe iſt die Raufe (h) angelegt. Zwiſchen der Raufe und der Krippe iſt die Wand mit Bretern bedeckt, welche ebenfalls mit ſtarkem Eiſenblech belegt ſind; und dieſes Blech bedeckt auch zugleich den unteren Raufenbaum, bis an die Sproſſen, als an welchem Baume die Pferde gern nagen.“

„Hinter einer jeden Seitenwand befindet ſich eine Säule (b), die unten auf einem, einen Fuß hohen ſteinernen Würfel (c) ruht, und bis an die Decke des Bodens reicht.“

„In jedem Stande iſt unter der Krippe ein durch Breter verſchlagenes und mit einer Klappe verſehenes Behältniß angebracht, in welchem den Tag über die noch brauchbare Streu aufbewahrt wird.“

„Wenn die Zeit herannaht, daß die Stuten ihre Fohlen gebähren ſollen, ſo wird eine Seitenwand um die andere herausgenommen, wodurch denn zwey Stände zu einem gebildet werden. Vor dieſe beyden Stände wird ein von Latten angefertigtes Gatter in eiſerne Ringe gehangen, welche an den Säulen befeſtigt ſind, Fig. 6435 e zeigt hiervon den Abriß.“

„Sämmtliche Stände ſind mit gebrannten Mauerſteinen, oder ſogenannten Klinkern gepflaſtert, und zwar ſo, daß der Fußboden von den Krippen nach hinten hin einen kleinen Abhang

von

von $2\frac{1}{2}$ Zoll hat; damit der von den Pferden abgehende Urin gehörig ablaufen, und in die hinter den Ständen befindliche Rinne hineinfließen kann."

„Der mittlere Raum im Stalle, Fig. 6434 non c bis c iſt 17 Fuß breit, in der Mitte etwas erhaben, und ebenfalls mit Klinkern gepflaſtert. Die hintere Seite dieſes Stalles enthält eine Thüre, in deren Gegend ein Ausführungskanal angelegt iſt, nach welchem die hinter den Ständen befindlichen Rinnen geleitet, und die Oeffnungen welche aus den Rinnen in den Kanal führen, mit eiſernen Roſten bedeckt ſind. Das Pflaſter ſowohl als die Rinnen ſind ſo angelegt, daß alles aus dem Stalle in die Rinnen kommende Waſſer dem Ausführungskanal durch die bemerkten Oeffnungen zugeführt werden kann. Indem ich hier vom Waſſer ſpreche, iſt unter ſelbigem keinesweges der Urin zu verſtehen, welcher ſich in den Rinnen anſammelt, nähmlich als wenn der genannte Kanal zur Aufnahme deſſelben angelegt wäre: nein, eine ſolche Einrichtung wäre ganz den Grundſätzen zuwider, nach welchen ein geſund ſeyn ſollender Stall angelegt werden muß; ſondern das hier genannte Waſſer kommt aus den im Stalle befindlichen Tranktrögen, aus welchen es, wenn dieſelben gereinigt werden, durch die Stallrinnen in den Ausführungskanal fließt, und durch ſelbigen in eine hinter dem Stalle angebrachte Senkgrube geleitet wird."

„Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen, über die Urinabzüge in den Pferdeſtällen einige Bemerkungen beyzufügen, von welchen ich hoffe, daß meine Leſer ſie nicht ganz ohne Beyfall aufnehmen werden."

„Alle Abzüge, worin der Urin abgeführt werden ſoll, ſind an und für ſich der Geſundheit der Pferde nachtheilig. In dieſen Abzügen ſammelt ſich der Unrath, der mit dem Urin zu denſelben geführt wird, an, hemmt den Ablauf des Urins, und geht dann in eine Art von faulichter Gährung über, welche die Luft mit höchſt ſchädlichen Dünſten ſchwängert.“

„Es gibt noch Ställe, in welchen ſich unter den Ständen Gruben befinden, die mit ſtarken Bohlen bedeckt und in denen kleine Oeffnungen ſind, durch welche der Urin, und mit dieſem zugleich ein Theil des Miſtes, in dieſe Gruben geleitet wird. Der hierbey beabſichtigte Zweck, den Urin aus den Ständen zu leiten, wird freylich erreicht; allein der Urin wird dadurch nicht aus dem Stalle entfernt; und wenn auch ſelbſt dieſe Gruben Abzüge haben, ſo bleibt doch von dem in dieſelben geleiteten Unrathe genug zurück, um eine Menge faulichter Dünſte in dem Stalle zu verbreiten, und die Luft in demſelben der Geſundheit nachtheilig zu machen.“

„Einige Ställe haben auch hinter den Ständen Kanäle, die mit Bohlen belegt ſind, in welchen ſich kleine Oeffnungen zum Durchfließen des Urins befinden; auch dieſe Kanäle erzeugen jene faulichten Ausdünſtungen.“

„Um die Luft in einem Stalle rein und geſund zu erhalten, dürfen die Pferde nicht einmahl auf Bohlen ſtehen, indem dieſelben von dem darauf fallenden Urin nie trocken werden; noch nicht zu gedenken, daß ſie ſehr viel deſſelben einſaugen, welcher, indem er in den Poren des Holzes faul wird, ebenfalls die Luft im Stalle verderben muß. Ueberdieß ſind gebohlte Stände auch den Pferden in ſo fern ſchädlich,

daß

daß dieſelben mit den Hinterfüßen nie trocken ſtehen, und an dieſen ſehr leicht Krankheiten, als z. B. faule Strahlen, Strahlengeſchwüre, angeſchwollene Schenkel, ja ſogar die Mauke dadurch verurſacht werden; und ich habe es oft erfahren, daß ſich die Eigenthümer ſolcher Pferde, die in einem gebohlten Stalle ſtanden, ſehr wunderten, wie es möglich ſey, daß ihre Pferde ſo viele Krankheiten, und beſonders an den Hinterbeinen, bekommen könnten. Bey Pferden, die auf Bohlen ſtehen, wird ſelbſt das Horn der Wände an den Hinterfüßen oft ſo mürbe, daß der Schmidt kaum im Stande iſt, ein Eiſen darauf zu befeſtigen, weil das lockere Horn zum Halten der Nägel unbrauchbar iſt; und oft ereignet ſich der Fall, daß ein Pferd das Eiſen ſammt dem mürben Horn, ſo weit die Hufnägel reichen, abreißt.“

„Das Pflaſter der Stände von Feldſteinen iſt eben ſo ſchädlich, wo nicht noch ſchädlicher, als die Bohlen. Der Urin zieht ſich in die, in den Fugen der Steine befindliche Erde, wird in derſelben ebenfalls faul, und fähig nachtheilige Dünſte zu verbreiten. Die Füße der Pferde haben hier nie einen ebenen Stand, wobey ſich denn beſonders die nicht beſchlagenen übel befinden. Sie wählen ſich auch, mit dem einen oder dem andern Fuße, wenn ſie eine Vertiefung in dem Pflaſter finden, leicht einen Stand, der den Fuß in eine ſchiefe Richtung ſtellt. Selbſt das Lager iſt dem Pferde, wenn ihm nicht eine vorzüglich gute Streu gemacht wird, mehr Qual als Erquickung, indem ſein an ſich ſchwerer Körper, beym Liegen, den Druck von jedem der ſo unebenen Steine fühlt. Es wäre deshalb zum Beſten dieſer uns ſo nützlichen

Thiere zu wünſchen, daß ein jeder, der Pferde hält oder zu halten genöthigt iſt, nach Möglichkeit dahin trachtete, denſelben einen Stall zu geben, in welchem ſie geſunde Luft und ein bequemes Lager haben, indem beydes, zur Erhaltung ihrer Geſundheit und dauerhaften Brauchbarkeit, unumgänglich nothwendig iſt."

„Wer alſo einen geſunden und zum Nutzen des Pferdes bequemen Stall anlegen will, der laſſe den Stand vor der Krippe, wo das Pferd mit ſeinen Vorderfüßen ſteht, mit Bohlen, den übrigen Theil des Standes mit hart gebrannten Mauerſteinen belegen, wo die Fugen, mit Kalk ausgegoſſen, keine Feuchtigkeit an ſich ziehen; den ganzen Fußboden aber, nach hinten hin, ein wenig abhängig machen. Hinter dem Stande wird die Anlage einer kleinen Rinne erfordert, in welcher ſich der Urin des Pferdes anſammeln kann, welcher dann, ſo oft es möglich iſt, mit dem in den Stand gefallenen Miſt vermiſcht, und aus dem Stalle gebracht werden muß. Auf dieſe Weiſe wird dann der Stand trocken und reinlich, und die Luft im Stalle geſund erhalten." —

„Der Abzugs-Kanal, der ſich in dem hier beſchriebenen Stalle befindet, dienet beſonders dazu, das Waſſer, welches aus den im Stalle befindlichen Trögen beym Reinigen derſelben gelaſſen wird, aufzunehmen, indem ſelbiges in den Rinnen bis zum Kanal und aus dieſem in eine Senkgrube fließt, welche hinter dem Stalle angebracht iſt."

„An beyden Enden des ſchon beſchriebenen großen Stalles ſtehen Futterkaſten, von welchen ein jeder in zwey Abtheilungen, Hafer und Häckerling enthält. Dieſen gegenüber befinden

ſich

ſich Waſſertröge, in welche das Waſſer aus den auf dem Hofe dicht am Stalle ſtehenden Pumpen durch Röhren geleitet wird."

„An dem vordern Ende des Stalles befinden ſich zwey Treppen, an dem hintern Ende aber nur eine, welche alle drey auf die Entreſols, und von dieſen auf den Boden führen. Nach dem Hofe zu enthält dieſer Stall zwey Thüren, aus welchen die Pferde auf den Hof gelaſſen werden. Auf der andern Seite befindet ſich die ſchon genannte Thür, aus welcher der Miſt in die Miſtgrube, die gleich hinter dem Stalle ihren Platz hat, geſchafft wird."

„Die eben genannten Entreſols beſtehen in einer Decke über den Ständen, welche zwölf Fuß von dem Fußboden entfernt iſt. Von einer Säule zur andern liegen Träger, (Fig. 6435 a) welche die Balken dieſer Decke (Fig. 6434 i) auf dem einen Ende tragen; mit dem andern Ende ſind ſie in der Mauer befeſtigt. Nach dem Stalle zu iſt das Entreſol mit Bretern verſchlagen, (Fig. 6435 d) worin ſich drey Thüren (b) befinden, durch welche das Heu, bey dem Abladen, auf das Entreſol, und von dieſem durch Oeffnungen auf den Boden geſchafft wird. In dem Fußboden des Entreſols befinden ſich, über der Raufe eines jeden Standes, Oeffnungen mit Klappen verſehen, durch welche das Heu auf die Raufe geworfen wird. Damit der Wraſen aus dem Stalle nicht in das auf dem Boden befindliche Heu dringen, und dieſes feucht machen kann, werden nicht allein die Oeffnungen in dem Entreſol, ſondern auch diejenigen, die auf den Boden führen, mit ihren Klappen verſchloſſen; auch wird nie mehr Heu auf die Entreſols gebracht, als jedesmahl verfüttert werden ſoll."

„Um

„Um die Anſicht der Stände zu verſchönern, ſind, von den Säulen bis an die Träger, ausgerundete Ecken (Fig. 6435 c) befeſtigt, welche hier einen flachen Bogen bilden.“

„Der an dieſen großen Stall angränzenden Ställe ſind drey an der Zahl; alle drey haben eine gleiche Größe und Einrichtung, und ſind 42 Fuß lang und 39 Fuß breit. An den Wänden befinden ſich Krippen, und über denſelben Raufen, die eben ſo, wie in dem vorher beſchriebenen Stalle, mit eiſernen Schienen beſchlagen ſind. In den Ecken neben den Thüren ſtehen die Futterkaſten, an der andern Seite befinden ſich die Waſſertröge, in welchen das Waſſer aus der Pumpe auf dem Hofe durch Röhren geleitet wird. An den beyden Seitenwänden gehen die Entreſols, wie in dem vorher beſchriebenen Stalle, fort; auch führt ein Durchgang durch die Mittelwände von einem Entreſol auf den andern. Die Entreſols ruhen aber hier nicht auf Säulen, ſondern ſind mit einem Sprengwerke verbunden, und werden von bogenartigen Knieen, die in den Mittelwänden befeſtiget ſind, unterſtützt. In dem Boden der Entreſols, über den Raufen, befinden ſich ebenfalls Oeffnungen mit Klappen, durch welche das Heu auf die Raufen geworfen wird; auch ſind hier die Entreſols nach dem Stalle zu mit Bretern verſchlagen, und in der Mitte mit Thüren verſehen.“

„An dem letzten Stalle befindet ſich noch ein 17 Fuß breites Behältniß, in welchem der Häckerling für die Pferde geſchnitten wird; und deshalb als eine Häckſelkammer angeſehen werden kann. In dieſem Behältniſſe ſind an beyden Seiten Treppen angebracht, die auf die Entreſols

treſols führen; auch iſt eine Thür in demſelben, durch welche man auf den Hof kommt.“

„Von einem Ende dieſes Gebäudes bis zum andern befinden ſich in den Querwänden große Thüren, durch welche die mit Heu oder Stroh beladenen Wagen fahren können. Sowohl die hier zuletzt genannten Ställe, als auch die Häckſelkammer, ſind mit Klinkern gepflaſtert.“

„Alle in dieſem Gebäude beſchriebenen Ställe haben zwey Reihen Fenſter, von welchen die unterſten den Stall, und die obern die Entreſols erhellen.“

„In dem großen Stalle befinden ſich drey Dunſtröhren, in jedem der kleinen aber nur eine, welche ſich auf der Mitte des Dachs in einer ſchorſteinähnlichen Geſtalt endigen. Durch dieſe Röhren wird der in einem jeden Stalle ſich anſammelnde Dunſt abgeleitet. In jeder Dunſtröhre befindet ſich eine Klappe, vermittelſt welcher ſie, nach dem Erfordern der Umſtände, geöffnet oder verſchloſſen werden kann.“

„Diejenigen Gebäude, durch welche der Geſtüthof gegen Weſten hin verſchloſſen iſt, beſtehn aus zwey großen, welche drey Stock hoch ſind, und aus zwey kleinen, von einem Stock Höhe. Die großen Gebäude ſtehen auf den beyden Flügeln; ſie ſind zwar von den Gebäuden, die den Hof gegen Norden und gegen Süden verſchließen, 10 Fuß entfernt, aber ſie hangen mit dieſen durch eine Mauer zuſammen, in welcher ſich eine Thür befindet.“

„Im untern Stocke des großen Gebäudes, welches an den vorhin beſchriebenen Stall gränzt, befinden ſich vier Ställe. Zwey ähnliche, jedoch etwas größere Ställe, welche ſich aber in dem Nebengebäude befinden, gränzen an die erſt genann-

nannten; da ſie aber alle ſechs zuſammen hangen, und zu einem und demſelben Endzwecke benutzt werden, ſo will ich ſie hier zuſammen anführen.“

„Das große Gebäude iſt 51 Fuß tief, und 70 Fuß lang. Der untere Stock iſt in einen Flur, und, wie ich vorhin erwähnt habe, in 4 Ställe getheilt. Der Flur iſt 15 Fuß breit, ein jeder der Ställe aber 24 Fuß lang, 22½ Fuß breit und 12 Fuß hoch. Die Mittelwände in beyden Ställen ſind von Fachwerk und mit Bretern verſchlagen, 8 Fuß hoch. An der äußern und mittlern Wand befinden ſich in jedem Stalle Krippen, 2½ Fuß hoch von der Erde entfernt, und über denſelben Raufen. Die Krippen ſind eben ſo mit eiſernen Schienen belegt, wie ich oben angezeigt habe. An der Wand, nach dem Flure zu, befindet ſich ein Waſſertrog, welcher durch die Mittelwand geht, und in einem jeden Stalle ſo weit hervorſteht, daß zwey Fohlen auf einmahl gemächlich daraus ſaufen können. Auf dem Flur ſteht eine Pumpe, aus welcher das Waſſer in die Tröge beyder Ställe durch Röhren geleitet wird. Die Ställe ſind mit Klinkern gepflaſtert, und ein jeder hat nach dem Flure zu eine 5 Fuß breite Thür. Der Flur hat nach dem Hofe zu eine 6 Fuß breite und am andern Ende eine 4 Fuß breite Thür. Bey der hintern Thür rechts, ſteht ein Futterkaſten, und links führt eine Treppe zum zweyten Stock.“

„Der zweyte Stock iſt in einen Flur und in vier Abtheilungen getheilt. Drey dieſer Abtheilungen ſind, eine jede zu einer Wohnung, eingerichtet, in welchen der zweyte Geſtütmeiſter, ein Fohlenwärter, und der Nachtwächter wohnen; und die vierte wird als Sattelkammer gebraucht.

braucht. Der dritte Stock iſt ein Boden, auf welchen die Futterkörner geſchüttet werden, und unterm Dache befinden ſich noch zwey andere, zu eben dieſem Gebrauche beſtimmte Böden.“

„An dieſes große Gebäude gränzt das eine kleinere, welches 107 Fuß lang iſt. Die erſte Abtheilung hat 34 Fuß Länge und 44 Fuß Tiefe; ſie iſt in der Mitte der Länge nach mit einer 8 Fuß hohen Wand, welche von Fachwerk aufgeführt und mit Bretern verſchlagen iſt, wieder in zwey Theile abgetheilt; in deren Mitte ſich eine 5 Fuß breite Thür befindet. An den äußeren und Mittelwänden befinden ſich Krippen und Raufen, eben ſo, wie in den vorher beſchriebenen Ställen. An der Querwand links ſteht ein Waſſertrog, der in beyde Ställe reicht, daß die Fohlen gemächlich daraus ſaufen können. In dem daneben liegenden Stalle ſteht eine Pumpe, welche dieſem Troge das Waſſer zuführt. An der Breterwand im hinterſten Stalle, und zwar da, wo dieſe an die Zwiſchenwand der erſten Ställe gränzt, befindet ſich ein von Latten verſchlagenes Behältniß, in welchem das Heu, welches in den 6 Ställen verfüttert wird, durch eine in der Decke befindliche Oeffnung herunter geworfen wird. Aus den daneben liegenden Ställen führen zwey Thüren in die letztbemerkten Ställe: daß alſo alle 6 Ställe durch dieſe Thüren eine Kommunikation mit einander haben; und aus dem zuletzt bemerkten vordern Stalle geht eine 5 Fuß breite Thür auf den Hof.“

„In dieſe ſechs Ställe werden die von den Stuten abgeſetzten Fohlen vertheilt.“

„Die zweyte Abtheilung in dieſem Gebäude hat mit der erſten gleiche Größe, und iſt in

15 Stände getheilt; die Stände ſind den vorhin beſchriebenen völlig gleich, mit dem einigen Unterſchiede, daß ſie, von der Krippe an gerechnet, nur $9\frac{1}{2}$ Fuß Länge haben und nur 5 Fuß breit ſind. Aus dieſem Stalle führt eine Treppe nach dem Boden, auf welchem ſich das Heu für die Fohlen befindet, und durch jene vorhin beſchriebene Oeffnung in das kurz zuvor beſchriebene Behältniß geworfen wird. Dieſe Einrichtung erleichtert nicht allein den Fohlenwärtern ihre Arbeit, ſondern es wird auch dadurch bewirkt, daß von dem Heu nichts verloren geht. Neben der Treppe ſteht ein Futterkaſten, und bey dieſem eine Pumpe. In der Mitte dieſes Stalles befindet ſich eine 5 Fuß breite Thür, die nach dem Hofe führt.“

„Die dritte Abtheilung in dieſem Gebäude iſt 20 Fuß breit, und zu einem Stalle für 9 Pferde eingerichtet; dieſer Stall wird als Krankenſtall gebraucht. Die Einrichtung der Stände iſt hier, wie in dem vorher bemerkten Stalle, nur die hier befindlichen Krippen machen eine Ausnahme: dieſe ſind nicht von Holz, ſondern von ſtarkem Eiſenblech muſchelförmig gearbeitet $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, 1 Fuß breit und 9 Zoll tief; auch haben ſie die Einrichtung, daß ſie nach Gefallen weggenommen und wieder eingeſetzt werden können.“

„Die vierte Abtheilung enthält Kuhſtälle, in welchen die Kühe der Geſtütofficianten ſtehe. Hier endigt dieſes Gebäude, und wird durch einen 26 Fuß langen Zwiſchenraum von einem zweyten, dem erſten an Geſtalt und Größe ganz gleichen Gebäude getrennt; der eben genannte Zwiſchenraum iſt jedoch an der hintern Seite durch eine Mauer, in welcher ſich ein Thorweg befindet, verſchloſſen.“ „Das

„Das eben genannte Gebäude iſt, gleich dem vorigen, 107 Fuß lang, und ſein innerer Raum beſteht hauptſächlich in einer Reitbahn. Auf dem erſten Flügel befindet ſich ein Kabinet, deſſen Fußboden 5 Fuß über den der Reitbahn erhaben iſt, aus welchem drey Fenſter nach der Reitbahn gehen. Um nach der Reitbahn zu kommen, muß man durch ein 12 Fuß breites Behältniß, aus welchem eine Treppe ſowohl zu dem vorher genannten Kabinet, als auch auf den Boden des hier beſchriebenen Gebäudes führt.“

„An dieſes Reitbahngebände gränzt das zweyte große Gebäude, welches, von außen betrachtet, dem erſten ähnlich iſt. Der untere Stock enthält auf dem Flur eine Schmiede; auf der rechten Seite iſt eine Stube und zwey Kammern, wie auch eine Küche, welche von Knechten bewohnt werden. Auf der linken Seite wohnt der älteſte Geſtütmeiſter, deſſen Wohnung in einer Stube, in zwey Kammern und in einer Küche beſteht. Hinter dieſer Küche führt eine Treppe zum zweyten Stock, in welchem der Geſtüts-Pferdearzt wohnt. Hier iſt auch ein Zimmer, welches zwar eigentlich für Fremde beſtimmt iſt; jedoch wird es auch zu Commiſſionen und zur Aufbewahrung des Archivs gebraucht. Das übrige dieſes Gebäudes wird als Magazin für das Getreide benutzt.“

„Zehn Fuß von dieſem Gebäude entfernt, fängt ein anderes an, welches den Geſtüthof gegen Süden verſchließt, und an Länge, Breite und äußerem Anſehen, dem gegenüber ſtehenden vollkommen ähnlich iſt; allein in ſeiner innern Einrichtung iſt es von jenem verſchieden: es umſchließt ſechs auf einander folgende Ställe

und einen Stall zu 20 Stånden; auch enthålt es eine Håckſelkammer, und dieſe hat, ſo wie jeder der ſtandloſen Ställe, ganz die Einrichtung des gegenüber ſtehenden ſchon erwähnten Gebäudes.“

„Diejenigen Gebäude, welche den Hof gegen Oſten verſchließen, beſtehen in dem Hauptgebäude; dieſes iſt zwey Stock hoch, und hat auch ein Souterrain. Den untern Stock, wie auch das Souterrain, bewohnet der Geſtütſtallmeiſter. Im zweyten Stock werden die Zimmer, nach dem Hofe heraus, von dem Herrn Oberſtallmeiſter, wenn derſelbe auf dem Geſtüt anweſend iſt, bewohnt; und diejenigen Zimmer, die ſich an der andern Seite dieſes Stocks befinden, ſind für Se. Majeſtät den König eingerichtet. Auf dieſem Gebäude ſteht ein Thurm, der in ſeinem Innern eine Uhr enthält, welche nebſt den an den vier Außenſeiten des Thurms angebrachten Zifferblättern und oberhalb im Thurme befindlichen Glocken, den Bewohnern des Geſtüts die laufenden Stunden verkündigt. Auf der Wetterſtange iſt, ſtatt einer Fahne, ein von Kupfer gearbeitetes und vergoldetes Pferd angebracht.“

„Ueber der Thür dieſes Gebäudes iſt, auf einer ſchwarz emaillirten Kupfertafel mit eingeſchrobenen vergoldeten Buchſtaben, folgende, dem Zweck des Geſtüts ganz entſprechende Inſchrift, befeſtigt.“

FRIEDRICH WILHELM DER II.
ERRICHTETE DIESES GESTÜTE ZUM
BESTEN DES LANDES,
IM JAHR 1788.

„An dieſem Gebäude rechts, befindet ſich die Wohnung des Geſtüt-Rendanten, welcher zu-

zugleich Geſtüt-Verwalter iſt; und ein an dieſes ſtoßende Gebäude iſt zu Wagenremiſen, Holzgelaß, Kuh- und Pferdeſtällen für den Geſtüt-Stallmeiſter eingerichtet.“

„Links an dem Hauptgebäude befindet ſich die Wohnung der Beſchälerwärter, und an dieſe gränzt der Beſchäler-Stall. Dieſer Stall iſt 70 Fuß lang, 26 Fuß breit und 14 Fuß hoch. Er hat 10 Stände, deren jeder $6\frac{3}{4}$ Fuß breit und 11 Fuß, im Lichten gerechnet, lang iſt. Jeder Beſchäler hat ſeine eigene Krippe (Fig. 6436 a), welche die Geſtalt einer tiefen Mulde führt, und von ſtarkem Eiſenblech gemacht iſt; ſie wird bey der Fütterung in einen in der Wand befeſtigten und mit Gewerben verſehenen Ring gelegt, nachdem das Futter ausgefreſſen iſt, wieder herausgenommen, der Ring wieder zurück an die Wand gelegt, und hier mit einem Dreher befeſtigt. In jedem Stande befindet ſich eine Raufe von eiſernen Stäben, in Form eines Korbes (b), welche mit 3 Holzſchrauben (ccc) an der Wand befeſtigt iſt. Ueber der Krippe iſt ein Theil der Wand mit weißen Flieſen bedeckt, wie die Zeichnung auf Fig. 6436 zeigt. Unter der Krippe iſt die Wand mit Bretern verſchlagen. Da ſich keine Streuklappe in dem Stande befindet, ſo iſt die Wand von oben herab ganz gerade.“

„Die Seitenwände der Stände enthalten nach vorn 6 Fuß und nach hinten 4 Fuß Höhe; dieſe Wände bedeckt ein geſchweifter oben abgerundeter Baum (Fig. 6437 a). Die Abſicht, warum dieſe Wände vorn ſo hoch ſind, iſt, daß die Beſchäler, wenn ſie von dem einen oder dem andern Halfterſtrick los kommen ſollten, ſich nicht beißen können. Hinter den Seiten-

wänden befinden ſich Säulen (Fig. 6436 d.), die unten auf einem, einen Fuß hohen Würfel (Fig. 6436 e.) ſtehen, und bis an die Dekke hinauf reichen. Um die Anſicht der Stände zu verſchönern, ſind zwiſchen dieſen Säulen Bogen (Fig. 6436 f.) angebracht. In dieſe Säulen ſind die Breter und Bäume der Seitenwände eingelaſſen. Eine getheilte Säule iſt vorn im Stande an der Wand mit Bankeiſen, und in dieſe der vordere Theil der Seitenwände befeſtiget.“

„Die Beſchäler ſind in ihrem Stande auf eben die Art, wie die Stuten, an Halftern mit beweglichen Stricken feſt gemacht, nur mit dem Unterſchiede, daß an den Krippen, ſtatt der Knebel ſich Karabinerhaken befinden. An den Seiten der Säulen ſind verzinnte Ketten mit Karabinerhaken angebracht, mit welchem die Beſchäler, wenn ſie umgekehrt in ihrem Stande ſtehen ſollen, befeſtigt werden.“

„Die Stände ſind mit Klinkern, und der Raum hinter den Ständen iſt mit Ziegelflieſen gepflaſtert.“

„In der Ecke, links an der Seite nach dem Hofe zu, befindet ſich ein von Sandſtein gebaueter Waſſerbehälter, in welchen das Waſſer durch eine mit einer Schraube verſehene Röhre von ſelbſt fließt, und aus einem über dieſem Behälter in der Ecke angebrachten, aus Schilf und Rohr hervorragenden Delphinskopfe herauskommt. Dieſes kleine Kunſtwerk gibt im Sommer dem Stalle eine angenehme Kühlung. Nahe an dem Boden dieſes Waſſerbehälters iſt ein Hahn angebracht, vermittelſt deſſen man das Waſſer, nach Maßgabe des zufließenden Waſſers, beliebig herauslaſſen kann.“

„In der entgegen ſtehenden Ecke ſieht man einen zweyten, dem vorigen ganz gleichen Behälter, welcher aber an ſich ein Futterkaſten iſt. Noch befinden ſich an der Wand zwey Kaſten, in welchen man die Stallutenſilien aufbewahrt, die zugleich als Bänke gebraucht werden können.“

„An den Mittelwänden befinden ſich mit Decken verſehene Hakenborte, an welchen die Trenſen, Kapzäume, Longen (Halfterriemen) und Sättel der Beſchäler aufgehangen werden, welche mit einer farbigen Gardine bedeckt ſind.“

„In dieſem Stalle hängen zwey große, von Meſſingblech ſehr elegant gearbeitete Laternen, welche, vermittelſt ihrer mit Dochten verſehenen Lampen, den Stall bey Nachtzeiten ſehr gut erhellen.“

„Aus der Stube der Beſchälerwärter geht eine Thür, und aus ihrer Schlafkammer ein Fenſter nach dieſem Stalle, um, bey irgend einem übeln Ereigniſſe, ſogleich dem wachhabenden Knechte Hülfe leiſten zu können.“

„An dieſem Stalle befindet ſich noch ein kleines Häuschen, welches in zwey Theile getheilt iſt. Das erſte enthält einen großen Waſſerkaſten, aus dem das Waſſer, durch den Delphinskopf, in das Waſſerbehältniß in den Stall fließt. Bey dieſem Kaſten ſteht eine Pumpe, durch welche das Waſſer in den Kaſten gepumpt wird. Die zweyte Abtheilung dient zu einem Behältniß für die aus dem Beſchälerſtalle entfernte Streu.“

„Auf der entgegen geſetzten Seite dieſer Gebäude befindet ſich ein ähnliches Häuschen. Dieſes hat drey Abtheilungen, und wird als Kuhſtall für den Geſtütrendanten, und als Schweineſtälle, für den Geſtütſtallmeiſter und Rendanten benutzt.“

„Von dieſen Gebäuden bis an die zunächſt liegenden, findet man einen Raum, der mit einer Mauer verſchloſſen iſt, in welcher zwey kleine Thüren, ein Thorweg, und eine dem Thorwege ähnliche mit Gitterwerk vermachte Oeffnung angebracht ſind. Am Thorwege ſowohl, als auch an der demſelben ähnlichen Oeffnung, ſtehen auf beyden Seiten Säulen, und auf denſelben eine den Säulen angemeſſene Vaſe, welches die Anſicht des Geſtüts ungemein verſchönert.“

„Auf dem Geſtüthofe befinden ſich vier beträchtliche Koppeln oder Vermachungen. Die Umzäunung dieſer Koppeln beſteht aus Säulen, welche 10 Fuß von einander entfernt und oberhalb mit runden Köpfen verzieret ſind. Von einer Säule zur andern gehen oben abgerundete Bäume oder Riegel, drey an der Zahl, von welchen der oberſte 7 Fuß von der Erde erhaben iſt. Die abgerundete Oberfläche dieſer Bäume iſt mit Blech belegt, welches ſelbige gegen das Abnagen der Pferde ſchützt. In dieſe Vermachungen gelangt man durch Thüren. Auch können an einigen Stellen die Bäume aus den Säulen genommen werden, um die Pferde durch dieſe Oeffnungen herein, oder heraus zu laſſen.“

„In der Mitte einer jeden Vermachung ſteht ein 5 Fuß im Quadrat großer und 3 Fuß hoher Kaſten, aus deſſen Mitte eine runde Säule hervorſteigt, auf welcher ein Chineſiſches Dach ruhet. Dieſe Kaſten werden mit einem Gemiſche von Lehm, Salz und Pulver von Abrotanum angefüllt, und dadurch wird den Pferden gleichſam eine Salzlecke zubereitet.“

„In

„In jeder Vermachung befindet ſich auch eine Pumpe, vor welcher ein großer Waſſertrog ſteht. Uebrigens ſind auch noch die Vermachungen mit Lindenbäumen eingefaßt.“

„In der Mitte des Hofes, wo die Vermachungen einen Halbzirkel bilden, iſt ein Sechseck angelegt, in welchem ſechs Lindenbäume ſtehn, und die Anſicht des Innern des Geſtüthofes ungemein verſchönern.“

„Auf dem Platze vor demjenigen großen Gebäude, in welchem ſich die Schmiede befindet, ſteht der Nothſtall. Vor dem andern großen Gebäude, deſſen unterſter Stock zu Ställen eingerichtet iſt, ſind noch zwey kleine Vermachungen von Latten angelegt.“

„Gegen Weſten hin, hinter dem großen Gebäude, in welchem ſich die Schmiede befindet, ſtehen noch einige zum Geſtüt gehörende Gebäude. Das erſte iſt eine Wohnung für Knechte und deren Familien; das zweyte iſt zu verſchiedenem Gebrauche beſtimmt. In der erſten Abtheilung deſſelben wohnt der Geſtüt-Zimmermann, die zweyte, dritte und vierte Abtheilung dienen zu Holzſchuppen für die Geſtüt-Officianten, und in der fünften ſteht die Feuerſpritze. An dieſes Gebäude gränzt die Scheune, in welcher man das Getreide aufbewahrt, das auf den Geſtütweiden, wenn dieſelben beackert und beſäet werden, gewonnen wird.“

„Hinter dem Gebäude, gegen Weſten, ſtehen noch zwey kleine Schuppen, deren jeder zu drey Ställen eingerichtet iſt. An jeden Schuppen gränzen drey kleine Vermachungen oder Weidekoppeln, mit 8 Fuß hohen Breterwänden umgeben. In dieſe Vermachungen, welche in einem Wieſengrunde liegen, werden den Sommer über

 ſechs

ſechs Beſchäler gebracht, ſo daß jeder Beſchäler ſeine eigene umzäunte Koppel hat.“

„Das Hauptgebäude und die daran gränzenden Gebäude, welche denjenigen Flügel bilden mit welchem der Geſtütshof gegen Oſten verſchloſſen iſt, liegt in gerader Richtung, ungefähr einhundert Schritt von der Doſſe entfernt; das dazwiſchen befindliche Terrain iſt eine ebene Fläche, nach der Doſſe etwas abhängig. Dieſer freye Platz iſt von beyden Flügeln jener Gebäude in einer bogenförmigen Richtung, welche ſich aber nach der Doſſe zu erweitert, mit zwey Reihen Lindenbäumen eingefaßt, welches dem Auge aus der Entfernung einen ſchönen Anblick gewährt.“

„Von dieſem Hauptgeſtüte bis zum Landgeſtüte, welches 1300 Schritt davon entfernt liegt, führt eine Allee von zwey Reihen Bäumen. Die innere Reihe beſteht aus Kaſtanienbäumen und dazwiſchen geſetzten Pyramidenpappeln; die äußere Reihe ſind Lindenbäume, welches dem Ganzen eine angenehme Abwechſelung gibt.“

„Als der Platz, auf welchem das Geſtüt erbaut wurde, geebnet war, ſo blieben hinter demſelben nach der Abendſeite noch einige ſehr hohe Sandhügel zu ebnen übrig; weil aber durch das Ebnen dieſer Hügel das Terrain hinter dem Geſtüthofe zu ſehr erhöhet worden, ſo wurden dieſe Hügel zuſammen gefahren, und zu einem runden, unten breiten und nach oben ſpitz zulaufenden Berge gebildet.“

„Dieſer Berg liegt ungefähr vierzig Schritte hinter dem großen Gebäude, welches auf dem rechten Flügel derjenigen Gebäude ſteht, mit welchem der Geſtüthof gegen Weſten verſchloſſen

iſt. Ungeachtet dieſer Berg aus todtem Flugſande zuſammen gefahren wurde, ſo iſt er jetzt überall mit Gras und daran gepflanztem Buſchwerk bewachſen. Ein um den Berg laufender Weg führt zu ſeiner Spitze, welche eine ovale Fläche bildet und mit wilden Kaſtanienbäumen beſetzt iſt; er hat die Höhe von 35 Fuß, und man kann auf demſelben alle Weiden, die an das Geſtüt gränzen, überſehen.“

Ueber die Vertheilung der Stuten an die Beſchäler und das Bedecken derſelben im Friedrich-Wilhelms-Geſtüte.

Von dem, was der Herr Rohlwes über dieſen Gegenſtand ſagt, will ich folgendes ausheben.

Am Ende des Februars, oder im Anfange des Märzes, werden die in dem Geſtüt befindlichen Stuten den Beſchälern zugetheilt, daß heißt, es wird feſtgeſetzt, welcher von den ausgewählten Beſchälern dieſe oder jene Stute zum Bedecken erhalten ſoll.

Die Eintheilung geſchieht nach beſtimmten Regeln, von welchen ich die bekannteſten zur Belehrung hier anführen werde.

Alle Theile des Körpers einer Stute werden mit den Körpertheilen des Beſchälers, der dieſelbe bedecken ſoll, genau verglichen, um das Fehlerhafte der einen, durch die Schönheit des andern zu verbeſſern.

Z. B. hat die Stute einen zu kurzen Hals, ſo muß der Beſchäler einen langen haben.

Sind bey der Stute die Schultern zu ſtark mit Fleiſche bedeckt, ſo wird erfordert, daß der Beſchäler flache und mit wenig Fleiſche bedeckte Schultern habe.

Iſt der Oberſchenkel bey einer Stute ſchwach, ſo muß derſelbe bey dem Beſchäler ſtark ſeyn.

Sind die Feſſelgelenke bey einer Stute lang, ſo muß der Beſchäler kurze Feſſelgelenke haben.

Sind aber die Feſſelgelenke bey einer Stute ſehr kurz, ſo wird ſie einem Beſchäler zugetheilt, der im Vergleich mit ihr längere Feſſelgelenke hat.

Iſt der Rücken bey einer Stute breit und eingebogen, ſo muß der Rücken des Beſchälers ſchmahl und gerade ſeyn.

Iſt die Croupe der Stute kurz oder abhängend, ſo muß die Croupe des Beſchälers lang und gerade ſeyn.

Iſt die Stute fein uud leicht, ſo wird derſelben ein ſtarker Beſchäler zugetheilt. Iſt ſie klein, ſo erhält ſie einen größeren Beſchäler zum Bedecken.

Die Stute darf in der Generation nicht von dem Beſchäler abſtammen. Auch darf ſie, in Vergleichung mit dem Beſchäler, nicht zu viele und große Abzeichen haben.

Selbſt auf die Farbe der Stute wird bey der Vertheilung Rückſicht genommen.

Auf dem Geſtüt befinden ſich einige dreyßig engliſche hohe Raße-Stuten, faſt alle aus ſehr berühmten und bekannten Geſchlechtern. Dieſe wurden gewöhnlich an morgenländiſche Beſchäler vertheilt, um aus dieſer an beyden Theilen edeln Raße Beſchäler zu erhalten, die den etwanigen Abgang erſetzen können. Es ſind auch bereits einige davon dem Geſtüt als Beſchäler einverleibt, welche nicht nur dem beabſichtigten Zwecke hinlänglich entſprechen, ſondern ſelbſt noch ſchöner und vollkommener als ihre Aeltern ſind, und Fohlen erzeugen, die das getreue Ebenbild ihrer Väter darſtellen.

Dieſe Vertheilung der Stuten iſt jedes Jahr von dem Chef des Geſtüts, dem Herrn Oberſtallmeiſter, Reichsgrafen von Lindenau, ſelbſt angeordnet worden.

Die Zahl der Beſchäler iſt nicht alle Jahre gleich, jedoch iſt ſie nie unter ſieben, und nie über neun geweſen. Den alten Hauptbeſchälern von morgenländiſcher Raße werden verhältnißmäßig mehr Stuten zugetheilt, als jungen Beſchälern, die im Geſtüt erzogen worden ſind; doch iſt die Zahl der Stuten für einen alten Beſchäler nie über dreyßig gegangen; und den ganz jungen im Geſtüt gezogenen Beſchälern, die in ihrem fünften oder ſechſten Jahre zu bedecken anfangen, werden im erſten Jahre nie über ſechs Stuten zugetheilt. Sie erhalten zuweilen

weilen noch weniger, und die Zahl der Stuten, die ſie bedecken müſſen, ſteigt mit den Jahren.

Sowohl unter den Beſchälern, als auch unter den Stuten, wird nicht der geringſte Fehler überſehen, der erblich werden könnte; und ſo werden diejenigen, an welchen man dergleichen Fehler bemerkt, ſogleich aus dem Geſtüt entfernt, damit die Generationen ſo viel wie möglich rein erhalten werden.

Diejenigen jungen Stuten, die beſtimmt ſind, in ein anderes Geſtüt überzugehen, werden in ihrem vierten oder fünften Jahre, nachdem ſie ausgewachſen ſind, bedeckt, und bleiben bis gegen den Herbſt im Geſtüt, als zu welcher Zeit ſie dann in ein anderes abgeſchickt werden.

Hat der Monath März heitere, warme Tage, ſo werden die nicht tragenden Stuten und diejenigen, welche ſchon abgefohlet haben, mit dem Probierhengſt hervorgeſucht, ob ſie roſſig ſind; zeigen ſich die Stuten roſſig, ſo werden ſie bedeckt, und zwar anfänglich alle neun Tage.

Das Probieren der Stuten geſchieht auf folgende Art. Die nicht tragenden ſtehen unangebunden in einem freyen ſtandloſen Stalle. Aus dieſem werden ſie in einen Stall geführt, welcher durch verſchlagene Stände abgetheilt iſt; hier werden zwey und zwey Stuten zuſammen geſtellt, doch ſo, daß alle Mahl zwiſchen zwey Stuten ein leerer Stand bleibt; in dieſen leeren Stand wird der Probierhengſt geführt, um durch ſeine Liebkoſungen bey den in den daneben befindlichen Ständen ſtehenden Stuten den Begattungstrieb rege zu machen, ſo, daß ſie denſelben äußern. Dieſe Art des Probierens iſt eine der beſten, weil hierdurch der Probierhengſt vor dem Schlagen der Stuten geſchützt wird, und ſie ihn auf dieſe Weiſe nicht beſchädigen können.

Bis ungefähr in der Mitte des Maymonaths werden die Stuten, die ſchon bedeckt ſind, alle neun Tage probieret, und, wenn ſie noch roſſig ſind, bedeckt. Von dieſer Zeit an werden ſie aber, wenn der Beſchäler, dem ſie zugetheilt ſind, am dritten oder vierten Tage keine oder nur eine Stute zu bedecken hat, wieder probieret, und wenn ſie roſſig ſind, bedeckt. Dieſes Bedecken geſchieht, außer dem neunten Tage, zuweilen ein auch zwey Mahl, nachdem der Beſchäler frey iſt. Der Beſchäler bedeckt, in

in ſo fern roſſige Stuten vorhanden ſind, täglich zwey Mahl; wenn dieſe aber am Ende der Beſchälzeit abnehmen, ſo bedeckt er nur ein Mahl, wonach die Stuten eingetheilt werden. Abſolut darauf zu beſtehen, daß eine Stute jedes Mahl nur am neunten Tage bedeckt werden ſollte: dieſes könnte alsdann nur der Fall ſeyn; wenn ſich bloß alle neun Tage die Roſſe bey einer Stute einſtellte; aber da ſie gewöhnlich unausgeſetzt ſo lange anhält, bis ſie empfangen hat, ſo iſt es auch gleichgültig, welchen Tag ſie bedeckt wird, wenn man nur gerade den Zeitpunkt trifft, wo bey ihr die Geburtstheile zum Empfangen geſchickt ſind; und dieſer läßt ſich, wie ich es durch Erfahrung beſtätigt gefunden habe, durch das öftere Bedecken eher treffen, als wenn die Stute alle neun Tage bedeckt wird. Man hegte ehedem die Meinung, daß dieß nur alle neun Tage geſchehen könnte; man iſt aber, durch die Folgen belehrt, von dieſem Wahne abgegangen.

Auch diejenigen Stuten, die durch das Abſchlagen des Probierhengſtes gezeigt, daß ſie empfangen haben, werden nachher noch alle neun Tage probieret, weil es oft der Fall iſt, daß den Stuten die Roſſe vergeht, ohne daß ſie empfangen haben, und daher den Beſchäler abwehren. Durch dieſes Probieren erhält man aber die Gewißheit, ob die Stuten wirklich empfangen haben, weil ſie im entgegengeſetzten Falle nach kurzer oder längerer Zeit wieder roſſen.

Auf das Roſſen der Stuten wird auch alsdann genau geachtet, wenn ſie ruhig unter einander auf die Weide gehen. Roſſet hier eine Stute die ſchon bedeckt iſt, und durch das Abſchlagen des Probierhengſtes gezeigt, daß ſie empfangen hat, ſo wird ſie, wenn ſie vor dem Beſchäler ruhig ſteht, wieder bedeckt. Auf dieſe Art wird mit dem Bedecken der Stuten bis zum 14. Juli fortgefahren.

Einige Stuten roſſen das ganze Frühjahr hindurch, ohne zu empfangen; dieſe werden am Ende des Junius oder im Anfange des Julius mit zwey Beſchälern hinter einander bedeckt. Dieſes doppelte Bedecken hat bey vielen Stuten das Empfangen bewirkt.

Andere Stuten, die oft wieder umroſſen, werden in einem Tage zwey Mahl bedeckt, nähmlich des Mor-

Morgens und des Abends, oder ſie werden am Abend und den darauf folgenden Morgen bedeckt; alsdann werden ſie vier bis fünf Tage ruhig gelaſſen, dann wieder probieret, und auf dieſelbe Art bedeckt, wovon die Stuten ebenfalls leichter beſtehn, als wenn ſie nur ein Mahl des Tages bedeckt werden.

Es finden ſich viele Stuten, welche, wenn ſie auch wirklich empfangen haben, doch noch Merkmahle der Roſſe zeigen; allein ſie nehmen dann den Beſchäler nicht mehr an, ſondern ſchlagen und wehren denſelben ab, ſo viel ſie können. Dieſes iſt ein ſicheres Kennzeichen, daß ſie empfangen haben, und alle ſolche Stuten kehren in einem Zeitraume von vier und zwanzig, ja von zwölf Stunden den Beſchäler ab; und läßt man ſie mit Gewalt bedecken, wenn ſie einmahl empfangen haben, ſo wird dann jedes Mahl das in der Gebärmutter befindliche Fohlen, es ſey von welcher Größe es wolle, von der Stute weggeworfen.

Der Hengſt, welcher das Probieren bey den Stuten im Geſtüt verrichtete, war im Zweybrücker Geſtüt von guter Raße gezogen. Er hatte viel Feuer, war dabey fromm und leicht zu bändigen. Er hatte dieſes Geſchäft ſchon 14 Jahr verrichtet, ohne daß ihm in dieſer Zeit das mindeſte von einer Krankheit zugeſtoßen war, obgleich er bisweilen in ſolche Wallung geſetzt wurde, daß ihm das Blut aus der Naſe floß. Er hatte täglich 40—50 Stuten zu probieren. Wenn er des Morgens die Geſtütſtuten probiert hatte, ſo bedeckte er gleich darauf eine Stute, und oft des Abends eine andere, welche den in jener Gegend wohnenden Landleuten gehörten.

Ob der Begattungstrieb bey einer Stute eingetreten iſt, und dadurch die Geburtstheile zum Empfangen geſchickt gemacht ſind, welches man, wenn die Stute ſolches durch äußere Merkmahle zeigt, nach der gewöhnlichen Sprache, die Roſſe nennt, dieſes wird an folgenden Erſcheinungen erkannt.

Wenn der Probierhengſt zu einer Stute geführt wird, oder derſelben die gewöhnlichen Liebkoſungen macht, ſo ſtellt ſich dieſelbe zum Stallen, und läßt ihren Urin, oder ſie hebt den Schweif in die Höhe und öffnet den Ausgange der Mutterſcheide; auch nimmt ſie zuweilen bloß die Stellung an, als wenn ſie den Urin laſſen wollte, öffnet dabey den Ausgang der

der Mutterſcheide, und drückt eine ſchleimige Feuchtigkeit aus derſelben heraus. Bey dem Oeffnen der Mutterſcheide bemerkt man eine erhöhete Röthe in derſelben, welches eine leichte Entzündung anzeigt. Auch iſt der äußere Theil der Mutterſcheide etwas angeſchwollen. Dieſes Anſchwellen der Mutterſcheide kann man als den Vorbothen des eintretenden Begattungstriebes anſehen; denn ſo lange der äußere Theil der Mutterſcheide nicht angeſchwollen iſt, ſondern ſeine eigenthümliche Beſchaffenheit behält, wird die Stute nicht roſſen. Wenn die Stute bedeckt worden, und es verliert ſich dieſe Geſchwulſt, ſo iſt dieß ein Kennzeichen, daß ſie entweder empfangen, oder der Begattungstrieb ſich verloren hat.

Es gibt einige junge Stuten, die aus Kitzel oder Furchtſamkeit ſo unruhig ſind, daß der Beſchäler nicht einſpringen kann: dieſen muß, um ſie ruhig zu machen, eine Bremſe auf die Naſe gelegt, aber auch ſogleich herunter genommen werden, wenn der Beſchäler eingeſprungen iſt. Wenn dieſe Stuten aber einige Mahle bedeckt ſind, ſo verliert ſich ſowohl der Kitzel, als auch die Furchtſamkeit. Einige wilde und bösartige Stuten wollen das Spannen gar nicht vertragen, ſondern ſchlagen und toben ſo lange, bis ſie die Stricke von den Beinen entfernt haben. Dieſen Stuten iſt auch nicht ſo leicht eine Bremſe aufzubringen, weil diejenigen, welche dieſes verrichten ſollen, in Gefahr ſind, von der Stute niedergehauen zu werden. Bey dieſen Stuten muß man die wahre Roſſe, oder die Zeit, wo der Begattungstrieb den höchſten Grad erreicht hat, abwarten: dann ſtehen ſie bey dem Bedecken ſehr ruhig, und kommen dem Beſchäler mit Freundlichkeit entgegen, den ſie zuvor durch Schlagen und Toben abgewehrt hatten.

Von der Behandlung der Stuten im Friedrich=Wilhelms=Geſtüte.

Ein Theil derſelben, und zwar ſechzig an der Zahl, ſteht in dem Stalle, der gegen Norden liegt, angebunden in den Ständen; die übrigen werden in die ſtandloſen Ställe vertheilt, in welchen dann gewöhnlich funfzehn Stuten in einem Stalle ſtehen. Wenn

Wenn die drey ſtandloſen Ställe, welche ſich an dieſer Seite befinden, hierzu nicht hinreichen, ſo werden die übrigen in einen der gleichförmigen Ställe die ſich auf der andern Seite des Geſtuthofts befinden, gebracht.

In dem langen Stalle, welcher 60 Stände enthält, ſtehen an demjenigen Ende, das an die freyen Ställe gränzt, gewöhnlich die 30 Stuten von engliſcher hoher Raße, und zwar 15 auf jeder Seite; in die übrigen 30 Stände werden tragende Stuten geſtellt, zu welchen vorzüglich diejenigen gewählt werden, die gern nach andern Stuten ſchlagen, indem ſie hier nicht viele Gelegenheit haben, dieſe Untugend auszuüben. Es gibt auch Stuten, die bey dem Freſſen an der Krippe keine anderen neben ſich leiden können, und durch Schlagen dieſelben davon entfernen: dieſe werden ebenfalls in einen Stand geſtellt. Andere, die nicht Muth genug haben, ſich bey dem Freſſen an die Krippe zu drängen, und daher ihres Futters verluſtig gehen, werden auch in einen Stand geſtellt, in welchem ſie ihr Futter ruhig freſſen können.

Diejenigen Stuten, bey welchen ſich die Wahrſcheinlichkeit äußert, daß ſie tragend ſind, werden zuſammen geſtellt; die Nichttragenden oder güſten aber werden von den erſten abgeſondert und in einen andern Stall gebracht.

Es wird gleich im Anfange, wenn die Stuten aufgeſtallt werden, darauf geſehen, ob die eine oder die andere Stute ſich von der Krippe und Raufe drängen läßt: eine ſolche wird ſogleich heraus genommen, und eine andere dafür hineingebracht, welche Muth genug hat, ſich gegen ihre Feinde mit Nachdruck zu vertheidigen.

Unter den vielen Stuten befindet ſich öfters eine, deren körperliche Verfaſſung von ſchlechter Beſchaffenheit iſt; eine ſolche wird, wenn ſie tragend iſt, ebenfalls in einen Stand geſtellt, und man bemüht ſich dann, durch reichliches und nahrhaftes Futter ſie in den gehörigen Stand zu ſetzen.

Die engliſchen hohen Raßeſtuten erhalten täglich 1½ Metze oder 4½ ℔ Hafer; die übrigen engliſchen oder auf dem Geſtüt gezogenen Stuten bekommen täglich nur 1 Metze oder 3 ℔; dieſe Portion wird ihnen in den Futtern, und zwar in den ſchon angezeigten Perioden gereicht.

Das

Das Füttern dieſer Stuten geſchieht auf folgende Art. Ein großer länglicher Kübel iſt auf einem kleinen zweyräderigen Wagen mit einer Deichſel, befeſtiget. In dieſen Kübel wird jedesmahl das Futter von 30 Pferden eingemiſcht. Für die hohen Raçeſtuten beſteht die Miſchung aus zwey Theilen Häkerling und einem Theil Hafer, als 15 Metzen Hafer und 1 Scheffel 14 Metzen, auch wohl zwey Scheffel Häkerling. Für die andern 30 Stuten werden aber nur 10 Metzen Hafer und 2 Scheffel Häkerling zuſammen gemiſcht, weil dieſe täglich nur 1 Metze Hafer erhalten. Der Häkerling wird zuerſt in den Kübel gethan, hernach der Hafer dazwiſchen gemiſcht und während des Miſchens ſoviel Waſſer dazu gegoſſen, bis alles Futter damit angefeuchtet iſt; dann wird dieſer Futterwagen in den mittlern Raum des Stalles hinter die Stuten gefahren, wo der Geſtütmeiſter das Futter mit einem Maße jeder Stute zumißt. Dieſe 30 Stuten werden von 2 Knechten gewartet; jeder dieſer beyden Knechte hat 2 Futtermollen, in welchen er das Futter von dem Geſtütmeiſter empfängt, und daſſelbe, ein jeder auf ſeiner Seite, den Stuten in die Krippe ſchüttet. Auf dieſe Weiſe werden 30 Stuten in einigen Minuten gefüttert, und eben ſo bekommen auch die andern 30 Stuten ihr Futter. Ehe das Einmiſchen des Futters geſchieht, müſſen die Knechte die Krippen ſorgfältig reinigen.

Die zuvor genannten 60 Stuten werden von vier Knechten gewartet, deren jeder 15 Stück auf folgende Weiſe beſorgt. So wie des Morgens das Futtern vorbey iſt, wird das trockene Streuſtroh in den unter der Krippe befindlichen Verſchlag gebracht, und die naſſe Streu mit dem Miſt aus dem Stange gekehrt; dieſes wird alsdann aus der hintern Thüre auf den Miſt gefahren, welches Geſchäft ungefähr etwas über eine Stunde Zeit erfordert; dann wird allen Stuten etwas Heu auf die Raufe geworfen. Während die Stuten ſolches verzehren, frühſtücken die Knechte; darauf wird eine Stallthür geöffnet und 30 Stuten frey gelaſſen, damit ſie aus dem auf dem Hofe in der Vermachung an der Pumpe befindlichen Troge ſaufen und ſich Bewegung machen können. Der Trog wird alle Morgen gereiniget und voll friſches Waſſer gepumpt. Es bleibt

auch ein Knecht an der Pumpe ſtehen, um den Trog ſo oft voll zu pumpen, als er leer iſt. Hier bleiben die Stuten etwas über eine Stunde, während welcher Zeit die noch im Stalle ſtehenden Stuten von den Knechten, die ſie zu warten haben, abgeſtriegelt und mit der Kardätſche abgebürſtet werden. Daß dieſes Geſchäft in ſo kurzer Zeit nicht mit der Sorgfalt geſchehen kann, mit welcher man andere Pferde gewöhnlich putzt, die ganz vom Staube gereinigt werden ſollen, iſt leicht einzuſehen; indeß werden ſie doch in ſo fern davon befreyt, daß die Unreinigkeit ihrer Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn kann. Wenn jene in der Vermachung befindliche Stuten wieder in den Stall gelaſſen und angebunden ſind, ſo werden die noch im Stalle ſtehenden heraus gelaſſen. Die nun wieder in den Stall gekommenen werden jetzt wie die vorigen gereinigt, und die auf den Hof gelaſſenen bleiben gewöhnlich daſelbſt ſo lange, bis das Futter in die Krippen vertheilt iſt, wo ſie es bey ihrem Wiederhereinkommen finden. Während die Pferde ihr Futter freſſen, verzehren die Knechte ihre Mittagsmahlzeit; jedoch bleibt der Knecht, welcher die Wache hat, im Stalle; ſo wie er ſich überhaupt in den 24 Stunden ſeiner Wachzeit nicht aus dem Stalle entfernen darf: es wäre denn, daß die Wache von einem anderen Knechte übernommen würde. Um 1 Uhr wird abermahls Heu in die Raufen geworfen, und wenn die Pferde dieſes verzehrt haben, ſo werden wieder 30 Stuten auf den Hof gelaſſen, woſelbſt ſie ihr friſches Waſſer zum ſaufen finden. Dieſe bleiben von 2 bis 4 Uhr, und die andern von 4 bis 6 Uhr daſelbſt. In kurzen Tagen wird dieſe Zeit abgekürzt. Bey heftigem Froſtwetter aber werden die Stuten, in Anſehung des Saufens und des Herauslaſſens auf den Hof, ganz anders behandelt. Um 6 Uhr Abends erhalten ſie wieder ihr Futter. Nach demſelben wird ihnen die Streu gemacht, und wenn ſie das Futter verzehrt haben, ſo wird ihnen auf die Nacht ihr Heu auf die Raufe geworfen.

Da zu Verbeſſerung der Weiden ein Theil derſelben umgeackert, gedüngt und gewöhnlich mit Haſer beſäet wird, ſo braucht man das von ſelbigen gewonnene Stroh in der Art, daß wöchentlich ein=,

auch zweymahl Abends, ſtatt des Heues, Stroh auf die Raufen geworfen wird.

Bey regnichtem, ſtürmiſchem Wetter werden die Stuten nur ſo lange aus dem Stalle gelaſſen, bis ſie geſoffen haben; dann werden ſie ſogleich wieder in den Stall getrieben.

Die Knechte müſſen ſowohl die Stände als den mittlern Raum im Stalle beſtändig rein halten; daher wird der mittlere Raum bey dem Zuſammenkehren des Miſtes, nachdem am Morgen die Streu aufgenommen worden, rein gekehrt, und alsdann mit weißem Sande beſtreuet. Der Miſt, den die Stuten in die Stände fallen laſſen, wird mit dem Urin, der ſich hinter den Ständen in der Rinne ſammelt, vermiſcht, auf einen Haufen gekehrt, und ſogleich aus dem Stalle entfernt.

Eine jede Stute iſt mit einer Decke bekleidet. Dieſe wird gleich am Morgen aufgelegt, und nur bey dem Putzen und wenn die Stuten auf den Hof gelaſſen werden, herunter genommen; ſobald ſie aber wieder an der Krippe befeſtigt ſind, bekommen ſie ihre Decken wieder: jedoch für die Nacht werden ſie ihnen, und zwar am Abend nach dem Füttern und bey dem Streumachen, gänzlich abgenommen.

Die Stuten ſind auf folgende Art in ihren Ständen angebunden. Jede Halfter, die zwar von ſchwarzem, ſtarkem aber nicht hartem Leder, gemacht iſt, hat an beyden Seiten, wo der Kinn- und Naſenriemen zuſammen ſtoßen, eiſerne Ringe. An den Stricken, mit welchen die Stute befeſtigt wird, befinden ſich, und zwar an den Enden, woran die Halfter feſt gemacht iſt, zuerſt ein eiſerner Ring mit einem Wirbel; in dieſem Wirbel ſind noch zwey Gelenke, und in deren letztem ein Knebel befeſtigt. Auf beyden Seiten des Standes iſt eine Holzſchraube in den Krippenſtiel eingeſchraubt, die ein rundes Oehr hat; durch dieſe Oehre gehen die Stricke, woran unten ein hölzernes, länglich rundes Gewicht befeſtigt iſt. Die Stricke werden nur ſo lang gelaſſen, daß die Stuten, ſo weit ihr Stand iſt, das Futter in der Krippe erreichen können; denn bey einer größeren Länge würden die Stuten mit den Köpfen zuſammen kommen, ſich beißen und beſchädigen; auch könnten ſie ſich dann ihr Futter rauben. Auf jeder Seite des Kopfs wird der Knebel, von

unten auf, durch die in der Halfter befindlichen Ringe gezogen. Hierdurch laſſen ſich die Stuten ſehr leicht und geſchwind ab- und anbinden. Das Gewicht am Stricke muß gerade ſo ſchwer ſeyn, daß, wenn die Stute an die Krippe tritt, oder den Kopf von einer Seite zu der andern bewegt, daſſelbe den Strick herunter zieht. Hierdurch wird vorzüglich verhütet, daß die Stute mit den Köthen der Hinterbeine nicht in den Halfterſtrang kommen kann, wenn ſie ſich, wie es oft geſchieht, mit den Hinterfüßen am Kopfe oder an den Ohren kratzt.

Bey heftigem Froſtwetter werden die Stuten an den im Stalle befindlichen Trögen getränkt. Es werden jedes Mahl zwey los gemacht, und im Anfange von dem Knechte an den Trog geführt, denn in der Folge gehen ſie allein dahin. Damit die erſte und größte Kälte von dem Waſſer entfernt wird, ſo werden jedesmahl die Tröge am Abend voll gepumpt; und iſt dieſes Waſſer des Morgens von den Stuten ausgeſoffen, ſo werden jene ſogleich wieder mit Waſſer angefüllt, damit es eine Zeitlang in dem warmen Stalle ſtehen und ſeine herbeſte Kälte verlieren kann. Wenn die Stuten, nachdem ſie geſoffen, eine Zeitlang geſtanden haben, ſo werden ſie zur Hälfte, jedoch mit ihren Decken, auf den Hof gelaſſen, und dort durch einen Knecht in beſtändiger Bewegung erhalten. Hier bleiben ſie, nachdem das Wetter beſchaffen iſt, kürzere oder längere Zeit, dann werden ſie wieder in den Stall getrieben, und die andern heraus gelaſſen.

Das Tränken bey einer heftigen Kälte bringt ſchädliche Folgen hervor, weil die Erkältung der Stuten unausbleiblich iſt; denn nicht allein die äußere Luft wirkt auf die aus einem warmen Stalle kommenden Pferde, ſondern auch das kalte Waſſer richtet durch ſeine Kälte, bey dem Durchgang in die Speiſeröhre durch die Bruſt und in den Magen, Unordnungen in den Lebensverrichtungen an, die hinlänglich ſind, Krankheiten hervor zu bringen. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß bey einer anhaltenden heftigen Kälte die ſtheniſchen Bruſtentzündungen ſehr häufig gefunden werden.

Die Stuten in den drey freyen Ställen, welche hinter einander an den bisher erwähnten Stall gränzen, erhalten ebenfalls täglich eine Metze Hafer,

und auch eben ſo viel Heu als jene. Das Füttern geſchieht in eben der Zeit, zu welcher in jenem Stalle gefüttert wird; jedoch auf folgende Art. Während der Futterzeit in jenem Stalle reinigt der Knecht, der die Wartung dieſer Pferde zu beſorgen hat, in allen drey Ställen die Krippen, und gießt ſo viel Waſſer hinein, als zum Anfeuchten des Futters nöthig iſt. Dann wird in eine große Futtermolle ſo viel Futter, als zur Hälfte in einem Stall erfordert wird, zuſammen gemiſcht. Wenn er dieſes auf einer Seite in die Krippe vertheilt hat, ſo mengt er ſolches mit dem darin ſchon befindlichen Waſſer zuſammen, und die andere Hälfte wird auf eben die Art gefüttert. Wenn alle drey Ställe auf dieſe Weiſe eingefüttert worden, ſo reinigt der Knecht die Waſſertröge, und pumpt ſelbige mit friſchem Waſſer voll. Um 8 Uhr wird etwas Heu auf die Raufe geworfen, und wenn die Pferde dieſes verzehrt haben, ſo wird ein Stall geöffnet, damit die Stuten auf den Hof in die Vermachung gehen können. Hier finden ſie ebenfalls friſches Waſſer in dem an der Pumpe ſtehenden Troge. Sie bleiben hier eine Stunde, dann werden ſie wieder herein getrieben, und hierauf wird der zweyte Stall geöffnet. Eine Stunde nachher geſchieht dieß auch mit dem dritten. In der Zeit, daß die Stuten aus einem Stalle auf dem Hofe gehen, wird derſelbe geſtreuet.

Um eilf Uhr wird wieder gefüttert, um ein Uhr etwas Heu auf die Raufe geworfen, und in den Nachmittagsſtunden werden die Ställe, einer nach dem andern, geöffnet, damit die Stuten in die Vermachung gehen können. Um ſechs Uhr Abends wird wieder gefüttert; und nachdem die Stuten dieſes Futter verzehrt haben, wird das Heu für die Nacht auf die Raufe geworfen. Dieſen Stuten wird ebenfalls die Woche ein auch zwey Mahl, des Abends Haferſtroh ſtatt des Heues auf die Raufe geworfen. Der Knecht geht, mit der Peitſche in der Hand, ſo lange die Pferde das in der Krippe befindliche Futter freſſen, abwechſelnd aus einem Stalle in den andern, um die unruhigen Pferde, die etwa andere von der Krippe drängen ſollten, zur Ruhe zu bringen.

Sobald ſich der Miſt in dieſen und in den ſtandloſen Ställen, welche auf der andern Seite des

des Hofes befindlich ſind, zu ſehr anhäuft, ſo wird er durch Hofedienſt=Fuhren heraus gefahren.

Um in den kurzen Wintertagen, wo es ſowohl des Morgens als auch des Abends um die Futterzeit finſter in den Ställen iſt, bey dieſem Geſchäfte ſehen zu können, iſt in der Mitte eines jeden ſtandloſen Stalles eine Laterne angebracht, die durch eine doppelte Lampe ſo lange erhellet wird, als dieß Geſchäft dauert.

Jeder Stute, keine ausgenommen, werden alle zwey Monath die Hufe beſchnitten, damit ſich von den zu lang gewachſenen Hufen keine Krankheiten erzeugen können.

Dem Geſtüt=Verwalter und dem Geſtüt=Pferdearzt liegt es ob, wenn es ihnen möglich iſt, bey jedem Futter, das den Pferden gereicht wird, gegenwärtig zu ſeyn; und der Geſtüt=Stallmeiſter hat darauf zu ſehen, daß ſie dieſes genau erfüllen.

Auf dieſe vorbeſchriebene Art behandelt, bleiben die tragenden Stuten in den freyen Ställen ſo lange beyſammen, bis die Zeit, in welcher ſie gebären ſollen, herannahet; dann werden diejenigen, bey welchen dieſe Zeit eintritt, in die im langen Stalle für ſie zubereiteten Stände geſtellt, und andere aus dem langen Stalle dafür in dieſe Ställe gebracht. Nun wird es durch die neu hinzu kommenden Stuten unruhig in dieſen Ställen; weil aber die hochtragenden Stuten zu unbehülflich ſind, ſich mit andern balgen und ſchlagen zu können, ſo vertragen ſie ſich bald, und bey dem Futter werden ſie, durch Furcht vor der Peitſche, zur Verträglichkeit gezwungen.

Wenn im Ausgange des April=Monaths die Stuten, welche ſchon gefohlet haben, und die noch tragenden auf die Weide gebracht werden, und die Nächte in dieſer Zeit noch ſehr kalt ſind, ſo werden die Stuten, mit den ganz neu gebornen Fohlen noch einige Tage im Stalle gelaſſen, bis ſie etwas ſtärker geworden, um das kalte Wetter beſſer ertragen zu können. Auch diejenigen Stuten, von welchen man die Geburt des Fohlens ſtündlich erwarten kann, bleiben ſo lange im Stalle, bis ſie abgefohlet haben.

Hat im April oder Anfange Mays eine Stute auf der Weide gefohlet, und es wäre kaltes, regnichtes oder ſtürmiſches Wetter, ſo wird die Stute

mit dem Fohlen ſo lange in den Stall gebracht, bis das Wetter ſich geändert hat. Ueberhaupt iſt dieſe Vorſicht bey den neugebornen Fohlen ſehr nothwendig; denn der ſchnelle Wechſel, den ſie durch die Geburt erdulden müſſen, indem ſie mit einem Mahle aus der ſo ſanften Wärme des mütterlichen Körpers in die rauhe und kalte atmoſphäriſche Luft verſetzt werden, kann ſehr leicht den Keim zu Krankheiten in ihnen legen, die ſich erſt in der Folge zum Verderben des Thieres entwickeln. Es müſſen in dieſer Hinſicht diejenigen Stuten, bey welchen die Zeit der Geburt herannahet, wenigſtens bey ſchlechtem Wetter, des Abends in den Stall gebracht werden, damit, wenn ſie des Nachts fohlen, das neugeborne Fohlen vor der Einwirkung einer rauhen Atmoſphäre geſchützt iſt. Am Tage muß derjenige, der die Wache oder Aufſicht über dieſe Stuten hat, eine Decke bey ſich führen, damit er, wenn ein Fohlen geboren wird, daſſelbe einwickeln und ſo nach dem Stalle tragen kann, um es auf dieſe Weiſe den nachtheiligen Eindrücken einer ungünſtigen Witterung zu entziehen.

Die Einwirkung des kalten, regnichten Wetters iſt eine Haupturſache, daß viele Fohlen beſtändig kränkeln, ſchwächlich bleiben, und am Ende ſterben; und dieß zwar bloß, weil jene nachtheilige Einwirkung den Keim zu einer Krankheit in den zarten Körper legte, den die gleich vom erſten Momente des Daſeyns an geſchwächten Lebensfunktionen nicht zu verdrängen im Stande waren: ſo daß ſie zuletzt mit unterliegen mußten. Auch habe ich ſehr oft die Beobachtung gemacht, daß die älteren ſchon etwas größeren Fohlen bey den Müttern von dieſem Wetter die Druſe erhielten, welche ſich durch Huſten und einen Ausfluß aus der Naſe zeigte.

Man kennt die Folgen, welche die Druſe bey einem erwachſenen Pferde, wenn ſich daſſelbe dabey erkältet, hervorzubringen fähig iſt, und eben dieſe Folgen ſind bey einem jungen, zarten Thiere um ſo mehr zu erwarten, da ſeine innern Theile noch nicht die Kraft haben, den Wirkungen ſo zu widerſtehen, um ſie unſchädlich zu machen; weshalb ſehr leicht Geſchwüre in den Lungen oder andern Eingeweiden entſtehen, und eine gänzliche Schwindſucht veranlaſſen können.

Von

Von der Behandlung der Beſchäler im Friedrich-Wilhelms-Geſtüte.

In dem Beſchälerſtalle ſind Stände für zehen Pferde. Weil aber ſelten ſoviel Beſchäler für die Stuten des Geſtüts zum Bedecken beſtimmt ſind, ſo werden in die Stände, die dann leer ſtehen würden, diejenigen jungen im Geſtüt gezogenen Hengſte geſtellt, deren Bildung, Schönheit und Raße ſie zu Geſtütbeſchälern qualificirt, um ſie hier fromm und thätig zu machen.

Dieſe zehn Beſchäler werden von drey Knechten gewartet, von welchen die beyden älteſten ein jeder drey, der jüngſte aber 4 Stück zu warten hat. Außer der Beſchälzeit erhalten die Beſchäler zu ihrem Futter täglich 2 Metzen Hafer und eine halbe Metze große Gerſte, auch 4 ℔ Heu. Sie bekommen dieſes in fünf Portionen, des Morgens um 6 und um 8 Uhr; des Mittags um 11, des Nachmittags um 3, und des Abends um 6 Uhr. Im Ausgange des Maymonats, und im Junius und Julius, werden die Beſchäler des Morgens um 5 Uhr, auch wohl noch früher gefüttert, weil ſie in dieſer Zeit des Morgens früher bedecken müſſen.

Wenn gefüttert werden ſoll, werden die Krippen, die vorher in den Fenſterniſchen auf hölzernen Roſten ſtehen, hinter jeden Stand geſetzt, und ſobald das Futter hinein gethan iſt, in die an der Wand befeſtigten Ringe gelegt. Nach beendigter Fütterung wird der Miſt aus der Streu geſchüttelt, und das vom Urin naß gewordene Stroh aus den Ständen entfernt. Nun fangen die Knechte an die Beſchäler zu putzen, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo werden ſie getränkt. Gegen Mittag wird alle Streu aus dem Stalle entfernt, in das am Stalle befindliche Behältniß gebracht, und dafür eine ganz neue Streu gemacht. Die in dem Behältniß befindliche Streu wird, ſo lange die Stuten noch auf dem Stalle ſtehen, in die ſtandloſen Ställe eingeſtreut; und wenn dieſelben auf der Weide gehen, ſo wird ſolches in die auf der Weide ſtehenden Schuppen gefahren, und daſelbſt ausgeſtreuet.

Des Nachmittags von ein bis drey Uhr werden die Beſchäler wieder geputzt, und um zwey Uhr werden ſie wieder getränkt.

Alle Tage, den Sonntag ausgenommen, werden die Beſchäler des Morgens von den ſie wartenden Knechten geritten. Bey ſchlechtem Wetter geſchieht dieſes in der Reitbahn, bey gutem Wetter aber im Freyen. Die ganz jungen Hengſte werden im Anfange nicht geritten, ſondern bey dem Reiten der älteren an die Hand genommen.

So lange das Probiren der Stuten im Stalle geſchieht, wird der Probirhengſt von zwey Knechten an Longen dahin geführt; geſchieht das Probiren aber auf der Weide in den dort erbaueten Schuppen, ſo wird derſelbe nur von einem Knechte dahin gebracht.

Im Anfange des Maymonats werden ſechs Beſchäler in die für ſelbige angelegten kleinen Weidekoppeln gebracht. In den dabey befindlichen Ställen ſind Krippen und Raufen angebracht, damit ſie ihr Futter hier ſo wie im Stalle erhalten. Die Ställe ſind beſtändig geöffnet, damit die Beſchäler nach Gefallen hinein und heraus gehen können; auch werden ſie in dieſen Ställen ebenfalls täglich zweymahl geputzt und zweymahl zum Tränken in den nahe vorbey fließenden Doſſefluß geführt, und bey warmen Wetter auch in ſelbigem gebadet. In dem einen Schuppen iſt außer den drey Ställen, noch ein Behältniß, in welchen ſich der Futterkaſten und eine Lagerſtelle für den wachhabenden Knecht befindet. Die eben erwähnten ſechs Beſchäler werden von zwey Knechten, und die im Stalle zurückgebliebenen vier, von dem dritten Knechte gewartet.

Der Genuß der freyen Luft und des jungen Graſes hat einen großen Einfluß auf die Natur der Beſchäler. Dieß wird vorzüglich dadurch bemerkbar, daß die ſonſt phlegmatiſchen und langſamen Beſchäler, die vorhin eine Zeitlang bey der Stute ſtanden, ehe ſich der Begattungstrieb bis zur Bedekkungsfähigkeit erhob, jetzt mit raſchem Feuer bedecken.

Der Genuß der freyen Luft und des Graſes die willkührlich beſtändige Bewegung und das öftere Baden, haben überhaupt einen ſo großen Einfluß auf die Geſundheit der Beſchäler, daß ſelten einer, weder im Sommer noch im Winter, von einer Krankheit befallen wird; ja ich habe die Beobachtung gemacht, daß ſogar Beſchäler, die vorher beſtän-

ſtändig kränkelten, durch dieſe Behandlung ganz geſund wurden.

Sobald im Ausgange des Septembers oder im Anfange der Oktobers ſchlechtes Wetter eintritt, ſo werden die im Monate May in die Weidekoppeln gebrachten ſechs Beſchäler wieder in den Stall geführt.

Einen Monat vor der Beſchälzeit wird das den Beſchälern bis dahin gegebene Futterquantum täglich durch eine halbe Metze Hafer und durch eben ſoviel Gerſte vermehrt, dieſes Mehrere aber gleich nach der Beſchälzeit ihnen wieder abgezogen. Alle zwey Monate werden den Beſchälern die Hufe beſchnitten, um ſelbige in einer guten Form zu erhalten.

Von der Behandlung der Fohlen bis zum fünften Jahre.

Alle Fohlen bleiben bey den Stuten bis zum erſten October; dann werden ſie von denſelben abgeſetzt. Sie werden alsdann in den Schuppen, der ſich in einer andern Koppel befindet, gebracht, welcher durch Krippen und Raufen ſo dazu eingerichtet iſt, daß den Fohlen das harte Futter darin gereicht werden kann. Die Gräſer in dieſer Koppel ſind in der Zeit, daß die Stuten und Fohlen auf der Wieſe und in der andern Koppel ihre Nahrung fanden, wieder heran gewachſen, und werden von den Fohlen bey Tage abgeweidet. Gegen Abend werden ſie in den Schuppen getrieben, wo ſie dann ihr hartes Futter finden. Anfänglich erhalten ſie eine halbe Metze Hafer, welche dem Gewichte nach, da der Scheffel zu 48 ℔ gerechnet wird, $1\frac{1}{2}$ ℔ beträgt. Dieſes Quantum bekommen ſie in zwey Futtern, nähmlich am Morgen die eine und am Abend die andere Hälfte. Das Heu wird ihnen nicht zugewogen, ſondern es werden ihnen gegen Abend die Raufen voll geworfen, damit ſie des Nachts nach ihrem Appetit freſſen können, ſoviel ihr Hunger verlangt.

Der Hafer wird ihnen ohne Häkerling in die Krippe geſtreut.

Da es im Monat October ſchon dann und wann reift, ſo bleiben die Fohlen am Morgen ſo lange in dem Schuppen, bis der Reif gänzlich verſchwunden iſt. Bey windigem, ungeſtümen Regenwetter bleiben ſie den ganzen Tag über in dem Schuppen, und kommen nur ſo lange heraus, daß ſie ſaufen können. Zu dieſem Behufe iſt daher auch eine Tränke nahe bey dem Schuppen angelegt.

Wenn die Fohlen in dem Schuppen bleiben müſſen, ſo wird ihnen des Mittags noch ein Futter gereicht. Wie lange ſie in dem Schuppen bleiben müſſen, hierüber iſt keine Zeit feſtgeſetzt: weil dieſes von dem Wetter abhängt.

Die erſten acht bis zehen Tage erhalten ſie eine halbe Metze Hafer, die übrige Zeit drey Viertel Metze. Alles dieſes geſchieht deshalb, damit ſich die Fohlen nach und nach an das harte Futter gewöhnen, indem eine plötzliche Abwechſelung eine zu große Revolution in den Verdauungsorganen machen würde, welches dann von übelen Folgen ſeyn könnte.

Bey den vielen Fohlen gibt es mitunter Schwächlinge; dieſe werden von den ſtärkern von der Krippe und Raufe gedrängt, weshalb denn auch für dieſe geſorgt werden muß, damit ſie ihr Futter in Ruhe genießen können. Sie werden nähmlich von den andern getrennt, und in einen nahe bey dem Geſtüt ſtehenden Schuppen gebracht. Bey dieſem Schuppen befinden ſich zwey kleine ungefähr 10 Morgen große Koppeln, die ebenfalls mit Tränken verſehen ſind; ja in dieſen Schuppen werden die Fohlen eben ſo, wie die andern behandelt.

Wenn die Fohlen in dem Schuppen drey Wochen zugebracht haben, und das Wetter wird kalt, regnicht oder ſtürmiſch, ſo werden ſie in die für dieſelben auf dem Geſtüthofe beſtimmten ſechs Ställe gebracht, und auf folgende Art in ſelbige vertheilt. In den erſten dieſer Ställe kommen die kleinſten und ſchwächſten Fohlen; in den zweyten die etwas größeren; in den dritten die noch größeren, und dieſes ſo fort bis zum ſechſten Stalle. Dieſes geſchieht aus der Abſicht, damit die kleinen und ſchwachen durch die größeren und ſtärkeren nicht von ihrem Futter gedrängt werden. Da gewöhnlich zwiſchen 70 und 80 Fohlen aufgeſtallet werden, ſo kommen 12 auch 13 in einen Stall. Sobald ſie von der Weide

dieſen Stall kommen, erhalten ſie täglich eine Metze Hafer, nähmlich 3 Pfund, und ſo viel Heu, als ſie freſſen wollen.

Wenn ſich ein Fohlen in einem Stalle durch die andern von der Krippe drängen läßt, ſo wird es in einen anderen Stall gebracht, wo kleinere Fohlen ſtehen, und aus dieſem wird ein anderes, welches mehr Muth hat, jenen zugeſellet. Hierdurch wird die Verträglichkeit in jedem Stalle erhalten.

Wird ein Fohlen krank oder lahm, ſo wird in einem der größeren Ställe eine Bucht von Horden gemacht, in welche es von den andern abgeſondert geſtellt wird.

Es kommt auch zuweilen, daß eins von den Fohlen ſchwächlich wird, und daher ſein Futter nicht ſo raſch und geſchwind wie die andern freſſen kann: dieſes wird ebenfalls in jene Bucht geſtellt, worin es Zeit hat, ſein Futter mit Bequemlichkeit zu freſſen. Ein ſolches Fohlen erhält auch zu ſeinem beſtimmten Futter eine Zulage an Gerſtenſchrot, nähmlich eine Viertel= oder halbe Metze, je nachdem es groß iſt und Appetit zum Freſſen zeigt. Hat es ſich hier erholt und iſt den andern an Kraft und Fleiſche gleich, ſo wird es wieder in ſeinen Stall gebracht.

In naſſen Jahren werden die Fohlen auf der Weide bey den Stuten, wo nicht alle, doch mehrentheils ſchlecht; ſie bekommen ein langes, ſchmutziges Haar, ſind abgezehrt und kraftlos, und haben dabey ihre natürliche Munterkeit verloren: alsdann erhalten ſie alle, die ſtarken, muntern und kraftvollen ausgenommen, eine viertel Metze, und nach den Umſtänden noch mehr, Gerſtenſchrot Zulage zu ihrem Futter. Die Gerſte darf aber bey dem Schroten nicht halb in Mehl verwandelt werden, ſonſt wird das Futter, wenn es mit Waſſer angefeuchtet wird, breiartig, welches die Fohlen nicht gern freſſen; ſondern ſie muß nur zerknickt oder zerquetſcht werden.

Den Fohlen wird alle Tage drey Mahl ihr Futter gereicht, nähmlich des Morgens um 6 Uhr, des Mittags um 11 und des Abends um 6 Uhr. Zuvor werden die Krippen rein ausgewiſcht; dann wird das ſchon zuſammen gemiſchte Futter, welches aus einem Theil Hafer und zwey Theilen ſehr feinem aus Rockenſtroh geſchnittenem Häckerling beſteht, in die

die Krippen des Stalles vertheilt, hernach wird Waſſer dazu gegoſſen und mit ſelbigem durchgemiſcht. Erhalten die Fohlen eine Zulage an Gerſtenſchrot, ſo wird daſſelbe auch ſogleich zu dem übrigen Futter gemiſcht.

Wenn in allen 6 Ställen gefüttert iſt, ſo geht der Knecht aus einem Stalle in den andern, um die unruhigen Fohlen, welche die andern gern von der Krippe drängen, zur Ruhe und Ordnung zu bringen. Haben ſie das Futter verzehrt, ſo werden die Waſſertröge in den Ställen gereinigt, und friſches Waſſer in dieſelben gepumpt. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird etwas Heu auf die Raufe geſteckt, und um 11 Uhr erhalten die Fohlen das zweyte Futter. Um 1 Uhr wird wieder etwas Heu auf die Raufe geworfen, worauf dann um 6 Uhr das letzte Futter gegeben, und darauf das Heu für die Nacht in die Raufe geworfen wird. In der Zeit, in welcher ſich die Fohlen auf dem Hofe befinden, wird der Stall geſtreuet; und wenn ſich der Miſt im Stalle anhäuft, ſo wird er auf Tragen oder Bahren heraus getragen.

Wenn die Fohlen aufgeſtallt ſind, ſo werden ſie wechſelsweiſe, ſo wohl des Morgens als auch des Nachmittags, wenn es kein regnichtes Wetter iſt, in die auf dem Hofe befindlichen Vermachungen gelaſſen.

In jedem Stalle befinden ſich an der äußeren Wand Fenſter, nicht allein um dem Stalle das nöthige Licht zu geben, ſondern auch, um die Stalldünſte hinaus und die reine Luft hinein laſſen zu können.

Wenn die Fohlen einige Tage wegen ſchlechten Wetters im Stalle bleiben müſſen, und ſie dann heraus kommen, ſo laufen und ſpringen ſie ungewöhnlich herum; dadurch erhitzen ſie ſich leicht, und wenn ſie alsdann in den Stall gelaſſen werden, ſo pflegen ſie gern zu ſaufen, welches auf die Erhitzung ſehr ſchädlich iſt. Um dieſes zu verhindern, wird ein Deckel über den Waſſertrog gedeckt; dieſer bleibt gewöhnlich eine Stunde auf ſelbigem liegen, dann wird er herunter genommen, und den Fohlen die Freyheit zum ſaufen gegeben.

Wenn die Fohlen ungefähr acht Tage aufgeſtallt ſind, ſo werden ſie eins nach dem andern aufgegriffen, und es wird ihnen das zu lang gewachſene

Horn an den Füßen abgeſchnitten, dabey aber auch dahin geſehen, daß der Fuß eine regelmäßige Form erhält. Dieſes Zurechtſchneiden der Hufe geſchieht in der Folge alle zwey Monathe, ſowohl im Winter, als auch im Sommer, wenn die Fohlen auf der Weide gehen.

Sie werden alle Tage ſowohl im Stalle, als auch wenn ſie auf dem Hofe gehen, von dem bey dem Geſtüte ſtehenden Pferdearzte durchgeſehen; und wenn er an dem einen oder dem andern etwas mangelhaftes entdeckt, ſo wird daſſelbe ſogleich aufgegriffen, der Schaden unterſucht, und die dienlichen Mittel gegen denſelben angewendet. Auf dieſe Art werden ſie den ganzen Winter bis zum Ausgang des April-Monaths behandelt; alsdann werden ſie wieder auf die Weide gebracht. Nunmehr werden die Hengſtfohlen von den Stutfohlen abgeſondert, die Stutfohlen unter die zwey, drey und vierjährigen Stutfohlen gelaſſen, und mit dieſen auf die Weide gebracht.

Die Weide, auf welcher ſie gehen, beſteht aus drey Koppeln; in dieſen drey Koppeln gehn auch die güſten oder nicht tragenden Stuten. Die Eintheilung der Koppeln geſchieht auf folgende Art. Im Anfange werden die Stuten in eine, und die Fohlen in eine andere Koppel gebracht. Wenn die Fohlen das beſte Gras heraus gefreſſen haben, ſo werden ſie in die dritte Koppel gelaſſen, als in welcher bis dahin noch keine Pferde geweidet haben. Sogleich, als die Fohlen aus der Koppel, in welcher ſie zuerſt gegangen, heraus ſind, bringt man die Stuten in dieſelbe, damit dieſe das Gras, welches die Fohlen nachgelaſſen haben, abfreſſen können. Wenn die Fohlen das beſte Gras in der Koppel, in der ſie ſich nun befinden, abgeweidet haben, ſo werden ſie in diejenige Koppel gebracht, in der zuerſt die Stuten gingen, weil in derſelben das junge Gras wieder nachgewachſen iſt. Auf dieſe Weiſe erhalten die Fohlen jedes Mahl eine neue Koppel und friſches Gras, und die Stuten werden gleich nach ihnen herein gebracht, um das übrige Gras zu verzehren. Zwiſchen den Stuten gehen die Kühe der Geſtüt-Officianten, um das in den Koppeln befindliche geile Gras abzuweiden, welches die Pferde nicht freſſen.

In der Mitte, wo die drey Koppeln an einander gränzen, befindet ſich ein Schuppen, in welchem ſowohl die Fohlen als auch die Stuten ſtehen können. Dieſer Schuppen iſt in der Mitte durch eine Vermachung von einander getheilt, damit die Fohlen und Stuten nicht zuſammen kommen können; auch hat jede dieſer beyden Abtheilungen ihre eigene Thür.

Um vor dem Stiche der Fliegen geſchützt zu seyn, ſtehen überhaupt alle Pferde bey heiteren warmen Tagen von des Morgens 6 oder 7 Uhr bis des Abends 6 Uhr in den Schuppen, ſo, daß ſie während dieſer Zeit nicht anders heraus gehen, als bis ſie der Durſt zur Tränke treibt: weshalb ſie denn bloß bey Nachtzeit ihre Nahrung auf der Weide ſuchen.

Bey trüben, regnichten Tagen haben die Pferde von dem Ungeziefer weniger zu befürchten, weshalb ſie ſich denn auch den ganzen Tag über im Freyen aufhalten; ja ſelbſt Regen, mit Sturm begleitet, treibt ſie nur ſelten in die Schuppen.

In allen Koppeln ſind Tränken, in welche beſtändig friſches Waſſer zufließt.

Wenn es im October zu reifen anfängt, ſo werden ſowohl die Fohlen als Stuten am Abend in den Schuppen getrieben, in welchem ſie die in demſelben angebrachten Raufen voll Heu geſteckt finden; am Morgen werden ſie nicht eher heraus gelaſſen, als bis der Reif verſchwunden iſt. Wenn das Wetter ſpäter hin regnicht, kalt und unfreundlich wird, ſo werden die Fohlen aufgeſtallt und in die freyen Ställe, nach ihrem Alter und ihrer Größe, vertheilt.

Im Anfange, wenn ſie aufgeſtallt ſind, erhalten ſie eine Zeitlang täglich 1 Metze, oder 3 ℔ Hafer, nachher bekommen ſie 1½ Metze oder 4 ℔. Dieſes Quantum bekommen ſie in drey Futtern, nähmlich des Morgens um 6, des Mittags um 11, und des Abends um 6 Uhr; auch werden zu dem Hafer zwey Theile Häckerling gemiſcht. Iſt die Fütterung beendigt, ſo reinigt der Füllenwärter die im Stalle befindlichen Waſſertröge und pumpt in dieſelben friſches Waſſer.

Um [illegible] Uhr wird den Fohlen etwas Heu auf die Raufe geſteckt, und während ſie dieſes freſſen, macht der Knecht die Streue. Wenn ſie das Heu verzehrt

haben,

haben, ſo läßt er die Fohlen aus einem Stalle auf den Hof in die Vermachung; und wenn dieſe ungefähr eine Stunde in derſelben geſtanden haben, ſo werden ſie wieder in ihren Stall getrieben, und dafür die in einem andern Stalle befindlichen heraus gelaſſen: eben dieſes geſchieht nach einer Stunde mit den Fohlen des dritten Stalles. In der Vermachung ſteht ebenfalls ein großer Trog vor der Pumpe, welcher alle Morgen gereinigt, und von friſchem Waſſer voll gepumpt wird, ſo daß die Fohlen auch hier nach Belieben ſaufen können.

Nach dem Mittagsfutter wird um 1 Uhr wieder Heu auf die Raufe geworfen, und wenn ſie dieſes verzehrt haben, ſo werden ſie ſo, wie am Morgen, aus einem Stalle nach dem andern in die Vermachung gelaſſen. Nur bey regnichtem und ſtürmiſchen Wetter bleiben ſie im Stalle. Wenn die Fohlen ihr Abendfutter gefreſſen haben, ſo wird wieder Heu auf die Raufe geworfen, welches ſie des Nachts verzehren.

Die Fohlen werden nicht allein im Stalle, ſondern auch auf dem Hofe, ſo wie im Sommer auf der Weide alle Tage von dem Pferdearzt durchgeſehen, und wenn ſich ein ſchadhaftes oder krankes darunter befindet, ſelbiges ſogleich aufgegriffen, der Schaden oder die Krankheit unterſucht, und die nöthigen Mittel dagegen angewendet.

Auf dieſe Art werden die Stutfohlen ſo lange behandelt, bis ſie zu Mutterſtuten beſtimmt werden.

Die Weide der Hengſtfohlen iſt von der Weide der Stuten ganz entfernt. Ein Theil dieſer Weiden liegt auf der entgegengeſetzten Seite von Neuſtadt. Hier weiden die ein- und zweyjährigen Fohlen in drey Koppeln, in deren Mitte ſich ein Schuppen befindet, welcher ſie im Sommer vor dem Stiche der Fliegen und vor anderen Ungemächlichkeiten ſchützt. Ein anderer Theil der Weide, auf welchem die drey- und vierjährigen Hengſtfohlen weiden, liegt drey Stunden weit vom Geſtüt entfernt. Auf dieſe entlegenen Weiden werden ſie im Frühjahre gebracht, und im Herbſte wieder zurück geholt. Hier ſind ſie unter der Aufſicht eines Geſtütmeiſters, und eines Knechts. Auch iſt daſelbſt ein Brunnen mit einer Pumpe angelegt, woraus das Waſſer in einen dabey befindlichen Trog gepumpt wird, in welchem die

Foh-

Fohlen alſo beſtändig Waſſer zum ſaufen antreffen. Es befindet ſich auch hier ein Schuppen, unter welchen die Fohlen in der Sommerhitze und bey ſchlechtem Wetter treten können. Der Geſtüt-Pferdearzt muß wöchentlich zwey Mahl dahin, um die Fohlen durchzuſehen, und den kranken oder beſchädigten die gehörigen Mittel zu reichen. Fällt außer dieſer Zeit etwas vor, das eine ſchleunige Hülfe erforderte, ſo wird dieſes von dem Geſtütmeiſter dem Pferdearzte durch den bey ſich habenden Knecht gemeldet.

Die Hengſtfohlen ſtehen im Winter auf dem Landgeſtüt, wo für ſie Ställe, jenen auf dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüt ähnlich, angelegt ſind. Sie werden ganz auf dieſelbe Art wie die Stutfohlen behandelt. Da es für den Pferdearzt, der bey dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüt ſtehet, zu weitläuftig wäre, dieſe Fohlen mit zu verſehen, ſo iſt die Aufſicht, in Anſehung der Krankheiten, dem Landgeſtüt-Pferdearzt übertragen. Sie werden, wenn ſie 4½ Jahr alt ſind, in Ständen angebunden, wie Pferde behandelt, und thätig gemacht; wenn ſie 5 Jahr alt ſind, ſo werden ſelbige von dem Chef des Geſtüts in die Landgeſtüte vertheilt.

Im zweyten Jahre werden alle Fohlen mit dem Geſtützeichen gebrannt, die Stutfohlen auf der rechten, und die Hengſtfohlen auf der linke Lende. Dieſes Zeichen beſteht in einem gerade in die Höhe ſtehenden Pfeile, mit einer Schlange umwunden. In demſelben Jahre wird den Fohlen auch ein Theil von ihren Schweifen abgeſchlagen.

Von den Landgeſtüten *).

Wenn die Polizey über die Pferdezucht des Landes die Oberaufſicht hat, und die Stuten von herrſchaftlichen, oder auf Koſten des Staats unterhaltenen Beſchälern bedeckt werden, ſo nennt man dieſe Einrichtung ein Landgeſtüt; im ausgedehnten Verſtande kann jedoch auch eine

*) S. Herrn von Tennecker's vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht. IV. Manheim und Leipzig bey Seeger, 1798. S. 489 ff.

eine willkührlich vermehrte Fohlenzucht der Landleute, wozu einige die Stuten und andere die Beſchäler halten, ein Landgeſtüt genannt werden.

Unter allen bisher angeführten Geſtüten iſt ein Landgeſtüt, nach dem einſtimmigen Zeugniß aller wiſſenſchaftlichen Pferdezüchter, das vortheilhafteſte für den Staat und die Pferdezucht ſelbſt; es erfordert nicht die wüſte liegenden Fluren eines wilden und halb wilden Geſtüts, nicht den ungeheuren Koſtenaufwand eines zahmen und die undisciplinirte Verfaſſung eines Militär-Geſtüts, und liefert doch bey einer guten Einrichtung nicht weniger ſchöne Pferde, als ſelbſt oft die erſtern nach der Menge von Hinderniſſen, welche einer guten Fortpflanzung im Wege ſtehen, zu erziehen im Stande ſind.

Es gibt wenige Provinzen, die nicht Wieſen und Futterkräuter genug haben ſollten, um bald mehr, bald weniger Fohlen, unbeſchadet der Zucht der übrigen Hausthiere, erziehen zu können. Selbſt die verſchiedene Lage, Oekonomie und beſonderen Verhältniſſe der Provinzen, die verſchiedene Induſtrie, Beſchäftigung, Handlung und Gewerbe der Einwohner ſind nicht allemahl hinreichende Gründe, welche die Anlegung eines Landgeſtüts hemmten. Das genügſame Pferd klettert an ſteilen Bergen hinauf, und nimmt mit dem Genuß einiger Kräuter, die hier und da auf dem Gipfel derſelben hervorſproſſen, oder mit der magern Koſt des Sandbodens, und dem dürftigen Graswuchs oder Lehden und Brachen vorlieb, macht keinen unergibigen Zweig der Handlung aus, und verzinſet die geringe Mühwaltung, die man auf ſeine Erziehung verwendet, eben ſo reichlich, als der Erwerb jeder andern Beſchäftigung.

 Ein

Ein Landgeſtüt iſt faſt in allen Provinzen Deutſchlands anlegbar. Welche ſchöne Gegenden bietet z. B. nicht die ehemahlige Pfalz, Schwaben, Bayern, Oeſterreich, Anſpach, Würtemberg, die Rheingegend, Fulda, Heſſen u. ſ. w. zur Pferdezucht dar?

Giebt es endlich eine Pferdezucht, in welcher mit mehr ökonomiſcher Rückſicht für den Staat beſſere Pferde für das Land, für die Armee, und ſelbſt für die Ställe des Fürſten gezogen werden können, als in einem Landgeſtüt? Die Unterhaltung der Stuten koſtet nichts, die Auferziehung der Fohlen wenig, da ſie in ſo vielen Wirthſchaften vertheilt ſind. Die Anſchaffung und Unterhaltung der Beſchäler, und die Beſoldung der Geſtüts-Vorſteher machen daher den ganzen Aufwand aus, welcher eben ſo wenig mit dem Gewinn der Fohlen und der übrigen Vortheile, als mit den Koſten eines zahmen Geſtüts in Verhältniß ſteht.

Der Nutzen eines Landgeſtüts iſt daher:

1) daß der Landmann ſeine Pferde ſelbſt zieht, und nicht nöthig hat, ſein Geld für Pferde außer Landes zu geben, die weder an Luft, Waſſer und Nahrung gewöhnt ſind, und mit welchen er nicht ſelten von diebiſchen Roßkämmen betrogen wird.

2) daß die Cavallerie-Regimenter aus dieſem Geſtüt beritten gemacht werden können, und es überhaupt zu den Zeiten des Krieges nicht an Pferden zu den übrigen Bedürfniſſen fehle, und endlich

3) daß die, ſo viele Koſten verurſachenden zahmen Geſtüte, welche der Fürſt zu der Remontirung ſeines Marſtalls unterhält, unnöthig werden, da eben ſo gute, mit weit weniger

Geldaufwand von dem Unterthan erkaufte Pferde, zu dieſem Zweck verwendet werden können.

Ein jeder Landmann muß zu ſeiner Wirthſchaft Pferde haben; die beſondere Oekonomie der Provinz müßte es denn vortheilhafter machen, Ochſen zu der Beſtellung der Aecker zu halten; wiewohl auch hier der Rittergutsbeſitzer und reichere Landmann nicht ohne Pferde ſeyn wird. Iſt dieß aber der Fall, ſo wird man doch lieber Stuten als Wallachen wählen, da die letztern immer nur verſtümmelte Produkte des Pferdegeſchlechts ſind, indeß die erſtern ein eigenthümliches Ganze deſſelben ausmachen. Uebrigens iſt es auch ſehr entſchieden, daß die Stuten eine größere Ausdauer haben, ſo wie ſie auch nach ärztlichen Beobachtungen weniger an Krankheiten leiden, welche die Wallachen ſo öfters befallen, z. B. das Verhalten des Urins. Wie oft leiden Wallachen an dieſer gefährlichen Krankheit, und wie ſelten ſieht man ſie bey Stuten?

Ein jeder Bauer, der 3 Pferde hat, kann ohne Beſchwerde alle Jahre ein Fohlen ziehen, vorzüglich dann, wenn er die Beſchälzeit ſo ordnet, daß das Fohlen in einen Monath fällt, in welchem die Arbeit nicht ſo gehäuft iſt, z. B. wenn er die Stute im Monath März bedecken läßt, ſo bekömmt er im Februar das Fohlen; in dem Monath November, Dezember und Januar gibt es für die Pferde in der Landwirthſchaft am wenigſten zu thun, folglich kann die Stute die 3 letzten Monathe ihrer Tragzeit den Regeln gemäß geſchont werden. Im Februar fällt das Fohlen, wo die ländlichen Arbeiten nur nach und nach wieder anfangen, und die Stute auch noch 8—14 Tage geſchont werden kann, nach

welcher Zeit das Fohlen ſchon ſtark genug iſt, der Mutter aufs Feld zu folgen.

Bis zu der Zeit des Abſetzens verurſacht die Ernährung des Fohlens dem Landmann keine Koſten, und auch die ſind nicht beträchtlich, die er von dieſer Zeit an, bis zu einem Alter von 3 bis 4 Jahren, aufwenden muß. In einer Haushaltung, deren Ländereyen 3 Pferde nöthig machen, kommt der Unterhalt eines Fohlens, das den Winter hindurch faſt allein mit dem Abgang oder ſogenannten Ueberkehre des Getreides ernährt wird, und im Sommer den Kühen auf die Weide folgt, jährlich nicht über 12 Rthlr., dieß macht in drey Jahren eine Summe von 36 Rthlrn., die der Landmann nach und nach, und nicht in baarem Gelde ausgibt, da er außer dem zu der Anſchaffung eines 3- bis 4jährigen Pferdes ein Capital von 70 bis 80 Rthlr. verwenden muß, und welcher niedrigen Raße von Menſchen fällt dann der kenntnißloſe Landmann bey dem Einkauf ſeines Pferdes in die Hände? — den Roßtäuſchern, unter welchen zehen die feinſten niedrigſten Betrüger ſind, und vielleicht nur der eilfte von ſeiner ganzen Zunft eine bewundernswürdige Ausnahme macht.

Kauft ſich der Landmann, um dieſen Betrügereyen zu entgehen, ein halbjähriges oder ein jähriges Fohlen, ſo verwendet er Geld auf ein Product, das er ſelbſt in ſeiner Wirthſchaft unentgeltlich und am beſten erziehen konnte, und erhält immer noch ein junges Thier, das von dem weiten Marſch, dem ſchlechten Verhalten, dem Saufen im heißen Sommer aus ſtehenden Sümpfen, ſchon den Keim zu Krankheiten bey ſich trägt, das weder an die jeder Provinz eigen-

genthümliche Nahrung, noch an Luft und Waſſer gewöhnt iſt.

Nebſt dem aber, daß er bey eigner Zucht den nachtheiligen Folgen anhaltender, für die jungen Thiere zu ſehr ermüdender Märſche entgeht, und das Fohlen von dem Genuß des erſten trocknen Futters, an die jeder Provinz und jeder Wirthſchaft eigenthümliche Nahrung gewöhnt wird, zieht er auch noch den Schlag von Pferden, die er liebt, welche die Bearbeitung ſeiner Aecker und die Betriebſamkeit ſeiner übrigen Geſchäfte fordert; da er im Gegentheil, wenn er Fohlen kauft und ihre Raße nicht kennt, nicht voraus beſtimmen kann, ob das junge Thier groß, ſtark, ſchwach oder klein werden wird. Mit welcher Gewißheit läßt es ſich aber ſchon bey der Tragzeit einer guten Mutterſtute, die von einem wohlgebauten erbfehlerfreyen Hengſt belegt iſt, vorausſagen, daß ſie ein gutes entweder der Mutter, dem Vater oder den Vorältern nachartendes Fohlen gebähren wird?

Eine gute Zuchtſtute, die leicht gebiert, und geſunde ſchöne Fohlen bringt, iſt für den Landmann ein unzuſchätzendes Product. Da er doch nicht alle Fohlen ſelbſt braucht, ſo wird ſie ihm außerdem, daß ſie ihm geſunde Pferde zu der Bearbeitung ſeiner Wirthſchaft liefert, noch eine reichliche Quelle einer baaren Einnahme, auf die er faſt alle Jahre mit einer Art von Gewißheit rechnen kann.

Dieß im allgemeinen von dem Nutzen eines Landgeſtütes für den Landmann.

In Hinſicht auf die Remontirung der Cavallerie, iſt die Anlegung eines Landgeſtütes nicht minder wichtig und vortheilhaft für den Staat.

Es iſt thörigt zu glauben, daß nur Hollſtein und Pohlen brauchbare Pferde für die Cavallerie zu erziehen im Stande ſeyen. Die meiſten kaiſerlich-öſterreichiſchen Dragonerregimenter ſind faſt ausſchließlich mit böhmiſchen Pferden beritten, und welche Ausdauer, Schnelligkeit und Gewandheit findet man nicht bey einem großen Theil dieſer Pferde?

Ein anderes Beyſpiel von Remontirung der Cavallerie durch Landgeſtüte gibt uns Hannover, das ſchon vor mehreren Jahren 2000 Dragoner- und 200 Officierpferde von des Landes eigener Raße an die Armee geliefert hat *), und war wohl eine deutſche Cavallerie beſſer beritten, als die ehemahlige Hannöveriſche?

Welchen Verluſt hat die Armee bey der pohlniſchen Lieferung! Durch die übertriebenen Märſche, durch Mangel an geſunder Nahrung, und vorzüglich durch das Saufen aus ſtehenden fauligen Waſſern, bringt der dritte Theil dieſer Pferde den Keim zu Krankheiten mit; wie viele ſind Krüppel ehe ſie geritten werden, wie viele bocken ſich ſteif, ehe ſie dienſtbar ſind, und wie viele ſterben, oder müſſen, weil ſie am Rotz leiden, todt geſtochen werden, ehe ſie noch dem Staate genützt haben?

Man vergleiche nach einem Jahre die Anzahl von Remontepferden, welche die Regimenter erhielten, mit den Muſterliſten, wie beträchtlich iſt der Verluſt, den die Armee im Ganzen erlitten hat, und wer iſt uns denn Bürge, daß die getheilten Provinzen Pohlens unausgeſetzt Pferde an Staaten liefern werden, mit welchen ſie wohl jetzt in Verbindung ſtehen, vielleicht aber in

*) Viborg's Sammlung von Abhandlungen für Thierärzte und Oekonomen 2tes Bändchen S. 121.

in den Jahren, wenn man die Pferde gerade am nöthigſten gebrauchen möchte, in Eintracht zu leben aufgehört haben?

Hörte aber die pohlniſche Lieferung auf, und würde ſie vorzüglich dann unterbrochen, wenn das Land in einen Krieg verwickelt würde, mit welchen Pferden wollte man dann die leichte Cavallerie remontiren und verſtärken, wenn man nicht in Landgeſtüten Pferde zu dieſem Zwecke erzogen hat? Schon ſeit einigen Jahren lieferte Pohlen an fremde Staaten nicht die gute Raße von Pferden mehr ab, mit welchen ſonſt die Regimenter remontirt wurden. Der größere Theil dieſer Lieferung beſteht aus Fohlen, oder aus ſchon niedergetriebenen Pferden, aus Krüppeln, aus kleinen mangelhaften Thieren, die man auf öffentlichen Roßmärkten als den Ausſchuß der Meſſe betrachten würde. Die wenigſten ſind gute, für den Soldaten brauchbare Dienſtpferde.

Bey einem gut eingerichteten Landgeſtüte hat der Staat nicht nöthig, auf ungewiſſe Rechnung die Remontirung ſeiner Cavallerie im Auslande zu ſuchen, und ſich von Aufkäufern um den dritten Theil des Einkaufpreiſes betrügen zu laſſen, das Land zieht die Pferde ſelbſt, und der Einwohner nimmt mit einem weit mäßigern Gewinn vorlieb.

Was hier von der pohlniſchen Lieferung geſagt iſt, gilt auch bey der Remontirung der deutſchen Cavallerie.

Unter allen deutſchen Pferderaßen zieht Hollſtein in gewiſſer Hinſicht mit die ſchlechteſten. Geſteht man dieß zu, und nimmt man nun noch an, daß die Aufkäufer nur den ſchlechteſten Schlag von Pferden in dieſem Lande aufkaufen,

kaufen, ſo iſt es nicht auffallend, wenn man unter einer Compagnie deutſcher Pferde ſo einen großen Theil von Krüppeln oder ungeſchickt gebauten Pferden findet, die ſich beſſer in Karren als zu dem Dienſt eines Cavalleriſten ſchicken.

Mit drey, viertehalb bis 4 Jahren, in welchem Alter ſie an die Regimenter abgeliefert werden, zieht das hollſteiniſche Pferd unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, und wirklich muß man dem größten Theile davon ein viel verſprechendes Gebäude zugeſtehen, aber nicht ſo in einem Alter von 7 — 10 und 15 Jahren.

Man kann dann annehmen, daß bald die Hälfte dieſer ſo gut geſchienenen Pferde, durch zu zeitige Anſtrengung, durch die Laſt eines ſo ſchweren Mannes, als gewöhnlich der Cüraſſier und Carabinier iſt, und ſelbſt durch die eigene Anlage dieſer Raße zu dieſen Fehlern entweder dumm, oder blind, oder ſpathig, oder mit Gallen, Piphaken oder Stollbeulen beladen iſt. Doch alle dieſe Fehler fallen auch dann noch, in den ruhigen Zeiten des Friedens, bey gut genährten Pferden nicht ſo ſehr ins Auge. Ihr gebogener Kopf, ihr ſchön geſtalteter Hals, ihre gut gebaute Bruſt, ihr gewölbtes Kreuz, ihr ſchwarzes Haar, ihr angenehmes Weſen überhaupt, Vorzüge, die faſt ausſchließlich den hollſteiniſchen Pferden eigen ſind, verſtecken dieſe Mängel, wenn man ſie in ganzen Regimentern oder wenigſtens Compagnieweiſe zuſammen, und nur oberflächlich betrachtet. Ganz anders iſt es aber in der Campagne, wo ſie ſchlechtes Futter, übele Wartung und wenig Ruhe haben. Wie abſtechend fallen ſie dann, wenn man durch das Lager der Cavallerie geht, gegen die mit pohlniſchen,

han=

hannöverſchen, preußiſchen und böhmiſchen Pferden berittenen Regimenter auf!

Das hollſteiniſche Pferd kann keine Strapaze ertragen, es wird rauch, elend und kraftlos durch einen einzigen fatiguanten Marſch, deſſen Folgen bey jedem andern Pferde lange nicht ſo ſichtbar ſind.

Außerdem hat das hollſteiniſche Pferd in wohlgenährten Umſtänden, für den gemeinen Mann ein zu feuriges Temperament. Jetzt, da man ſich mit der Dreſſirung deſſelben, und mit dem Unterrichte des Mannes mehr Mühe gibt, und die gepreßte Füllung in Reihe und Glied abgeſchafft hat, weiß man dieſen Fehler mehr zu verbergen. Aber wie viele Pferde wurden in vergangenen Zeiten wegen dieſes Feuers, als unbrauchbar, als ſo genannte Stürmer für den dritten Theil ihres Anſchaffungspreiſes, in den erſten Jahren ihrer Dienſtzeit wieder ausgemuſtert.

Ein gemeines Soldatenpferd muß eher ein phlegmatiſches, als ein zu feuriges Temperament haben; ein Umſtand, der die böhmiſchen, preußiſchen und ſächſiſchen Landpferde zu dieſem Dienſt vorzüglich geſchickt macht.

Der größte Theil der hollſteiniſchen Pferde, vorzüglich die, aus welchen die Kuppeln der Lieferanten beſtehen, ſind hollſteiniſche Landgeſtütspferde. Hat man hier dieſe vortheilhafte Einrichtung gemacht, warum könnte man denn nicht in jedem Lande, wenigſtens in einigen Provinzen deſſelben, die nähmliche Zucht einführen, und Landgeſtüte anlegen, die gewiß keine ſchlechteren Pferde liefern würden, als die ſind, welche die Armee aus dem erſtern mit ſo vielem Geldaufwand erhält? Freylich würde man die erſten

Jahre nicht die ganze Cavallerie von des Landes eigenen Pferden remontiren können, in den erſten Jahren vielleicht nur zum dritten Theil, in den folgenden vielleicht ſchon zur Hälfte, und in einer längern Zeit die ganze.

Endlich bliebe eine ſo große Summe Geldes, die der Staat für ein Bedürfniß ausgibt, das er ſelbſt in ſeinem Innern zur Vollkommenheit bringen kann, im Lande, der arme Landmann erhielte dadurch eine ergiebige Quelle eines baaren Verdienſtes, und der Wohlſtand des Unterthans würde zugleich mit verbeſſert, indem der Zuſtand der Armee verbeſſert würde.

Aber wo ſoll das Land die verſchiedenen Raßen von Pferden, welche doch der verſchiedene Dienſt der leichten und ſchweren Cavallerie nöthig macht, in ſeinen eigenen, vielleicht ſo eng begränzten Provinzen finden?

Jedes Land, jede Provinz, ſelbſt jedes Amt hat ſeinen eignen Schlag von Pferden. Es bringt ein jedes Klima, ein jedes Land, ſelbſt eine jede Provinz, ihre eigene Pferderaße hervor, die zwar durch Wartung, Pflege, Nahrung u. dergl. einander ähnlich, aber nicht gleichgemacht werden können. Welchen Unterſchied findet man z. B. ſchon zwiſchen dem Thüringiſchen und Lauſitzer Landpferde! Beyde Raßen ſind zwar durch Zucht, Wartung, Nahrung und Pflege einander ähnlich zu machen, aber nie können ſie durch das eine, oder das andere einander gleich gemacht werden, eben ſo wenig, als man engliſche Pferde auf deutſchem Boden, und däniſche Pferde in der Türkey ziehen wird. Die Einwirkung des Klimas iſt größer, als wir glauben, die Kräfte deſſelben wirken insgeheim nach Geſetzen von eigener, uns noch unbekannter Art,

ſie dringen in alle Körper, ſtimmen alle um, und verwandeln alles in eine bald auffallendere, bald weniger zu bemerkende Form. Es müſſen alſo nothwendig in jeder Provinz ſich Verſchiedenheiten an den dort gezogenen Pferden zeigen. Um indeß die Frage zu beantworten, auf welche Art man denn in einem Lande die nöthige Anzahl brauchbarer Pferde ziehen könnte: ſo wollen wir dieſes z. B. in Rückſicht auf Sachſen unterſuchen.

Suchte man, ſagt Herr von Tennecker, die beyden Raßen, von welchen ich im vorhergehenden ſprach, nähmlich die Thüringer und die Lauſitzer Landpferde, durch gute Beſchäler zu veredeln, ſo würde man die erſtern zu der Remontirung der ſchweren, und die letztern zu der Herſtellung der leichten Cavallerie gebrauchen können. Zwar iſt es wahrſcheinlich, daß man die wenigſten, vorzüglich von der letztern Raße, von der erſten Generation zu dieſem Dienſte brauchbar finden würde: aber die dritte und vierte Generation mit mecklenburgiſchen Hengſten von altem Schlage, oder von ſächſiſcher Geſtütsraße verbeſſert, würde gewiß weniger Krüppel liefern, als jetzt jede mit pohlniſchen Pferden berittene Compagnie und Eſcadron aufzuweiſen hat.

Was die Frage anbetrifft: Ob Thüringen und die Lauſitz Pferde in genugſamer Menge zu dieſem Zweck erziehen könnte? — ſo haben ſie ſchon mehrere geſchickte Oekonomen mit ja beantwortet; und wer die fruchtbaren Auen von Thüringen, und die Menge brachliegender Heiden von der Lauſitz kennt, wird dieſer Meinung beyſtimmen. In jedem Dorfe von Thüringen, das an der ſogenannten goldnen Aue liegt,

liegt, können 50, 80, bis 100 Fohlen jährlich gezogen werden, ohne daß der Unterhalt für das Hornvieh und die Schafe mangelte. Und auch dann, wenn durch Ueberſchwemmung, welcher dieſe Gegend dann und wann unterworfen iſt, die Heuärnte ſparſamer als andere Jahre wird: ſo hat der Thüringiſche Landmann immer noch einen Schatz an künſtlichen Futterkräutern, die den Mangel der erſtern übertragen.

Endlich zieht auch noch der Churkreis in der Gegend von Torgau längs der Elbe herauf, einen Schlag von Pferden, der unter allen den Vorzug verdient. Sie kommen den mecklenburgiſchen Pferden ſehr nahe, und ſchon manches Bauerpferd dieſer Gegend wurde von einem liſtigen Roßkamm als ein ächter Mecklenburger verkauft.

Durch eine ſorgſame Verbeſſerung dieſer Pferde, mit vorzüglich ſchönen und braven Hengſten, könnten endlich in dieſer Gegend Pferde gezogen werden, welche der Figur und dem Vermögen nach den zahmen Geſtütspferden, die man zu der Remontirung des fürſtlichen Marſtalls verwendet, nicht nachgeſetzt zu werden verdienten.

Zahme Geſtüte ſind unter allen künſtlichen Pferdepaarungen die koſtbarſten. Welchen Aufwand verurſacht nicht die Auferziehung der Fohlen, von der Geburt bis ins Pferdealter, vorzüglich dann, wenn alle Bedürfniſſe hierzu mit baarem Gelde erkauft werden müſſen, und nicht eine eigene, zu dem Geſtüt gehörige Oekonomie den Unterhalt liefert.

Nach allen dieſen Vorausſetzungen, ſcheint ſowohl in ökonomiſcher Hinſicht, als auch in Beziehung auf eine gute Pferdezucht ſelbſt, ein Land-

Landgeſtüt unter allen Geſtüten das beſte und vortheilhafteſte für das Land zu ſeyn.

Die Regierung erhält ohne viele Koſten eine genugſame Menge von Pferden, die Armee zu remontiren, der Landmann ein Mittel, ſeine Pferde ſelbſt zu ziehen, und einen neuen Nahrungszweig, ſeine Umſtände zu verbeſſern, und ſelbſt der Marſtall des Fürſten wird durch ein gutes Landgeſtüt ohne vielen Geldaufwand, mit braven und ſchönen Pferden verſorgt. Das Geld bleibt im Lande, und der Staat wird bey einem entſtehenden Kriege nicht in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, durch einen ungeheueren Aufwand Pferde durch Unterſchleifer aus dem Lande des Feindes, oder aus weit entfernten Gegenden kommen zu laſſen.

Endlich zieht noch das Land jeden Schlag von Pferden ſelbſt. Der Officier und der Privatmann kann um wenig Geld, eben ſo gut ein leichtes Reitpferd, wie der Frachtfuhrmann einen Karrengaul erhalten. In dieſer Verſchiedenheit der Raßenerzeugung liegt mit der größte Werth eines Landgeſtütes. Auf jeder kleinen Meſſe findet man dann Pferde von verſchiedener Art, die der Bauer nach der beſonderen Pferderaße ſeiner Provinz ſelbſt erzog. Die zahlloſe Menge von Betrügereyen der Roßtäuſcher wird nicht mehr ſo ausgebreitet, ſo wie ihre Zunft ſelbſt weit geringer ſeyn. Der Landmann nimmt mit einem geringen Vortheil vorlieb, und die ungeheueren Prellereyen hören auf.

Ferner ſind die Pferde, welche der Roßkamm nicht aus entfernten Gegenden zuſammen getauſcht und gekauft hat, an Luft, Waſſer und Nahrung gewöhnt. Die Thiere bringen keinen Keim zu Krankheiten mit, nicht einmahl Anlage

zur

zur Druſe, und der Käufer kennt den Schlag, welchen der betrügeriſche Roßkamm verleugnet, und ſeine Pferde durch gebrannte Zeichen, oder andere Ränke zu Abkömmlingen einer Raße umſchaffen will, von welcher ſie nicht einmahl im entfernteſten Sinne körperliche Eigenſchaften und Talente beſitzen. Der Käufer kennt im noch unausgebildeten Pferde, ſelbſt noch im Fohlen, was er kauft, weil er mit der Abſtammung des Thieres bekannt iſt. —

Die Art der Anlegung eines Landgeſtüts beſtimmen die eignen Verhältniſſe des Landes, und der Provinzen, das Eigenthümliche der Oekonomie des Gewerbes, der Induſtrie, der verſchiedene Charakter der Einwohner, ihre Neigung oder Abneigung zu der Pferdezucht, und dergleichen. Nie läßt ſich eine Vorſchrift geben, die bey dieſen verſchiedenen Modificationen gleich paſſend, vortheilhaft und ausführbar wäre.

„Nur Freyheit des Handels,“ ſagt der verdienſtvolle Schriftſteller Peterſen in ſeiner Abhandlung über Pferde und Pferdezucht, „erweckt und belebt den Speculationsgeiſt, und dieſer Geiſt, welcher unter mancherley Modificationen bis in die Hütte ſich ausdehnt, wenn ihre Bewohner nicht ganz ſtumpf ſind, dieſer Geiſt erregt Vernunft und Urtheilungskraft über ſeinen Gegenſtand, zerſtreut Vorurtheile und erzeugt Eifer, lernt Wahl unter guten und ſchlechten, und die Schätzung des erſtern, und flößt dadurch ein dankbares Zutrauen zu dem ein, welcher zu der Erlangung des Guten behülflich ſeyn kann, und will. Dieſe Freyheit, daß der Unterthan, wer er auch ſey, mit ſeinem Fohlen oder Pferde machen könne was er wolle, was ſein Nutzen, den der Landmann ſehr wohl kennt,

und der immer mittelbarer Nutzen des Ganzen iſt, heiſche, würde Liebe zur Anſtalt, Vertrauen gegen ihre Führer, Verlangen nach guten anpaſſenden Belehrungen, und Luſt zur Ausführung hervorbringen.“

Es verhält ſich überhaupt mit der Pferdezucht, wie mit der Handlung; ſie blüht unter der Freyheit und erſtirbt unter dem Zwange.

Anſtalten dieſer Art, die den Landmann in dem Verkauf ſeines Fohlens einſchränken, oder ihn gar anhalten, es für einen beſtimmten geringen Preis der Herrſchaft abzulaſſen, werden nie den Fortgang eines Landgeſtüts begünſtigen. In Thüringen z. B. verkauft der Bauer sein halbjähriges Fohlen für 30 bis 40 Rthlr. — wird er wohl ſeine Stute unter Bedingungen belegen laſſen, die ihn zwingen, es für die Hälfte dieſes Preiſes abzulaſſen? — Mit Vergnügen wird er der Ehre, ſeine Stute mit dem edlen Hengſte gepaart zu wiſſen, entſagen, und lieber die Fohlen eines gemeinen Hengſtes aufziehen, deſſen Bedeckung ihm keine ſo theure Verpflichtung auflegte.

Selbſt in Nebendingen dieſer Art erträgt der Charakter des Bauern nicht gern Einſchränkungen; er will nicht gern ſeine Stute gebrannt, nicht einmahl gern ſie mit herausſchneiden eines Zopfes Mähnenhaare bezeichnet wiſſen. Prizelius führt in ſeiner Abhandlung über das Landgeſtüt einen Bauer an, der lieber ſein Fohlen verlieren, als es gebrannt mit zurücknehmen wollte *). Durch Beeinträchtigung auf mehrere Weiſe mistrauiſch gemacht, glaubt er dadurch ein Recht auf ſein Eigenthum zu verlieren.

„Wir

*) Vollſtändige Pferdewiſſenſchaft von Prizelius S. 278.

„Wir können aus unſern alten Dokumenten beweiſen, ſagten die Bauern im Paderborniſchen *) zu dem Oberſten v. Sind, als ſie dieſer verdienſtvolle Mann zur Pferdezucht ermuntern wollte, die freylich nach einer etwas eigennützigen Einrichtung für den Fürſten betrieben wurde, daß alle Abgaben, die wir nun wirklich dem Herrn geben, anfänglich nur freywillige Geſchenke waren, nach und nach hat man ſie uns zur Schuldigkeit aufgedrungen; wenn wir nun eingehen wollen, Pferde aus Zwang zu erziehen, und dem Landesherrn den Anſpruch darauf zu laſſen, ſo würden wir in kurzer Zeit keine Pferde, kein Vieh, und nichts eigenes mehr haben, und endlich ganz in Leibeigenſchaft verfallen.“

Die natürliche Begierde des Menſchen, ſich glücklich zu machen, iſt wie jede andere Triebfeder. Ihre Spannkraft wird durch einen zu großen Gegendruck, den ſie nicht zu überwinden vermag, endlich geſtört; die raſtloſe Thätigkeit ermattet unter beſtändigen Fehlſchlagungen. Der Bauer, der alle Wünſche aufgeben muß, ſich frey und glücklich zu machen, ſucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menſchen übrig bleibt — die Ruhe.

Aus dieſer Trägheit des Geiſtes entſpringt der Widerwille, der faſt ausſchließlich allen Bauern eigen iſt, gegen alle neue und beſſere Einrichtungen; er will bey dem Alten bleiben, weil es ihm behaglicher ſcheint, die Laſt des Herkommens zu tragen, als die Mühe des Nachdenkens über noch unbekannte Gegenſtände zu übernehmen.

Der

*) Unterricht in der Pferdezucht vom Oberſten v. Sind S. 43.

Der Bauer ſoll immer arbeiten, aber mehr für Andere, als für ſich; dieß iſt der Grund, warum ſo wenige mit der Anlegung eines Landgeſtüts nach einem Plane, deſſen Ausführung ſie ohne Vortheil läßt, zufrieden ſind. Nur eigenes Intereſſe weckt den Bauer, ſo wie der Hunger den Irokeſen aus ſeiner Ruhe. Würden dieſe Anſtalten mehr mit dem Nutzen des Landmannes verknüpft, gäbe man ihm Freyheit ſeine Fohlen zu verkaufen, wenn, und wie theuer er wollte, und ſchränkte man ihn überhaupt in dieſer Hinſicht durch nichts ein, als vielleicht durch den einzigen Befehl, daß der Fürſt des Landes den Vorkauf hat: ſo würden wir in kurzer Zeit das Landgeſtüt verbeſſert und die Pferdezucht im Ganzen in dem blühendſten Zuſtande ſehen.

Viele Landleute verlieren die Luſt Pferde zu ziehen, weil man ihnen durch die Einrichtung des Landgeſtüts Beſchäler von ſogenanntem weichem Haar, als Schecken, Iſabellen und dergleichen, welche die wenigſten lieben, aufdringen will, oder weil ſie ihre Stuten von feinen Hengſten bedecken laſſen ſollen, die eben ſo wenig zu dem Schlage ihrer Pferde überhaupt paſſen, als die zu erwartenden Fohlen zu ihrer Arbeit.

Der Staat braucht keine fremden Beſchäler aus entfernten Himmelsſtrichen für das Landgeſtüt zu kaufen. Gute inländiſche Geſtütpferde oder mecklenburgiſche Hengſte von altem Schlage, ſind für die deutſche Pferdezucht vortheilhafter, als italiäniſche Krüppel oder engliſche Baſtarde. Aber brave und fehlerfreye Hengſte ſollte man für das Landgeſtüt beſtimmen, und nicht ausgemuſterte ſogenannte Herrenbeſchäler, die über die Hälfte ihres Lebens fürſtliche Stuten

 belegt

belegt haben, nicht alte ausrangirte Kutſchpferde oder kraftloſe zu Schanden gerittene Schulpferde, zu einem Zweck verwenden, der den Nutzen des Allgemeinen, das Beſte des Landes, des Unterthans, und ſelbſt auch des Fürſten betrifft.

Mit aufmerkſamer Sorgſamkeit ſollte man die Beſchäler wählen, die ſich zu der eigenen Raße, zu dem beſonderen Schlage von Pferden für die eine oder die andere Provinz ſchicken; von der Auswahl dieſer Hengſte hängt die Verbeſſerung des Landgeſtütes ab.

Ein anderer Nachtheil, welcher den guten Fortgang eines Landgeſtüts hindert, iſt gewöhnlich die zu weite Entfernung der Beſchälörter von einander. Wie beſchwerlich iſt es für den Landmann ſeine Stute, von welcher er noch nicht einmahl gewiß weiß, ob ſie den Hengſt annehmen wird, meilenweit zur Bedeckung zu bringen. Wie oft ſchlägt ſie, weil ſie noch nicht recht roſſig iſt, den Hengſt das erſtemahl ganz ab, und der Bauer muß in einiger Zeit den Weg von neuem wiederhohlen; und nimmt ſie ihn auch wirklich an, ſo muß er ſie doch noch zwey bis dreymahl zum Verſuchen bringen. Welche Zeit verliert da der Landmann! Es iſt ein irriger Wahn, wenn man glaubt, daß der Landmann im Monath März, wenn die Beſchälzeit angeht, weniger beſchäftigt ſey, als in jedem andern Monathe des Jahres. Die Geſchäfte des Landbaues ſind ſo mannigfaltig und abwechſelnd, daß gar keine Zeit ohne dieſelben hingeht, und wenn dieß auch wäre, ſo wird ſie doch allemahl auch in ganz nahen Orten nach der Verſchiedenheit des Bodens, den verſchiedenen Arten von Kultur und den übrigen Verhältniſſen jedes Einzelnen, gar nicht dieſelbe ſeyn.

Der

Der Bauer bringt nun ſeine Stute ein- mahl zu dem Hengſte, da ſie vielleicht zu der Aufnahme von der Natur noch nicht geſchickt iſt, unterläßt nun aus Mangel an Zeit und wegen der weiten Entfernung der Beſchälörter, ſie mehrere Mahle belegen zu laſſen, und ſie bleibt auf dieſe Weiſe gelte.

Müßte auch, um dieſem Hinderniß abzu- helfen, der Staat mehr Beſchälknechte halten, mit welchen die Beſchäler in mehrere Diſtrikte vertheilt würden, ſo würde doch gewiß der gute Fortgang der Pferdezucht dieſe Ausgabe reichlich erſetzen.

Der Vorſteher des Landgeſtüts muß mit dem Charakter der Bauern bekannt ſeyn. Es iſt nicht leicht dieſe Menſchenklaſſe zu leiten, und ſie von der Nützlichkeit einer Anſtalt zu über- zeugen, die ſelbſt ihren eigenen Vortheil betrifft. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß die mehreſten dieſer Anſtalten das Intereſſe des Für- ſten zum Grunde haben. Dieſe Bewegungs- gründe ahndet der Bauer bey allen Operationen dieſer Art. Bey jeder Neuerung die ihm die Regierung vorſchlägt, vermuthet er Abſichten, die ſein Eigenthum und ſeine Freyheit beſchrän- ken, wenn er auch ſelbſt noch keine ſchädliche Folgen davon ſieht. Um nun nicht überliſtet zu werden, widerſetzt er ſich, ehe er noch geprüft hat. Dieſe Parthey ſcheint ihm immer die ſicher- ſte zu ſeyn.

Ihn durch geſchärfte Befehle und Strafen zu ſeinem eignen Vortheil zu zwingen, macht ihn gegen das Ganze mißtrauiſch. Er zieht Pferde, weil er muß, nicht weil er will, und ohne eigne Neigung des Unterthans, durch deſ- ſen Betriebſamkeit die Sache gedeihen ſoll, wird

es ſchwer ſeyn, die Landpferdezucht zu verbeſſern.

Liebevolle, zuvorkommende Zurechtweiſung von Seiten des Geſtüts-Aufſehers und anſchaulicher Vortheil und Freyheit, welche ihm die Regierung zugeſteht, ſind die einzigen Mittel, den Bauer zu der Pferdezucht zu ermuntern.

Viele Geſtütsaufſeher hindern den guten Fortgang des Landgeſtüts, auch bey der beſten Einrichtung deſſelben, weil ſie keine andere Mittel, den Bauer zur Pferdezucht zu ermuntern, kennen als die zwangvollen.

Der Bauer aber hat die eigne Art von Empfindlichkeit, die faſt den mehrſten Menſchen gemein iſt, daß er ſich nicht gern über einen Gegenſtand von Strafen vorreden läßt, der von ſeinem freyen Willen abhängt, weil er ſein eignes Intereſſe betrifft.

So ſollte man auch in der Auswahl der Stuten zur Zucht, die erſten Jahre nach der Errichtung des Landgeſtüts nicht ſo bedenklich ſeyn. Iſt bey dieſer Anſtalt Freyheit des Handels, und völliges Eigenthumsrecht auf das Fohlen dem Unterthan zugeſtanden, ſo wird er in der Folge ſchon ſelbſt auf beſſere und ſchönere Stuten bedacht ſeyn, und fällt nicht oft auch von der häßlichſten Mutter ein ſchönes Fohlen? Es kränkt den Bauer, ſich von einem Vortheil zurückgeſetzt zu ſehen, auf welchen er mit ſeinem Nachbar gleichen Anſpruch zu machen hat, ob er gleich nicht, ſo wie dieſer, in den Verhältniſſen ſteht, ſich ſogleich ein ſchöneres Mutterpferd zu kaufen; und ſo ein einziger Mißvergnügter kann in einer ſo enge verbundenen Volksklaſſe, als die Bauern ausmachen, der ganzen

ganzen Ausführung einer ſo gut gemeinten Abſicht Hinderniſſe in den Weg legen.

In dem ſächſiſchen Landgeſtüt werden auf Unkoſten der Regierung eine Anzahl Hengſte gehalten, die bis zu der Beſchälzeit in dem fürſtlichen Stalle ernährt und zu Schulpferden bearbeitet werden. Mit dem Anfang der Belegzeit im Monat März, gehen ſie an die Aemter ab und belegen unter folgenden Bedingungen die Stuten der Landleute:

Alle Stuten, welche die Bauern von herrſchaftlichen Beſchälern bedecken laſſen wollen, werden vorher von dem Landgeſtütsmeiſter mit einem Zeichen gebrannt, die ſchlechten verworfen und auf die ſchönſte Stute erhält der Eigenthümer eine Prämie von 5 Thalern.

Der Sprung geſchieht unentgeldlich, ohne allen Zwang des Landmanns, und ohne Einſchränkung des Belegens von den gewöhnlichen Beſchälhengſten. Die einzige Verbindlichkeit, zu welcher er ſich anheiſchig machen muß, iſt die Ablaſſung des Fohlens, wenn es halbjährig und ein Hengſtfohlen iſt, zu 10, 12 bis 15 Rthlr. Stutenfohlen bleiben bey dem Landmann. Der Eigenthümer des ſchönſten Fohlens erhält eine Prämie von 6 Rthlr.

Derjenige, welcher ein Hengſtfohlen verkauft oder verheimlichet, wird um 10 Rthlr. beſtraft.

Wird eine Stute noch vor dem Abfohlen, oder ehe noch das Fohlen, wenn es ein Hengſt iſt, dem Geſtütsaufſeher präſentirt werden konnte, verkauft: ſo muß ſich der Käufer anheiſchig machen, das Fohlen für den angegebenen Preis der Regierung zu überlaſſen.

Eingeſchränkter für den Landmann iſt das preußiſche Landgeſtüts-Reglement.

Die Reſultate hiervon ſind folgende:

Die Hengſte werden auf Koſten des Staats unterhalten.

In dem Belegen iſt jedoch dem Unterthan keine Freyheit zugeſtanden. Alle zum Beſchälen tüchtige Stuten werden ausgeſucht, mit dem Landgeſtütszeichen gebrannt, und von Beſchälern, deren Wahl dem Bauer nicht überlaſſen bleibt, belegt.

Vom 20ten März an müſſen dieſe Stuten auf die Beſchälungsörter gebracht werden, wo das Belegen von 9 zu 9 Tagen ſo lange wiederholt wird, als die Stute den Hengſt annimmt.

Das Zurückbleiben des Eigenthümers ſo lange, als die Stute noch nicht aufgenommen hat, wird jedesmahl mit 5 Rthlr. beſtraft.

Für den Sprung bezahlt der Landmann nichts, nach der Geburt des Fohlens aber zahlt er an die Landgeſtütskaſſe 1 Rthlr.

Kein ſo genannter Unterläufer darf unter den Stuten der Gemeine gehütet werden, im Fall er nicht confiscirt, und das daraus gelöſte Geld der Landgeſtütskaſſe bezahlt werden ſoll.

Auch müſſen alle Beſchäler der Privatperſonen dem Landgeſtütsmeiſter jährlich vorgezeigt, und im Fall ſie dieſer zu der Fortpflanzung einer guten Zucht nicht tauglich hält, gewallacht werden.

So ſoll ſich auch Niemand bey 2 Rthlr. Strafe unterſtehen, durch ſeine Beſchäler Stuten bedecken zu laſſen, welche mit dem Landgeſtütszeichen gebrannt ſind. So wie ſich auch bey derſelben Strafe Niemand unterfangen ſoll, einen

einen Hengſt vor dem 4ten Jahre zum Bedekken zu gebrauchen.

Bey 10 Rthlr. Strafe und, im erforderlichen Fall, bey Confiscirung des ganzen Kaufſchillings wird ohne Unterſchied der Perſon und ohne Obwaltung einer Entſchuldigung auf das ſchärfſte verboten, eine Stute außer Landes zu verkaufen, und ſollte dieß Vergehen durch die angeführte Strafe nicht gänzlich zu verhindern ſeyn, ſo erklärt das Reglement, daß künftighin ſämmtlichen Stuten und Stutenfohlen ein Ohr abgeſchnitten werden ſoll.

Alle von den königlichen Beſchälern gefallene Hengſtfohlen werden im 3ten Jahre dem Landſtallmeiſter vorgezeigt, diejenigen, die ſich zu Beſchälern bilden, werden durch ihn nach einem dem Werthe des Fohlens angemeſſenen, jedoch freywilligen Preis des Eigenthümers erkauft: diejenigen aber, weche dem Gebäude nach nicht zur Fortpflanzung taugen, auf der Stelle geriſſen, worauf die Amtleute und Schulzen der Dörfer genau zu ſehen haben.

Jedoch iſt es Privatperſonen, welche Beſchäler auf dem Stalle halten, erlaubt, von dem Landſtallmeiſter approbirte Hengſtfohlen zu erkaufen.

Es iſt zwar erlaubt, gebrannte Stuten oder Stutenfohlen außer der Beſchälzeit im Lande ſelbſt zu verkaufen oder zu vertauſchen, jedoch iſt der Verkäufer bey 2 Rthlr. Strafe verbunden, ſolche Fälle dem Schulzen des Orts, ſo wie auch jeden Sterbefall anzuzeigen, damit es in den Regiſtern angemerkt und kein Unterſchleif mit Verkauf oder Tauſch der Stuten außer Landes gemacht werden könne.

Bey einer Strafe von 5 Rthlr. iſt es verbothen, vor dem vollkommen erreichten dritten Jahre ein Fohlen einzuſpannen, zu reiten, oder zu irgend einer Arbeit zu gebrauchen.

Verheimlicht oder verkauft ein Unterthan ein Fohlen vor der zweyjährigen Beſichtigung außer Landes, ſo wird er um 10 Rthlr. geſtraft.

Der Landmann iſt aber nicht gezwungen, ſein Fohlen um einen feſtgeſetzten Preis der Regierung abzulaſſen, und das Landgeſtütsdepartement, ſo wie die Regimenter, müſſen kaufweiſe mit dem willkührlichen Preis des Eigenthümers übereinzukommen ſuchen.

Indeß hat man im allgemeinen für ein leichtes Cavalleriepferd einen Preis von 60 Rthlr., und für ein Pferd, für die ſchwere Cavallerie 80 Rthlr. preußiſch Courant angenommen. Jedoch iſt es dem Eigenthümer erlaubt, für dieſe Kaufſumme ſein Pferd zu verweigern; in dieſem Fall darf er es aber nicht verkaufen, ſondern muß es für ſich behalten.

Jeder Unterthan, der einen jungen Hengſt an das Landgeſtüt verkauft, erhält zur fernern Aufmunterung eine goldne Gedächtnißmünze von 6 Rthlr. am Werth. Auch iſt jede tragende Stute 6 Wochen vor und 6 Wochen nach ihrer Abfohlung und jedes Stutenfohlen bis ins vierte Jahr vom Vorſpanndienſte befreyt.

Von allen dieſen Regeln machen jedoch die Stuten der Edelleute eine Ausnahme; dieſe werden nicht mit Gewalt zur Zucht ausgehoben, und nur dann, wenn ſie der Eigenthümer von herrſchaftlichen Beſchälern bedecken laſſen will, werden ſie, ſo wie die Stuten der Bauern, gebrannt. Dann muß er aber nach der Abfohlung einen Louisd'or an die Landgeſtüts-Kaſſe zah-

zahlen, hat aber die Freyheit, ſein Fohlen, nur nicht außer Landes, verkaufen zu dürfen, und iſt nicht gezwungen, es für die Cavallerie zu erziehen *).

Das einfachſte Reglement dieſer Art findet man in dem hannöveriſchen Landgeſtüt.

Die zahlreiche Menge von Hengſten, welche in dieſem Geſtüt auf Koſten der Regierung gehalten werden, bedecken ohne alle Bedingungen die Stuten der Unterthanen. Bey dem Sprung erlegt der Eigenthümer der letztern einen Scheffel Hafer, und nachdem die Stute abgefohlt hat, und das Fohlen 24 Stunden am Leben bleibt, bezahlt er an die Landgeſtüts-Kaſſe 1 Thaler; übrigens iſt er ungebunden, er kann ſein Fohlen verkaufen an wen, zu welcher Zeit und wie theuer er will.

Dieſe Freyheit iſt der Grund von dem blühenden Zuſtande der Pferdezucht im Hannöveriſchen.

Möchte doch jede Regierung durch eine ähnliche zweckmäßige Einrichtung eines Landgeſtüts deſſen Ertrag mehr auf das Intereſſe des Unterthans, als des Fürſten berechnet iſt, die Pferdezucht des Landes verbeſſern.

Ein Militairgeſtüt.

Wäre es aus mehrerer Hinſicht dem Dienſte nicht ſo nachtheilig, ſagt Herr von Tennecker **), ſo könnte ein Reich, das Mangel

 an

*) Bemerkungen, die mit forſchendem Geiſt und treffendem Urtheil über dieſe Anſtalt geſchrieben ſind, findet man in den kleinen Schriften vermiſchten Inhalts insbeſondere in Beziehung auf Pferde und Pferdezucht, von dem verdienſtvollen Schriftſteller Peterſen. Hannover bey den Gebrüdern Hahn.

**) a. a. O. II. Heft, S. 261 ff.

an eigenen Pferden, jedoch keinen Mangel an Weiden, Wieſen und geſunden zweckmäßigen Erziehungsörtern für die Fohlen litte, durch gut eingerichtete Militairgeſtüte ſeine Cavallerie ſelbſt remontiren; allein der Dienſt eines Soldaten, der zu jeder Zeit marſchfertig und Krieg zu führen fähig ſeyn ſoll, widerſpricht einer Einrichtung, die einen großen Theil der Mannſchaften eines Kavallerieregimentes auf lange Zeit unberitten, und nach ihrer wahren Beſtimmung unbrauchbar machen würde, mit ſo großen Vortheilen ſie auch übrigens für das Intereſſe des Staats von einer andern Seite betrachtet, im Frieden verbunden wäre.

Außer einem Verſuch, welchen man mit dieſer Art von Geſtüten in den Oeſterreichiſch Kaiſerlichen Staaten gemacht hat, kann man keine Armee aufſtellen, in welcher dieſe Pferdezucht gebräuchlich wäre. Nur nach einigen jedoch ſehr unbewährten Nachrichten ſoll dieſe Art die Cavallerie zu remontiren auch im ſpaniſchen Dienſte bey einigen Regimentern üblich geweſen ſeyn.

Die Einrichtung davon, welche man bey dem Kaiſerlichen Heere unter der Oberaufſicht des Generalmajors l'Andrie machte, war folgende:

Jedes zur Pferdezucht beſtimmte Küraſſier- oder Dragonerregiment empfing einen Beſchäler, der beym Stabe bleiben mußte, und mit demſelben die Belehrung, wie er genährt, gewartet, und im Begatten gehalten werden ſollte.

Bey jedem dieſer Küraſſier- und Dragonerregimenter wurden dreyßig bis vierzig der ſchönſten und beſten Stuten ausgewählt, und

im

im Monath Februar und April beym Stabe verſammelt, wo ſich der Beſchäler befand.

Vom April bis Juni wurden die Stuten unter der Aufſicht eines in der Pferdezucht erfahrenen Officiers belegt, und nach dem wahrſcheinlichen Zeichen, daß ſie empfangen hatten, ihrer Escadron oder Compagnie wieder zugeſchickt.

Hier hatten ſie bis zum zehnten Monath die gewöhnlichen Dienſte zu verrichten, nur wurden ſie in den letzten Monathen von raſchen Bewegungen in geſchloſſenen Reihen, von Attaquen, vom Plänkern, von großen Kommando's zurück gelaſſen; nach zehn Monathen wurden ſie aber gar nicht mehr geritten, ſondern nur täglich einmahl an der Hand ausgeführet.

Nach der Geburt blieben die Mütter mit ihren Fohlen ſo lange im Stall, bis die Weiden grünten, und es die Witterung erlaubte, daß ſie den ganzen Tag, oder wenigſtens nur einige Stunden ausgetrieben werden konnten.

Mit einem halben Jahre wurden die Fohlen von ihren Müttern getrennt, jedoch bey den Regimentern gelaſſen, bis ſie ein Jahr erreicht hatten. Nach dieſer Zeit wurden ſie in der Armee geſammelt, und an einen beſtimmten Ort gebracht, wo ſie ſo lange blieben, bis ſie drey und viertehalbjährig waren.

Dieſer Ort war Enyed in Ungarn. Hier blieben ſie bis zu der angegebenen Zeit: ſodann wurden die ſchönſten Hengſte zum Beſchälen für das Land- und Militairgeſtüte ausgehoben, die beſten Wallachen und Stuten an ihre Regimenter vertheilet, und die ſchlechteſten davon verkauft.

Dieſes Inſtitut iſt theils wegen der ſteten Kriege, in welche der Oeſterreichiſche Staat verwickelt

wickelt war, theils wegen Krankheiten der Fohlen, die durch ſchlechte Pflege veranlaßt wurden, ſchon vor mehreren Jahren erloſchen.

Außer dem geringen Aufwand, welchen dieſe Geſtüte erforderten, und außer dem Vortheile, daß die Regimenter eigene und gute Pferde erhielten, da ſie in der Fortpflanzung derſelben ſo viele Auswahl hatten, leiſteten dieſe Geſtüte noch einen Nutzen. Ein großer Theil der ſo häufig dummen Stuten, die man beſonders bey deutſch berittenen Regimentern ſah, wurden durch dieſe Zuchten, zu welchen man ſie ausſetzte, verringert.

Allein ſo gewiß es iſt, daß dieſe Einrichtung dem Staate auf eine ſehr wohlfeile Art gute und brauchbare Pferde verſchafft, mit welchen ſich einige Regimenter remontiren können; ſo unwiderſprechlich erwieſen iſt es jedoch auch, daß dieſe Geſtüte dem Dienſt nachtheilig ſind, und bey einer guten, immer geübten, ſtets dienſtfähigen Armee nicht eingeführt werden können.

Von den nöthigen Eigenſchaften, der Fütterung und Wartung der Zug- und Ackerpferde.

Die Eigenſchaften eines tüchtigen und brauchbaren Zug- und Ackerpferdes beſtehen in einer den zu verrichtenden Arbeiten angemeſſenen Größe und Stärke, nebſt guten und geſunden Füßen und Hufen, ingleichen in einer wohlgebaueten Bruſt und Kreuz, indem es ohne geſunde Füße und Hufe nicht brauchbar iſt, in einer guten Bruſt und dem Kreuze aber vorzüglich die Kraft eines Pferdes beruhet. Beſonders ſind die kurzgerippten Pferde, wie man ſie in der

Sprach-

Sprache der Pferdeverſtändigen zu nennen pflegt, im Zuge gemeinhin weit ſtärker, und auch überhaupt viel dauerhafter, als die langgeſtreckten, obgleich dieſe letzteren längere Schritte thun können, und folglich zum geſchwinden Fortkommen beſſer ſind.

Auch verlangt man von einem guten Pferde, daß es ein friſches Herz, das heißt, den gehörigen Muth habe. Dieſer Ausdruck zielt aber nicht auf die Munterkeit und das muthige Betragen, welches ein wohlgewartetes Pferd gewöhnlich blicken läßt, wenn es aus dem Stalle kommt, oder auf den ſogenannten Stallmuth; denn dieſen nimmt man auch an ſchlechten Pferden wahr, ſind ſie aber einige Meilen getrieben, ſo laſſen ſie Kopf und Ohren ſchon hangen. Ein recht friſches muthiges Pferd läuft dagegen in einem Futter, ohne daß die Peitſche gerührt werden darf, 3 bis 4 Meilen munter fort, und iſt beym Ausſpannen noch eben ſo munter, als es beym Anſpannen war.

Als ein Kennzeichen der einem Pferde mangelnden Kraft oder ſogenannten Herzhaftigkeit iſt auch das leichte Schwitzen anzuſehen. Bey einem dauerhaften Pferde bemerkt man dieſes nicht, ſondern es kann 3 bis 4 Meilen getrieben werden, ohne daß es ein naſſes Haar bekommt, es möchte denn ſehr fett gefuttert und nicht an der Arbeit gewöhnet ſeyn. Ein ſchwaches mattes Pferd wird dagegen bald mit Schaum überzogen.

Durch das bloße Anſehn den ſogenannten Stallmuth von der wahren Kraft oder Herzhaftigkeit eines Pferdes zu unterſcheiden, hält ſehr ſchwer, weil man davon keine ſichere äußere Kennzeichen hat. Eben daher iſt auch das Einkaufen

kaufen der Pferde auf den Viehmärkten immer mit vielem Riſiko verbunden, weil man daſelbſt keine Gelegenheit hat, dieſe Eigenſchaft gehörig zu unterſuchen, und ſich davon zu überzeugen. Bey dem Kaufe im Hauſe, oder an dem Orte des Verkäufers kann ein Pferd in dieſer Hinſicht aber weit leichter geprüft werden.

In Hinſicht der angemeſſenen Größe eines Wirthſchaftspferdes iſt zu bemerken, daß, da die Feldarbeiten nicht allenthalben gleich ſchwer ſind, man auch nicht allenthalben gleich große und ſtarke Pferde nöthig habe. Das Verhältniß der Arbeiten muß die Größe und Stärke der Pferde beſtimmen. In den Gegenden, wo der Acker von ſandiger leichter Beſchaffenheit iſt, ſind auch alle Arbeiten weit leichter, als in den Gegenden, die einen ſtrengen Lehmboden haben. Es wäre alſo gegen die Regeln der wirthſchaftlichen Klugheit, ſich daſelbſt eben ſo große ſtarke Pferde anzuſchaffen, als auf den ſtarken Aeckern erfordert werden; denn ein großes Pferd erfordert nicht nur mehr Futter als ein kleines, ſondern kommt im Einkaufe auch weit theurer zu ſtehen, als daſſelbe.

Es iſt daher eine allgemeine Regel, daß für ſtarke Ackergegenden großartige Pferde, für leichte Ackergegenden aber kleinartige rathſam ſind.

Pferde von beſonderer Höhe und Größe ſind übrigens aber auch an den Orten, wo ſonſt ſtarke Pferde erfordert werden, nicht die beſten zur Wirthſchaft. Ein Pferd von 9 bis 9½ Viertel ſchickt ſich, wenn es ſonſt nur breit und platt iſt, und die übrigen vorhin bemerkten Eigenſchaften an ſich hat, zu den Wirthſchaftsarbeiten weit beſſer, als die recht großen, die ſelten

ten ein gehöriges Geſchick haben, auch wegen ihres ſchweren Körpers die ſchweren Arbeiten, beſonders weite Reiſen, nicht ſo gut, als Pferde von mittelmäßiger Größe ausſtehen können.

Nicht bloß die Größe, ſondern ein verhältnißmäßiger Bau des ganzen Körpers, beſonders in dem Kreuze und der Bruſt, macht die Stärke eines Pferdes aus.

Ein jedes Pferd, es mag groß oder klein ſeyn, hat dennoch eine gewiſſe innere Güte an ſich, welche es zu der Arbeit oder den Wirthſchaftsgeſchäften, wozu es beſtimmt iſt, mehr oder weniger tauglich macht. Einleuchtend iſt daher, daß auch bey den kleinartigen Pferden eine vernünftige Wahl getroffen, und dabey ebenfalls der vorhin bemerkte geſchickte Bau ihres Körpers in Erwägung gezogen werden müſſe.

Dieſer geſchickte Bau des Körpers verurſacht es nicht ſelten, daß ein kleinartiges Pferd ein großartiges von einem ungeſchickten Baue in der Arbeit weit übertrifft. Ein großer Theil der polniſchen Pferde, beſonders aber die ſogenannten Litthauer, können einen jeden hiervon überzeugen.

Hier kommt nun ſogleich die Frage in Betracht, in welchen Gegenden ein Landwirth, deſſen Sache es nicht iſt, den Abgang ſeiner Wirthſchaftspferde durch eigene Zucht zu erſetzen, die beſten und geſchickteſten Zugpferde, ſowohl groß- als kleinartige zu ſuchen habe? — Für die märkiſchen und pommerſchen Landwirthe ſind die in Hinterpommern gezogenen Pferde zur Wirthſchaft ſehr zu empfehlen. Auf den Viehmärkten der in Hinterpommern gelegenen Stadt Belgard werden dergleichen einjährige Füllen in großer Menge zum Verkauf gebracht.

Die

Die Bruchеinwohner an der Netze, Warte und Oder kaufen ſelbige in dieſem Alter haufenweiſe zuſammen, erhalten ſie bis in das 3te oder 4te Jahr mit ihrem nahrhaften Heu und Graſe, und bringen ſie dann wieder auf die Märkte verſchiedener Städte, woſelbſt man ſie ſchon im brauchbaren Stande erhalten kann. Dieſe Art von Pferden hat nicht allein die zu einem tüchtigen Wirthſchaftspferde erforderliche Stärke und Größe, ſondern die Erfahrung hat gezeigt, daß ſie auch ſehr dauerhaft ſind.

Sonſt ſind die mecklenburgiſchen Pferde ebenfalls von ſehr dauerhafter Art, und daher zur Wirthſchaft vorzüglich tauglich. Sie ſtehen aber höher im Preiſe und ſind in größerer Anzahl nicht leicht zu haben.

In Böhmen gibt es einen dauerhaften und ſich zu den Wirthſchaftsarbeitenden ſehr wohl ſchickenden Schlag von Pferden. In dem oberen Theile von Schleſien findet man dieſelben ſchon häufig, und ein jeder, der ſie bekommen kann, verſorgt ſich gern damit.

In dieſen genannten Gegenden werden vorzüglich nur große Pferde gezogen. Ein Landwirth, der kleinartige Pferde gebraucht, und ſolche in ſeinen Gegenden in der gehörigen Tüchtigkeit nicht bekommen kann, wird wohl thun, wenn er die polniſchen und litthauiſchen Pferde dazu wählt.

Die äußere Schönheit eines Pferdes, die von den Roßtäuſchern ſo hoch angeprieſen und auch ſehr hoch bezahlt zu werden pflegt, muß einen pferdekaufenden Landwirth nicht blenden, weil ſie zu dem Zwecke, wozu er die Pferde gebraucht, nichts beyträgt. Feine Schenkel, Ramsköpfe, wohlgebauete Hälſe und dergl. ſind bey

den

den Ackerpferden lauter überflüſſige Dinge. Doch thun diejenigen, welche bey ihrer Wirthſchaft zugleich Füllen mit anzuziehen Gelegenheit haben, nicht unrecht, wenn ſie bey der Wahl der Stuten und Beſchäler auch auf ein gutes Gebäude und ſonſtige Schönheit ſehen, ſo fern dieſe der Beſtimmung des Pferdes nicht entgegen iſt, weil ein häßliches Pferd eben ſo viel zu unterhalten koſtet, als ein ſchönes, letzteres aber zu einem viel beſſeren Preiſe verkauft werden kann.

In Hinſicht des verſchiedenen Geſchlechts der Pferde kann ein Landwirth bey der Wahl derſelben nicht ganz nach Willkühr verfahren. Ein Hengſt iſt zwar zu allen Arbeiten tauglich, theils weil er mehr Muth hat und gewöhnlich auch eine vorzügliche Stärke beſitzt. Sie haben aber viele Unarten an ſich, beſonders wenn ſie ſchon zum Belegen der Stuten gebraucht wurden, und die dabey beſtellten Knechte ſind vieler Gefahr ausgeſetzt; auch beiſſen und ſchlagen ſie ſich einander nicht ſelten zu ſchanden und zerbrechen alles Wagenzeug. Bey den in der Nähe zu verrichtenden Arbeiten, wo ſie des Abends wieder in ihren gewohnten Stall gebracht werden können, ſind ſie dennoch leichter zu bändigen, als wenn man ſie zu weiten Reiſen gebraucht, wo ſie alle Abend in friſche Ställe kommen, und allerley fremde Pferde antreffen, die ſie nicht kennen. Ein ſolches Fuhrwerk pflegt ſelten lange ganz zu bleiben, oder es kommt ſonſt doch allerley Unheil dabey zum Vorſchein.

An den Orten, wo die Pferde des Sommers aufs Gras gejagt werden müſſen, ſind gar keine Hengſte unter den Wirthſchaftspferden zu dulden, wie es jeder ſogleich einſehen wird, weil

ſie den Stuten, wer weiß wie weit, nachlaufen, und mit andern Pferden ihres Geſchlechts in Krieg gerathen. Will indeß ein Landwirth von ſeinen Ackerpferden auch zugleich einige Füllen mit anziehen, ſo ſind dazu allerdings ein oder ein paar Hengſte nöthig. Es iſt aber auf keine Weiſe rathſam, dieſe mit ins Geſpann zu nehmen. Denn eines Theils thut das Fahren mit Beſchälern niemahls gut; anderntheils würde auch ein durch beſtändige ſchwere Arbeiten abgematteter Hengſt nicht ordentlich zum Beſchälen gebraucht werden können. Wer bey ſeiner Wirthſchaft Füllenzucht treiben will, der muß dazu einen eignen Hengſt halten, und denſelben nicht in ein eigentliches Ackergeſpann bringen, ſondern, da die völlige Ruhe ihm auch nachtheilig iſt, ihn zu andern mäßigen Arbeiten zwiſchendurch gebrauchen.

Bey einem Kutſchenzuge geht es viel eher an, Hengſte zu gebrauchen, weil Kutſchpferde in der Regel nicht ſo abgetrieben werden, als Ackerpferde, und man hat zugleich noch das Gute zu erwarten, daß Hengſte nie ganz durchgehen, weil ſie im Laufen gleich anfangen ſich zu beiſſen, und daher bald ſtille ſtehen.

Eine Stute, die noch nie gefohlet hat, würde ohne Zweifel beſſer zu einem Ackerpferde zu gebrauchen ſeyn, als ein durch die Entmannung geſchwächter Wallach, weil ſie mehrere Kräfte und Ausdauer beſitzt; allein es gibt noch einige Bedenklichkeiten hierbey. Eine Stute, die nicht vor dem Hengſte in Acht genommen, oder wohl gar zum Füllenziehen mit gebraucht wird, verliert dadurch von ihren Kräften, und iſt die letzte Zeit vor dem Werfen, wie auch hernach, ſo lange das Füllen ſaugt, nicht recht brauchbar.

bar. So lange bloß Arbeiten in der Nähe des Hofes vorfallen, kann man die Stuten freylich wohl vor dem Hengſte bewahren. Werden die Stuten aber zu weiten Reiſen gebraucht, ſo iſt es kaum möglich, weil ſolche Reiſegeſpanne unterweges ſehr oft mit Fuhrmannspferden, worunter gewöhnlich Hengſte ſind, in einem Stalle übernachten, wo ſich ſolche Hengſte denn losreißen und die Stute belegen. Ein Landwirth bekommt alſo wider Vermuthen eine trächtige Stute, die er zu den Geſchäften, wozu ſie eigentlich beſtimmt iſt, nicht immer gebrauchen kann.

Die Wallachen ſind eigentlich zu ſchweren Arbeiten am wenigſten zu gebrauchen, weil die Kaſtration das Thier bekanntlich ſehr ſchwächt. Es kommt hierbey indeß auf die dabey beobachtete Verfahrungsweiſe an. Ein Pferd, das ſehr früh gelegt wird, erlangt keinen muſkulöſen kraftvollen Körper; allein läßt man es erſt ſich ganz entwickeln, und legt es alsdann mit gehöriger Vorſicht, ſo wird man ein ſtarkes, brauchbares Pferd erhalten. Die Wallachen ſind dabey leichter zu zähmen als die Hengſte, und man iſt bey ihnen nicht den Unbequemlichkeiten ausgeſetzt, denen man bey tragenden Stuten nicht entgehen kann.

Auf die Farbe der Ackerpferde nimmt man ſelten Rückſicht; doch wollen einige bemerkt haben, daß ſchwarze und ganz weiße Pferde dem Anfalle der Stechfliegen mehr ausgeſetzt ſind, als Füchſe, gelbe und braune Pferde. Ob eine Farbe mehr Dauerhaftigkeit anzeige, als eine andere, iſt eine Sache, über die die Urtheile ſehr verſchieden ſind, wovon in dem obigen, wo von den verſchiedenen Farben der Pferde gehan-

delt wurde, ſchon mehreres vorkommt. Es beruhet mehrentheils wohl nur auf einzelnen Wahrnehmungen, die an ſich richtig ſeyn mögen, aber kein allgemein geltendes Reſultat geben. Kann man der übrigen guten Eigenſchaften unbeſchadet ein gleichfarbiges Geſpann zuſammen bringen, ſo wird jeder Landwirth es gern thun; übrigens wird man ſich nicht ſehr darum kümmern, wenn es nicht der Fall iſt, wenn man nur dauerhafte und brauchbare Pferde hat.

In Anſehung des Zuges haben die Wirthſchaftspferde öfters Fehler an ſich, indem ſie entweder zu träge und langſam, oder zu hitzig ſind; und kommen Pferde von dieſen entgegengeſetzten Eigenſchaften in einem Geſpanne zuſammen, ſo hat das gewöhnlich beſchwerliche Folgen. Solche Pferde ziehen nähmlich keinen gleichen Strang, wodurch denn die hitzigen ſich zu ſehr abarbeiten und die faulen und trägen ſich über die Gebühr ſchonen. Das Antreiben der trägen und faulen Pferde iſt nicht immer hinlänglich, um einen gleichen Zug zu verſchaffen, und dadurch die Laſt des Zuges unter die Pferde gehörig zu vertheilen. Ein Landwirth muß daher bey Zuſammenſetzung ſeiner Züge von Ackerpferden hierauf ein genaues Augenmerk haben, und nicht zugeben, daß faule und hitzige zuſammen geſpannt werden. Man muß die hitzigen von den trägen trennen, und jede Art beyſammen laſſen. Kauft man auf öffentlichen Märkten ſeine Pferde, ſo hat man wenig Gelegenheit, hierüber ſich gehörig zu unterrichten, denn die Roßtäuſcher wiſſen vermittelſt ihrer Knieſporen auch dem trägſten Pferde ein lebhaftes Anſehen zu geben. Man kauft daher nicht

ſelten ein Pferd in der Meinung, daß es raſch und munter ſey, kann es hernach aber nicht aus der Stelle bringen. Braucht man vielleicht nur ein Pferd, weil aus dem Geſpanne eins abgegangen iſt, ſo muß man hierauf beſonders achtſam ſeyn, und kein anderes Pferd, als nur ein ſolches zukaufen, welches ſich zu den übrigen des Geſpannes in Anſehung des Zuges vollkommen ſchickt. Man muß daher öfters mit gutem Bedachte ein träges Pferd kaufen, weil dasjenige oder diejenigen, womit es zuſammen geſpannet werden ſoll, von eben der Beſchaffenheit ſind.

In Hinſicht des Futters und der **Pflege** und **Wartung** der Pferde iſt noch mancherley zu bemerken. Auch die beſten Pferde können durch ſchlechtes Futter und unrichtige Wartung zu Grunde gerichtet werden; im Gegentheil kann ein ſchlechtſcheinendes Pferd, wenn es nur keine natürlichen Mängel und Gebrechen hat, durch gutes Futter und aufmerkſame Wartung in einen guten brauchbaren Stand geſetzt werden. Ein Landwirth muß daher ſeinen Knechten nicht zu viel zutrauen, ſondern auf die Behandlung ſeines Viehes ein gutes Auge haben.

Da die Unterhaltung der Pferde aber etwas koſtbar iſt, ſo hat dieſes an vielen Orten zur Unterſcheidung der Pferde in Gras- und **Stallpferde** Anlaß gegeben, indem man die Pferde nicht allenthalben auf gleiche Weiſe futtert, und den Hafer oder andere Körner zu ſparen ſucht.

Stallpferde nennt man diejenigen, welche das ganze Jahr hindurch auf dem Stalle mit Körnern und anderen trockenen Futterungsmitteln unterhalten werden.

Graspferde ſind diejenigen, die im Frühlinge und Sommer auf die Weide gejagt, und im Winter mit bloßem Heu und Getreideabgängen, an Spreu und Ueberkehr, ſich begnügen müſſen.

Die gewöhnlichen Futterungsmittel werden in Hart- und Rauchfutter eingetheilt. Unter Hartfutter verſteht man die Körner derjenigen Getreidearten, die ſich am beſten zur Ernährung der Pferde ſchicken. Unter Rauchfutter wird theils das Heu begriffen, welches die Pferde täglich zur Abwechſelung vorgelegt bekommen, theils aber auch das Stroh, welches ſowohl zu Häckerling geſchnitten, und alsdann mit untermengten Körnern verfuttert, ſo wie auch zur Unterſtreu gebraucht wird.

Der Hafer wird gewöhnlich für das beſte Pferdefutter gehalten. Er iſt es auch in der That für diejenigen Pferde, die entweder mehr ruhen als arbeiten, oder deren Arbeit doch wenigſtens nicht ſchwer iſt, ſondern mehr im Laufen als Ziehen großer Laſten beſteht; weshalb er auch für die Reit- und Kutſchpferde mit Recht vorzüglich gewählt wird. Der Hafer iſt aber unter allen Getreidearten, wie dieſes ſchon aus ſeinem Gewichte wahrgenommen werden kann, diejenige, welche den Thieren, die allein damit unterhalten werden ſollen, die wenigſten Nahrungskräfte gibt; ſoll der Hafer ſtärker nähren, ſo müßte er in weit größerer Menge genommen werden. Die Ackerpferde müſſen die meiſte Zeit ſchwere und ihre Kräfte erſchöpfende Arbeiten verrichten, kommen auch, wenn die Wirthſchaftsgeſchäfte gehörig betrieben werden ſollen, faſt den ganzen Tag nicht in den Stall. Sie bedürfen daher einer kräftigeren Futterungsart, als

der

der Hafer iſt. Die ſchwereren Getreidearten, die den Pferden mehrere Nahrung zu geben im Stande ſind, kann man aber nicht immer in gleichem Maße entbehren. Man hat daher in vielen Landwirthſchaften ein Gemenge von gleich vielem Rocken, Gerſte, Hafer und Wicken oder Erbſen zur Futterung der Pferde eingeführt, und es das **Mengefutter** genannt. Dieſes iſt nicht bloß weit kräftiger, als der bloße Hafer, ſondern kann auch den Pferden nicht ſchädlich werden. Denn ſollten auch die ſchweren Getreidearten, nähmlich Rocken, Weitzen und Erbſen zu viele Nahrungsſäfte geben, ſo werden ſie doch durch die mit untermiſchten leichteren Getreidearten, als Hafer und Gerſte, wieder gemäßigt und unſchädlich gemacht.

Es iſt hierbey aber zu unterſcheiden, ob die Pferde nur bloß Arbeiten bey Hauſe, als Pflügen, Eggen, Miſtfahren, Holz- und Heufahren ꝛc. verrichten müſſen, oder auch öfters zu weiten ſchweren Reiſen, um das gewonnene Getreide und andere Wirthſchaftsprodukte zum Verkaufe zu verfahren, gebraucht werden. In dem erſten Falle wird es zureichend ſeyn, wenn ein jedes Pferd von dem vorhin bemerkten Mengefutter täglich zwey Berliner Metzen bekommt. Dieſe werden, wegen des untermiſchten ſchweren Getreides, immer drey Metzen reinen Hafers gleich geſchätzt werden können. In dem letztern Falle iſt einem jeden Pferde wenigſtens ½ Metze, auch wohl, wenn die Reiſen häufig vorkommen und weit gehen, eine ganze Metze von dieſem Mengefutter täglich zuzuſetzen.

Es iſt nicht wirthſchaftlich gehandelt, wenn man den Pferden nicht beſtändig einerley Futtermaß gibt, ſondern nach Verſchiedenheit der

Arbeiten bald abbrechen und bald wieder zuſetzen will. Das Zuſetzen des Futters zu der Zeit, wenn die Pferde ſchwere Arbeiten verrichten ſollen, kann von keiner Wirkung ſeyn, ſondern die Pferde müſſen die dazu nöthigen Kräfte ſchon vorher geſammelt haben, und folglich zu allen Zeiten durch eine angemeſſene gute Fütterung in einen gleichen Stand geſetzt werden. Jedoch iſt hierbey zu bemerken, daß unter weiten Reiſen ſolche verſtanden werden, worauf wenigſtens einige Tage hingehen. Kurze Reiſen, die in einem Tage verrichtet werden, und wobey die Pferde des Abends immer wieder in ihren Stall kommen, können nicht dahin gerechnet werden.

Die innere Güte und Nahrhaftigkeit des Getreides kann nur nach dem Gewichte deſſelben beurtheilt werden. Eine ſolche Beſtimmung iſt ſchon in dem Königl. Preußl. Marſchreglement vom 5ten Jan. 1752 geſchehen, und es kann ein jeder Landwirth bey der Feſtſetzung des täglichen Futterkorns für ſeine Pferde ſich auch darnach richten, da ein gutes Ackerpferd und ein Cavalleriepferd im Kriege und auf dem Marſche wohl gleiche Kräfte, folglich auch gleiches Futter nöthig haben dürften.

Nach dieſem Marſchreglement iſt aber eine tägliche Ration für ein ſchweres Cavallerie- und Dragonerpferd nach dem Berliner Scheffel feſtgeſetzt, entweder 3 Metzen Hafer, oder $2\frac{1}{2}$ Metzen Gerſten, oder 2 Metzen Rocken.

Dieſe Sätze kann ein Landwirth, der in ſeinem Pferdeſtall gern eine richtige Futterordnung beobachten will, füglich zum Grunde legen; jedoch muß er, wenn er bloßen Hafer, ohne Vermengung mit einer andern Getreideart füttern laſſen will, vorher ſehr wohl prüfen, ob

auch

ob auch der Hafer das erforderliche Gewicht hält. Die Erfahrung lehrt nähmlich, daß das Gewicht des Hafers in vielen Gegenden weit geringer iſt, als es in dem vorbemerkten Marſchreglement im Verhältniß zu den anderen Getreidearten angenommen worden. Beſonders verſpürt man dieſes in den Bruchgegenden, wo derſelbe zwar häufig zu wachſen, in ſeiner Güte aber deſto ſchlechter zu ſeyn pflegt.

Wie ſich Wicken und Erbſen zu den übrigen Getreidearten in Anſehung des Gewichtes verhalten, iſt in dem gedachten Marſchreglement nicht erwähnt, weil es bey der Cavallerie nicht gewöhnlich iſt, dieſe Früchte zu füttern. Auch in der Landwirthſchaft kann man dieſe Früchte nicht unvermiſcht füttern. Die Wicken ſind gewöhnlich wegen des vielen darunter befindlichen Radens zu bitter, als daß ſie die Pferde unvermiſcht gern freſſen ſollten, und ſie müſſen daher allemahl wenigſtens zur Hälfte mit Hafer oder Gerſte vermengt werden.

Die Körner der Erbſen ſind gewöhnlich ſo hart, daß ſie ohne eingeweiht zu ſeyn, von den Pferden nicht mit Nutzen genoſſen werden können. Wie viele Unbequemlichkeit dieſes Einweichen und Aufquellen der Erbſen verurſache, und daß man es den Knechten nicht füglich überlaſſen könne, iſt zur Genüge bekannt. Wenn dergleichen eingequellte Erbſen länger als 24 Stunden ſtehen, und nicht ſofort weggefuttert werden, ſo ſind ſie ſauer und alsdann für die Pferde ungenießbar. Die Knechte, die einen ſolchen Fehler begangen haben, laſſen die Pferde lieber hungern, als daß ſie ſolchen bekennen und freywillig anzeigen ſollten. Sind ſie aber auch aufrichtig genug, ſolches zu thun, und um an-

deres Futter anzuhalten, ſo iſt doch offenbar, daß der Eigenthümer dabey mancherley Schaden leidet.

Sollte inzwiſchen ein Landwirth einen ſolchen Vorrath von Wicken und Futtererbſen haben, daß er ſie nicht anders als zum Verfuttern mit den Pferden anwenden könnte, ſo mögen doch dieſe beyden Früchte nicht auf einerley Fuß behandelt werden, indem ſie nicht gleich nahrhaft ſind. Die Wicken ſind unvermengt dem Rocken, in der Vermiſchung mit Hafer aber der Gerſte gleich zu ſchätzen. Die Erbſen hingegen ſind, wie aus ihrem ſchweren Gewichte abzunehmen iſt, ihrer inneren Güte nach nahrhafter, als alle andere Getreideſorten, die man ſonſt zum Pferdefutter zu gebrauchen pflegt. Man wird daher ſeine Ackerpferde nicht hintergehen, wenn man ihnen anſtatt 3 Metzen Hafer, oder 2 Metzen Rocken, 1¾ Metzen Erbſen gibt. Jedoch müſſen dieſelben vor dem Quellen, nicht aber erſt nachher zugemeſſen werden.

Die Meinung, daß die Gerſte den Pferden deshalb nicht gedeihlich ſeyn könne, weil man in dem Pferdemiſte ganze Gerſtenkörner wieder findet, beruhet auf einer Art von Täuſchung; denn man hat gefunden, daß dieſe dem Anſchein nach ganzen Gerſtenkörner nur die Hülſen ſind. Die mehligen Theile waren durch die Verdauungsorgane des Thieres ganz ausgezogen. Da nun in den letztern, nicht in der eigentlichen Hülſe, die nährende Kraft des Korns beſteht, ſo iſt leicht einzuſehen, daß man die Gerſte nicht für ein unkräftiges Pferdefutter halten könne. Das Gewicht der Gerſte, welches in dem erwähnten Marſchreglement für den Scheffel auf 70 Pfund angeſetzt iſt, iſt auch ein Beweis,

daß

daß die Gerſte in Anſehung ihrer nährenden Kraft dem Rocken am nächſten kommt.

Die Gerſte ſteht übrigens auch in dem guten Rufe, daß ſie für engbrüſtige und leicht zum Schwitzen geneigte Pferde ein ſehr dienſames Futter ſey; wie es denn übrigens auch bekannt iſt, daß die Araber, wo bekanntlich die ſchönſten Pferde gezogen werden, ihre Pferde bloß mit Gerſte füttern. Da die Gerſte nun an den meiſten Orten gegen andere Getreidearten verhältnißmäßig in einem ziemlich niedrigen Preiſe ſteht, ſo würde es auch aus dieſem Grunde rathſam ſeyn, ſie zum Futterkorn für die Pferde zu wählen.

Auch die Kartoffeln hat man zum Pferfutter angewendet. Die vielen mehligen Theile, welche dieſes Gewächs enthält, geben von ihrer nährenden Eigenſchaft einen guten Beweis, zumahl da die Erfahrung lehrt, daß faſt alle übrige Vieharten mit Kartoffeln nicht bloß ernähret, ſondern auch gemäſtet werden können. Nur iſt zu bemerken, daß bey einer Futterung der Art, eben ſo als wenn man die Pferde mit Mohrrüben unterhält, welche ſie auch ſehr gern freſſen, die Zähne ſehr bald mit einem dicken Schleim belegt werden, welcher den ſo ſehr reinlichen Pferden läſtig wird. Um dieſes zu verhindern, und vielleicht auch eine innere Verſchleimung zu verhüten, darf man ein Pferd nicht ganz mit ſolchen Gewächſen unterhalten, ſondern muß ſie mit rauchem Futter vermiſchen.

Bey den meiſten anderen Thieren, welche man mit Kartoffeln ernähren oder mäſten will, müſſen die Kartoffeln vorher gekocht und weich gemacht werden. Dieſes iſt aber bey Pferden nicht nöthig, ſondern die Kartoffeln dürfen nur

mit

mit einem Stampfeiſen klein geſtoßen, und her⸗nach mit dem Häckerlinge aufgemenget werden. Die Erfahrung lehrt, daß die Pferde ſolche nicht allein in dieſer Art ſehr gut und gern freſſen, ſondern dabey auch in dem beſten Zu⸗ſtande bleiben. Jedoch muß nie ein größerer Vorrath zubereitet werden, als die Pferde in 24 Stunden verzehren können, indem die Kar⸗toffeln, wenn ſie nach dem Kleinſtampfen län⸗gere Zeit liegen, verderben und unſchmackhaft werden.

So mehlreich nun übrigens die Kartoffeln auch ſind ſo kann man doch nicht leugnen, daß ſie nicht auch viele wäſſerige Theile enthalten, welche bey der Verdauung ein Schwinden und Zuſammenfallen derſelben verurſachen. Aus die⸗ſer Hinſicht muß man die Kartoffeln beym Füt⸗tern nicht zu hoch in Anſchlag bringen, und ſie nur mit der leichteſten Getreideart, nähmlich dem Hafer gleich ſchätzen, ſo daß alſo für ein Pferd des Tages 3 Metzen beſtimmt werden. Der Leib wird den Pferden von 3 Metzen Kar⸗toffeln zwar mehr angefüllt, als von ſo viel Ha⸗fer; allein es kommt bey dem Pferdefutter nicht bloß auf die Ausdehnung, ſondern auf die ei⸗gentliche nährende Kraft deſſelben an.

Es wäre zu wünſchen, daß man dieſe Fut⸗terungsart mehr in Gang zu bringen ſuchte, um ſolchen Landwirthſchaften, welchen die Aus⸗gabe des Futterkorns zu ſehr zur Laſt fällt, hierdurch ein wohlfeileres Mittel nachzuweiſen. Wollte man auch die Stallpferde nicht mit Kartoffeln futtern, ſo könnte man doch die ge⸗wöhnlichen Ackerpferde hiermit zu erhalten ſu⸗chen, da in vielen Wirthſchaften im Winter das Futter für dieſe ſehr knapp iſt. Am meiſten

würde

würde dieſes aber den Bauern in hoch liegenden Gegenden, welche öfters nicht wiſſen, wie ſie ihre Pferde durch den Winter bringen ſollen, zu ſtatten kommen.

Uebrigens muß noch erinnert werden, daß die Kartoffeln ein ſchweres Futter ſind, und ſich nur für ſolche Pferde ſchicken, welche in beſtändiger Arbeit ſtehen, und alſo im Stande ſind, ſie gehörig zu verdauen.

Das Heu iſt gleichſam nur als ein Nebenfutterungsmittel anzuſehen, wenn die Pferde übrigens hinlängliches Hartfutter bekommen. Man reicht es ihnen, um ſie deſto ſicherer tränken zu können, theils aber auch um ihnen den Leib gehörig zu füllen. Es iſt in allen Fällen indeß völlig hinreichend, wenn ſie täglich 8 Pfund bekommen, welche auch in dem preußiſchen Marſchreglement feſtgeſetzt ſind. Nur muß das Heu ſelbſt von guter Art und den Pferden angemeſſen ſeyn, weil ſie es ſonſt unberührt liegen laſſen.

Ein gutes Pferdeheu muß nicht aus einem krautigen Weſen, ſondern mehr aus reinem Graſe beſtehen. Es gibt inzwiſchen auf den beſten Wieſen gewiſſe Kräuter, welche den Pferden zuwider oder wohl gar ſchädlich ſind. Dahin gehört unter andern der Wieſenhahnenfuß, Ranunculus acris, welchen die Pferde ſchlechterdings nicht freſſen, ſondern ſich nur die Grashalmen dazwiſchen ausſuchen. Wenn davon viel unter dem Heu iſt, ſo kommt ihnen dieſes natürlich nur zum Theil zu Gute, und ſie können bey 8 Pfund täglich nicht beſtehen. Der Saft dieſes Hahnenfußes iſt ſo ſcharf, daß er auf der Haut Blaſen zieht. Die Schafe freſſen dieſes Kraut, ſeiner Schärfe ungeachtet, vorzüglich gern.

Zu den mit dem Heu öfters vermiſchten Kräutern, welche die Pferde zwar gern freſſen, die ihnen in Menge aber ſchädlich wohl gar tödtlich werden, gehört das Equiſetum paluſtre, Waſſerkatzenſtärz, oder Schaftheu. Es wächſt hauptſächlich an den großen Strömen, und in dem Oderbruch, wo damit jährlich eine Menge von Ochſen und Hammeln gemäſtet wird. In einer ordentlichen Landwirthſchaft, wo die Pferde auf ein beſtimmtes Futter geſetzt ſind, kann dieſes an ſich ſo nahrhafte Kraut keine ſolche Gefahr nach ſich ziehen; ſondern dieſe Gefahr iſt nur da zu befürchten, wo die Pferde ſo viel Heu vorgelegt bekommen, als ſie nur immer freſſen mögen. Wo das Heu alſo nur einen Theil der Futterung ausmacht, darf man wegen des Waſſerkatzenſtärzes nicht zu beſorgt ſeyn.

In Hinſicht des Strohes pflegt man gewöhnlich das Rockenſtroh für die Pferde zu beſtimmen, das Gerſten- und übrige Sommerſtroh aber für das Rindvieh. Die Pferde verlangen bey der Anmengung ihres Futters einen viel feineren Häckerling, als das Rindvieh; und da ſich das Rockenſtroh vorzüglich zum Schneiden ſchickt, ſo wählt man es am liebſten für die Pferde. Im Nothfall nimmt man indeß Gerſten- und anderes Sommerſtroh zum Häckerling für die Pferde, und es bekommt ihnen auch recht gut.

Wie viel Stroh, ſowohl zum Häckerlinge als zur Unterſtreue, für ein Pferd des Tages nöthig ſey, iſt ebenfalls in dem mehrmahls gedachten Marſchreglement beſtimmt. Es iſt aber nach Verſchiedenheit des Hartfutters auch ein Unterſchied in Anſehung des Häckerlings gemacht. Erhält ein Pferd täglich 3 Metzen Hafer, ſo be-

bekömmt es nur 6 Metzen Häckerling. Erhält es aber 2½ Metzen Gerſte oder 2 Metzen Rokken, ſo werden auf jedes Pferd täglich 8 Metzen Häckerling gut gethan.

Der Häckerling gibt den Pferden wohl keine eigentliche Nahrung, ſondern dient nur zur Ausfüllung des Leibes, weshalb auch in den Feldzügen, wo zum Häckerlingſchneiden ſelten Gelegenheit iſt, gar kein Häckerling gefüttert wird.

Von 6 Pfund Stroh werden gewöhnlich 8 Metzen Häckerling geſchnitten. Wenn nun überdem täglich für ein Cavalleriepferd 4 Pfund Streuſtroh gut gethan werden, ſo beträgt eine tägliche Ration für jedes Pferd an Stroh 10 Pfund, welches auch den Cavallerieregimentern, wenn ſie in Garniſon ſtehen, richtig geliefert wird. Hierbey wird ein Ackerpferd auch ſehr gut beſtehen können. Wo man indeß keinen Mangel an Stroh hat, wird man auf dem Lande ſo genau nicht auf dieſe Zahl von Pfunden halten, wenn mit dem Stroh überhaupt nur ordentlich verfahren, und es nicht unnöthiger Weiſe verſchwendet wird.

Die mehrſten Knechte müſſen zu dem Häkkerlingſchneiden gewöhnlich mehr angetrieben, als abgehalten werden, weil ſie ſich gern zu ſchonen pflegen. Vor allen Dingen muß man darauf ſehen, daß der Pferdehäckerling recht klein geſchnitten werde. Es iſt daher ſehr gut, wenn jeder Knecht den Häckerling für ſeine Pferde ſelbſt machen muß; alsdann können ſie in dieſer Hinſicht weit leichter beobachtet werden, und die guten und ſchlechten Pferdeknechte werden ſich dabey ſehr bald von einander auszeichnen. Mit der bekannten Häckerlingsmühle läßt ſich zwar für alles Vieh Häckerling in Menge ſchneiden.

den. Für Pferde geräth er indeß ſelten ſo gut, als wenn ein treuer Knecht, der für ſein Geſpann beſorgt iſt, es ſelbſt verfertigt.

Die Pferde mit Garbenhäckerling zu futtern iſt eine der ſchädlichſten Mißbräuche, die nur in einer Landwirthſchaft angetroffen werden könenn. Ein Landwirth kann bey dem Garbenhäkkerling das für die Pferde beſtimmte Futtermaß niemahls richtig beſtimmen, weil es ſich nicht überſehen läßt, wie viel eine Garbe an Körnern enthält. Bey dem vorhin erwähnten Mengefutter fällt der Garbenhäckerling natürlich weg. Ein Pferd braucht zum Häckerlinge täglich kaum eine halbe Garbe. Wenn nun z. B. vom Rocken wenigſtens zwey Garben auf ein Pferd gegeben werden müſſen, ſo iſt die daraus entſtehende Verſchwendung des Strohes einleuchtend.

Man findet auch in ſolchen Wirthſchaften, wo dieſe verwerfliche Methode eingeführt iſt, daß die Knechte ſich nicht mit Schneidung der ganzen Garben abgeben, ſondern nur die Aehrenenden zu Häckerling nehmen, das übrige Stroh der Garben aber den Pferden unterſtreuen oder ſonſt in den Miſt werfen. Wenn bey 12 Stück Pferden täglich nur 15 Garben auf dieſe Weiſe verſchwendet werden, ſo macht das im Ganzen einen großen Schaden, und das übrige Vieh, welches mit vom Rockenſtroh lebt, z. B. die Schafe, leiden am Ende ſehr darunter.

Die Graspferde werden bekanntlich den Sommer über auf die Weide getrieben, wo ſie gewöhnlich auch während der Nacht bleiben. Hierbey wird nun zuvörderſt vorausgeſetzt, daß ſie reichliche Weide und Gras haben müſſen, weil ſie ſonſt bald unvermögend werden würden,

den, ihre Geſchäfte zu verrichten; ferner daß das Gras von guter Beſchaffenheit ſeyn müſſe. Ein ſogenanntes ſaures Gras, welches auf naſſen Stellen wächſt, gibt dem Pferde keine Kräfte. Beſſer iſt ein drelles Angergras, ſo wie auch das Heu von dieſer Beſchaffenheit ihnen am zuträglichſten iſt. Auf Weideplätzen, die mit Hahnenfuß überzogen ſind, hungert ein Pferd lieber, als daß es etwas anrühren ſollte. In den Niederungen wächſt der Waſſerkatzenſtärz oft ſehr häufig, und die Pferde freſſen ihn begierig; man muß ſie aber von ſolchen Stellen abhalten, weil ſie ſich in kurzer Zeit den Tod hohlen können. Die Arten des Katzenſtärzes oder Schaftheues, welche auf trocknen Stellen und Aeckern wachſen, ſind den Pferden aber ſehr zuträglich, und man pflegt ſolche Weideflecke daher vorzüglich für die Pferde zu ſchonen.

Das Heu macht für die ſogenannten Graspferde das Hauptnahrungsmittel im Winter aus. Dabey können aber auch allerley Abgänge von Getreide, als Kurzgebunde, Ueberkehr und Spreu, nachdem es mit Häckerling vermengt worden, mit zu Hülfe genommen werden. Beſonders würden die Kartoffeln für ſolche Pferde ſehr zu empfehlen ſeyn.

Bey der Frage, wie viel Heu für ein Graspferd im Winter täglich ausgeſetzt werden müſſe, kommt es darauf an, wie es mit den Getreideabgängen ſteht. Bekommen ſie davon nur etwas weniges, ſo muß das für die Stallpferde des Tages beſtimmte Heuquantum für die Graspferde wenigſtens verdoppelt werden. Haben ſie aber gute und reichliche Getreideabgänge, z. B. Kurzgebunde und Ueberkehr zu genießen, oder will man ſich bey ihnen der vorge-

 ſchla-

ſchlagenen Kartoffelfutterung bedienen: ſo können ſie füglich bey einer täglichen Heuportion von 8 Pfund beſtehen, und dabey beſtändig mit arbeiten.

Sieht man auf die Koſten, welche dieſe beyden Arten von Pferden verurſachen, und beſonders auf die Menge Körner, welche die Stallpferde zu ihrer Unterhaltung nöthig haben, ſo wird ein Landwirth wohl wünſchen, daß er ſeine Arbeiten mit lauter Graspferden beſtreiten könnte. Allein betrachtet man die Arbeiten, welche beyderley Art von Pferden zu beſchaffen im Stande ſind, ſo wird man geſtehen müſſen, daß die Stallpferde nützlicher und zuträglicher für eine Wirthſchaft ſind, als die kraftloſen Graspferde. Die Gründe, welche gegen die Graspferde ſprechen, ſind folgende:

1) ſie können nur halbe Tage zur Arbeit gebraucht werden, weil ſie in dem andern halben Tage ihre Nahrung auf der Weide ſuchen müſſen.

2) Wer ſich alſo mit lauter Graspferden behelfen will, muß noch einmahl ſo viele Pferde halten, als er ſonſt Stallpferde nöthig hätte.

3) Sind ſie auch zu ſchweren Arbeiten, und beſonders zu weiten Fuhren und Reiſen, nicht brauchbar, weil das Gras ihnen keine Kraft zu ſolchen Strapazen gibt.

4) Koſten ſie gleich an Körnern weniger, als die Stallpferde, ſo iſt doch der erforderliche Aufwand an Heu und Stroh wegen ihrer größeren Menge ſchon ſehr bedeutend, und wenn man alles gegen einander berechnen will, ſo wird der erforderliche Aufwand dem, welchen die Stallpferde verurſachen, faſt

gleich

gleich kommen, wenn er denſelben nicht gar überſteigt.

Dieſe Gründe werden hinreichend ſeyn, einen jeden Landwirth zu überzeugen, daß er keine Urſache habe, ſeine Stallpferde mit Graspferden zu verwechſeln, zumahl da natürlich bey mehreren Pferden auch mehrere Knechte und Wagenwerk gehalten werden müſſen. Mit einem Worte, er wird Gefahr laufen, ſeine bisherige Laſt, die er von den Stallpferden hatte, eher zu vermehren als zu erleichtern. Nur in dem einzigen Falle kann es gebilliget werden, Graspferde zu halten, wenn ein Landwirth aus triftigen Urſachen ſolche ſtatt der Zugochſen im Pfluge gebrauchen will. In dieſem Falle kann ein Graspferd in den Ackerarbeiten ſowohl als auch bey anderen Wirthſchaftsgeſchäften, beſonders im Winter beſſer gebraucht werden als ein Ochs, und die Unterhaltung eines ſolchen Pferdes wird alsdann auch leichter fallen, weil alle nahrhafte Abgänge des Getreides, die ſonſt für die Ochſen beſtimmt waren, für das Pferd verwendet werden können. Doch kommen hierbey wieder noch andere Rückſichten in Betracht, nähmlich ob es vortheilhafter ſey, Ochſen als Pferde zu halten; und man wird beſonders das für die erſteren ſagen können, daß man einen alten Ochſen fett machen und verkaufen oder ſchlachten kann, ſtatt daß ein Pferd alsdann ganz ohne Werth iſt. —

Gibt es aber keine Mittel, wodurch die Koſtbarkeit der Stallpferde in Anſehung des Hartfutters, wenigſtens im Sommer, etwas gemildert werden könne, ohne daß die Pferde dabey leiden, und an Kräften abnehmen? Dieſe Frage kann man mit ja beantworten, und man

unter andern den rothen Klee als ein Gewächs, daß allen Vieharten, und beſonders den Pferden ein ſehr geſundes und kräftiges Nahrungsmittel iſt, anwenden. Man weiß durch viele Erfahrungen, daß Pferde, welche mit Klee gefuttert werden, keines anderen Futters bedürfen, ſondern dabey die nöthigen Arbeiten, eben ſo wie bey dem Hartfutter verrichten können. Sie werden ſogar dabey mitten unter der Arbeit muthig, und nehmen dabey augenſcheinlich zu. Das gemeine Gras gibt den Pferden zwar auch Fleiſch und ein gutes Anſehen, ſobald ſie aber etwas anhaltend arbeiten müſſen, geht Fleiſch, Muth und Kräfte in kurzer Zeit wieder verloren. Der Klee gibt den Pferden hingegen wirkliche Kräfte, die ſie zu ſchweren Arbeiten fähig machen. Mit dieſem Kleefutter können die größten und ſtärkſten Ackerpferde, ja ſelbſt Kutſchpferde, in den vier Sommermonaten, Junius, Julius, Auguſt und September, wenn dazu die gehörige Einrichtung getroffen wird, unterhalten werden, ohne daß man ſonſt etwas an Korn, Heu oder Häckerling auf ſie verwenden darf.

Um vier Monathe hindurch für die Pferde hinlängliches Kleefutter zu haben, reicht man völlig aus, wenn man für jede drey Pferde zwey magdeburgiſche Morgen mit Klee beſäet. Der Klee will zwar keinen ganz geringen, am wenigſten einen ſandigen Boden haben; inzwiſchen hat er doch in einem Mittelboden ein gutes Gedeihen, und wächſt darin öfters beſſer, als in den ſtarken und naſſen Aeckern, weil er überhaupt ein mürbes und lockeres Erdreich liebt. Auch ſelbſt in den ſchlechteſten Gegenden wird es wohl wenige Landgüter geben, wo nicht ſo viel von gutem Mittelboden vorhanden wäre,

als zum Anbau des für die Ackerpferde erforderlichen Klees, nach der vorher bemerkten Beſtimmung, nöthig iſt. Und ſollte man auch keine beſondere Koppeln und Gärten haben, wo man Klee ſäen könnte, ſo wird man doch den Klee unter der Gerſte ſäen, und davon in der Folge einen hinlänglichen Vorrath dieſes Futterkrautes ziehen können.

Bey der Kleefütterung muß man aber auf ein Mittel bedacht ſeyn, daß die Pferde ſich nicht überfreſſen, weil ſie ihn faſt allem andern Futter vorziehen. Es iſt ſchon unwirthſchaftlich, wenn man den Pferden abgemäheten Klee in ganzen Haufen unzerſchnitten vorlegt. Eines Theils kann dadurch dem Uebermaße nicht gut vorgebeugt werden, und andern Theils geht faſt ein Viertel verloren, das unter die Füße und in den Miſt geräth. In dieſem Falle würde ein Landmann auch kaum mit 2 magdeburgiſchen Morgen für drey Pferde reichen, wenn der Klee auch auf das beſte gerathen wäre. Es iſt daher nothwendig, daß der Klee nicht anders als zu Häckerling geſchnitten, gefüttert werde. Hierdurch wird die vorhin bemerkte Verſchwendung dieſes Futterkrautes verhütet, und ein Landwirth auch zugleich in den Stand geſetzt, den Pferden ein beſtimmtes Maß zu geben, damit ſie ſich mit dieſem ihnen ſo angenehmen Futter nicht überladen.

Aus vielfältiger Erfahrung weiß man, daß ein ſchweres Dragonerpferd täglich mit 2 Scheffel Kleehäckerling ſehr wohl zurecht kommen, und in den beſten Stand geſetzt werden kann. Will man bey ſchweren Arbeiten einem Pferde noch etwas zuſetzen, ſo gebe man ihm 3 Scheffel Kleehäckerling des Tages, und es wird ſich dabey

bey ſehr wohl befinden. Die Verfertigung des Kleehäckerlings erfordert auch nicht ſo viele Mühe, als es dem erſten Anblicke nach ſcheinen möchte, ſondern weil der Klee leicht zu ſchneiden iſt, ſo können 2 Leute in 5 — 6 Stunden ſo viel Kleehäckerling zubereiten, als 40 Dragonerpferde in einem Tage brauchen. Dieſer Kleehäckerling darf natürlich auch nicht ſo fein geſchnitten werden, als man es beym Strohhäckerlinge verlangt.

Es iſt übrigens ein Irthum, wenn man glaubt daß unter den Kleehäckerling jederzeit etwas Strohhäckerling gemengt werden müſſe, um ſeine Geilheit zu mäßigen. Im Anfange iſt es nöthig den jungen noch zarten Klee mit etwas Stroh zu vermiſchen, damit dieſer der Schneidelade beſſer folge. In der Folge iſt dieſe Vorſicht aber überflüſſig, wenn die Kleeſtängel ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit erlangt haben. Der Kleehäckerling wird gewiß auch unvermiſcht den Pferden ſtets unſchädlich ſeyn, wenn man ihnen des Tages nur nicht zu ſtarke Portionen gibt.

Die Kleefutterung iſt übrigens eine der reinlichſten, weil die Pferde davon nichts in den Krippen übrig laſſen, ſondern alles rein auslecken.

Die **Pflege** und **Wartung** der Pferde iſt außer dem Futter das zweyte Hauptbedürfniß derſelben, wofür man gehörig ſorgen muß, wenn ſie ihr Gedeihen haben ſollen. Pferde von einerley Güte und die einerley Futter bekommen, gedeihen dennoch bey einem Knechte oft weit beſſer als bey einem andern, wovon der Grund lediglich in der fleißigeren Pflege und Wartung liegt. Alles, was zur Pflege und Wartung der Pferde gehört, läßt ſich in folgende Puncte zuſammen faſſen.

1) Niemahls muß man den Pferden übermäßig große Futter auf einmahl eingeben, ſondern ſie mäßig einrichten, ſo daß ein Pferd ſie mit Begierde ganz auffrißt.

2) Die Krippen müſſen jederzeit rein gehalten und bey einem jedesmahligen Einfuttern die alten Ueberbleibſel des vorigen Futters aus denſelben weggeſchaft werden.

3) Für eine richtige Anwendung des für die Pferde beſtimmten Heues iſt ebenfalls Sorge zu tragen.

4) Eben ſo kommt auch viel auf das fleißige und behutſame Tränken der Pferde an, und es muß

5) die Beſchaffenheit des Waſſers, womit man ſie tränken will, ſehr wohl geprüft werden.

6) Das fleißige Striegeln und Putzen der Pferde iſt eine Hauptſache, ohne welches das beſte Futter nichts helfen kann.

7) Eine vernünftige Einrichtung der Arbeiten, ſowohl bey Hauſe, als auch auf Reiſen, trägt zum Wohlſtande der Ackerpferde ebenfalls ſehr vieles bey.

8) Verſchiedene kleine anzubringende Nebenvortheile, als junge Diſteln, Neſſelſamen, Leinkuchen und Waideballen können das Aufnehmen der Pferde ſehr befördern.

9) Eine gute und öfters friſche Streue iſt für alle, beſonders aber ermüdete Ackerpferde, ſehr heilſam.

10) Die richtige Beſorgung des Hufbeſchlages muß gleichfalls nicht außer Augen gelaſſen werden; und endlich

11) kommt die Erhaltung der Ackerpferde auch gar ſehr auf geſunde und bequeme Ställe an.

1. Was zuerſt die mäßigen Futterungsportionen betrifft, die den Pferden auf einmahl einzugeben ſind, ſo hat das den Grund, weil die Pferde unter allen Hausthieren die zärtlichſten ſind, und man daher dafür ſorgen muß, ihnen den Appetit durch eine zu ſtarke Portion, die ſie nicht mit Begierde auffreſſen, nicht zu verderben. Schüttet man ihnen zu viel auf einmahl ein, welches ſie nicht wenigſtens in einer halben Stunde verzehren können, ſo wird das Futter durch ihren eigenen Athem warm, und ihnen ſo zuwider, daß ſie von der Krippe zurücktreten, wenn ſie auch noch ſo hungrig ſind, und nicht eher wieder freſſen, bis man ihnen ein friſches Futter gegeben hat.

Kein Thier läßt ſo vielen Abſcheu vor ſeinen Ausflüſſen und Ausdünſtungen blicken, als ein Pferd. Man bemerkt das auch an dem auf ihrem Miſte gewachſenen Graſe, welches ſie gewöhnlich gar nicht anrühren. Eben ſo geht es ihnen auch mit dem Futter, das von ihrem Athem warm geworden iſt.

Die unvernünftigen Knechte pflegen zwar dieſen Fehler dadurch wieder gut machen zu wollen, daß ſie auf das alte, in der Krippe zurückgebliebene Futter ein friſches ſchütten, um ſie dadurch wieder zum Freſſen anzulocken. Anfänglich freſſen ſie auch etwas davon. Sobald ſie aber den Geruch des alten Futters in die Naſe bekommen, treten ſie wieder zurück, und es iſt alsdann kein anderes Mittel, als daß man das alte nebſt dem friſchen Futter heraus werfe, und die Krippe gänzlich davon reinige. Wie viel Futter dadurch verſchwendet werde und verloren gehe, fällt von ſelbſt in die Augen, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn man die

die Pferde auch bey dem richtigſten Futtermaße dennoch in ſchlechten Umſtänden findet, indem ihnen das, was ſie nicht gefreſſen haben, auch nicht zu Gute kommen kann.

Nach den oben angeſetzten Futterſätzen bekommt ein Pferd in 24 Stunden an Futterkorn und Häckerling zuſammen gerechnet überhaupt 10 Metzen. Wenn nun dieſe 10 Metzen in 6 bis 8 verſchiedene Futter vertheilt werden, ſo entſtehen daraus Futter, welche die Pferde in einer halben Stunde nicht bezwingen können. Schüttet man ihnen hingegen bey jeder Abfütterung nach und nach fünf kleinere Futter ein, ſo freſſen ſie alles mit Begierde auf.

2. Aus dem vorhergehenden ergibt es ſich nun ſchon von ſelbſt, daß die Krippen fleißig gereinigt werden müſſen. Auch bey den mäßigſten Futtern freſſen die Pferde doch bisweilen nicht alles ſo rein aus, daß nicht noch ein weniges in der Krippe zurück bleiben ſollte. Dieſe Ueberbleibſel bekommen an ſich nicht nur einen ſaueren Geruch, ſondern theilen denſelben auch dem übrigen mit. Oefters ſchleichen ſich auch Hühner in die Pferdeſtälle, und verunreinigen die Krippen; welches auch von Spinnen und anderem Ungeziefer geſchieht. Es iſt daher ſehr nothwendig, die Krippen von dieſen und ſonſtigen Unreinigkeiten zu ſäubern.

3. Das Heu muß den Pferden nicht nach Willkühr vorgelegt werden, ſondern beſonders alsdann, wenn ſie erhitzt in den Stall kommen, oder getränkt werden ſollen.

4. Oefters und mit Vorſicht müſſen die Pferde getränkt werden, beſonders wenn ſie auf Hartfutter ſtehen, welches zu ſeiner gehörigen Verdauung vieler Feuchtigkeit bedarf. Kein Pferd

muß aber nach dem Ausſpannen eher zu ſaufen bekommen, als bis es eine Futterung Heu aufgezehrt hat. Ihm in dieſem erhitzten Zuſtande ſogleich Körnerfutter zu geben, iſt faſt noch ſchädlicher, als wenn es gleich ſäuft, und ſie bekommen nach einem ſolchen Futter ſehr übele Zufälle. Beſonders iſt dieſes bey der Ausſpannung auf Reiſen ſehr genau zu beobachten, weil daſelbſt öfters die Zeit zu der ſonſt nöthigen Pflege fehlt.

5. Das Waſſer, womit die Pferde getränkt werden ſollen, muß klar und rein, aber nicht von gar zu harter Beſchaffenheit ſeyn. Daß ſie dieſes nicht gern ſaufen, und wenn ſie es thun, es ihnen nicht gut bekomme, iſt aus vielen Erfahrungen bekannt. Kann man gutes Fließwaſſer haben, ſo iſt das das allerbeſte. Wo tiefe und kühle Brunnen ſind, muß das Waſſer, ehe es den Pferden gereicht wird, erſt eine Weile an der freyen Luft ſtehen, damit die Kälte und Härte des Waſſers ſich etwas verlieren. Geſchieht dieſes nicht, ſo kann ein Pferd ſich leicht überſaufen. Dieſe Vorſicht wird überhaupt in warmen und heißen Tagen, auch alsdann, wenn die Pferde nicht getrieben worden, ſondern im Stalle ſtehen, nicht ohne Nutzen ſeyn. Denn in heißen Tagen wird ein Pferd auch in den Ställen von der Hitze ſehr gequält, und es iſt daher leicht möglich, daß es ſich, ſelbſt beym Stillſtehen, an dem allzu kalten Waſſer Schaden thue. Ein aufmerkſamer Landwirth muß daher wohl darauf achten, daß die Eimer in den Ställen jederzeit mit Waſſer angefüllt ſind.

6. Der Nutzen, den das fleißige Striegeln und Putzen der Pferde ſtiftet, ſchränkt ſich nicht bloß auf ihr äußeres gutes Anſehen ein, ſon-

dern erſtreckt ſich auch auf die inneren Kräfte und die Brauchbarkeit des Thieres. Ein ſtets rein gehaltenes Pferd gedeihet weit beſſer, als ein mit Staub und Unflath bedecktes, und erhält ſich alſo auch viel beſſer bey Kräften. Der ſich auf die Haut legende Staub macht bey den Pferden, die die Reinlichkeit ſehr lieben, eine unangenehme Empfindung, bey der ſie nicht gedeihen können, beſonders wenn der ſich in den Staub ziehende Schweiß ſcharf oder freſſend wird. Da ſie nun ſo oft und faſt täglich bis zum Schwitzen arbeiten müſſen, ſo kann man es ſich leicht vorſtellen, wie ſehr ſie hieran leiden, wenn man es an dem Striegeln und Putzen fehlen läßt. Man muß deshalb die Knechte mit Nachdruck zu der Reinigung der Pferde anhalten.

Es iſt nicht genug, daß die Pferde nur des Morgens geputzt und vom Staube geſäubert werden. So oft ſie getrieben worden ſind, und an eben dem Tage noch wieder angeſpannt werden ſollen, iſt es nöthig die Striegel und Kartetſche zu gebrauchen. Faule und untreue Knechte, welche dem Herrn ein Blendwerk vormachen wollen, pflegen ſie bey der zweyten Anſpannung nur bloß mit einem naſſen Lappen zu überwiſchen, wornach dieſelben in der erſten halben Stunde glatt und glänzend ausſehen, ſo daß man glauben könnte, ſie ſeyen ordentlich geputzt. Ein aufmerkſamer Landwirth kann dieſes zwar auf mancherley Art bald entdecken; bey der Königlich Preußl. Cavallerie iſt in dieſer Hinſicht indeß eine Methode eingeführt, bey welcher es nicht verborgen bleiben kann, ob die Pferde wirklich geputzt worden ſind oder nicht. Der Reuter oder Dragoner muß nähmlich dem

täglich

täglich viſitirenden Offizier oder Unteroffizier gewiſſe ihm vorgeſchriebene Reihen von Pferdeſtaub, welche er auf einer naßgemachten Bohle aus der Striegel klopft, vorzeigen, damit derſelbe daraus urtheilen könne, ob das Pferd wirklich gehörig geſtriegelt ſey.

7. Die Acker- und Wirthſchaftspferde werden gewiß aber auf keine Weiſe mehr geſchont, und in gutem Stande erhalten, als wenn die Arbeiten, die ſie täglich verrichten müſſen, zu rechter abgemeſſener Zeit geſchehen.

Daß die Pferde im Sommer in einer heißen Stunde mehr abgemattet werden, als nicht in zwey kühlen Stunden geſchieht, iſt der allgemeinen Erfahrung gemäß. Eine Hauptregel in der Landwirthſchaft iſt es daher, daß man in den Sommertagen die kühlen Frühſtunden zur Arbeit für die Pferde wählen, in der Hitze dieſelben aber ruhen laſſen müſſe. Eine zweyte Regel iſt demnächſt, daß die Pferde, wenn ſie gedeihen und wohl beſtehen ſollen, des Abends zu rechter Zeit in den Stall kommen müſſen, damit ſie noch vor der Nacht gehörig abgefuttert werden können.

Die Abendfutter ſchmecken den Pferden am beſten, und bringen ihnen auch das meiſte Gedeihen, indem in der Hitze ein Pferd niemahls gut frißt. Ganz begreiflich aber iſt es, daß die Pferde vor einbrechender Nacht nicht gehörig abgefuttert werden können, wenn ſie erſt um 9 Uhr in den Stall kommen. Hieraus entſteht nichts als Unordnung für Menſchen und Pferde. Eine genaue Uebereinſtimmung der verſchiedenen Wirthſchaftsgeſchäfte iſt auch hier nöthig, damit eins das andere nicht hindere. Doch wird man in der Aernte beym Einfahren des Getrei-

des

des es nicht ſo genau nehmen können, beſonders wenn das Wetter es verhindert hat, zur gehörigen Zeit damit fertig zu werden, wo man denn natürlich die guten Augenblicke benutzen muß.

Auf Reiſen iſt die Befolgung der Vorſchrift, die Pferde zu rechter Zeit in den Stall zu bringen von beſonderem Nutzen. In den kühlen Stunden wird ein Pferd nicht ſo leicht auf der Reiſe ermüden, wohl aber in der Hitze. Ein Knecht, der auf Reiſen geſchickt wird, muß ſeine Einrichtung ſo zu machen ſuchen, daß er des Abends bey guter Zeit an denjenigen Ort, wo er zu übernachten gedenkt, eintrifft. Denn da er in den Wirthshäuſern nicht alles ſo, wie zu Hauſe, bey der Hand hat, ſondern ſich die Nothwendigkeiten öfters nach langen Zögerungen zuſammen ſchaffen muß, er auch vorher den Stall unterſuchen muß, ob er rein iſt, ſo gebraucht er zu der Abfutterung der Pferde natürlich mehr Zeit, als zu Hauſe.

Nach der gewöhnlichen Weiſe werden die Pferde im Winter bey der Hausarbeit erſt gegen 8 Uhr des Morgens angeſpannt, und bis 11 Uhr des Nachmittags aber von 2 bis höchſtens 5 Uhr getrieben, wo es denn ſchon finſter wird. Bey dieſer Einrichtung wird zu viele Zeit mit dem An- und Ausſpannen hingebracht, und die Pferde haben dabey dennoch keine rechte Ruhe, und kommen erſt bey der Dunkelheit in den Stall. Weit beſſer iſt es daher gethan, wenn man in den kurzen Wintertagen nur eine Anſpannung bey den Hausarbeiten macht, ſo daß man des Morgens um 8 Uhr anſpannet, und des Nachmittags um 3 Uhr die Pferde wieder in den Stall bringt. Bey der Winterwitterung

terung kann ein Pferd ohne Bedenken 6 — 7 Stunden getrieben werden.

Auf den Reiſen muß man ſich zwar nach der Weite des Ortes richten; ſind die Reiſen in den Wintertagen indeß nur auf 4 — 5 Meilen gerichtet, ſo iſt es auch in dieſem Falle beſſer, daß man die Pferde dieſen Weg in einem Futter machen läßt, als ſie durch eine unterweges vorgenommene Ausſpannung und Futterung in die Gefahr des Nachtreiſens ſetzt. Wie leicht wird in der Dunkelheit etwas zerbrochen oder der Wagen umgeworfen. Auf alle Fälle leiden die Pferde bey den Reiſen in der Dunkelheit am mehrſten, weil ihnen das Gehen beſchwerlicher wird, als wenn ſie ſehen können, wo ſie hintreten.

8. Die bemerkten Nebenvortheile, die man ſich durch dieſe oder jene Futterungsart machen kann, ſind nicht an allen Orten gleich, und beruhen auf einer Art von Induſtrie des Landwirthes. Da es aber gewiß iſt, daß man die Pferde damit ſehr aufhelfen kann, ſo dürfen ſie bey gegenwärtiger Gelegenheit nicht übergangen werden.

Die jungen Diſteln gehören zuerſt zu den Mitteln, wodurch man Pferde in guten Stand ſetzen kann. Man kann bey dieſer Futterung recht zuſehends bemerken, wie die Pferde zunehmen und muthig werden, beſonders bekommen ſie eine glänzende Farbe, die ihr äuzeres gutes Anſehen nicht wenig vermehrt, und auch von ihrem inneren guten Zuſtande ein unfehlbares Zeugniß gibt.

Treue und fleiſſige Knechte pflegen ſich die jungen Diſteln den Sommer hindurch bey müſſigen Stunden wohl ſelbſt aufzuſuchen und zu ſam-

ſammeln. Da dieſes aber etwas ſeltenes iſt, und man ſich nicht immer darauf verlaſſen kann, ſo wird ein Landwirth wohl thun, die jungen Diſteln durch ein paar alte Frauen ſammeln und in den Stall bringen zu laſſen, wobey auch Kinder gebraucht werden können. Man ſticht ſie über der Erde ab, und ſchneidet ſie hernach mit dem Häckerlinge klein.

Ein anderes Mittel der Nebenfutterung, welches den Pferden ſehr gut bekommt, beſteht in dem Samen der Brennneſſeln. Man ſammelt denſelben, trocknet ihn an der Sonne oder im Ofen, pulveriſirt ihn, und nimmt hernach von dieſem Pulver Morgens und Abends eine Handvoll, und mengt es den Pferden unter ihr gewöhnliches Futter. Dieſes iſt beſonders in Dännemark üblich, und die Pferde ſetzen darnach nicht nur viel Fleiſch an, ſondern bekommen auch ein glänzendes Haar. Da die Brennneſſeln allenthalben an Zäunen und anderen unangebaueten Plätzen häufig wachſen, ſo kann man damit leicht einen Verſuch anſtellen, und wenn er gut ausfällt, wie man davon durch anderweitige Erfahrungen verſichert ſeyn kann, weiteren Bedacht darauf nehmen.

Die Leinkuchen haben wegen ihrer Beſtandtheile nicht nur eine nährende Kraft, ſondern ſind auch bey dem Kropfe und der Druſe ein ſehr erleichterndes Mittel. Die gewöhnliche Anwendung, welche man davon macht, beſteht darin, daß man in den Tränkeimer einen halben Kuchen wirft, und die Pferde davon trinken läßt. Auf ein paar Pferde iſt ein Leinkuchen etwa auf 8 Tage hinreichend; und da ein Kuchen etwa nur einen Groſchen koſtet, ſo iſt dieſes ein wohlfeiles Mittel. Auch iſt es ſehr gut,

wenn man das trockene Futter der Pferde mit ſolchem Leinkuchenwaſſer anfeuchtet. Die Pferde freſſen und ſaufen darnach viel begieriger, und nehmen auch beſſer zu, und bekommen ein glänzendes Haar. In Ermangelung der Leinkuchen kann man ſich auch der Oehlkuchen von ausgepreßtem Rapsſamen bedienen.

Der bekannte Waid iſt mit den Lein- und Rübſamenkuchen von gleicher Wirkung, wenn er nähmlich noch in dem Ballen iſt. Man bindet zu dem Ende etwa ein Pfund davon in ein leinenes Säckchen, wirft ſolches in den gewöhnlichen Tränkeimer, und läßt die Pferde davon ſaufen, ſo lange es nöthig iſt. Beſonders wird der Abgang des Kropfes dadurch merklich befördert, und das damit behaftete Pferd in kurzer Zeit davon befreyet. Viele behaupten, daß man hierzu nur ſolche Waidballen nehmen müſſe, welche noch nicht eingekalkt worden. Andere ſind indeß der Meinung, daß der wenige Kalk, welcher ſich etwa in den Waidballen befindet, den Pferden nicht ſchädlich ſey.

9. Eine öftere und gute Streue iſt den Pferden überhaupt ſehr nützlich und beſonders denen, welche des Tages durch ſchwere Arbeiten ermüdet werden. Denn nicht bloß durch Futter, ſondern auch durch die Ruhe werden die verlorenen Kräfte wieder erſetzt. Iſt das Lager ſehr kothig, ſo legen die Pferde ſich lieber gar nicht nieder, und wenn ſie es thun, ſo kann es ihnen als ſehr reinlichen Thieren nicht gut bekommen, ſo wie auch die Knechte bey der Reinigung weit mehr Mühe haben.

Ganz ohne Streue läßt man die Ackerpferde wohl niemahls, es müßte denn ein ganz beſonderer Strohmangel vorhanden ſeyn, der ſol-

ches

ches entſchuldigen könnte. Viele binden die einmahl gemachte Streue des Morgens wieder auf, legen ſie den Pferden des Abends wieder unter, und fahren damit ſo lange fort, bis ſie zu einem Miſtklumpen geworden iſt. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß hierbey der Hauptzweck verfehlt wird, welcher darin beſteht, den Pferden eine reinliche Streue zu verſchaffen. Die Pferde müſſen daher alle Abend eine friſche Streue haben, wenn ſie wohl gewartet werden ſollen. Man laſſe dieſelbe den ganzen Tag liegen, und werfe ſie erſt den folgenden Abend, wenn die friſche Streue gemacht werden ſoll, auf den Miſthaufen, wenn man es zu umſtändlich findet, die Pferde mit ſolcher Sorgfalt zu behandeln, wie es in den Geſtüten und Marſtällen üblich iſt. Hierdurch wird man zu gleicher Zeit einen dopelten Endzweck erlangen; denn einmahl bekommen die Pferde täglich ein friſches Lager, und demnächſt wird auch die Menge des Miſtes anſehnlich vermehrt.

Die Wirthſchaftspferde leiden in Anſehung des Lagers wohl nirgends mehr, als auf weiten Reiſen. Die fremden Ställe, beſonders auf den Dörfern, ſind nicht allein ſelten ausgebohlt, ſondern die Pferde müſſen gewöhnlich auch ihre Ruheſtelle auf dem Miſte anderer Pferde nehmen. Es wäre daher keine Verſchwendung, wenn man den Knechten bey dergleichen weiten Reiſen einige Groſchen zur Erkaufung des nöthigen Streuſtrohes mitgäbe, wenn man nur verſichert ſeyn könnte, daß die Knechte aus Liederlichkeit dieſes Geld nicht verſaufen, und die Pferde dennoch im Kothe liegen laſſen würden.

10. Zu der guten Pflege und Wartung der Wirthſchaftspferde gehört auch die richtige

Beſorgung des Hufbeſchlages, indem deſſen Unterlaſſung mancherley Zufälle bey dieſen Thieren nach ſich zieht. Einige Wirthe ſtehen in der Meinung, daß das Beſchlagen der Ackerpferde nicht nöthig ſey; ja, ſie halten es wohl gar für ſchädlich, weil die ſchweren Eiſen die Knochen nur ermüdeten, und die beſchlagenen Pferde weit eher ſteif würden. Man kann dieſes vielleicht bey den kleinen polniſchen Pferden gelten laſſen, die das Barfußgehen überhaupt ſehr gewohnt ſind, und die Füße auch nicht ſo hoch heben, als die großen deutſchen Pferde, ſondern gleichſam nur über die Erde wegzuſchleichen pflegen. Allein bey großen und ſtarken Pferden verhält ſich die Sache anders, und man muß das Beſchlagen derſelben für nöthig halten. Im Sommer kann man dieſe Ausgabe freylich ſparen, ſo lange ſie nur auf dem Acker gebraucht werden. Im Winter aber bey hartem Froſte, und auch im Sommer bey Reiſen, iſt es den Pferden nachtheilig, wenn ſie ohne Beſchlag gehen. Und ſind ſie einmahl beſchlagen geweſen, ſo machen ſie ohne Eiſen nur blöde Schritte.

Die Pferde haben übrigens weiche oder ſpröde Hufe. Die von der erſten Art fangen ſofort an zu hinken, ſobald ſie nur einen ſchmerzhaften Tritt gethan haben. Bey den andern aber läuft man Gefahr, daß ihnen die Hufe aufſpringen, oder wohl gar ganze Stücke davon abbrechen. Beydes kann durch einen guten Beſchlag verhindert werden. Daß man aber keinen ungeſchickten Schmidt haben müſſe, der die Pferde vernagelt, oder ihnen den Huf zu tief auswirkt, u. ſ. w. verſteht ſich von ſelbſt.

11. Die Pferde leiden im Winter leicht durch die Kälte, und im Sommer durch die

Hitze

Hitze und Ungeziefer. Ein guter und bequemer Pferdeſtall muß daher billig von der Beſchaffenheit ſeyn, daß er im Winter warm hält, im Sommer aber kühl und luftig iſt.

Die Wärme eines Stalles beruht hauptſächlich auf feſte und wohlverwahrte Wände, wodurch weder Wind noch Wetter dringen kann. Ein Stall mit ausgemauerten oder doppelt verkleideten Wänden wird den Pferden im Winter die nöthige Wärme verſchaffen können; zumahl da die Pferde durch ihre Ausdünſtungen den Raum, wo ſie ſtehen, ſchon zu erwärmen pflegen. Eben dieſe feſten Wände halten aber auch im Sommer das Eindringen der äußeren warmen Luft ab, wie man dieſes bey allen Gebäuden wahrnimmt, die dicke Mauern haben. Kann man einen gemauerten Pferdeſtall haben, ſo iſt derſelbe ſowohl im Sommer als im Winter der bequemſte und beſte.

Die Pferdeſtälle können auch durch wohl angebrachte Fenſter oder Luken im Sommer kühl und luftig erhalten werden, die man aber im Winter wohl verwahren muß. Im übrigen iſt den Pferdeſtällen eine ſolche Lage zu geben, daß die heiße Mittagsſonne im Sommer nicht auf die Thür derſelben ſcheint, indem dadurch die Hitze im Stalle verdoppelt und das Ungeziefer in Menge herbey gelockt wird.

In Anſehung des Innern eines guten Pferdeſtalles muß theils auf eine richtige Eintheilung der Räume oder Stände, theils auf deſſen Pflaſterung mit hartgebrannten Ziegeln, theils auf eine bequeme Gelegenheit zum Häckerlingſchneiden Rückſicht genommen werden.

Eine richtige Abtheilung der Räume für jedes Geſpann iſt deshalb nützlich, weil die nicht

zuſammen gewöhnten Pferde ſich öfters beiſſen und ſchlagen, und ſich auch die Knechte bey der Futterung ſehr oft zu nahe kommen. Eine Pflaſterung des Bodens auf eine ſolche Art, daß der Urin nicht einziehen, ſondern ablaufen könne, iſt aus verſchiedenen, oben bey der Beſchreibung der zahmen Geſtüte ſchon berührten Gründen rathſam. Eben daſelbſt wurde auch gegen das gewöhnliche Ausbohlen der Pferdeſtälle geſprochen, weil das Holz bald von dem Urin angegriffen wird, und daher einen ſehr üblen Geruch im Pferdeſtalle unterhält. Wollte man die Pferdeſtälle gar nicht pflaſtern, ſo würden ſie bald einem Sumpfe ähnlich werden, wo man im Koth verſinken könnte.

Zum Häckerlingſchneiden muß ein beſonderes Behältniß vorhanden ſeyn, weil es theils gefährlich, theils auch für den Häckerling ſelbſt ſchädlich wäre, wenn die Schneidelade im Stalle ſtände.

Da die Pferde koſtbar zu unterhalten ſind, ſo wird man nicht gern mehrere auf dem Stalle haben, als die Wirthſchaftsgeſchäfte wirklich nothwendig machen. Es gibt nun verſchiedene Geſchäfte, zu deren Verrichtung die Pferde nicht gut entbehrt werden können, beſonders die Fuhren und Reiſen, wozu ſich die Ochſen kaum gebrauchen laſſen, wenn man dieſe ſonſt auch zu manchen andern Arbeiten anwenden möchte, welche man ſonſt für die Pferde beſtimmte. Um einigermaßen die Anzahl der auf einem Gute nöthigen Pferde zu beſtimmen, muß man erſt einen Ueberſchlag machen, wie viele Tage im Jahre man die Pferde überhaupt zur Arbeit gebrauchen kann, ohne daß ſie dabey zu ſehr abfallen und leiden. Ein tüchtiges Pferd kann

bey gutem Futter zwar eine Menge Arbeiten verrichten; doch iſt ihm von Zeit zu Zeit einige Ruhe zu gönnen, wenn es auf die Länge ausdauern ſoll. Außer dem Sonntage gebührte den Pferden eigentlich noch ein Ruhetag in der Woche, wenn man für ihre Erhaltung bey übrigens ſchwerer Arbeit beſorgt ſeyn wollte, und man würde den Vortheil haben, ſie recht lange behalten zu können, ohne neue Pferde anſchaffen zu dürfen. Doch wird man hiermit wohl nicht ſonderlich zufrieden ſeyn, beſonders zu ſolcher Zeit, wo die Wirthſchaftsgeſchäfte ſich einander drängen.

Nimmt man dieſe Angabe an, ſo würden die Pferde in der Woche 5 Arbeitstage haben, welches für das Jahr 260 beträgt. Hiernach müßte man nun die Geſchäfte in Anſchlag bringen, und dann rechnen, wie viele Pferde man nöthig hätte. Es läßt ſich hierüber indeß im allgemeinen nichts beſtimmtes anſetzen, weil jede Landwirthſchaft ihr Eigenthümliches hat, z. B. die Holzfuhren, Heufuhren, Reiſen zum Verkaufe des Getreides u. ſ. w. Auch ſind die Pferde von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit und Stärke, daß man oft mit einem Geſpanne mehr ausrichtet als mit zwey anderen. Zu einem ungefähren Ueberſchlage wollen wir hier folgende Frage etwas näher zu beſtimmen ſuchen, nähmlich:

Wie viele wirthſchaftliche Stallpferde werden auf einem Landgute nöthig ſeyn, welches 1) in jedem Felde 300 Scheff. ausſäet; 2) alle 9 Jahre friſch gedüngt wird; 3) jährlich 300 Fuder Heu, wovon täglich 2 Fuder angefahren werden können, nöthig hat; 4) ſein zum Verkaufe übriges Getreide 4 Meilen weit ver-

fahren muß; 5) zu einer jeden Holzfuhre einen Tag gebraucht, und wo endlich 6) weder Zugochſen, noch Pflugpferde, noch Bauergeſpanndienſte vorhanden ſind?

Hierbey iſt zuvörderſt vorauszuſetzen, daß dieſes Landgut einen guten Mittelboden habe, und folglich alle Wirthſchaftsgeſchäfte zweyſpännig verrichtet werden können. Unter dieſer Vorausſetzung werden zu den verſchiedenen Wirthſchaftsgeſchäften folgende Arbeitstage erfordert.

1) Wenn in jedem Felde (nach dreyfelderiger Wirthſchaft) 300 Scheff. ausgeſäet werden können, jährlich aber zwey Felder, eins mit Winterung und das andere mit Sommerung beſtellt, und jedes dreymahl gepflügt wird: ſo müſſen alle Jahr 1800 Scheffel Ausſaat in den verſchiedenen Furchen durch Pflugarbeit beſtritten werden.

Daß aber $2\frac{1}{2}$ Scheffel Ausſaat ein Tagewerk ſey, welches von 2 tüchtigen und beſtändig in gutem Futter ſtehenden Pferden beſtritten werden könne, wird wohl kein Bedenken haben. Es werden daher zum Pfluge, auf zwey Pferde gerechnet, erfordert . . . . . 720 Tage.

2) Ein jeder zu beſtellender Acker muß ferner, wenn er ſeine gehörige Zubereitung bekommen ſoll, wenigſtens zweymahl, nähmlich in der Wend- und in der Saatfahre geeget werden, ſo daß auf dem angenommenen Landgute jährlich 1200

Latus 720 Tage.

Schef-

Transport	720 Tage.
Scheffel Ausſaat unter die Ege kommen. Bey nur etwas angewandtem Fleiße können 2 Egen ganz füglich des Tages 10 Scheffel Ausſaat überegen. Das Tagewerk würde alſo in dieſem Geſchäfte auf 2 Pferde berechnet jährlich betragen	120 Tage.
3) Wenn das ganze Feld alle 9 Jahre friſch gedüngt werden ſoll, folglich jährlich 100 Scheffel Ausſaat bemiſtet werden müſſen, zu einem jeden Scheffel Ausſaat aber etwa 20 Fuder erfordert werden, ſo macht dieſes eine Summe von 2000 Fudern. Von einem Paar Pferden können täglich ſicher 15 Fuder Miſt gefahren werden, weite und nahe Fuhren zuſammen gerechnet. Dieſe Wirthſchaftsarbeiten betragen auf 2 Pferde das ganze Jahr hindurch alſo	133 Tage.
4) Zur Anfuhr des Heues werden nach obiger Annahme erfordert	150 Tage.
5) Von einem Landgute, welches in jedem Felde 300 Scheffel ausſäet, und dabey durchgehends in 9jähriger Düngung iſt, können ganz füglich von allen Arten des Getreides, jährlich 1200 Scheffel verkauft werden. Wenn nun 2 Ackerpferde wenigſtens 12 Berliner Scheffel laden, zu einer jeden Getreidefuhre aber 2 Tage erfordert werden, ſo ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß hierzu nöthig ſind . . .	200 Tage.
Latus	1323 Tage.

 6)

Transport	1323 Tage.
6) Wenn man ferner annimmt, daß von der angegebenen Ausſaat von allerley Getreidearten höchſtens 120 Wiſpel im Stroh gewonnen werden, 2 tüchtige Pferde aber täglich in der Aernte 2 Wiſpel Getreide einfahren können, ſo wird dieſe Aerntearbeit auf 2 Pferde erfordern	60 Tage.
7) Eine ſolche mäßige Wirthſchaft kann mit 50 Klaftern Holz füglich zurecht kommen; ein Paar tüchtige Pferde können aber täglich ½ Klafter anfahren, ſo daß alſo die Anfuhr des Holzes auf 2 Pferde ausmacht	100 Tage.
8) Ueberdem gibt es in allen Landwirthſchaften ſogenannte Klapperfuhren, die ſich niemahls auf etwas gewiſſes beſtimmen laſſen, hier aber nach dem Verhältniß eines ſolchen Landguts ganz füglich angenommen werden können auf	50 Tage.
Summe	1533 Tage.

Will man nun ausmitteln, wie viele Pferde zu den auf einem Landgute von der angegebenen Größe vorfallenden Wirthſchaftsgeſchäften nöthig ſeyn würden: ſo darf man nur die Summe der vorhin ausgerechneten Tagewerke, welche 1533 beträgt, mit der Zahl 260 dividiren, ſo ergibt ſich, daß ein Landgut von der angegebenen Größe 6 Geſpanne, jedes zu 2 Pferden gerechnet, folglich überhaupt 12 Pferde gebrauche. Es bleiben nach dieſer Berechnung für das 6ſte Geſpann zwar nur 27 Tage übrig, da es aber

aber die wirthſchaftliche Klugheit erfordert, daß bey einer ſolchen Anzahl von Pferden immer ein Paar mehr gehalten werden, wegen unvorhergeſehener Zufälle: ſo kann es bey dieſer Anzahl ganz füglich gelaſſen werden.

Wie hat man aber bey dieſer Beſtimmung der verhältnißmäßigen Pferde zu verfahren, wenn außer den Pferden noch Zugochſen gehalten werden? In dieſem Falle darf man nur die aus 720 Tagewerken beſtehende Pflugarbeit weglaſſen, ſo bleiben für die Pferde noch 813 Tagewerke übrig. Dividirt man nun dieſe ebenfalls mit 260, ſo iſt offenbar, daß ein Landwirth bey einer ſolchen Verfaſſung ganz füglich mit 6 bis 7 Pferden die übrigen Wirthſchaftsarbeiten beſtreiten könne.

Sind an dem Orte Dienſtbauern vorhanden, ſo iſt es ebenfalls natürlich, daß auch alsdann die Tagewerke, die durch die Geſpanndienſte verrichtet werden, von dem ausgemittelten Quantum abgerechnet, und die ſelbſt zu haltenden Akkerpferde nach den übrig bleibenden Tagewerken beſtimmt werden müſſen. Da aber die Arbeiten, die ein Bauer im Dienſte verrichtet, denjenigen nicht gleich geſchätzt werden können, die von herrſchaftlichen Ackerpferden beſorgt werden, ſo muß man ſich den Unterſchied zwiſchen den Dienſten der Bauern und den Arbeiten der herrſchaftlichen Pferde näher bekannt machen, und deshalb gewiſſe Erfahrungsſätze vorausſchicken.

1) Zuvörderſt kann man mit gutem Rechte annehmen, daß ein mit eigenem Geſpanne verrichtetes Tagewerk zwey von Dienſtbauern geleiſteten Dienſttagen gleich komme, weshalb alſo zwey Dienſtbauern, welche alle Tage mit Geſpann dienen, einem herrſchaftlichen Geſpanne

von zwey tüchtigen Pferden gleich zu achten ſind.

2) So viele Dienſtbauern alſo von einer ſolchen Dienſtſchuldigkeit auf einem Landgute vorhanden ſind, ſo viele einzelne Pferde können auf die herrſchaftlichen Züge zurück gerechnet werden.

3) Nach eben dieſem Verhältniſſe müſſen auch diejenigen Geſpanndienſte, wo die Bauern wöchentlich nur 2, 3 oder 4 Tage zu Hofe dienen, berechnet werden. Für 6 Bauern, die wöchentlich 4 Tage zu Hofe dienen, können nur 4, und für 6 dergleichen wöchentlich 2 Tage dienende nur 2 Pferde im eigenen Geſpanne erſpart werden.

Einem jeden muß auch hierdurch die wenige Nutzbarkeit der Dienſtbauern einleuchten, auch wenn ſie in ſolcher Anzahl vorhanden ſind, daß alles eigene Geſpann erſparet werden könnte.

Hier iſt noch die Frage zu berühren, ob nicht auch einige Knechte bey den vielen Ackerpferden erſpart werden können? Der Landesgebrauch iſt in dieſem Stücke nicht einerley. An einigen Orten muß ein Knecht 4 Pferde abwarten, und mit denſelben die nöthige Arbeit verrichten. In Schleſien z. B. werden aber auf 4 Pferde ein Knecht und ein Junge gehalten. An andern Orten aber, wo der Acker nicht der ſtärkſte iſt, haben 2 Pferde ihren eigenen Knecht. Das eine iſt zu viel, das andere zu wenig. Die beſte Einrichtung iſt ohne Zweifel, wenn einem jeden Knechte 3 Pferde zugetheilt werden. Dieſe kann er bequem abwarten, und die Arbeit damit gehörig befördern. Auf 12 Pferde, wo man ſonſt 6 Knechte zu halten hätte, wird man nach dieſer Einrichtung nur 4 gebrauchen.

Iſt

Iſt es für einen Landwirth rathſam, ſich auf die Füllenzucht zu legen?

Bey dieſer Frage muß man einen Unterſchied machen, ob ein Landwirth nur ſeinen eigenen Abgang an Pferden, oder auch Füllen zum Verkaufe aufzuziehen ſucht. Das erſtere iſt ſo ungewöhnlich nicht, das letztere iſt aber mit mehreren Schwierigkeiten verbunden, und für einen Pächter oder kleinen Gutsbeſitzer nur ſelten vortheilhaft.

Dergleichen Stutereyen erfordern nicht allein viele Koſten, welche den Umſtänden eines Landwirthes nicht immer angemeſſen ſind, ſondern auch eine beſondere Pferdekenntniß und Aufſicht, nebſt Sachverſtändigen von allerley Art, die nicht allenthalben in der Nähe ſind: und wenn deren Unterhaltung durch die Anſtalt ſelbſt aufgebracht werden ſoll, ein ſchon ſehr bedeutendes Geſtüt vorausſetzen. Eine auf den Verkauf betriebene Pferdezucht iſt oft auch mit zu vieler Gefahr verknüpft, und ein Landwirth von mittleren Vermögensumſtänden kann dadurch einen ihn zu Grunde richtenden Stoß bekommen. Ueberdem hat ein Gutsbeſitzer auf den Ertrag, den ihm eine angelegte Stuterey gewähren ſoll, zu lange zu warten, welches die Umſtände der mehreſten nicht verſtatten. Endlich ſind auch nicht alle Gegenden zu dieſer Abſicht geſchickt, ſo daß man eine glückliche Füllenzucht erwarten könnte; wogegen ſie in den mehreſten Fällen zur Rindviehzucht weit paßlicher ſeyn werden.

In wie fern kann aber eine eigene Pferdezucht ſtatt finden, um den Abgang an Wirthſchaftspferden zu erſetzen, und den koſtbaren Ankauf derſelben erſparen zu können? — Bey

Guts=

Gutsbeſitzern kann dieſes beſonders alsdann geſchehen, wenn auf dem Gute eine bequeme Gelegenheit vorhanden iſt, nähmlich wenn die Weide- und Hütungsplätze der Pferdezucht angemeſſen ſind, und der Eigenthümer ſelbſt Neigung hat, ſich um dieſen Zweig der Viehzucht zu bekümmern; bey Bauern und anderen kleinen Leuten finden weniger Bedenklichkeiten ſtatt, und für ſie wird es immer vortheilhaft ſeyn, eine oder ein paar tragende Stuten zu halten.

Ein Landgut, wo mit Nutzen Pferde gezogen werden ſollen, muß einen Ueberfluß von geſundem, weder ſauerm und allzu magerem, noch auch allzu fettem Heu und Graſe haben. Nicht alle Landgüter ſind mit dieſem Erforderniſſe verſehen. Aber auch da, wo die Beſchaffenheit des Landes kein Hinderniß in den Weg legt, kommen noch allerley andere Bedenklichkeiten zum Vorſchein, welche die Sache nicht immer rathſam machen.

Eine trächtige Stute muß wenigſtens 4 Monate vorher, ehe ſie füllet, mit ſchwerer Arbeit verſchonet werden. So lange das Füllen ſaugt, iſt ihr ebenfalls keine ſchwere Arbeit zuzumuthen. Hieraus folgt von ſelbſt, daß ein Landwirth, welcher ſelbſt Füllen anziehen will, entweder ſeinen Ackerbau vernachläſſigen, oder die Anzahl der ſonſt nöthigen Ackerpferde um $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ vermehren müſſe.

Wenn man nun die Haltung mehrerer Pferde, das Gras und Heu, welches die Füllen auffreſſen, ehe ſie gebraucht werden können, und die Koſten für die Leute, welche zu einer größeren Anzahl von Pferden erforderlich ſind, in Anſchlag bringt, und berechnet, ſo wird man gewöhnlich finden, daß die ſelbſtgezogenen Pferde

höher

höher zu ſtehen kommen, als man ſie kaufen kann. Die Erſparung, welche ein Landwirth bey ſelbſtgezogenen Pferden zu machen glaubt, wird in den mehreſten Fällen alſo eine Art von Täuſchung ſeyn.

Die richtigſte Bewirthſchaftungsart beſteht für einen Gutsbeſitzer ohne Zweifel darin, daß man ſich immer von Zeit zu Zeit junge Pferde anſchafft, und ſolche, ehe ſie durch das Alter unbrauchbar werden, in den beſten Jahren wieder verkauft. Man kauft z. B. lauter 4 jährige Pferde an, im ſechſten oder ſiebenten Jahre aber verkauft man ſie wieder. Auf dieſe Weiſe kann man die in dieſer Rubrik ſonſt zu befürchtende Wirthſchaftsausgabe am beſten vermeiden, ja wohl gar noch einen Gewinn machen, wenn man in dem zweydeutigen Pferdehandel etwas Glück hat. Doch iſt leicht einzuſehen, daß dieſe Maxime Schwierigkeiten finden würde, wenn alle Landwirthe es ſo machen wollten.

Stutereyen anzulegen und Pferde zum Verkaufe zu ziehen, iſt daher ein Unternehmen, was ſich nur für große Landbeſitzer, nicht aber für Privatwirthe von mittelmäßigem Vermögen ſchickt. Durch Rindviehzucht und Kuhmelkereyen nutzen die letzteren den Ueberfluß ihrer Graſerey und Hütungen mit mehrerer Zuverläſſigkeit.

Eine Haupturſache, warum den Gutsbeſitzern die Pferdezucht auch zum eignen Bedarf nicht füglich angerathen werden kann, beſteht auch noch darin, weil ſie durch ihre übrigen Wirthſchaftsgeſchäfte zu ſehr zerſtreuet werden, und dieſes Geſchäft alſo nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit betreiben können, ſondern die Vorſorge für die trächtigen Stuten, und die Füllen, faſt ganz dem öfters unvernünftigen Geſinde

ſinde überlaſſen müſſen. Einem Bauer, oder einem andern kleinen Ackerwirthe, ſteht dieſes Hinderniß aber nicht im Wege. Ein ſolcher hängt hierin nicht von ſeinem Geſinde ab, ſondern er hat Zeit und Gelegenheit, alles ſelbſt zu beſorgen, was zum Beſten der trächtigen Stute und des Füllens gereicht. Er kann ſie ſowohl auf der Weide als im Stalle beſtändig beobachten, und alles abſtellen, was ihnen zuwider oder ſchädlich iſt; wogegen der Eigenthümer einer größeren Wirthſchaft es gewöhnlich erſt von ſeinem Geſinde erfährt, was vorfällt, und oft zu ſpät, um nöthige Vorkehrungen zu treffen. Ein kleiner Wirth hat daher eher Urſache, die Pferdezucht zu verſuchen, und wird bey Fleiß und Achtſamkeit auch mehrentheils Glück dabey haben.

Die Bruchеinwohner an der Netze, und faſt in allen andern Niederungen, ingleichen die Bauern an der Oſtſeeküſte in Pommern und anderwärts, wo es nicht an Weide fehlt, haben zu einer ſolchen kleinen Pferdezucht die beſte Gelegenheit, und ſie liefern auch für die höher gelegenen Gegenden, wo die Pferdezucht wegen Mangel an Weide beſchwerlicher wird, den Bedarf an dieſen nützlichen Hausthieren.

Da aber von ſchlechtgearteten Thieren nur ſchlecht geartete Jungen entſtehen können, ſo müſſen dergleichen kleine Füllenzieher ſich mit guten Zuchtſtuten zu verſehen ſuchen, und beſonders von einer ſolchen Raße, die ſich ſehr gut zum Ackerbau und den dabey vorfallenden Arbeiten ſchickt. Es iſt vorhin ſchon bemerkt worden, daß es bey Ackerpferden beſonders auf geſunde Füße nebſt guter Bruſt und Kreuz ankomme. Ramsköpfe und Schwanenhälſe ſind bey Ackerpferden nicht nöthig, und man darf keine

keine Rückſicht darauf nehmen. Die gar zu feinſchenkeligen Pferde ſind in der Regel auch zu ſchweren Arbeiten nicht tauglich, weil man ſchon vermuthen kann, daß ſie weniger Kraft in ihren Gliedmaßen haben werden, als andere Pferde, die im Verhältniß gegen ihren übrigen Körper mit hinlänglich ſtarken Knochen verſehen ſind: wenn nicht etwa von den dünnſchenkeligen arabiſchen Pferden, die bekanntlich ſehr feſte Knochen haben, die Rede iſt.

Daß bey dieſer Art der Pferdezucht nicht jeder Bauer ſich einen Beſchäler halten könne, iſt ſehr natürlich. Inzwiſchen iſt dieſe Pferdezucht doch von der Beſchaffenheit, daß ſie des allgemeinen Beſtens wegen wohl verdient, befördert zu werden. Sonſt gab es Leute, welche von dem Mangel der Beſchäler Vortheil zu ziehen ſuchten, und ſich daher einen gemeinen Hengſt hielten, womit ſie im Frühlinge diejenigen Gegenden bereiſeten, wo die Bauern und andere kleinen Einwohner ſich mit der Pferdezucht abgaben, und denſelben gegen ein gewiſſes Springegeld zum Belegen der Stuten ausboten. Das war an ſich zwar recht gut; allein die Hengſte waren nur von ganz gemeinem Schlage, und es konnte daher um ſo weniger an eine Verbeſſerung der Raße dabey gedacht werden, da die Hengſte zum Theil nicht einmahl von forterbenden Fehlern frey waren. Auch wurden die Hengſte durch zu häufiges Springen, indem ſie des Tages wohl zehn Stuten belegen mußten, ſo ſehr entkräftet, daß es für ein beſonderes Glück angeſehen wurde, wenn eine Stute beſtand; auch waren die Stuten zu der Zeit, wenn ein ſolcher Beſchäler ankam, nicht immer roſſig, ſo daß ſie denſelben nicht immer annehmen wollten.

Dieſe Methode taugte daher auf keine Weiſe, und es konnte von derſelben keine gute und zuverläſſige Pferdezucht erwartet werden.

Eine beſſere Gelegenheit verſchaffte der vormahlige Königl. preußiſche Geh. Rath, Herr von Brenkenhoff, anfänglich den Brucheinwohnern an der Netze, und hernach auch den Hinterpommerſchen an der Seeküſte, beſonders in dem Caminſchen Bezirke wohnenden Bauern, die ſchon vorher eine gute Raße von Stuten zur Zucht hatten. Er hielt beſtändig 8 bis 10 tüchtige Beſchäler auf dem Stalle, und ließ damit die Stuten aller Einwohner aus der Nachbarſchaft unentgeldlich belegen, die es verlangten, jedoch unter der Bedingung, daß ihm die davon fallenden Hengſtfüllen, wenn ſie abgeſogen hatten, gegen ein beſtimmtes baares Quantum von 10 bis 12 Thal. überlaſſen werden mußten. Dieſes war alſo eine Art von Landgeſtüt; und der Preis für ein Füllen mag nach dortiger Landesweiſe und zu der Zeit auch nicht unverhältnißmäßig geringe geweſen ſeyn, wiewohl eine ſolche Bedingung den Landmann wenig aufmuntern wird, ſich auf die Pferdezucht zu legen. Nach dem Tode des Herrn von Brenkenhoff ging dieſe Anſtalt ein, und die dortigen Einwohner kamen in der Pferdezucht zurück.

Um etwas zur Aufnahme der Pferde in einem Lande zu thun, ſollte man in den Gegenden, wo keine Landgeſtüte ſind, es den Pächtern der Domainen zur Pflicht machen, eine beſtimmte Zahl von tüchtigen Beſchälern auf dem Stalle zu halten, um damit die Stuten der Einwohner gegen ein beſtimmtes Springegeld belegen zu laſſen. Dieſes Springegeld müßte ſo be-

beſtimmt werden, daß es den Einwohnern weder zu ſchwer fiele, noch auch die Beamten bey den Koſten der Fütterung dieſer Thiere zu kurz kämen, welches ſich um ſo eher einrichten ließe, da die Hengſte doch auch nicht ganz müßig zu ſeyn brauchten, ſondern der Pächter ſie zu ſeinen Geſchäften mit gebrauchen könnte. Nie aber müßte es dem Pächter erlaubt ſeyn, die Füllen gegen ein beſtimmtes Geldquantum an ſich zu nehmen. Wollen die Einwohner ſie ihm gegen einen willkührlichen Preis verkaufen, ſo wäre das eine andere Sache. Durch Zwang ſchreckt man die Bauern und andere Landleute gewiß von der Pferdezucht ab.

Welche Eigenſchaften aber zu einem tüchtigen Beſchäler für Ackerpferde verlangt werden, verdient hier noch einer kleinen Unterſuchung, da im obigen, wo von den Geſtüten gehandelt wurde, dieſe Frage die edleren Pferderaßen betraf. Bey einer Pferdezucht, welche vorzüglich auf Anziehung tüchtiger Wirthſchaftspferde abgezweckt iſt, kommt es ebenfalls, wie bereits bey den Stuten gemeldet worden, mehr auf einen ordentlichen und zweckmäßigen Bau der Beſchäler, als auf ihre äußeren Schönheiten an, weil letztere zu der Tüchtigkeit eines Ackerpferdes nichts beytragen können. Eine breite Bruſt und Kreuz, nebſt geſunden Füßen, ſind die vorzüglichſten Stücke, worauf bey einem Hengſte Rückſicht genommen werden muß, der zum Beſchälen gebraucht werden ſoll. Können die bekannten Pferdeſchönheiten, ohne daß dieſen Hauptabſichten dadurch ein Abbruch geſchieht, zugleich damit verbunden ſeyn, ſo wird es nie ſchaden, ſondern im Gegentheil noch eine Gelegenheit geben, die Cavallerie mit Pferden verſorgen zu können.

Inzwiſchen iſt dieſes bey der Zucht bloßer Ak-kerpferde doch nie nothwendig, und es würde ein Hengſt von ſchmahler Bruſt, ſchlechtem Kreuze, und flachen Hufen bloß deshalb, weil er einen Ramskopf hat, und gut aus dem Halſe ſteht, nie zum Beſchäler zu wählen ſeyn.

So wie ein Füllen nun die guten Eigen-ſchaften von ſeinem Vater erbt, ſo trägt es auch gemeinhin ſeine Fehler an ſich, und man muß in dieſer Hinſicht ſorgfältig in der Wahl eines Beſchälers ſeyn, ob er auch Fehler an ſich habe. Doch iſt hierbey ein Unterſchied zu machen, ob es zufällige oder Erbfehler ſind, womit ein Be-ſchäler behaftet iſt. Die äußerlichen Fehler, wohin unter andern die Blindheit gehört, ſind entweder dem Hengſte angeboren, oder ſie rüh-ren von einem ungefähren Zufalle her. Bloß die erſtern, nicht die letztern ſchließen einen Hengſt von Beſchälern aus. Von einem Beſchäler, der ein Glasauge mit auf die Welt gebracht hat, werden auch lauter Füllen mit Glasaugen er-zeugt werden. Hat er aber nachher ein Auge verloren, oder iſt ſonſt blind geworden, ſo wird er dieſen Fehler auf die von ihm erzeugten Fül-len nicht vererben.

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit ei-nem lahmen Beſchäler, wie es auch im obigen ſchon berührt wurde. Man muß daher vorzüg-lich auf den Huf der Beſchäler genau Acht ha-ben, weil ein ſchlechter Huf gemeiniglich ein Erbfehler eines Pferdes iſt, und daher von ei-nem Hengſt mit ſchlechtem Huf Füllen mit eben dieſem Fehler zu erwarten ſtehen.

Was die inneren Fehler betrifft, ſo wird wohl niemand einen herzſchlächtigen oder kolleri-gen Hengſt zum Beſchäler wählen. Auch tücki-

ſche und bösartige Hengſte ſchicken ſich nicht zu Beſchälern, weil ihre Gemüthsart ſich ebenfalls fortpflanzt. Solche Pferde ſind beſonders in den Ackergeſpannen um ſo weniger zu dulden, weil ſie mit ihren Cameraden nie Frieden halten, ſondern ohne Ende ſchlagen und beiſſen. Auch ſind ſie in der Wartung viel beſchwerlicher, als die frommen und gelaſſenen Pferde, von denen ein Knecht nichts zu beſorgen hat.

Auch kann es nicht gut thun, wenn man einen Beſchäler noch in ſeinem Alter zum Zeugen gebraucht. Man hat vielfältig wahrgenommen, daß die von einem alten Hengſte gefallenen Füllen weder ſo dauerhaft noch ſo munter in den Arbeiten werden, wie ein von einem jungen kraftvollen Hengſte erzeugtes. Wie lange indeß ein Hengſt zum Belegen gebraucht werden dürfe, läßt ſich im allgemeinen nicht angeben, ſondern es kommt auf ſeine Raße und körperliche Conſtitution an, wie es im obigen bey den zahmen Geſtüten ſchon mit mehrerem aus einander geſetzt worden iſt. Im Durchſchnitte genommen wird er bis ins 12te Jahr ſehr brauchbar zum Zeugen ſeyn. In großen Geſtüten fehlt man in dieſem Stücke oft ſehr, weil die Beſchäler gewöhnlich für große Summen erkauft ſind, und man ſie gern ſo viel wie möglich benutzen will. Schafft man ſich aus großen Geſtüten Beſchäler an, ſo wird man vor allen Dingen ſich nach dem Alter derſelben auf das ſorgfältigſte zu erkundigen haben, um in dieſer Hinſicht nicht hintergangen zu werden.

Von der Geburt der Füllen und deren Entwöhnung und Futterung.

Die mancherley Zufälle, welche bey der Geburt eines Füllens ſich ereignen können, beſonders

ſonders wenn es nicht die rechte Lage hat, können hier nicht berührt werden, und ſie machen eine eigene Wiſſenſchaft der Roßärzte aus. Aus dieſem Grunde hielte ich es für überflüſſig bey der Beſchreibung der großen Geſtüte mich hierauf einzulaſſen, weil bey denſelben gewöhnlich ein eigner Pferdearzt angeſtellt iſt, der den Thieren in dieſen Fällen Hülfe leiſten kann. Da ich gegenwärtig aber von der Pferdezucht handele, ſo wie ſie von Gutsbeſitzern, Bauern und andern kleinen Landleuten betrieben zu werden pflegt, ſo ſcheint es mir angemeſſen zu ſeyn, dieſen Gegenſtand mit einigen Zeilen zu berühren.

Eine Stute geht bekanntlich 11 Monathe und einige Tage (8 oder 10) darüber, bisweilen auch wohl ein ganzes Jahr, wenn ſie nur kümmerlich ernährt wurde. Ob die Zeit der Niederkunft bey einer Stute nahe ſey, erkennt man daran, wenn um die Warzen des Euters herum weißliche Tropfen, welche wie Harz ausſehen, hervorkommen, und wenn man dieſelben abwiſcht, immer wieder friſche ſich hervordrängen, worauf mehrentheils das Füllen, ehe 24 Stunden vergehen, da iſt. Andere Stuten bekommen auch, kurz vorher, ehe ſie füllen, geſchwollene Flanken und Füße, welche Geſchwulſt ſich aber bald nach der Geburt wieder verzieht. Daß man auf dergleichen Stuten in den letzten Tagen ihrer Trächtigkeit genaue Obacht haben müſſe, darf wohl kaum erinnert werden, da es jeder Landwirth weiß, wie nöthig dergleichen Aufſicht bey allen Arten von trächtigem Viehe iſt, und wie oft ein ſolches Thier bey der Geburt menſchlicher Hülfe bedarf. Nicht weniger muß ein jeder darauf bedacht ſeyn, daß dergleichen Stuten in der letzten Zeit nicht kurz ſondern

dern lang angebunden werden, damit ſie ſich zu allen Zeiten bequem niederlegen können, wozu denn auch ein geräumiger Stand gehört.

Viele Stuten füllen ſtehend, die mehrſten aber liegend, und es geht bisweilen ſehr geſchwind damit zu; denn öfters frißt die Stute noch, und in dem Augenblick bekommt ſie auch Geburtswehen, welche ſie durch häufiges Hin- und Hertreten mit den Hinterfüßen zu erkennen gibt, und in kurzer Zeit kann das Füllen da ſeyn, wenn alles ſeine rechte Lage hat. Sollte die Stute ſich aber mit dem Hintertheile gegen eine Wand legen, ſo muß der Knecht ihr eine andere Richtung geben, damit das Füllen bey der Geburt nicht gegen die Wand gepreßt wird.

Die Füllen kommen eben ſo wie andere Thiere mit dem Kopfe zuerſt hervor, welcher auf beyden Vorderfüßen liegt. Das iſt die rechte Lage. Mit den Füßen zerreißt das Füllen gewöhnlich das ſogenannte Fell, (bey Menſchen das Schafhäutchen genannt) worauf vieles Waſſer vorankommt. Es geſchieht aber auch bisweilen, daß ein Füllen in dem ſogenannten Felle iſt, welches man aber, wenn es nicht von ſelbſt aufgeht, nicht eher öffnen darf, als bis das Füllen ſchon ſo weit da iſt, daß man daſſelbe gut von der Mutter ziehen kann, wo man es denn behutſam zerreiſſet oder zerſchneidet.

Es pflegt aber auch bisweilen zu geſchehen, daß die Füllen in einer verkehrten Lage zum Vorſchein kommen, z. B. mit einem oder beyden Hinterfüßen zuerſt, welches aber im Grunde nicht gefährlich iſt; denn man darf in dieſem Falle, wenn ſich nur ein Hinterfuß zeigt, nur den andern ſuchen, und alsdann beyde behutſam heraus zu bringen trachten, ſo geht die Geburt

ſehr gut von ſtatten. Sollten die Füße aber nach dem Rücken der Mutter verkehrt in die Höhe ſtehen, ſo muß das Füllen behutſam gewendet, und alsdann von der Mutter gezogen werden, wobey man aber darauf zu ſehen hat, daß dieſe Hülfe zu der Zeit unternommen werde, wenn die Mutter ſelbſt auf die Geburt arbeitet.

Sollte das Füllen aber todt ſeyn, welches man mehrentheils daraus erkennen kann, wenn entweder das Waſſer lange vorher mit einem üblen Geruche von der Mutter abgegangen, oder wenn man keine Bewegung des Füllens im Mutterleibe gewahr wird: ſo muß man freylich alsdann hierzu einen geſchickten Mann nehmen, welcher mit einer in Oehl getauchten Hand das Füllen entweder ſtückweiſe, oder durch Befeſtigung eines Seils an den Füßen, herauszuziehen ſucht. Jedoch muß man auch hier die Vorſicht gebrauchen, der Stute Zeit zu laſſen, daß ſie zur Entledigung mithelfen könne.

Bey ſchweren Geburten iſt es auch ſehr vortheilhaft, wenn man einer ſolchen Stute öftere Klyſtiere, welche entweder aus gekochtem Leinſamen, oder aus warmer Milch, mit etwas Oehl vermiſcht, beſtehen können, beyzubringen ſucht.

Wenn nun das Füllen von der Mutter gebracht, oder von ſelbſt gekommen iſt, ſo muß man demſelben das Maul und die Naſe von dem Schleime, welchen es mitbringt, wohl reinigen, und im Falle, daß ſolches ſehr ſchwach ſeyn ſollte, ſo bläſet man ihm ziemlich ſtark in Maul und Naſe. Ferner muß man die Hufe des Füllens unterſuchen, und wenn man an denſelben eine Art von ſchwammichten Ballen findet,

ſo müſſen ſolche behutſam abgelöſet werden, weil ſonſt hieraus üble Folgen entſtehen, und das Füllen Schaden an den Hufen nehmen, oder den Huf wohl gar verlieren kann.

Wenn die Stute ihr Füllen liegend zur Welt bringt, mithin die Nabelſchnur nicht ſo, als wenn ſie ſtehend füllet, von ſelbſt abreißt, ſo muß ſolche ungefähr zwey Querfinger breit vom Leibe unterbunden, und alsdann eben ſo weit vom Bande ab, nach der Mutter zu, abgeſchnitten werden; der Bindfaden zum Abbinden darf aber nicht zu ſchwach ſeyn.

Im Fall die Nachgeburt zu lange bey der Mutter bleibt, nehme man einige Stück Mangoldwurzeln (Beta vulgaris L.) oder ſogenannte rothe Rüben, koche dieſelben bis ſie ganz weich ſind, und gebe alsdann von dieſem Waſſer der Stute 1 Nößel oder $\frac{1}{2}$ Kanne etliche Mahle hinter einander, ſo wird die Nachgeburt in Kurzem abgehen.

Wenn das Füllen ſo ungeſchickt ſeyn ſollte, das Euter ſeiner Mutter nicht von ſelbſt zu ſuchen, oder die Mutter wollte ſolches nicht ſaugen laſſen, welche beyde Fälle ſich bisweilen ereignen: ſo muß man einige Mühe anwenden, und das Füllen an das Euter zu bringen ſuchen, und die Thiere nicht eher verlaſſen, bis ſie einander angenommen haben. Daß man im Nothfalle eine Stute auch mit der Peitſche bewegen könne, ihr Füllen zu ſäugen, iſt oben bey den zahmen Geſtüten ſchon geſagt worden.

Man muß den jungen Thieren ferner die etwas dicke und zähe Milch der Mutter nicht entziehen, und ſolche ausmelken, wie es manche aus Unverſtand bey Kühen und Pferden thun; ſondern man muß die Füllen dieſe Milch ausſaugen

ſaugen laſſen, weil ſie eine Artzeney für daſſelbe iſt, und den Darmkanal von dem zähen Unflathe reiniget, den ein junges Thier mit auf die Welt bringt. Sollte dieſer ſogenannte Erbkoth von dem Füllen nicht abgehen wollen, ſo gebe man ihm ein Klyſtier, welches aus gekochtem Leinſamen, worunter nachher, wenn er durch ein Tuch geſeihet worden, ½ Pfund Leinöhl und ein paar Loth gemeines Kochſalz gethan werden, beſtehen kann, ſo wird auch dieſes Uebel gehoben ſeyn.

Uebrigens muß man eine ſolche Mutterſtute, eben ſo wie andere Thiermütter, nach der Geburt mit gutem Futter und Tränkung, das heißt die erſten Tage mit milchwarmen Waſſer, worin etwas Rockenmehl gerührt worden, verſorgen, weil von guter und ſchlechter Nahrung die Menge und Güte der Milch, und von dieſer wieder das gute Aufkommen des Füllens abhängt.

Iſt ein Füllen zu ſchwach, ſelbſt an ſeiner Mutter zu ſaugen, ſo muß die Mutter ausgemolken, und die Milch dem kranken Füllen von Zeit zu Zeit eingeſchüttet werden. Geht die Stute zu Grunde, ſo ſucht man das Füllen bey einer andern ſäugenden Stute unterzubringen, denn das Auffüttern mit Kuhmilch hat ſelten gute Art.

Was die Säugezeit der Füllen betrifft, ſo ſind die Meinungen hierin ſehr verſchieden; am beſten iſt es wohl, das Füllen fünf bis ſechstehalb Monate an der Mutter ſaugen zu laſſen, und es alsdann abzuſetzen.

Hat man ſein Abſehen auf frühzeitige Füllen gerichtet, welches einige für das beſte halten, ſo wird die Abſetzungszeit am Ende des Julius oder gegen die Mitte des Auguſts eintreten, und

ſie

ſie können nun an ſolchen Orten, wo gute Weide für ſie iſt, noch lange derſelben genießen, wobey ſie auch zugleich die Mütter und die Milch um ſo eher vergeſſen. Daß man ſich hierbey um die Himmelszeichen eben nicht kümmern dürfe, welches man ehedem anrieth, verſteht ſich heut zu Tage wohl von ſelbſt. Gutes Futter und gute Wartung machen in der Regel gutes Vieh, aber nicht die Himmelszeichen.

Füllen, welche man entwöhnen will, muß man in entfernte Ställe und Weiden bringen, wo ſie ihre Mütter weder ſehen noch hören können. Weil dieſe jungen Thiere ſich bisweilen ganz außerordentlich über den Verluſt ihrer Mütter gebärden, ſo muß man ſie auf keinen Fall im Stalle anbinden, ſondern dieſelben einige Tage frey in demſelben herum laufen laſſen, damit ſie ſich nicht durch ihr unbändiges Betragen Schaden zufügen, oder ſich das Losmachen von der Halfter angewöhnen mögen.

Ungefähr den vierten oder ſechsten Tag nach dem Abſetzen kann man die Füllen an die Halfter anlegen, denn alsdann ſind ſie ſchon etwas geduldiger geworden; jedoch müſſen ſie ziemlich kurz angelegt, auch allenfalls hinten quer vor in ihrem Stande ein Strang oder eine Stange vorgemacht werden, damit ſie nicht zurück treten und ſich würgen können. Wo man dazu Platz hat, wie in großen Geſtüten, läßt man ſie billig die erſten Jahre ganz unangebunden, weil dieſes für die Entwickelung ihres Körpers vortheilhafter iſt.

Wenn ſie nun abgeſetzt ſind, gibt man ihnen täglich zweymahl etwas Kleye, und dabey zugleich etwas gutes Heu, aber ja kein Grummet zu freſſen, und verſtärkt alsdann ihre Por-

tionen nach und nach, ſo wie ſie älter werden. wenn man endlich merkt, daß ſich die Füllen nicht mehr nach der Mutter ſehnen, und man hat gute Weide für ſie, ſo kann man dieſelben, jedoch nur bey guter Witterung, alle Tage etliche Stunden dahin bringen, aber auch niemahls nüchtern, und nicht eher, als bis Luft und Sonne den Thau oder Reif gänzlich weggenommen haben.

Hätte man aber keine Weide, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſeine Füllen zu Hauſe im Stalle füttern müſſe; wobey man aber die Vorſicht brauchen muß, ſelbige täglich einige Stunden in den Hof, oder ſonſt auf einen freyen Platz zu laſſen, damit ſie ſich luſtig machen und ausſpringen mögen. Ferner müſſen dieſe jungen Thiere auch, wenn ſie auf keine Weide kommen können, zu Hauſe ein wenig Gras mit zu ihrem Futter, neben dem trockenen Futter bekommen, damit ſie nicht an Verſtopfung leiden, welches ſonſt durch das Abſetzen und die Veränderung des Futters wohl zu geſchehen pflegt. Sollte ſich deſſen ungeachtet bey dem einen oder dem andern Verſtopfung einfinden, ſo gebe man demſelben ein Klyſtier wie oben, S. 664 vorgeſchlagen worden. Die jungen Thiere wollen auch immer etwas zu ſpielen haben, wenn ſie auch nicht mehr hungerig ſind. Man thut daher wohl, ihnen wenigſtens immer Stroh genug mit aufzuſtecken, damit ſie daran käuen können. Sie gewöhnen ſich ſonſt aus langer Weile öfters allerley Untugenden an, z. B. das Krippenſetzen und dergleichen. Krippen und Raufen müſſen von mäßiger Höhe ſeyn, damit ſie die Köpfe in die Höhe zu halten genöthigt werden, und ſich ſolches nach und nach angewöhnen.

An

An ſolchen Orten, wo man hinlängliche Weide hat, bringt man ſeine Füllen im darauf folgenden Frühlinge dahin, und läßt ſie nunmehr den ganzen Sommer hindurch, Tag und Nacht bis im Monathe October daſelbſt. Den darauf folgenden Winter gibt man ihnen wie vorher ebenfalls Kleye und Heu, wobey man aber bey jedesmahliger Veränderung des Futters dahin zu ſehen hat, daß die Veränderung aus dem Grünen ins Dürre und aus dem Dürren ins Grüne nicht zu ſchnell geſchehe, weil dieſe jungen Thiere ſehr leicht Verſtopfung oder Durchlauf dadurch bekommen können.

Wenn die Füllen etwa 18 — 20 Monathe alt ſind, ſo kann man ihnen die Haare der Mähnen und Schweife verſchneiden, damit ſie deſto ſtärker wachſen und dick werden. Dieſes kann auch einige Mahle wiederhohlt werden. Ferner trägt auch das öftere Waſchen des Schweifes und der Mähne nicht wenig zum guten Wachsthume bey. Dahingegen müſſen die Ohren und Füße vor dem fünften Jahre nicht geſchoren werden, weil lange Haare an dieſen Orten nicht für ſchön gehalten werden. Die Ohren läßt man eigentlich am beſten wohl ganz unberührt, da das Ausſcheren der Haare den Schall verſtärkt, und dadurch das Pferd ſcheu macht.

Sind die Füllen nun endlich 2 Jahre alt geworden, ſo müſſen die Hengſte von den Stuten abgeſondert werden, weil ſie ſich ſonſt mit dem Springen verderben würden. Ja es gibt ſogar Beyſpiele, daß ein zweyjähriger junger Hengſt ein einjähriges Stutfüllen mit Erfolg belegt hat, wiewohl das davon gefallene Füllen klein und elend war.

Sowohl

Sowohl wegen des guten Aufkommens, als auch wegen der Geſundheit der Füllen iſt es nothwendig, daß dieſelben gleich von Jugend auf zur Reinlichkeit gewöhnt, die Ställe fleißig ausgemiſtet werden, und dieſelben öfters gute Streue bekommen. Um dieſe jungen Thiere nun theils immer reinlich zu halten, theils dieſelben fromm zu machen, und zum Putzen und Striegeln vorzubereiten, ſo müſſen dieſelben öfters mit wollenen Lappen am Kopfe und Leibe überall abgerieben, und dadurch vom Staube gereinigt und vor Ungeziefer und Räude bewahrt werden. Wer ſich die wenige Mühe nicht verdrießen läßt, ſeine Füllen öfters über den Kopf und ganzen Leib und an den Füßen mit friſchem Waſſer abwaſchen zu laſſen, der wird hiervon vielen Nutzen ſpüren, und für dieſe geringe Arbeit durch ſchöne und geſunde Pferde reichlich belohnt werden.

Ferner muß man auch darauf bedacht ſeyn, daß die Pferde gleich von ihrer Jugend an, dadurch, daß man ſowohl im Stalle als auf der Weide öfters eine weiße Fahne vor ihnen ſchwenken, trommeln und allenfalls auch ſchießen läßt, fromm und unerſchrocken gemacht werden; auch müſſen ſie nicht in finſtere ſondern in helle Ställe geſtellt werden, welches ebenfalls vieles dazu beyträgt, daß ſie geduldig und nicht ſcheu werden. Begegnet man dieſen jungen Thieren freundlich und nicht mit rohem Ungeſtüm, ſo werden ſie auch dadurch mehr zur Sanftmuth und zum Umgange mit Menſchen angewöhnt; durch harte und ungeſtüme Behandlungen werden ſie im Gegentheile boshaft, tückiſch und leuteſcheu. Die Pferde merken ſich gute und harte Behandlungen auf ſehr lange Zeit, und

zwar

zwar ſo, daß wenn ſie einmahl durch harte Begegnung ſtörrig gemacht worden ſind, ſie ſolches nie vergeſſen; und eben ſo verhält es ſich umgekehrt mit einer guten freundlichen Behandlung.

Wenn die Füllen drey Jahre zurückgelegt haben und ins vierte gehen, ſo fängt man endlich an, ſie zu ihrer künftigen Beſtimmung vorzubereiten, und ſie zur Arbeit mit anzuführen; das heißt aber nicht etwa zu ſchwerer Arbeit mit zu nehmen, denn vor ihrem vierten Jahre dürfen ſie nicht zum ordentlichen Fahren und Reiten angehalten werden, ſondern man legt ihnen nur dann und wann ein Gebiß ins Maul, ingleichen einen Sattel und anderes Geſchirre auf, damit ſie alles gewohnt werden. Eben ſo kann man das Aufſitzen öfters probieren, aber nicht vor dem vierten Jahre ordentlich reiten, weil ein frühzeitig zum Reiten gebrauchtes Thier ſehr leicht einen eingebogenen Rücken bekommen kann, welches ein großer Uebelſtand bey einem Pferde iſt.

Wenn man von ſeiner Stute ſchöne Hengſtfüllen bekommt, welche theils wohlgebildet, theils ſchön von Farbe ſind, ſo müſſen dieſelben mit Vorſicht aufgezogen, nicht geriſſen, ſondern zur künftigen Nachzucht aufbehalten werden. Eben ſo verfährt man mit ſchönen Stuten, indem dieſelben nicht verkauft, ſondern gut aufgezogen, und alsdann mit ſchönen Hengſten belegt werden, wovon man nachher noch ſchönere Füllen erhalten wird.

Gegen das Ende des dritten Jahres fängt man alsdann an, dem Füllen kleine Portionen Hafer mit zu geben, und wenn dieſelben gute Weide haben, ſo iſt es hinreichend, wenn man jedem Stück täglich 3 — 4 Pfund Hafer und

4 — 6 Metzen Häckerling und Abends ein Gebund gutes Heu von 5 bis 6 Pfunden gibt. Das Futter muß in ordentliche Portionen eingetheilt und nicht zuviel auf einmahl vorgeſchüttet, auch jedes Mahl reines Waſſer genug gegeben werden. Mit zunehmendem Alter, und wenn die Füllen mit arbeiten müſſen, ſo wird das Futter vermehret, wie es bey Arbeitspferden gewöhnlich iſt.

Hier mögen zum Schluſſe noch ein paar nöthige Bemerkungen in Anſehung der Fütterung der Pferde ſtehen.

1) Muß durchaus kein dumpfiger Hafer oder auch verſchimmelter Hafer den Pferden gefüttert werden, es mögen junge oder alte, Wagen-, Kutſch- oder Reitpferde ſeyn.

2) Darf der Hafer nie ſo, wit er vom Boden kommt, unter den Häckerling gemiſcht, und den Pferden zum Freſſen vorgeſchüttet, ſondern derſelbe muß jedesmahl vorher recht rein ausgeſchwungen und von allem Staube gereiniget werden, weil die Pferde von dem vielen Staube und den Unreinigkeiten den Huſten und andere Anfälle bekommen. Guter Hafer muß ſchön gelb und glänzend ausſehen, ſchwer und groß von Körnern ſeyn, und keinen dumpfigen Geruch haben.

3) Muß bey der Heuärnte oder bey dem Einkaufe des Heues vorzüglich darauf geſehen werden, daß kein verſchlemmtes oder dumpfiges Heu auf die Böden gebracht werde, weil ſolches den Pferden äußerſt ſchädlich iſt. Jedoch kann man für Zug- und Arbeits-, auch Kutſch und Reitpferde das etwas grobe und ſaure Heu, wenn es nur gut und rein eingebracht worden,

ge-

gebrauchen, für die Füllen aber muß man das beſſere Heu zur Fütterung aufbewahren.

4) Daß die Krippen jedesmahl, bey allen und jeden Pferden, ehe ſie ihr Futter eingeſchüttet bekommen, von allem Unrathe gereinigt werden müſſen, iſt im obigen ſchon mit mehrerem berühret worden; man kann es aber den Pferdeknechten nicht angelegentlich genug machen. Eben ſo auch, daß man den Pferden ihr Futter nie auf einmahl einſchütten müſſe, alſo Morgens, Mittags und Abends, oder wenn man bey Pferden, die gewöhnlich auf dem Stalle ſtehen, auch fünf Futterungen des Tages hält, jedes Futter in mehrere kleine Portionen theilen müſſe.

5) Zum Häckerlinge muß kein dumpfiges, ſondern das auserleſenſte Rocken- oder Weitzenſtroh genommen werden, weil alles dumpfige Futter überhaupt allem Viehe, und ſo auch den Pferden äußerſt ſchädlich iſt, und viele Krankheiten daraus entſtehen. Dieſe beyde Arten von Stroh können allen Pferden zur Futterung gegeben werden, dahingegen dürfen die trächtigen Stuten kein Gerſtenſtroh bekommen, weil dieſe darnach leicht umwerfen; den übrigen Pferden aber, als Hengſten, Wallachen und gelten Stuten, kann Gerſtenſtroh ſehr gut gefuttert werden, ja es iſt ihnen ſogar geſund, wenn ſie daſſelbe im Herbſte, wenn ſie von der Weide wieder ins trockene Futter kommen, erhalten, weil es gelinde laxirt. Haferſtroh muß man trächtigen Stuten auch nicht geben, weil es ſchwer zu verdauen iſt; anderen Pferden hingegen, wel-

che

che arbeiten müſſen, ſchadet daſſelbe nichts. Eben ſo kann man auch die Arbeitspferde mit Erbſen- und Wickenſtroh futtern, trächtigen Stuten aber, und andern Pferden, welche mehr im Stalle ſtehen, oder gar nicht arbeiten, iſt es aber nicht dienlich. Das Stroh von Linſen aber freſſen die mehrſten Pferde nicht nur gern, ſondern man kann es ihnen auch ohne alles Bedenken zur Abwechſelung mit reichen laſſen.

Vom Wallachen oder Caſtriren der Pferde.

Das Wallachen oder Verſchneiden der Hengſte iſt in Europa ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß die allermehreſten derſelben ihrer Mannheit beraubt werden. Es iſt aber nicht zu empfehlen, dieſe Operation im erſten Jahre vorzunehmen, denn eines Theiles laſſen dieſe jungen Thiere in dieſem Alter die Hoden ſehr oft noch nicht ſinken, anderen Theiles werden ſie dadurch in ihrem Wachsthume gar ſehr zurück geſetzt, und werden alsdann ſehr unvollkommene Thiere. Durch dieſe Operation verlieren ſie einen beträchtlichen Theil ihrer Kräfte, ſie werden dadurch aber frommer und gelehriger.

Manche unternehmen die Caſtration im zweyten Jahre; allein auch dieſes iſt noch zu frühzeitig, und die beſte Zeit, einen Hengſt zu legen, iſt, wenn das Thier drey oder vier Jahre alt geworden, weil alsdann ein in dieſem Alter zum Wallache gemachtes Thier immer etwas von den Vorzügen ſeines Geſchlechtes an ſich behält, welches bey den früher verſchnittenen ganz wegfällt; ja viele von den ſo jung verſchnittenen werden nicht nur ſehr im Wachsthume

zu-

zurück geſetzt, ſondern ſie werden auch oft auf ihre ganze Lebenszeit muthlos und ſchwach.

Daß dieſe Operation weder bey großer Hitze noch bey großer Kälte, folglich entweder im Frühlinge oder im Herbſte geſchehen müſſe, iſt wohl ziemlich bekannt.

Wir bleiben alſo bey den drey- und vierjährigen Hengſtfüllen ſtehen, weil dieſes Alter als das beſte zu dieſer Operation empfohlen werden kann. Vor dieſer Zeit aber müſſen dergleichen Hengſtfüllen ſehr in Acht genommen werden, daß ſie nicht etwa eine Stute belegen, welches ihnen in der Folge nachtheilig ſeyn, und ſie unthätig oder träge machen würde. Nicht weniger iſt darauf zu ſehen, daß dieſe Thiere, wenn ſie verſchnitten werden ſollen, auch vollkommen geſund ſind, und dieſes Geſchäft nicht etwa zu einer Zeit vorgenommen werde, wenn ſie ſich hären, oder mit der Druſe behaftet ſind, welches von übelen Folgen ſeyn könnte.

Die gewöhnlichen Arten, einen Hengſt zu caſtriren, ſind folgende.

1) Die Caſtration durch kauſtiſche Mittel.
2) Durchs Feuer.
3) Durch das Abſchnüren oder Abbinden.
4) Durch das Verdrehen.
5) Durch das Klopfen.

Pferde, welche caſtrirt werden ſollen, müſſen des Morgens vor der Operation kein Futter bekommen, damit ſie beym Niederwerfen nicht ſo leicht Schaden nehmen können, als wenn der Magen und die Gedärme voller Futter ſind.

So bald nun zur Operation geſchritten werden ſoll, ſo muß das Pferd mit einer breiten Gurte, woran zwey eiſerne Ringe befeſtigt ſind, gebunden werden, und dieſe müſſen dergeſtalt

angebracht ſeyn, daß ſie unten zu beyden Seiten des Bauches ungefähr 16 — 18 Zoll weit aus einander zu ſtehen kommen; alsdann wird das geblendete Pferd auf einen hierzu ſchicklichen Grasplatz, welcher überdieß noch ſtark mit Stroh beſtreuet ſeyn muß, gebracht, und alsdann zwey 9 — 10 Ellen lange Seile, die an dem einen Ende mit guten Riemen und Schnallen verſehen ſeyn müſſen, das eine Ende an einem vordern, das andere Ende an einem hintern Fuß übers Kreuz, um die Feſſeln feſt geſchnallt. Ferner muß man noch zwey ziemlich ſtarke lederne Bänder mit eiſernen Ringen vorräthig haben; dieſe werden alsdann noch um die Feſſeln der andern beyden freyen Füße gelegt, und nachher die Seile durch die Ringe der jetzt angezeigten Bänder durchgezogen, dergeſtalt, daß das Seil, welches am vordern Fuße befeſtigt iſt, und durch den Ring am hintern Fuß durchgezogen worden, zwiſchen den beyden vordern Füßen, und das am hintern Fuße befeſtigte Seil durch den Ring am vordern Fuße, und alsdann zwiſchen den hintern Füßen durchgeführt werde. Nunmehr wird ein jedes Seil von einem Mann, das eine vorn und das andere hinten, ganz langſam angezogen, bis die Füße zuſammen kommen, und das Pferd endlich nieder fällt.

Damit nun das Pferd beym Niederwerfen nicht etwa mit dem Kopf auf die Erde ſchlagen und ſich beſchädigen könne, ſo muß derjenige Mann, welcher das Pferd unterdeſſen am Zügel hält, und der ein ſtarker Mann ſeyn muß, das Pferd ſogleich während des Fallens bey der Mähne ergreifen, mithin ſo viel helfen, daß das Pferd nicht übel falle.

Wenn das Pferd liegt, ſo müſſen die Seile durch die Ringe an der Gurte durchgeſchlungen, und an dieſe auf jeder Seite der hintere und vordere Fuß zuſammen, durch eine Schleife feſt geknüpft werden. Ferner ſo muß dem Pferde auch unter dem Kopfe ein Bund Stroh untergelegt, und derſelbe von ein paar Männern feſt gehalten werden.

Soll nun das Pferd nach der erſten Art caſtriert werden, ſo muß der Operateur, nebſt einem guten chirurgiſchen Rückenmeſſer mit Kluppen, welche aus vier Stückchen Holz beſtehen, die gleich lang und breit, ungefähr 5 — 6 Zoll lang, und ¾ Zoll breit, und auch ſo ſtark ſeyn müſſen, daß ſie ſich nicht beugen laſſen, und mit einigen Ellen guten Bindfaden verſehen ſeyn. Jedes dieſer Hölzer muß auf der einen Seite, von einem Ende zum andern, am Rande eine Vertiefung von ungefähr zwey Linien, und eine Linie breit, und an beyden Ende eine Kerbe haben, auch jedes genau auf das andere paſſen.

Dieſe jetzt erwähnten Vertiefungen in den Hölzern werden mit Mercurio ſublimato corroſivo, welcher mit Waſſer zerrieben, und alsdann mit Mehl zu einem Teige gemacht ſeyn muß, angefüllt. Nunmehr kniet der Operateur hinter dem Pferde nieder, reiniget mit einem Schwamme und friſchem Waſſer die Ruthe und den Hodenbeutel von den daran befindlichen Unreinigkeiten, nimmt eine Hode in die Hand, und ſpannet die Haut oben zuſammen, macht darauf der Länge nach einen Schnitt durch die Haut, und drückt alsdann die Hode da heraus; er ſchneidet das Häutchen, womit dieſelbe nach dem Hintern zu befeſtigt iſt, entzwey, ſtreift die zunächſt an der Hode befindlichen Samengefäße

und Bänder, woran die Hode hängt, zwiſchen zwey mit dem Mercurio ſubl. corroſivo angefüllte Hölzchen, und bindet dieſelben an ihren an den Enden gemachten Kerben ſo feſt, als nur möglich iſt, zuſammen, ſchneidet alsdann die Hode an den Hölzchen, jedoch nicht gänzlich, hinweg, ſondern läßt ungefähr ein Viertel ſtehen, damit die Hölzchen beſſer halten und nicht abfallen können. Auf gleiche Art verfährt man nachher mit der andern Hode, wäſcht alsdann den Hodenbeutel mit Eſſig und Waſſer, worin etwas Salz gethan worden, rein aus, macht das Pferd los, läßt es aufſtehen, und läßt ihm zur Ader.

Nach der Operation läßt man das Pferd wenigſtens 24 Stunden in Ruhe, binnen welcher Zeit das Corroſiv ſeine Wirkung gethan haben wird, und alsdann werden die Schnüre an den Kluppen, mit welchen ſie zuſammen gebunden worden, abgelöſet, und die durch das Corroſiv getödtete Haut mit einer ſcharfen Scheere vollends abgeſchnitten, und nachher der Hodenbeutel nochmahls mit Salzwaſſer und Eſſig, unter einander gemiſcht, recht rein ausgewaſchen.

Wenn ein Pferd bey dieſer Verrichtung nicht ruhig ſeyn will, ſo muß man ihm eine Bremſe anlegen. Die Wunde muß alsdann auch täglich ein- bis zweymahl gereinigt und rein ausgewaſchen werden.

Bey dieſem Verfahren kann die Heilung binnen 12, 14—16 Tagen beendigt ſeyn; auch kann man das Pferd, wenn die Heilung gut von Statten geht, nach Verlauf von 4 — 5 Tagen, (als ſo lange es wenigſtens in Ruhe bleiben muß, das heißt nicht arbeiten darf) wieder

der zu mäßiger Arbeit mit anhalten laſſen, doch ſo, daß es ſich nicht erhitze. Die erſten 4 oder 5 Tage muß daſſelbe jedoch täglich ungefähr 1 bis 2 Stunden herumgeführt werden.

Die zweyte Art der Entmannung, durch das Feuer, wird folgender Geſtalt verrichtet. So bald das Pferd niedergeworfen worden, ſo müſſen folgende Stücke ſchon bereit ſeyn, als:

1) eine Kohlenpfanne mit glühenden Kohlen, worin zwey große Meſſer von Kupfer glühend gemacht werden.

2) Eine ſogenannte Kluppe, oder auch Fetzzange genannt, welche von Eiſen iſt, und viel Aehnlichkeit von einer Bremſe hat, aber viel leichter und kleiner ſeyn muß, als die gewöhnlichen Bremſen ſind, und welche ungefähr 5 Zoll lang ſeyn kann, und da, wo ſie zuſammen geht, genau paſſen muß, aber nicht ſcharf, ſondern nur rauh gefeilt ſeyn darf; dieſe iſt an dem einen Ende mit einem Riemen verſehen, damit ſie feſt zuſammen gebunden werden kann.

Wenn nun der Hodenſack aufgeſchnitten, und alles, wie oben bey der erſten Operation geſagt, beobachtet worden, (nur fallen hier die Kluppen weg), ſo nimmt der Operateur die eiſerne Fetzzange und kneipt damit die Samengefäße zwiſchen der Hode und Ueberhode zuſammen, bindet alsdann dieſelben mit den daran befindlichen Riemen feſt, nimmt nun eins von den glühenden Meſſern, und brennt damit die Hode über der Bremſe hinweg. Alsdann muß er folgendes in Bereitſchaft haben:

1) Ein Stückchen Wachs.

2) Einige Loth fein geſtoßenen Zucker.

3) Ein Geſchirr mit halb Eſſig und Waſſer, worunter auch etwas Salz gethan worden.

Von dem zerſtoßenen Zucker ſtreuet er ſogleich etwas auf den Abſchnitt, läßt alsdann auf dieſen von dem Wachſe, welches er auf einem von den heißen Meſſern fließend macht, ſo viel abtropfen, bis die Wunde, ſowohl dadurch als durch die vom Brande entſtehende Rinde, gegen das Bluten, wenn nun die Bremſe abgenommen wird, hinlänglich geſichert iſt.

Zwey Meſſer hat man darum gern, damit man, im Falle, daß das eine zu kalt werden ſollte, gleich ein friſches bey der Hand habe.

Auf eben dieſe Weiſe wird alsdann auch mit der andern Hode verfahren, und wenn auch dieſe gehörig abgebrannt werden, ſo wird übrigens eben ſo, wie bey der erſten Art der Caſtration verfahren, nähmlich der Hodenbeutel mit Eſſig, Waſſer und Salz rein ausgewaſchen, das Pferd ſeiner Bande entledigt, und das Waſchen der Wunde auf die bereits oben beſchriebene Art täglich wiederhohlt, bis das Pferd völlig geheilt iſt.

Die dritte Art der Caſtration durch das Abbinden wird folgendermaßen unternommen. Nach geöffnetem Hodenſack werden die Samengefäße mit einer dünnen ſeidenen Schnur abgebunden, und die Hoden alsdann nicht gar zu nahe an dem Knoten des Fadens abgeſchnitten. Der Schnitt wird alsdann mit einer warmen Salbe, welche aus Hirſch- oder anderem Talge, mit Terpenthin vermiſcht beſteht, geſchmiert, der Hodenſack mit Wein und Oehl ausgewaſchen, und mit dem Beſtreichen und Waſchen ſo lange fortgefahren, bis die Wunde geheilt iſt. Man kann ſich aber auch bey dieſer Art zum Waſchen der Wunde des oben beſchriebenen Eſſigs, mit Waſſer und Salz vermiſcht, bedienen.

Die

Die vierte Art, ein Pferd durch das Verdrehen zu caſtriren, iſt folgende: man nimmt die Hoden in die Hand, drückt dieſelben feſt, und drehet die innerhalb des Hodenſackes befindlichen Samengefäße wie einen Strick zuſammen, und auf dieſe Weiſe vertrocknen die Hoden nach und nach, und das Pferd iſt ebenfalls ein Wallach.

Die fünfte Art, ein Pferd zum Wallache zu machen, geſchieht durch das Klopfen, und zwar ſo: die Samengefäße werden mit einem hölzernen Hammer ſtark geklopft, zerquetſcht und dadurch alſo getödtet; dieſe Art Pferde wird alsdann Klopfhengſte genannt. In Spanien iſt dieſe Art, ein Pferd ſeiner Mannheit zu berauben, ſehr ſtark im Gebrauche.

Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß die erſte Art, ein Pferd durch Corroſivmittel zu caſtriren, zur Zeit die beſte iſt, und man hat wenige oder gar keine Beyſpiele, daß ein Pferd auf dieſe Weiſe ums Leben gekommen oder ſonſt unglücklich geweſen ſey, wenn alles gehörig dabey beobachtet wurde.

Das Schweifſtutzen oder Engliſiren der Pferde.

Dieſer bekannten Operation iſt im vorhergehenden hin und wieder ſchon gedacht worden, und es kommt im 11ten Theile der Encyklopädie, S. 25 ff. ſchon ein eigener kleiner Artikel davon vor. Da man ſie aber auf verſchiedene Weiſe verrichtet und mancherley Vorſichten dabey anzuwenden ſind, ſo will ich hier noch folgendes darüber hinzufügen.

Das Schweifſtutzen oder Engliſiren der Pferde iſt jetzt auch in andern Ländern, als in England, zur Mode geworden, und wird, ungeachtet dieſe armen Thiere ihren Schweif ſehr nöthig gebrauchen, häufig nachgeahmt. An ſich iſt dieſe Mode allerdings nicht zu billigen, und ein guter Schweif ziert ein Pferd mehr als ein noch ſo gut pürzelnder Stumpf. Doch, das iſt eine Sache, die von dem Geſchmacke eines jeden abhängt, und die hier unberührt bleiben kann. Hier kommt es nur darauf an, wie bey dieſer Operation zu Werke gegangen werden müſſe, um ein Pferd gehörig zu ſtutzen.

Die Engländer haben die Gewohnheit, ihre Pferde, ſie mögen zum Reiten oder Fahren beſtimmt ſeyn, im zweyten oder dritten Jahre zu ſtutzen. Sie geben vor, daß wenn ſolches in dieſem Alter geſchähe, die Pferde alsdann mehrere Stärke im Rücken bekämen, weil ſie nicht ſoviel Schwanzrübe und Haare zu unterhalten hätten. Ob dieſes Grund habe, läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, gleichwohl hat es einige Wahrſcheinlichkeit, wenn die Pferde in dem genannten Alter engliſirt werden, welches auf alle Fälle beſſer ſeyn muß, als wenn ſich ein Pferd ſchon völlig ausgelegt hat, und alsdann erſt geſtutzt wird. Es iſt auch mit weit mehrerer Gewalt verbunden, wenn ein fünf, ſechs und mehrere Jahre altes Pferd erſt engliſirt werden ſoll.

Dieſe Operation wird auf folgende Weiſe unternommen. Entweder man läßt das Pferd nach der oben beym Caſtrieren angegebenen Art auf die Erde werfen, oder man bringt es in einen Nothſtall. Erwählt man letzteres, ſo werden dem Pferde, wenn es in den Nothſtall gebracht worden, die Füße befeſtigt, damit es dem Operateur

rateur keinen Schaden zufügen könne. Wenn dieſes geſchehen, ſo muß dem Operateur noch ein ſtarker Mann zu Hülfe gegeben werden, welcher ihm den Schweif des Pferdes in die Höhe halten hilft, weil derſelbe nicht an den Nothſtall befeſtigt werden darf.

Wenn nun alles in der gehörigen Ordnung iſt, ſo werden ungefähr zwey Zoll vom After hinweg, die zu beyden Seiten der Schwanzbeine befindlichen, zum Niederdrücken des Schweifes dienenden Sehnen mit einem ſcharfen Meſſer abgeſchnitten. Der Einſchnitt darf nicht näher am After gemacht werden, weil der Schwanzriemen ſonſt auf die zugeheilte Wunde kommen würde. Der Operateur muß ſich auch in Acht nehmen, daß die auf der oberen Seite des Schweifes hinlaufenden Flechſen, durch welche der Schweif in die Höhe gehoben wird, und die nun, wenn die unteren abgeſchnitten ſind, die Gewalt, denſelben zu bewegen, allein haben, nicht mit getroffen werden.

Eben ſo ſehr muß man ſich auch wegen der Juncturen der Wirbelbeine in Acht nehmen, damit dieſelben nicht verletzt, oder eine gar durchgeſchnitten, oder auch durch zu heftiges Beugen des Schweifes gar entzwey gebrochen werde.

Wenn die Operation bey einem jungen zwey- bis dreyjährigen Pferde unternommen wird, deſſen Schwanzrübe weit beugſamer als bey einem älteren Pferde iſt, ſo iſt die Operation bis auf das Abſchlagen des Schweifes fertig. Dieſes Abſchlagen geſchieht erſt nach gänzlicher Heilung, und das Blut wird dann durch Brennen geſtillt. Das Pferd verliert auf dieſe Weiſe nicht ſo viele Haare, als wenn derſelbe gleich bey der erſten Operation abgenommen

wird. Bey älteren Pferden müſſen aber drey Einſchnitte, zwey bis drey Zoll aus einander, gemacht, und jederzeit die Sehnen entzwey geſchnitten werden; dieſe müſſen auch, wenn ſie während der Operation hervorkommen, mit einer ſcharfen Scheere abgekürzt, aber nicht herausgezogen werden.

Zur Blutſtillung und zur Heilung bediene man ſich eines guten unten beſchriebenen Wundbalſams, und zwar ſo gender Geſtalt: Man macht entweder von geſchabter Leinwand oder von nicht zu grobem Flachs ſogenannte Compreſſen, tränkt dieſelben hinlänglich in dem Balſam, füllet alsdann hiermit die Wunden gehörig aus, und verbindet dieſelben hernach mit alter Leinwand. Beym Verbande muß man darauf ſehen, daß derſelbe nicht zu locker und auch nicht gar zu feſt gemacht werde; denn im erſten Falle würde das Blut nicht genug zurück gehalten werden, woraus alſo eine Verblütung entſtehen könnte, und im zweyten Falle könnte eine Entzündung eintreten.

Wenn der Verband fertig iſt, ſo wird der Schweif nunmehr mit zwey an denſelben befeſtigten Schnüren an den Gurt auf beyden Seiten ſo zurück gebunden, daß er nicht ſchief geheilt werde, auch eine ſolche Richtung bekomme, wie man ſie verlangt.

Die erſten 24 Stunden muß das Pferd ganz kurz angebunden werden, damit daſſelbe ſich nicht legen, den Schweif verrücken, oder den Verband locker machen, und die Wunden aufs neue zu bluten anfangen können. Nach Verlauf dieſer Zeit muß nach dem Verbande geſehen, und er etwas locker gemacht werden, weil der Schweif jetzt geſchwollen iſt, mithin der Ver-

band

band zu ſtark anzieht. Wenn derſelbe angeklebt iſt, ſo muß er mit lauwarmen Waſſer etwas erweicht, die Wunden aber unberührt gelaſſen werden, damit dieſe nicht von neuem anfangen zu bluten.

Nach Verfluß von drey bis vier Tagen wird der Verband ganz abgenommen, die Wunden gereinigt, und vermittelſt einer Feder mit Wundbalſam wohl eingeſchmiert; alsdann die aufzulegende neue Charpie ebenfalls in dieſen Wundbalſam gut eingetaucht, und die Wunden wieder ordentlich und nicht zu feſt verbunden. Auf dieſe Weiſe wird das Pferd allemahl nach Verlauf von zweymahl 24 Stunden verbunden, und die Heilung wird ungefähr in einer Zeit von 14 Tagen bis drey Wochen erfolgen. Auch iſt noch zu erinnern, daß man einem ſolchen Pferde gleich nach der Operation zur Ader laſſen müſſe.

Im Falle der After ſehr geſchwollen wäre, oder ſich gar der Brand ſollte einfinden wollen, ſo muß ſowohl der Schweif als der After mit Bleywaſſer oder mit Goulardſchem Waſſer öfters gewaſchen, und nochmahls eine Ader geöffnet werden.

Daß man übrigens nur ſolche Pferde zu dieſer Operation ausſuchen müſſe, welche in Anſehung des Leiſtes Aehnlichkeit mit engliſchen Pferden haben, weil ſie Engländer vorſtellen ſollen, verſteht ſich ſchon von ſelbſt; mithin muß darauf geſehen werden, daß man hierzu ein ſolches Pferd wähle, welches einen ſchönen etwas gebogenen Kopf, geraden und runden Leib, leichten Gang, gute Knochen, eine hohe Krupe, und dergleichen Eigenſchaften von einem wirklich engliſchen Pferde mehr habe.

Ferner

Ferner darf dieſe Operation ebenfalls nicht im Sommer bey großer Wärme, ſondern entweder im Frühjahre oder im Herbſte vorgenommen werden.

Zu einer guten Wundſalbe, welche bey dieſer und anderen Gelegenheiten gebraucht werden kann, gibt Herr von Sind folgende Vorſchrift:

Thue in eine Pfanne oder Becken 4 Pfund Baumöhl, und miſche ein halb Pfund Bleyweiß und ¾ Pfund Gold- oder Silberglätte mit ½ Maß Waſſer darunter. Thue alles in einen irdenen Topf, welcher unten zugeſpitzt zugeht. Rühre und miſche alles kalt wohl unter einander, und klopfe es eine Viertelſtunde lang mit einem ſtarken hölzernen Spatel. Stelle alsdann den Topf auf ein gutes Kohlenfeuer, rühre ohne Unterlaß, damit die Materien allezeit vereinigt bleiben, und wenn es kocht, nicht übergehen. Das Feuer muß allezeit gleich ſeyn, und die Compoſition muß ſo lange kochen, bis ſie nicht mehr aufſteigt; alsdann iſt es ein Zeichen, daß das Waſſer völlig abgedampft und verraucht iſt, welches in anderthalb Stunden geſchehen kann. Wenn dieſes geſchehen, ſo nimm den Topf vom Feuer, und thue ¼ Pfund klein geſchnittenes Wachs dazu, und rühre es unter einander. Alsdann muß man bereitet haben 1½ Pfund von alter ſauberer Leinwand in einem Mörſer zu Pulver geſtoßene und durchgeſiebte Faſern, dieſe thut man in die Compoſition mit 5 Unzen reiner pulveriſirter Myrrhen und einer Unze Aloe in Pulver. Man thut alles noch über das Feuer, läßt es unter beſtändigem Umrühren noch eine Viertelſtunde kochen, und fährt damit fort zu rühren, bis die Salbe kalt iſt.

Nothſtälle für Pferde.

Das nöthigſte Geräth bey der Heilung äußerlicher Verletzungen, beym Beſchlagen unruhiger Pferde, bey Operationen und allen in das Gebiet der Chirurgie gehörenden Heilarten iſt ein

ein Nothſtall, wo man ſich des Patienten, der oft an Kräften einer noch ſo zahlreichen Menge von thätigen Menſchenarmen überlegen iſt, verſichern kann. Es wird daher die Beſchreibung und Zeichnung eines der beſten und zweckmäßigſten Nothſtälle, ſo wie er in Dresden auf der Thierarzneyſchule gebauet iſt, hier nicht am unrechten Orte ſtehen, da im Art. Huf, Th. 25, S. 451 fl., wo von Nothſtällen die Rede iſt, zwar einige ähnliche Vorrichtungen, aber nicht der eigentliche Nothſtall, angegeben worden ſind *). Das Ganze deſſelben (ſ. Fig. 6438.) beſteht aus 4 ſtarken viereckigen Balken von weichem Holz, welche ſehr tief eingeſenkt und vermauert ſind, ſie ſind 5 Ellen hoch, von der breiten Seite 12 Zoll und von der ſchmahlen 9 Zoll ſtark, und unter dem Dache feſt mit einander verbunden. Die zwey an der langen Seite ſchrägliegenden viereckigen Pfoſten ſind von hartem Holz, und von der hohen Seite $5\frac{1}{2}$ Zoll und von der breiten Seite $4\frac{1}{2}$ Zoll ſtark.

Die viereckige Stange, welche hinten den Nothſtall verſchließt, und nach der Größe und Länge des Pferdes bald auf 2 Klötzen ruht, die keilförmig geſchnitten ſind, und in die Winkel der Seitenbalken eingeſetzt und weggenommen werden können, oder die durch die an dem hintern Balken befindlichen Löcher geſteckt werden kann, iſt von hartem Holz und von einem Durchmeſſer, daß ſie füglich die Löcher paſſirt.

Längs der langen Seite befinden ſich zwey Walzen von hartem Holz, 5 Zoll im Durchmeſſer, an deren Enden eiſerne Räder befeſtiget ſind, die ſchräge Zähne haben, und von oben durch eine

*) Ich entlehne die folgende Beſchreibung aus Herrn von Tennecker's Pferdezucht, IV. Heft, S. 537. fl.

eine eiſerne Klappe feſtgehalten werden können, damit ſie nicht zurück gehen. Dieſe Klappen ſind an den Stallſäulen angeſchraubt und beweglich, auch iſt an jeder Klappe noch ein kleines Eiſen mit eingebogenem Ringe angebracht, womit man die Klappen ausheben kann. Hinter den Rädern ſind die Walzen viereckig, und haben auf jeder Fläche ein viereckiges Loch 1½ Zoll weit, wo eiſerne Stangen hineingeſteckt werden. Vermittelſt dieſer 4 eiſernen Stangen, die als Hebel wirken, werden durch 4 Mann in gleicher Bewegung die Gurte und Kiſſen, worauf das Pferd ruhet, und die durch 5 eiſerne Haken an den Walzen befeſtigt ſind, in die Höhe gewunden und niedergelaſſen.

Außer dieſem Kiſſen, das von Leder und mit Haaren ausgeſtopft iſt, ſind noch 4 andere Kiſſen, als das Halskiſſen, 2 Backenkiſſen und das Bruſtkiſſen. Das erſtere liegt auf dem Halſe, über welchem ein Seil gezogen wird, um die Bewegung des Kopfes mehr zu beſchränken, die beyden Backenkiſſen ſchützen bey der Unruhe des Thieres die Augen, und das Bruſtkiſſen wird, im Fall auch der Nothſtall vorn, ſo wie hinten durch einen Pfoſten, welche durch die Löcher der Balken geht, verſchloſſen wird, zwiſchen dieſe und das Pferd gelegt.

Die kleinen viereckigen Löcher, wovon 2 in jedem Balken der ſchmahlen Seite ſind, und eine Weite von 1½ Zoll haben, dienen das Eiſen durchzuſtecken, worauf der Fuß des Pferdes bey dem Beſchlage gelegt wird. Dieſes Eiſen iſt vorne mit einem ledernen Polſterkiſſen verſehen, und wird von hinten mit einer Mutter befeſtigt.

Unter der hohen Seite der ſchrägliegenden Pfoſten, iſt auf jeder Seite zwiſchen den Pfo-

ſten

ſten und den kleinen Löchern noch ein eiſerner Haspen, welcher bey Fig. c. einzeln gezeichnet iſt. Bey kurzen Pferden werden die Stangen, die den Nothſtall vorne und hinten verſchließen, und die ſonſt durch die großen Löcher der Balken gehen, durchgeſteckt.

Oben an dem Bogen der ſchmahlen Seite ſind hölzerne Rollen angebracht, über welche bey dem Eingeben eines Trankes die Schnur gezogen wird, die den Rachen des Pferdes offen und in die Höhe hält. Auch kann, im Fall man im Nothſtall engliſirt, der Schweif durch die Schnur, die über dieſe Rolle gleitet, aufrecht erhalten werden.

An der ſchmahlen Seite eines jeden Stallbalkens von außen iſt ein eiſerner Ring, wo die Halfterzügel durchgezogen und vermittelſt einer leicht aufzuziehenden Schleife angebunden werden. Auch an der innern und untern Seite der Balken ſind eiſerne Ringe, ſo wie auch 4 Ringe an den Bohlen befeſtigt ſind, welche zum Feſſeln der Schenkel dienen.

Die Bohlen ſind ſtark und feſt eingeſchlagen. Von außen herum iſt der Stall mit Tafeln gepflaſtert. Das Dach hängt eine Elle über, und hat von jeder Seite eine blecherne Rinne, wo das Waſſer ablaufen kann.

Der ganze Stall iſt 3 Ellen 17 Zoll lang und 2 Ellen 2 Zoll breit.

a, iſt eines der 4 erwähnten Kiſſen.

b, das Eiſen, worauf beym Beſchlagen der Fuß gelegt wird.

c, der erwähnte eiſerne Haspen.

Am deutlichſten unterrichten kleine Modelle von dieſem Nothſtall, wo man auch die Art, wie die Pferde darin befeſtigt werden, am anſchau-

ſchaulichſten ſehen kann. Dergleichen ſind in Dresden bey der Anſtalt zu bekommen.

Ein Pferdenothſtall nach dem Muſter desjenigen, der bey der Thierarzeneyſchule in Paris befindlich iſt. Fig. 6439—46. *).

Der im nachfolgenden zu beſchreibende Nothſtall zeichnet ſich durch manche Nebenvorrichtungen aus, die darauf abzwecken, auch das unruhigſte Pferd von jeder Größe nach allen Theilen beliebig befeſtigen zu können, und es dabey vor Beſchädigungen zu ſichern. Die Betrachtung ſeiner Theile wird Pferdeliebhabern und allen, die mit Pferden zu thun haben, intereſſant und nützlich ſeyn.

Dieſer Nothſtall beſteht, wie gewöhnlich, aus vier Pfoſten, Fig. 6441 — 42 A. und Fig. 6444, die ſich von den vier Ecken des länglichen Vierecks, welches man auf ebener Erde für dieſes kleine Gebäude beſchreibt, wagerecht erheben. Man gibt dieſen Pfoſten oder Ständern, die durchaus viereckig ſeyn müſſen, eine Stärke von 7 Zoll 9 Linien, oder wenigſtens 7½ Zoll. Sie werden ſo geſtellt, daß zwey ihrer Seiten die Winkel des länglichen Vierecks unmittelbar berühren, die beyden andern aber mit ſelbigen parallel laufen.

An ihrem Obertheile werden dieſe Pfoſten durch Balken oder Riegel mit einander verbunden, (B. M. Fig. 6441. 6442.) deren untere und obere Seite die nähmliche Stärke hat, als die Ständer, die aber zehn Zoll drey Linien, oder wenigſtens zehn Zoll hoch ſeyn müſſen, um ein Geſims von 2½ Zoll zu erhalten, welches außer der Zierde die Abſicht hat, ein

*) S. Verſuch über die Bandagen, und die bey den äußerlichen Krankheiten der Pferde und der vierfüßigen Thiere überhaupt ſchicklichſten chirurgiſchen Vorrichtungen. Vom Herrn Bourgelat, ehemahls Director der franzöſiſchen Vieharzeneyſchulen. Aus dem Franzöſ. Mit 21 Kupfertafeln. Berlin, bey Lagarde. 1801. 140 S. 8. S. 94 ff.

ein ſtarkes eiſernes Band, welches rund umher das ganze Gebäude zuſammen hält, zu verdecken.

Auf dem Geſimſe, welches aus einem Viertel-Stabe, und einer ſchmahlen Leiſte zuſammen geſetzt iſt, ruhet die Decke, die ſich über das ganze Gebäude, ſowohl einwärts, als rund umher erſtreckt, um die Sparrköpfe und Sparrriegel des Dachſtuhls zu bedecken. Nach auswärts ſpringt dieſe Decke, ohne die Dachrinne, die ihr zur Einfaſſung dient, gerechnet, um zwey Fuß vor.

Die Höhe der Pfoſten oder Ständer beträgt überhaupt gerechnet, 13 Fuß. Aus der Erde ragen ſelbige nur 9 Fuß 1½ Zoll hervor, nähmlich:

von dem Erdboden Z (Fig. 6441. 6442.) an, bis zum Stäbchen des Geſimſes .	8 Fuß 7 Zoll.
Höhe des Geſimſes	— 2½ —
Stärke der Decke	— 1 —
Abſatz, um die Aufſchöpflinge U des Daches bey X (Fig. 6441. 6442) einzulaſſen	— 3 —

Der in der Erde befindliche Theil der Pfoſten, wodurch das ganze Gebäude unbeweglich erhalten wird, beträgt 3 Fuß, 10 Zoll, 6 Linien.

Die Länge des Nothſtalles beträgt 6 Fuß 3 Zoll, oder wenigſtens 6 Fuß 2 Zoll. Die Breite 3 Fuß 6 Zoll. Schmahler darf ſelbiger durchaus nicht ſeyn, und 3 Fuß 5 Zoll iſt für ſelbigen nicht hinreichend; denn wenn man die Pfoſten nach ihrer geringſten Stärke zu 7 Zoll 6 Linien annimmt, ſo dürften die Querriegel der längeren Seite nicht weniger als 4 Fuß 11 Zoll betragen, und die der ſchmahleren nicht unter 2 Fuß 2 Zoll ſeyn; allein ein Nothſtall, der nach dieſen Angaben erbauet wurde, iſt für etwas große Pferde offenbar zu klein.

Die beyden längeren Seiten des Nothſtalles ſind ſich durchaus gleich, und das nähmliche gilt von den ſchmahlern. Man kann alſo den Kopf des Pferdes nach der einen oder der andern dieſer letztern hinſtellen.

Die ſcharfen Kanten der Pfoſten werden vom Boden Z an bis zu einer Höhe von 6½ bis 7 Fuß abgerundet; der Viertelſtab oder Wulſt, der dieſe Rundung beſtimmt, muß einen halben Zoll Radius haben. Bey dieſer Einrichtung hat man nicht zu befürchten, daß die oft ſehr widerſpenſtigen Pferde ſich an dieſen Kanten oder Ecken verletzen.

Wenn man die Flächen dieſer Pfoſten, und zwar diejenigen, die einen Theil der längern Seite des Nothſtalles ausmachen, betrachtet, ſo bemerkt man an jeder derſelben drey viereckige Löcher D^1, D^2, D^3, (Fig. 6441), die durch die Mitte der Pfoſten winkelrecht durchgehen. Man gibt dieſen Löchern eine Höhe von 3 Zoll, und $2\frac{1}{2}$ Zoll Breite. Ihre Beſtimmung iſt, das Querholz D Fig. 6443, aufzunehmen, welches durch den ganzen Nothſtall der Länge nach von einer Auſſenſeite zur andern reicht. An einer der größeren Seiten erhält ſelbiges einen Kopf von 4 Zoll Stärke im Quadrat; auch muß es lang genug ſeyn, um auf der entgegen geſetzten Seite durch ein darin befindliches Loch einen eiſernen Bolzen ſtekken zu können, damit dieſes Querholz nicht wider Willen des Operateurs zurücktrete oder ſich bewege.

In jedem Pfoſten befinden ſich mehrere ſolcher Löcher, um dieſes Querholz ſowohl bey großen als kleinen Pferden anwenden zu können. In gewiſſen Fällen ſieht man ſich genöthigt, mehrere Querhölzer zugleich zu gebrauchen, und zwar entweder an der Bruſt oder an der Croupe; man muß alſo wenigſtens vier ſolcher Querhölzer bey der Hand haben, die ohne Mühe in jedes Loch paſſen.

Das unterſte dieſer Löcher iſt 2 Fuß 8 Zoll vom Boden entfernt, und der obere Rand des höchſten, 3 Fuß 11 Zoll 8 Linien, oder gerade 4 Fuß vom Boden. Der Abſtand zwiſchen jedem dieſer Löcher beträgt 3 Zoll.

Fünf Fuß zehn Zoll vom Boden Z (Fig. 6441.) und zwar an jeder der längeren Seiten des Nothſtalles, bemerkt man die Achſe eines Wellbaumes E, (Fig. 6441) der ſich in horizontaler Richtung von einem Pfoſten zum andern erſtreckt, und deſſen Zapfen in die Mitte der gegen einander über ſtehenden Pfoſten eingelaſſen ſind. Die Löcher, in welchen dieſe Zapfen ſich bewegen, erhalten eine Tiefe von 2 Zoll, und werden $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer gelaſſen, im Falle nähmlich die Zapfen von Holz ſind. Werden ſie aus Eiſen verfertigt, ſo iſt eine Dicke von einem Zolle hinreichend. In beyden Fällen erhalten dieſe Zapfenlöcher einen Einlaß oder Zugang, der ſo breit ſeyn muß, als der Durchmeſſer des Zapfens ſelbſt iſt, und der ſich etwas nach unterwärts herab zieht, indem er einen Viertelſtab beſchreibt.

Der

Der Mittelpunkt dieſes Viertelſtabes iſt diejenige Stelle, an welche die ſcharfe innere Ecke des Pflaſters, (die wir hier als noch vorhanden annehmen,) von einer horizontalen Linie durchſchnitten wird, die man etwas höher, als der Mittelpunkt des Loches iſt, zieht. Bey dieſer Einrichtung kann man den Wellbaum ohne die geringſte Mühe ausheben und wieder einſetzen; dahingegen wird ſelbiger durch ein im Nothſtalle befindliches Pferd, ſelbſt bey der größten Gewalt, die es anwenden würde, auf keine Weiſe verrückt werden.

Die Wellbäume E ſind zwey runde hölzerne Cylinder, von 5 Zoll Durchmeſſer, und an jedem Ende mit einem viereckigen Kopfe verſehen, der 7 Zoll lang iſt, und deſſen Seiten 5 — 6 Zoll in der Breite betragen. Ein ſolcher Kopf wird mit Eiſenblech überzogen, und erhält zwey runde ſich kreuzende Löcher, durch welche das runde Ende eines ſtarken eiſernen Armes F (Fig. 6445) geſteckt wird, wenn man dieſe Wellbäume umdrehen will. Ueberdem erhalten dieſe Köpfe an ihrem äußerſten Ende einen ſtarken eiſernen viereckigen Ring oder Zwinge. Dieſer Ring oder Zwinge macht mit dem ſtarken eiſernen Sperrrade, das mit krummen Zähnen verſehen iſt, und den Sperrrädern der Kutſchen gleicht, nur ein Stück aus. Die Zähne deſſelben ſind von außen nach innen gebogen, nähmlich von oben her betrachtet. Die Haken, die in die Zähne des Sperrrades eingreifen, werden vermittelſt runder Nägel an die Pflaſter befeſtigt, und zwar ſo, daß ſie beweglich bleiben, und durch das Eingreifen in die Zähne des Sperrrades, das Umdrehen des Wellbaumes verhindern. Nur wenn man das verlängerte Ende, oder den Arm dieſes Hakens aufhebt, kann der Wellbaum ſich frey um ſeine Achſe bewegen.

Ein jeder Wellbaum enthält von einem Kopfe bis zum andern ſieben eiſerne Haken, die in paralleler Richtung mit der Achſe gleich weit von einander eingeſchlagen werden. Der Schnabel dieſer Haken ſteht mit der Krümmung der Zähne des Sperrrades in einer entgegen geſetzten Richtung. Die Haken ſind beſtimmt, um an ſelbigen die großen Trageriemen, deren weiter unten Erwähnung geſchieht, zu befeſtigen und gehörig zu erhalten.

Drenzehn Zoll vom Boden Z entfernt iſt die Stelle, von welcher die untere Seite der Stange G (Fig. 6441) die 6 Fuß und darüber lang iſt, ausgeht, ſich an den längeren Seiten ſchräge von einem Pfoſten zum andern erſtreckt, in deren jeden ſie eingreift. Die Stelle, welche die nähmliche Seite oder Fläche dieſer Stange an dem gegenüber ſtehenden Pfoſten berührt, iſt 3 Fuß 11 Zoll und 3 Linien vom Boden Z entfernt. 3 Linien weniger machen bey dieſer Einrichtung keinen Unterſchied.

Die Löcher, in welchen die äußeren Enden dieſer Stange zu liegen kommen, ſind in den einander gegenüber ſtehenden Seiten der Ständer oder Pfoſten befindlich, und zwar gerade in der Mitte ihrer Breite. Man gibt dieſen Löchern eine Breite von 7 Zoll, weil die Stange 3 Zoll im Quadrate hat, und bloß an beyden Enden um 2 oder 3 Zoll ſchmahler ausfällt.

Da dieſe Löcher oben etwas weiter ſeyn müſſen, um die Stangen durch das Niederdrücken des oberen Endes einbringen zu können, und ſelbige wegen der Richtung, die die Stange erfordert, ſchräge ausfallen, ſo gibt man den unteren 2 Zoll Tiefe an der Wand a (Fig. 6441), gegen welche die Stange anliegt. Die Wand b hingegen, welche den Grund des Loches beſtimmt, erhält 3 Zoll Höhe, und eine Zugabe von 5 Linien über der winkelrechten Richtung nach der Wand a gerechnet. Die obere Wand c iſt im rechten Winkel mit der Wand b, ſo daß die Tiefe des Loches, wenn man es horizontol von der Seite des Pfoſtens mißt, und zwar von dem Punkte an, wo die Wand b einen rechten Winkel mit der Wand c bildet, vier Zoll beträgt, die Höhe aber an der nähmlichen Seite gemeſſen, dieſe vier Zoll noch um etwas überſteigt.

Die oberen Löcher ſind 3½ Zoll tief, nähmlich von der Wand e an, auf welcher die Stange aufliegt, gerechnet. Die Wand f ſowohl, als die Höhe des Loches an der Seite des Pfoſtens, ſtehen genau mit einander im Verhältniß, oder hangen vielmehr von der Geſtalt und Einrichtung der unteren Löcher ab, und in gewiſſem Betrachte kann man ſagen, daß die Stange ihre Anlage und Geſtalt beſtimmen, nähmlich durch die Art, wie ſelbige mit dem einen Ende in das untere Loch eingreift, während das obere

obere Ende, das man etwas nieder drückt, den Pfoſten ſelbſt berührt, indem es in das obere Loch um etwa 2½ Zoll eindringt. Man ſieht, daß um dieſen Entzweck zu erreichen, das Loch eine Verlängerung nach oben, oder einen herabſteigenden Einlaß haben muß.

Bey H, Fig. 6441, bemerkt man über der vorerwähnten Stange, eine eiſerne Platte, die in dieſer Figur aber bloß in der Dicke erſcheint. In Fig. 6444, welche die perſpektiviſche Abbildung des Nothſtalles darſtellt, erblickt man dergleichen Platte über dem oberen Einlaß einer jeden Stange, deren Breite die Breite des Einlaſſes nur um einige Linien überſteigt. Dieſe Platte muß ſo lang ſeyn, daß wenn man ſie vermittelſt eines runden Nagels durch das darin befindliche Loch anheftet, und folglich beweglich bleibt, ſie mit ihrem untern Rande die eingeſteckte Stange berührt. Man ſieht leicht ein, daß wenn man dieſe Platte ihrer natürlichen Tendenz überläßt, ſie beſtändig in dieſer Richtung verbleiben, und folglich das Heraufſteigen der Stange verhindern wird. Um daher die Stange aus dem Loche zu heben, muß man jedesmahl die Platte etwas auf die Seite ſtoßen.

An den ſchmahlen Seiten des Nothſtalles bemerkt man noch verſchiedene Löcher, einer dritten Art (J. Fig. 6442), deren Weite einen Zoll oder 14 Linien im Quadrate beträgt. Sie reichen winkelrecht durch die Mitte eines jeden Pfoſtens von einer Seite zur andern. Dieſe Löcher werden ſowohl an der auswendigen als inwendigen Seite, durch ein viereckiges Stück Eiſenblech bedeckt, das in der Mitte ebenfalls eine dem Loche angemeſſene Oeffnung erhält. Dieſes Blech, welches an den vier Ecken mit eiſernen Nägeln angeheftet wird, erhält eine Größe von 3½ Zoll im Quadrate.

Der Mittelpunkt des erſten Loches J¹ iſt 2 Fuß vom Boden entfernt; der des zweyten J² befindet ſich um 5 Zoll höher, der des dritten J³ fünf Fuß 4 Zoll vom Boden; und das vierte J⁴ achtzehn Zoll höher.

Die beyden unteren Löcher J¹, J², dienen zur Aufnahme verſchiedener eiſernen Geräthſchaften, deren Beſchreibung hier zunächſt folgt. Die beyden oberen Löcher ſind für einen beſonderen Theil des Nothſtalles beſtimmt, der gewiſſermaßen einen Noth-

 ſtall

ſtall im Kleinen vorſtellt, und vorzüglich dazu dient, den Kopf des Pferdes unbeweglich zu erhalten.

Unter den verſchiedenen eiſernen Geräthſchaften, die in jedes der acht unteren Löcher der kleinen Seite des Nothſtalles paſſen, je nachdem man kleine oder große Pferde zu behandeln hat, die auf verſchiedene Weiſe geſtellt, und an dieſer oder jenen Stelle des Körpers operirt werden ſollen, bemerkt man vorzüglich das T förmige Eiſen, Fig. 6445. Man bemerkt an dieſem Eiſen einen Abſatz, von welchem zwey Schäfte oder Hälften, beyde in gerader, aber entgegen geſetzter Richtung auslaufen. Die eine dieſer Hälften, die man die Angel nennen könnte, iſt viereckig. und lang genug, um einen Zoll weit durch den Pfoſten zu reichen, ſie erhält an ihrem äußeren Ende Schraubengänge, auf welchen eine Schraubenmutter vermittelſt des Schlüſſels OE (Fig. 6445) angeſchraubt wird, ſo daß alſo der Pfoſten, zwiſchen dem Abſatz dieſes Eiſens und der Schraubenmutter eingeklemmt iſt, das T förmige Eiſen ſelbſt aber unbeweglich erhalten wird. Die andere Hälfte dieſes Eiſens, die ungefähr einen Fuß lang, und achteckig iſt, läuft von demſelben Abſatze aus. Durch das 5 Zoll lange Querſtück, welches an dem äußerſten Ende angeſchmiedet iſt, erhält dieſes Eiſen die Geſtalt eines lateiniſchen T. Ein jeder Arm dieſes T hat folglich $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge, und muß wenigſtens ſo dick ſeyn, als der Schaft des Eiſens ſelbſt iſt; an jedem Ende befindet ſich ein Knopf, der 18 — 20 Linien im Durchmeſſer hat. Der erwähnte Schaft iſt der Länge nach etwas gebogen, und zwar nach der Richtung des Querſtücks, welche zugleich mit einer der Flächen der viereckigen Angel gleich läuft.

Ein zweytes nicht minder nothwendiges Stück iſt die eiſerne Stange A (Fig. 6445,) die cylindriſch iſt und durchaus $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke hat, nähmlich zwiſchen den beyden Armen oder Trägern, die ihr zur Stütze dienen. Dieſe Stange wird, wie die Stange D (Fig. 6443) in die Quere gelegt, aber außer dem Nothſtalle, und zwar in einer gewiſſen Entfernung von demſelben. Die Geſtalt der eiſernen Arme erſieht man aus B Fig. 6445, und noch deutlicher in der Anwendung Fig 6443. Sie haben einige Aehnlichkeit mit dem T förmigen Eiſen, nähmlich von der Schraube an bis zur Mitte des Abſatzes; allein

von

von hieran unterſcheiden ſie ſich durch die gabelförmige Theilung des Schaftes, der zwey Hälften oder Branſchen bildet, wovon die eine etwas länger als die andere iſt, beyde aber an ihrem äußeren Ende einen eiſernen Ring erhalten, deſſen Oeffnung oder Auge $1\frac{1}{2}$ Zoll Weite hat, und der mit der Richtung der Branſchen gleich läuft. Durch dieſe Augen wird die eiſerne Stange B geſteckt, die zu dem Ende da, wo ſie ſelbige berührt, viereckig iſt. Das eine Ende dieſer Stange erhält einen Kopf, um zu verhindern, daß die Stange nicht durch das Auge gleite; das andere Ende aber wird mit einem Abſatze und mit Schraubengängen verſehen, auf welchen die Schraubenmutter angeſchroben wird, die alsdann die Stelle des Kopfes vertritt, und die Bequemlichkeit bewirkt, die Stange nach Befinden der Umſtände in eins von den Löchern der Branſchen zu ſtecken.

Wird die Stange in die Oeffnung der längſten Branſche des Trägers B geſteckt, wenn nähmlich letzterer in dem Loche J^2 (Fig. 6442) befeſtigt worden iſt, ſo wird ſich die Achſe der Stange einen Fuß weit von den Seiten des Nothſtalles, und 2 Fuß 8 Zoll vom Fußboden entfernt, befinden. Wird ſelbige in die Oeffnung der kürzeren Branſche geſteckt, ſo wird die Entfernung der Stange von der Seite des Nothſtalles 9 Zoll, und vom Boden 2 Fuß 8 Zoll betragen. Vermittelſt der 3 Löcher J^1, J^2, J^3, und der beyden Ringe oder Augen jedes Trägers kann man dieſer Stange 8 verſchiedene Richtungen geben.

Jeder Pfoſten oder Ständer hat zunächſt am Fußboden einen gehörig befeſtigten doch aber beweglichen Ring, K (Fig. 6442 und 6444), in welchem die Spannſeile befeſtigt werden.

Die Pfoſten ſind, wie man aus Fig. 6441, 6442 und 6444 erſieht, dicht unter der Oberfläche des Bodens, durch die Riegel B^2, M^2, die aber durch das Pflaſter bedeckt werden, mit einander verbunden. Von den Riegeln M^2 der längeren Seiten laufen zwey ſtarke Querriegel aus, die an beyden Enden in jene gehörig eingezapft ſind, in Hinſicht ihrer Höhe aber mit dem Erdboden gleich laufen. Die Stelle, an welcher dieſe Querriegel eingezapft werden, muß, wenn man eine Linie gerade durch ihre Mitte zieht, 9 Zoll weit von der innern Seite der Pfoſten entfernt ſeyn. Jeder dieſer Querriegel erhält zwey eiſerne

ſerne bewegliche Ringe L, die auf der erwähnten Linie, 13 Zoll von der nächſten Seite des Rothſtalles befeſtigt werden. Man legt dieſe Ringe ſeitwärts in die Querriegel ſelbſt ein; zu dem Ende wird in der Dicke des Holzes eine Vertiefung gemacht, die nach der Größe des Ringes eingerichtet ſeyn muß.

In der Mitte eines jeden oberen Ringes M der kleineren oder ſchmahleren Seite des Nothſtalles, wird die eiſerne Klammer N, die mit einer Rolle verſehen iſt, befeſtigt. Die Rolle erhält ihre Richtung nach der Länge des Nothſtalles; ſie muß ſtark genug ſeyn, um einen Strick, wenigſtens von der Dicke eines Fingers aufnehmen zu können.

Die acht Winkel des Nothſtalles zwiſchen den inneren Seiten der Pfoſten und den unteren Seiten der Riegel B. M. (Fig. 6441. 42) erhalten Conſolen O, die hier als Streben oder Bänder dienen, um das Ausweichen der Pfoſten zu verhindern. Die Beſtimmung dieſer Conſolen wird um deſto beſſer erreicht, da man ſich nicht bloß begnüget, die Zapfen der Pfoſten in den Riegeln durch Holznägel oder Pflöcke zu befeſtigen, ſondern auch der ganze obere Theil des Nothſtalles unter dem Geſimſe durch ein ſtarkes eiſernes Band zuſammen gehalten wird.

Das Lederwerk, welches die bisher erwähnten eiſernen Geräthſchaften eines Nothſtalles gewöhnlich begleitet, beſteht vorzüglich zuvörderſt in dem Hängegurte, C. Fig. 6446. Dieſer iſt zuſammengeſetzt aus 3 einzelnen Riemen a. b. c., 9 Fuß lang und 3½ Zoll breit, wovon ein jeder wieder aus 3 über einander gelegten Ledern beſteht, die durch 6 Nähte der Länge nach zuſammen genähet ſind. Ein ſolcher Riemen erhält an jedem Ende einen eiſernen Ring, deſſen Geſtalt man aus der Abbildung D erſehen kann. Das Eiſen, woraus dieſe Ringe verfertigt ſind, hat 6 Linien im Durchmeſſer, und ihre Geſtalt iſt unſtreitig die ſchicklichſte für ihre Beſtimmung, beſonders in Abſicht der krummen Haken des Wellbaumes, auf welche ſie angehängt werden.

Die drey ledernen Riemen, woraus der Hängegurt beſteht, werden durch einen Querriemen d, der aus zwey Ledern beſteht, und mit jenem von gleicher Breite iſt, durchgezogen. Dieſer Querriemen wird der Länge nach durch 6 Nähte zuſammen gehalten,

nähm-

nähmlich an denjenigen Stellen, wo er die Riemen des Hängegurtes von einander trennt, denn die offenen, nicht durch Nähte zuſammen gehaltenen Stellen dienen hier als Schleifen oder Oehre, durch welche die vorerwähnten Gurte gezogen werden. Die ganze Länge eines Querriemens beträgt zwey Fuß, einen oder zwey Zoll, ſo daß vom äußern Rande des Gurtes a, bis zum äußeren Rande des Gurtes c, ein Abſtand von 2 Fuß und einigen Linien vorhanden iſt. Der Mittelgurt b iſt von den beyden andern gleichweit entfernt; er iſt in ſeiner Mitte an den Querriemen d durch eine ſtarke Riemernaht befeſtigt. An jeder Seite dieſes Querriemens befindet ſich ein ähnlicher Querriemen, e. f., allein dieſe beyden Riemen ſind nicht an dem Mittelgurte befeſtigt, daher man ſie nach der Dicke des Pferdes entweder entfernen oder näher an einander rücken kann. In einer gewiſſen Entfernung von dieſen 3 Querriemen bemerkt man noch die zwey Riemen g h, an jeder Seite einen; ſie ſind zwey Zoll breit und werden aus zweyen auf einander gelegten Ledern verfertigt, die durch 4 Nähte der Länge nach zuſammen geheftet werden. Dieſe Riemen ſind nicht beſtimmt, um das Pferd zu tragen, ſondern ſelbiges zu umgeben, indem ſie von einer Seite zur andern, entweder um die Bruſt oder die Hinterbakken geführt werden. Der Riemen h hat dieſer Urſache wegen eine Länge von 11 Fuß, nähmlich $4\frac{1}{2}$ Fuß auf jeder Seite über die Seitengurte a e hinaus, wiewohl er auf der Kupfertafel nur abgekürzt vorgeſtellt iſt. In einer Länge von 2 Fuß iſt jedes Ende dieſes Riemens mit Löchern für den Dorn einer Schnalle verſehen; dieſe Löcher werden 2 Zoll von einander entfernt, und mit einem Pfriemen eingeſtochen. Der andere Querriemen, der dieſem letztern gegenüber ſteht, und beſtimmt iſt, mit ſelbigem gemeinſchaftlich um das ganze Pferd herum geführt zu werden, erhält nur eine Länge von 3 Fuß, 8—9 Zoll, mit Inbegriff zweyer Schnallen, deren an jedem Ende eine befindlich iſt. Die Enden dieſer Riemen reichen ungefähr 9 Zoll über den äußeren Rand der Gurte a c hinaus. Die Schleifen der Riemen, durch welche die Gurte geſteckt werden, müſſen weit offen ſeyn, um leicht einander genähert, oder von einander entfernt werden zu können. Die Dornſchnallen,

ſchnallen, die der Querriemen g erhält, ſind beſtimmt, um das Ende des langen Querriemens aufzunehmen und feſtzuhalten, und in dieſer Hinſicht muß man die Breite der Schnallen nach ſelbigen einrichten. Dieſe Schnallen werden auf Riemerart gehörig befeſtigt, und mit einem ledernen Ringe verſehen, durch welche die Endſpitzen gezogen werden. Dieſer Querriemen erhält überdieß an dem einen Ende einen Ueberwurf, der auf und ab geſchoben werden kann, und mit einer durchgeſteckten Schnalle verſehen iſt, an dem andern aber bloß einen kleinen Riemen zum Zuſchnallen, der ebenfalls von einem beweglichen Ueberwurf ausläuft. Das Gegenſtück erhält da, wo es mit der Schnalle des vorerwähnten Riemens zuſammen trifft, bloß einen Riemen zum Zuſchnallen, wie bey den vorerwähnten; einer dieſer Riemen läuft über die Kroupe, der andere über den Widerriß weg; ihre Beſtimmung iſt, die beyden vorerwähnten Ledergeräthſchaften mit in der gehörigen Lage zu erhalten.

Um zu verhindern, daß ein widerſpenſtiges Pferd ſich nicht an einer Stelle des Nothſtalles verletze, bedient man ſich der Vorſicht, die Theile gegen welche es ſich anlegt, oder wider welche es ſchlagen könnte, mit Kiſſen oder Polſtern zu belegen, die aus doppeltem Leder beſtehen, und gehörig ausgeſtopft ſind. Dahin gehören z. B. die beyden großen Kiſſen, die an der inwendigen Seite der Pfoſten der ſchmahleren Seite, da wo der Kopf des Pferdes zu ſtehen kommt, angebracht ſind, und die ſich auch noch um einige fingerbreit weiter auf die zunächſt befindlichen beyden Seiten dieſer Pfoſten erſtrecken. Die Länge dieſer Kiſſen beträgt zwey Fuß; man befeſtigt ſie um die Pfoſten vermittelſt vier gleich weit von einander abſtehender Riemen, die am Ende des Kiſſens angeheftet werden, und mit eben ſo vielen Schnallen, die am entgegengeſetzten Rande des Kiſſens befeſtiget ſind, zuſammen treffen.

Auf eben dieſe Weiſe wird das Kiſſen E Fig. 6445, welches das T förmige Eiſen umgibt, befeſtigt, wie man bey E T deutlich ſehen kann.

Dieſelbe Bewandniß hat es mit dem Kiſſen F Fig. 6445, welches um die eiſerne Stange FA geſchnallet wird.

Es

Es würde überflüſſig ſeyn, hier noch mehrere den vorigen ähnliche Polſter zu beſchreiben und abzubilden, da man ſich aus dem, was von der Beſchaffenheit der Polſter überhaupt geſagt worden, leicht einen hinlänglichen Begriff davon machen kann.

Auch bey den gewöhnlichen Spannledern muß man die Verletzungen befürchten, wenn ſich nähmlich die Pferde ſehr unbändig bezeigen, daher man den Theil des Spannleders, der unmittelbar die Feſſel berührt, ebenfalls mit einem kleinen Polſter verſieht, welches über die beyden Ränder des Spannleders hervortritt.

Die Zwanghalfter wird, ſo wie das Spannleder aus ſtarkem aber geſchmeidigem und mit Oehl zubereitetem Leder verfertigt, und an den Theilen, wo ſelbige die Theile des Pferdekörpers unmittelbar berührt, mit Streifen von ſtarkem Tuche gefuttert, die breit genug ſeyn müſſen, um über die Ränder des Bodens hervor zu ragen. Die Eiſengeräthſchaft dieſer Zwanghalfter wird mit dünnem öhlgarem Schafleder überzogen. Durch dieſe Einrichtung wird den Verletzungen vorgebeugt, welche der eiſerne Ring, welcher unter der Ganaſche zwey Stück des Maulkorbes zuſammen hält, etwa veranlaſſen könnte*).

Die mit Oehren verſehenen Gurte, deren man ſich bedient, um die Beine des Pferdes entweder feſt zu halten, oder um ſelbige an den Querſtangen des Nothſtalles oder an dem T förmigen Eiſen zu befeſtigen, brauchen nicht gefuttert zu werden. Das Gewebe dieſer Gurte gleicht einiger maßen dem Gewebe des Zwirnbandes, iſt aber ungleich gröber. Da dergleichen Gurte zu verſchiedenen Abſichten dienen, ſo hat man ſie von verſchiedener Länge bis auf 14 Fuß. Die gewöhnlichen ſind 7 — 8 Fuß lang.

Das unter der Erde befindliche Holzwerk des Nothſtalles beſteht aus 8 Bohlen, die ſechs bis ſieben Zoll im Quadrate ſtark ſeyn müſſen. Die vier Seiten P erhalten eine Länge von 8 Fuß, da hingegen

*) Die nähere Beſchreibung aller der Theile, welche zum Feſthalten des Kopfs zu jeder Abſicht dienen, und welche gleichſam einen Nothſtall im Kleinen vorſtellen, übergehe ich hier, um nicht zu weitläufig zu werden. Man findet ſie in dem Bourdelatſchen Werke S. 115 ff. mit dazu gehörigen Abbildungen.

gen die mit Q bezeichneten nur 5 Fuß 9 Zoll Länge erhalten.

Die Pfoſten A Fig. 6441. 42 und 44. ſind an ihren unteren Enden als vierſeitige Schwalbenſchwänze geſchnitten, und die Lagerhölzer P ſelbigen genau angepaßt, ſo daß letztere zugleich die Stelle der Strebehölzer vertreten. Um die Lagerhölzer aber noch feſter zuſammen zu halten, dienen vorzüglich die mit Einſchnitten verſehenen Querriegel Q, wovon der eine Q^1, zugleich zur Unterlage dient, und mit ſeinem bis zur halben Holzdicke reichenden Einſchnitte in die Einſchnitte der Lagerhölzer eingreift, folglich die Trennung derſelben verhindert. Der andere Querriegel Q^2, der über den erſten gelegt wird, und zwar ſo, daß die Einſchnitte auf einander paſſen, befördert die Beſtimmung des erſten, und zugleich die genaue Vereinigung der vier Pfoſten im Fundamente. Fig. 6439 findet man das untere Ende des Pfoſtens A abgebildet; die Hälfte des beſondern Aufriſſes dieſes Theils zeigt die Hälfte des Schwalbenſchwanzes in punctirter Zeichnung, und die andere Hälfte von oben herab geſehen, und horizontal vorgeſtellt, dicht am Halſe abgeſchnitten. Um dieſe Abbildung deſto deutlicher zu machen, hat man das Lagerholz P^1 außer ſeiner Stelle befindlich vorgeſtellt, und daher nur bloß durch Punkte bezeichnet. Die übrigen punctirten Linien in dieſer Zeichnung ſtellen die Querriegel B und M vor. Fig. 6440 erblickt man den Pfoſten A von oben geſehen, und zwar ſo, als wäre ſelbiger dicht über der Stelle, wo die Zapfen der Querriegel in ſelbigen eingreifen, abgeſchnitten. Man ſieht überdem aus dieſer Zeichnung, daß der Querriegel vermittelſt dreyer Zapfen mit dieſem Pfoſten verbunden iſt. Der Querriegel Q^2, ſo wie die Lagerhölzer P^1 und P^2 erſcheinen am obern Theile dieſer Zeichnung. In Fig. 6441 erblickt man das Lagerholz P, welches das andere bedeckt, ferner die Enden der Querriegel Q^1 und Q^2, und dicht daneben den Schwalbenſchwanz in punktirter Zeichnung.

In Fig. 6442 ſind die Querriegel Q^1 und Q^2 einer über den anderen gelegt, und wie ſie die Lagerhölzer P, deren Enden man hier bloß erblickt, umfaſſen.

Alle

Alle dieſe Stücke erhalten im Grunde ein tüchtiges Mauerwerk zur Unterlage, und mit einem ähnlichen Mauerwerke wird der ganze übrige Theil des unter der Erde befindlichen Gebälkes verſehen. Das Mauerwerk wird übrigens bis zum Pflaſter in die Höhe aufgeführt. Dieſes letztere muß mit der Oberfläche des Bodens, auf welchem der Nothſtall erbauet iſt, gleich laufen; doch ſo eingerichtet ſeyn, daß das Regenwaſſer um den Nothſtall her gehörig ablaufen kann. Die Riegel B^2, M^2, befinden ſich mit dem Steinpflaſter in gleicher Höhe.

Bey Legung des Grundes zum Nothſtalle muß die Grube 8½ — 9 Fuß lang ſeyn. An Orten, wo das Mauerwerk theuer iſt, darf bloß das Fundament rund umher ausgemauert werden; der ganze innere Raum aber kann mit Erde ausgefüllet werden; um das Zuſammenfallen dieſer Erde zu verhüten, muß man ſelbige gleich anfangs recht feſt zuſammen ſtampfen laſſen.

Das Dach des Nothſtalles iſt, wie man aus der Abbildung erſehen kann, ein ſogenanntes Zeltdach mit zwey Gibelſpitzen, die man Fig. 6441. 42. zum Theil erblickt. Der Hauptſperriegel S, Fig. 6442, iſt 10 Fuß 3 Zoll lang; er ruhet auf dem Querriegel M, ſo daß er den ganzen Nothſtall der Breite nach in zwey gleiche Hälften abtheilt, und die Enden noch auf jeder Seite um zwey Fuß hervor ragen. 3 Fuß 9 Zoll von jedem Ende an gerechnet, trifft die Mitte eines Einſchnittes, den dieſer erſte Sparriegel zur halben Holzdicke erhält, in welchen der Sparriegel T, der mit einem ähnlichen Einſchnitte verſehen iſt, genau paßt. Dieſer letzte Sparriegel, von welchem in der Abbildung bloß die Enden ſichtbar ſind, ruht auf den Querriegeln B, kreuzt in geradem Winkel den erſten Sparriegel, und ragt 2 Fuß über jeder der breitan Seilen des Nothſtalles hervor. Zu den Sparriegeln ſowohl, als zu den ſtärkeren Holzſtücken des Daches nimmt man dreyzöllige Sparren, die einen halben Zoll höher als breit ſind.

Die zwey Giebelſpieße werden da, wo ſich die Sparriegel einander kreutzen, angebracht; ſie ſind rund und betragen im Durchmeſſer 9 Zoll. Man gibt ihnen Einſchnitte, die tief genug ſind, um die Sparriegel der Dicke nach in ſelbige einzufalzen.

Ein

Ein zweyter Einſchnitt, der mit dem Winkel, den das Dach unterwärts bildet, gleich läuft, dient zur Aufnahme der Sparrklötze U. Letztere werden, wie bereits vorhin bemerkt worden iſt, in den Einſchnitten X, den die Pfoſten des Nothſtalles oberwärts erhalten, eingepaßt, und an Ort und Stelle gehörig verpflockt.

Die Enden der Sparriegel und Sparrklötze werden oberwärts nach der Schräge des Daches abgeſtutzt, ſo daß ſie endlich ſcharf auslaufen. Die Stuhlſäulen ſowohl, als die Dachſparren ſelbſt, laufen in der nähmlichen Schräge bis zum Giebelſpieße R fort, in welchen ſie ebenfalls eingefalzt werden. Die Giebelſpieße erſtrecken ſich bis zum Dachrücken in die Höhe, allwo ſie einem zierlichen Knopf oder einer Vaſe zur Baſis dienen. Durch den Giebelbalken AE der von einem Giebelſpieße zum andern reicht, und in ſelbige eingefalzt iſt, werden letztere auf dieſer Seite gehörig erhalten.

Alles zum Dache gehörige Gebälke wird vermittelſt ſtarker Nägel mit einander befeſtiget, wie z. B. Sparr- und Querriegel. Zur Befeſtigung des Dachſtuhls ſelbſt dienen vornähmlich die Giebelſpieße, die wie überhaupt bey Dächern, die Stuhlſäulen gegen die Sparriegel drängen, folglich keins von beyden ausweichen kann. Anſtatt der gewöhnlichen eiſernen Bänder, womit man die Giebelſpieße zu verſehen pflegt, erhalten die hier beſchriebenen an ihrem Untertheile eine ſtarke eiſerne Scheibe, durch welche eine lange eiſerne Holzſchraube reicht, die zugleich durch die Sparriegel, da wo ſich ſelbige kreuzen, dringt, und tief in dem Giebelſchoſſe ſelbſt eingeſchraubt wird. Durch die erwähnte Scheibe werden die Sparrklötzer in den Zapfenlöchern, die unterwärts keine Vorſprünge haben, unbeweglich erhalten, und zugleich dem Heraufſteigen der Giebelſpieße vorgebeugt.

Statt der Dachſperren und Latten bedient man ſich kieferner Breter, die unten auf die Dachſchwellen aufgenagelt werden. Die Dachtraufe erhält, dieſer Einrichtung zu Folge, unter dem Schiefer eine Dicke von ungefähr drey Zoll, welches nähmlich die Dicke von zwey kiefernen Bretern, der Aufſchöpflinge und des Geſimſes iu. Nach auswärts wird die Dachtraufe rinnenartig abgefalzt, iſt Geſtalt eines ausgehöhlten Viertelſtabes, deſſen Mittelpunkt nach oben

oben gekehrt iſt, und der rund um das Dach her laufenden blechernen Rinne zur Befeſtigung dient. Dieſe Rinne erhält an jeder Seite des Nothſtalles einen zweyfachen Abfall, um das Regenwaſſer in den Ecken zu ſammeln, welches alsdann durch die angebrachten Traufröhren in einer gewiſſen Entfernung vom Nothſtalle ausgeleert wird.

Zum Nothſtalle iſt, das Dach ausgenommen, Eichenholz am beſten, vorzüglich gilt dieß von den vier Pfoſten oder Ständern. Um das Werfen und Reiſſen dieſer Pfoſten ſoviel möglich zu verhindern, thut man wohl, zu jedem den vierten Theil eines Stammes zu wählen; im entgegen geſetzten Falle muß man befürchten, daß dadurch das Schwinden und Reiſſen der Holzſtücke der ganze Nothſtall, ſo wie die dabey angebrachten Maſchinen unbrauchbar gemacht werden. Da der Erfahrung zu Folge gewöhnlicher Mauerkalk das Eichenholz verbrennet, ſo muß man ſich zu dem Mauerwerke unter der Erde, im Fall man keinen Gyps zur Hand hat, bloß des mit gehöriger Sorgfalt bereiteten Erdkalkes bedienen.

Vermiſchte Nachrichten über Pferde und Pferdezucht.

Nachrichten von der Beſchaffenheit, Wartung und Fütterung der Pferde in den Ställen des ehemahligen Groß-Moguls oder Kaiſers von Hindoſtan.

Der Großmogoliſche Staat iſt zwar ſchon ſeit mehreren Jahren aufgelöſet und in mehrere Theile zertrümmert worden, wovon die Engländer bekanntlich ſehr bedeutende Provinzen in Beſitz bekommen haben. Folgende Nachrichten ſind indeß wegen des Abſtechenden gegen unſere Behandlung der Pferde für Liebhaber dieſer Thiere intereſſant.

„Der indiſche Kaiſer von Hindoſtan iſt ein großer Pferdeliebhaber und Pferdebändiger, daher

her bringen die Kaufleute beſtändig eine große Anzahl Pferde von den beyden Iraks, Ruhm, Turkiſtan, Badakſchan, Schirwann, Kherghez, Tibet und Kaſchmir; auch kommen ganze Heerden von Turan und Iran, ſo, daß gegenwärtig in den kaiſerlichen Ställen 12000 Pferde ſind. Und eben ſo, wie täglich einige hineinkommen, ſo gehen täglich einige als Geſchenke und zu andern Beſtimmungen hinaus.“

„Man hat geſchickten Leuten die Aufſicht über die Stutereien anvertraut, ſo, daß die hindoſtaniſchen Pferde in Kurzem die Arabiſchen übertreffen werden. In allen Theilen des Reichs werden ſchöne Pferde gezogen, die zu Kotch *) aber ſind die beſten und den Arabiſchen gleich an Güte. Man ſagt, vor langen Zeiten habe an der Küſte von Kotch ein arabiſcher Kaufmann Schiffbruch gelitten, welcher ſieben ausserleſene Pferde bey ſich gehabt, und dieſe ſollen die Ahnen der Pferde in dieſer Gegend ſeyn. In Penjab zieht man auch Pferde, welche den Perſiſchen gleichen, vornähmlich in dem Strich, welcher zwiſchen den Flüſſen Sind und Behat liegt, und auch Sebahy genannt wird.“

„An folgenden Orten iſt auch eine gute Zucht Pferde: Pütty, Hibetpur, Beiwareh, Tebareh, Agra, Mewat, und der Subaſchaft Ajmer.“

„In den weſtlichen Gebürgen von Hindoſtan gibt es eine Raße ſtarker, harter Pferde, welche Gowt genannt werden, und an den Gränzen von Bengalen, nahe bey der Provinz Kotch, iſt

*) Dieſen Nahmen führt eine perſiſche See-Provinz an den Gränzen der indiſchen Landſchaft Tatta. Sie wird gröſtentheils von den wilden Balluſchen bewohnt, iſt auch unter dem Nahmen Macran Ketch Macran bekannt.

iſt eine Art Pferde, zwiſchen einem Türkiſchen und einem Gowt, welche Tanghan heißen."

„Der Kaiſer hat wegen der großen Liebe, die er für Pferde hat, viele weiſe Einrichtungen ihrentwegen gemacht. So hat er zum Beyſpiel verordnet, daß ein beſonderer Ort für die Pferdehändler beſtimmt wird, wo ſie alle Bequemlichkeit finden, zugleich aber, damit die liſtigſten unter ihnen keine Gelegenheit haben mögen, ihre Pferde an Privatperſonen zu verkaufen; aber die, welche ſchon als redliche Leute bekannt ſind, können ihre Pferde hinſtellen, wo ſie wollen, wenn ſie ſolche nur zu einer beſtimmten Zeit vorzeigen."

„Auch ſind geſchickte Leute aufgeſtellt, den Preis der Pferde zu beſtimmen, und der Kaiſer gibt aus übermäßiger Güte, um alle Erwartungen der Pferdehändler zu befriedigen, immer 20 oder mehr Rupien über den geſetzten Preis."

„Es gibt zweyerley Pferde, die, welche Kaſeh ſind, und die, welche nicht Kaſeh ſind, oder nicht zum perſönlichen Gebrauch des Kaiſers beſtimmt ſind."

„Folgende ſind Khaſeh: Sechs Ställe, von denen jeder 40 auserleſene perſiſche oder arabiſche Pferde enthält. Die Ställe der 3 Schahzahdahg oder kaiſerlichen Prinzen. Die Ställe der türkiſchen Pferde zum Reiſen, und die Ställe der Pferde, welche in den kaiſerlichen Stutereyen erzogen werden. Jeder Stall hat ſeine beſondere Benennung. Die 6 erſten Ställe ausgenommen, ſind in allen andern nur in jedem 30 Pferde. Der Kaiſer reitet auf allen Pferden in den 6 Ställen, und gelegentlich auch noch auf einigen andern."

„Die Ställe der Schahzahdahs und die von der hindoſtaniſchen Zucht ſind von dreyerley Art, nähmlich von 30, von 20 und von 10 Pferden. Ein Pferd, welches nicht mehr als 10 Mohurs *) werth iſt, kommt in die Ställe von 10, die deren Werth von 10 bis 20 Mohurs iſt, kommen in die Ställe von 20 Pferden u. ſ. w.“

„Alle Pferde in den Ställen, welche Khaſeh ſind, werden täglich mit Lappen geputzt, gerieben und gewaſchen, und 4 Pferde werden von einem Knecht gewartet, deſſen Beſchäftigung ganz allein ſeine Pferde ſind.“

„Das tägliche Maaß des Futters für die Pferde iſt folgendes:“

„Jedes Khaſeh-Pferd erhält täglich im Winter 15 Pfund gekochtes Malz, und im Sommer 15 Pfund Nakhud (eine unbekannte Hülſenfrucht), von dieſen 15 Pfund werden 4 zu Mehl gemahlen. Im Winter, ehe dem Pferd Mehl gegeben wird, bekommt es 3 Pfund Zucker und 1 Pfund Butter. Man gibt ihnen auch täglich friſches Gras, ausgenommen in der Jahrszeit, wo der grüne Weitzen iſt; auch gibt man ihnen dann Molaſſen, anſtatt Zucker, und keine Butter. Während der 6 erſten Tage, wo ſie friſchen Weitzen freſſen, gibt man ihnen kein Korn. Nachher haben ſie 12 Pfund Korn und 4 Pfund Molaſſen täglich. In den perſiſchen und türkiſchen Ställen bekommen ſie in den kühlen Monathen täglich 15 Pfund gekochtes Getreide, und jedes Pferd einmahl wöchentlich ein halb Pfund Salz. Zu der Zeit, wo man ihnen Weitzen und Butter reicht, bekommen alle Pferde,

*) Mohur iſt eine bengaliſche Goldmünze, die zwiſchen 14 und 16 Rupien gilt.

de, die 30 Mohurs und darüber werth ſind, täglich 2 Pfund Zucker. Die von geringerem Werth von 29 bis 21 Mohurs bekommen 1 Pfund, und die darunter gar keines. Ehe die Pferde den Weitzen freſſen, bekommen alle die, welche 20 Mohurs und darüber werth ſind, 50 Pfund Butter. Die von 11 bis 20 Mohurs bekommen 40 Pfund Butter, und die von geringerem Werth bekommen weder Zucker, noch Butter oder Weitzen. Hingegen erhalten die von dieſer Claſſe täglich ein Fünftel Pfund Salz. Ein Füllen bleibt die erſten 3 Monathe bey der Stute, in den folgenden 9 Monathen gibt man ihnen die Milch von zwey Kühen, in den nächſtfolgenden ſechſen täglich 5 Pfund Korn, und alle 6 Monathe darauf 2 Pfund Korn mehr, bis es 3 Jahre alt iſt, da es als ein ausgewachſenes Pferd betrachtet wird."

„Die Pferde werden jährlich zweymahl beſchlagen, auch werden die Pferde von jedem Stall mit der Summe, welche ſie gekoſtet haben, bezeichnet. So zeichnet man ein Pferd, welches 10 Mohurs gekoſtet hat, mit der zehen, und eines, welches 20 koſtet, mit der Zahl 20 u. ſ. w."

Einige Nachrichten über die Pferdezucht und Behandlung der Pferde in Paraquai und Chili.

Sehr zahlreich ſind die Horden von wilden Pferden, welche in den Ebenen von Paraquai und Chili herum irren. Die Pferde in dieſen Provinzen ſtammen alle von den 7 Stück Pferden ab, welche die Spanier ins Land gebracht haben. Jetzt iſt eine Ebene von 200 Meilen mit wilden Pferden bedeckt, von denen man ſo viele fangen und ſich zueignen kann, als

man will. Weil ſie ſehr niedrig im Preiſe ſind, ſo hat ein oft nicht ſehr bemittelter Mann an 50,000 Pferde. Es gibt Paßgänger, Trabgänger, und noch eine dritte Art, die zwiſchen Trab- und Paßgängern das Mittel halten, und von den Spaniern Passitrotes oder Marchadotes genannt werden. Sie bleiben das ganze Jahr auf dem Felde, ohne anderes Futter zu haben, als das um ſie her wachſende Gras. Manchmahl nagen ſie auch an Baumreiſern, und ſogar auch an dürrem Holze. Wenn im Winter das Gras welkt, ſo welken ſie auch ab, und ihre Farbe wird dunkler; wird das Feld wieder grün, ſo nehmen ſie auch wieder zu, und bekommen ihre alte Farbe wieder. Ihrer Tugenden ſind viel, nur daß ſie vor jedem neuen Gegenſtande ſcheu werden. Beſchlagen läßt man die Pferde in Paraquai nicht, denn ein Hufeiſen würde mehr koſten, als das Pferd ſelbſt. Die Reitpferde ziert und vertheuert vorzüglich ein langer und dicker Schweif. Es würde ſich daher auch der elendeſte Mohr ſchämen, auf dem prächtigſten geſtutzten Engländer zu reiten. Eines andern Pferd den Schweif abhauen, iſt hier die empfindlichſte Rache, und eines der ärgſten Schimpfwörter Rabon, d. i. ein Pferd ohne Schweif.

Man fängt dieſe Pferde daſelbſt gewöhnlich wie die Elephanten. Man treibt nähmlich ganze Schaaren derſelben in Gehege, die vorn ſehr weit ſind, und hinten immer enger werden. Hier ſchließt man die wilde Pferde ein, und läßt ſie eine Zeitlang hungern, bis man ſie wegführen kann. Einige Reuter können in wenigen Tagen mehr als Tauſend fangen. Dobrizhofer,

der

der Verfaſſer dieſer Nachrichten, war ſelbſt Zeuge geweſen, daß ſechs ſpaniſche Pferdejäger einen Haufen von zweytauſend Pferden auf ein großes Landgut getrieben, und dieſe ganze Schaar für einige Ellen von wollenem Zeuge verkauft haben. Viele Tauſende von dieſen Pferden werden täglich bloß um ihres Fetts willen getödtet, womit die Häute von Hirſchen bereitet werden. Die Indianer brauchen die Pferde nicht bloß zum Reiten, ſondern auch zur Nahrung. Sowohl die Spanier, als die Indianer ſind, wie die Hirtenvölker in Aſien, und ſelbſt die angeſehenen Morgenländer in den Städten beſtändig zu Pferde, und machen zu Fuß auch nicht den kleinſten Weg oder Beſuch in der Nachbarſchaft. Die amerikaniſchen Pferde ſind lange nicht ſo kraftvoll, als die Europäiſchen, und man kann niemahls ein Pferd, das man des Morgens geritten hat, des Nachmittags wieder brauchen. Wenn daher ein Reiter eine Reiſe von mehreren Tagen machen will, ſo muß er beſtändig 4 Reitpferde zum Abwechſeln bey ſich haben. Bey dieſer Kraftloſigkeit aber ſind dieſe Pferde härter, als die ſchönſten Pferde unſeres Erdtheils, und auch viel geſchickter und fähiger, die ſteilſten Berge und Felſen mit unglaublicher Geſchwindigkeit hinan und hinab zu rennen. Wenn die Chilienſer fliehen, ſo drehen ſie ſich unter den Bauch des Pferdes, um durch die Aeſte von Bäumen und Geſträuchen, zwiſchen welchen ſie durchfliegen, nicht verletzt zu werden.

Beſchreibung des Marſtalls des türkiſchen Kaiſers.

Die zum Marſtalle des türkiſchen Kaiſers gehörigen Ställe nehmen einen ſehr großen

 Raum

Raum im Umfange des Serails ein. Eine Anzahl von 3500 Leuten werden zum Dienſt des Marſtalls gebraucht. Die Zahl der Marſtallspferde, welche zum Dienſte des Kaiſers und ſeiner Suite erfordert werden, beläuft ſich im Ganzen auf 3000 Pferde; welche Anzahl weder vermehrt noch vermindert werden kann, denn dieſes iſt ein Geſetz oder Gewohnheit.

Auf der linken Seite des zweyten Vorhofs der Küche gerade gegenüber, iſt des Kaiſers kleiner Marſtall, in welchem nur 520 bis 30 auserleſene Pferde ſtehen, die allein zu dem perſönlichen Gebrauche des Grosherren beſtimmt ſind.

Ueber dieſem Leibmarſtall hangen in großen Sälen die dazu gehörigen Sättel, Decken, Zäume und übrigen Pferdezierrathen, die wegen der vielen und koſtbaren Edelgeſteine und der wahren orientaliſchen Pracht von unſchätzbarem Werthe ſind. Ein einziges dieſer Pferdezeuge koſtet gegen 10 tauſend Pfund Sterling, alſo über hunderttauſend Gulden.

Die großen Ställe ſtehen der Länge nach an dem Kanal, der an der Mauer des Serails vorbeyläuft, hin. Sie ſind ſehr gut verſehen, und niemahls iſt ein Platz darin leer.

Der Kaiſer hat daſelbſt vortreffliche Pferde, die er im Kriege oder bey prächtigen Aufzügen gebraucht, wenn er den Fremden die Herrlichkeiten und Größe ſeines Hofes zeigen will, auch macht er zuweilen Geſchenke an fremde Monarchen, oder an die Geſandten u. ſ. w.

Die Pferde ſind entweder Wallachen oder Hengſte. Stuten hat der Kaiſer nicht in ſeinem Leibmarſtall.

Sobald

Sobald ein gutes Pferd zum perſönlichen Gebrauch des Grosherren angeboten oder angenommen wird, ſo ſucht man eins von denen, die am wenigſten von Werth ſind, anderswo anzubringen, und wenn ein Pferd ſtirbt, oder dieſe oder jene ſeiner guten Eigenſchaften verliert, ſo kommt gleichfalls ein anderes an ſeine Stelle, und auf dieſe Weiſe wird die Zahl der 3000 immer vollſtändig erhalten.

Alle dieſe Pferde ſind entweder von arabiſcher, ägyptiſcher oder perſiſcher Raße, die alle ohne Zweifel beſſer, als die Pferde aus Natolien und Romanien ſind, welche beyde Gattungen in Conſtantinopel nicht geachtet werden.

Um ſich der beſten Pferde, die in Conſtantinopel ankommen, zu verſichern, ſo iſt ein ſehr altes Geſetz vorhanden, nach welchem die Eigenthümer oder diejenigen, welche ſie in die Stadt bringen, mit dem Tode beſtraft werden, wenn ſie dieſelben nicht zuerſt dem Stalle des Grosherrn anbieten, ehe ſie ſolche zum Verkauf auf den öffentlichen Markt bringen, oder an andere verkaufen.

Alle dieſe Pferde des Grosherrn ſind in drey Ställe vertheilt. In dem erſten und größten befinden ſich 1800, in dem zweyten 700, und in dem dritten oder dem eigentlichen Leibmarſtall des Grosherrn 530.

In einem andern Stall ſind auch noch 400 Maulthiere befindlich, welche ganz allein gebraucht werden, das Gepäck und andere Nothwendigkeiten für den Grosherrn und ſein Gefolge fortzuſchaffen, wenn der Hof ſich aufs Land, oder auf eine andere Reiſe begibt. Eine ſolche Anzahl Maulthiere iſt um ſo nothwendiger, da man keine Wagen hat, deren man ſich ſtatt

derſelben, wie bey uns in Deutſchland bedienen könnte. Auch dienen viele dazu, um die Sänften zu tragen, worin die Weibsleute transportirt werden.

Zu der großen Anzahl Pferde, welche dem türkiſchen Kaiſer beſonders gehören, kommen auch noch diejenigen hinzu, die den vornehmſten Beamten des Serails zuſtändig ſind, deren es eine große Menge gibt, die alle auf Koſten des Großherrn gewartet und gefuttert werden. Der Kislar-Agha, der Oberſte der ſchwarzen Verſchnittenen hat deren allein 300 zu ſeinem beſonderen Dienſte, und ſo haben die übrigen Beamten nach Verhältniß jeder eine gewiſſe Anzahl. Jeder Page, ſo elend er auch ſelbſt iſt, hat wenigſtens 3 Pferde. Man kann alſo, ohne es im geringſten zu übertreiben, die Anzahl der in den Ställen des türkiſchen Kaiſers befindlichen Pferde auf 6000 Stück annehmen. Dieſe Anzahl würde freylich nicht 3500 Menſchen zur Wartung erfordern, da aber dieſe Leute beſtändig aufpaſſen müſſen, auch die Beyſchaffung des nöthigen Futters haben, und überhaupt die Wartung und Reinlichkeit in den Ställen ſehr gut ſeyn ſoll, ſo folgt daraus, daß dieſe Anzahl nothwendig iſt. Hierzu kommt noch, daß die Türken die Gewohnheit haben, ihre Pferde im Monat May aufs Gras zu ſchicken; auch bey dieſer Gelegenheit mehrere von den Stallleuten Urlaub bekommen, hingegen andere an ihrer Stelle ſo lange täglich 1 bis 2mahl die Fourage für die abweſenden beyſchaffen müſſen, welches alles eine große Anzahl Leute erfordert. Der Arpah Emini iſt eigentlich der Fourageverwalter, welcher die Aufſicht hierüber hat. Der

Bujuk-

Bujuk Imrahor iſt der Oberſtallmeiſter des Groß=herrn, unter deſſen Befehlen die Ställe ſtehen.

Der Kujuk-Imrahor iſt der erſte Stall=meiſter nach dem Oberſtallmeiſter. Der Rekab-dar-Agha iſt derjenige Stallmeiſter oder Ober=bereiter, welcher die Leibpferde des Kaiſers zu=reitet, und allemahl demſelben, wenn er ſich zu Pferde ſetzt, den Steigbügel hält.

Der Schemneni-Agha iſt diejenige Perſon beym Leibſtall, welche allezeit den Stuhl trägt, von welchem der Kaiſer aufs Pferd ſteigt, und wieder abſitzt.

Meidan heißt die offene Reitſchule, ein viereckiger, unbedeckter Platz, worauf die Pferde geritten und dreſſirt werden. Es gibt aber auch eine bedeckte Reitſchule, die aber wenig gebraucht werden ſoll.

Einige Nachrichten von der Pferdezucht in der Ukraine, in Finnland und in der großen Tartarey.

In der Ukraine, und bey den Koſaken am Don-Fluſſe werden die Pferde für beſtändig auf freyem Felde in Horden von 3 bis 500, ohne Obdach erhalten, ſelbſt in den rauheſten Jahres=zeiten, wenn der Schnee das Erdreich bedeckt. Die Noth lehrt die guten Thiere, ſich ſelbſt Rath zu ſchaffen, um zu ihrer Nahrung zu ge=langen, indem ſie mit den vordern Füßen den Schnee beſeitigen, und ſo das magere Futter aufſuchen. Dieſe ganzen Heerden werden durch zwey oder drey Menſchen gehütet. Das ſon=derbarſte aber iſt, daß die unvernünftigen Thiere unter ſich ſelbſt einen Chef oder Anführer aus=wählen, der ſie gleichſam kommandirt, ſie an=führt, ſie in Ordnung bringt, wenn ſie weiter

fortziehen oder anhalten ſollen. Eben dieſer Anführer ordnet auf die ſeltſamſte Weiſe die nöthigen Bewegungen an, wenn der Trupp durch Wölfe oder durch andere Raubthiere überfallen wird. Er iſt ſtets munter und wachſam, er umgeht öfters ſeinen Trupp, und wenn zuweilen ein Pferd aus der Ordnung tritt, oder zurück bleibt, ſo läuft er auf ſelbiges zu, und treibt es an ſeinen gehörigen Ort. Sie ziehen immer in einer gewiſſen Ordnung fort, und theilen ſich in der Weide wieder in Unterabtheilungen, ohne ſich weiter zu trennen oder zu vermengen. Vier bis fünf Jahre behauptet dieſer Anführer ſeine Stelle, zeigt er ſich minder thätig, ſo ſchließt ſich aus dem Trupp ein anderes Pferd aus, und überfällt den alten Anführer, der denn, wenn er nicht überwältigt wird, ſein voriges Commando behält, im andern Fall aber, ſich unter den Trupp zurückzieht, und ſeinem Ueberwinder den Platz überläßt.

In Finnland werden die Pferde im Monathe März auf die freye Weide getrieben. Sie weiſen ſich da in den Wäldern ihre eigene Sammelplätze an, geſellen ſich truppweiſe, ohne ſich von ihrer Parthie zu trennen, und ihren Bezirk zu überſchreiten. Iſt der Platz ganz abgeweidet, ſo ziehen ſie in der nähmlichen Ordnung weiter. Ihre Züge ſind ſo gleichförmig, daß ihre Eigenthümer es jederzeit wiſſen, wo ſie anzutreffen ſind, wenn man ſie brauchen ſollte, und nach verrichteter Arbeit kehren ſie wieder ſelbſt zu ihren Kameraden auf die Weide zurück, die ſie denn nicht eher verlaſſen, als im Monath September, wo die Witterung äußerſt rauh wird.

In der großen Tartarey, beſonders auf der Seite des Kaſpiſchen Meers, bedient man ſich, um wilde Pferde zu fangen, einer gewiſſen Gattung Raubvögel, die es in dem Lande häufig gibt. Dieſe werden von eigenen Leuten eigends darzu abgerichtet, daß ſie dem Pferde auf den Hals fallen; und während ſolches ſich bemüht und abmattet, ſich ſeiner Bürde zu entledigen, wird es von Menſchen gefangen. Dieſe wilden Pferde ſind von einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß ſie ſelbſt dem Pfeile des geſchickteſten Jägers entkommen. Sie ziehen in großen Haufen herum; und wenn ſie zahme Pferde antreffen, ſo dulden ſie ſolche nicht unter ſich, und nöthigen ſie zur Flucht. Der Abbruch an Nahrung, Trank und Schlaf iſt das beſte Mittel, dieſe wilden Pferde, die unter dem Nahmen Wildfänge bekannt ſind, zahm und gelehrig zu machen. In kurzer Zeit verlieren ſie dadurch die Idee der Freyheit, und ſie vergeſſen ſie ſogar, daß, wenn ſie zufälliger Weiſe auch ganz in Freyheit kämen, ſie dennoch die Wildheit zum zweyten Mahl nicht wieder annehmen würden. Sie erkennen ihre Eigenthümer und Wärter ſehr gut, und laſſen ſich durch deren Zutritt und Zuruf leicht fangen. Ein Beweis, daß dieſe Thiere, ſo wie das ganze Pferdegeſchlecht, von Natur aus ſanft, und aufgelegt ſind, ſich mit den Menſchen vertraut zu machen, mit ihnen zu wohnen, und ihnen unterthan zu ſeyn.

Nach-

Nachrichten von der Privat-Pferdezucht in dem Königreiche Preußen, beſonders in Litthauen *).

Nachſtehende Angaben ſind vor 10 Jahren von einem Kenner dieſes Landes niedergeſchrieben, welches man wiſſen muß, da ſeit der Zeit ſich manches geändert haben kann. Die Landesart im Ganzen wird indeß doch geblieben ſeyn, und ſo erhält man hier eine Ueberſicht der dortigen Art, Pferde zu ziehen.

„So wenig genaue Nachrichten vom Zuſtande der Pferdezucht im Königreiche Preußen vorhanden ſind, ſo ſehr verdienen ſie, wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes und der zweckmäßigen Einrichtung der dortigen Geſtüte allgemeiner verbreitet zu werden. Natur und Convenienz ſcheinen dieſes Land, und vorzüglich das Litthauiſche Kammerdepartement mit beſonderen Vortheilen zur Pferdezucht ausgerüſtet zu haben, die einigermaßen aus einander geſetzt werden müſſen, da der gegenwärtige Aufſatz ſich auf die Beſchreibung der Privatgeſtüte beſchränkt ohne auf die bekannten königlichen Haupt- und Landgeſtüte Rückſicht zu nehmen.“

„Der größte Theil von Preußen, nahmentlich Litthauen, beſtehet ganz aus königlichen Domainen, die in größere oder kleinere Stükke Landes an Pächter oder Beamte, nach dem Kammeranſchlag zum Anbau und zur beſtmöglichſten Benutzung überlaſſen werden. Theils Gewohnheit und wirklicher Nutzen für den König, theils die große Summe Geld, welche zur Uebernahme eines ſolchen Amtsinventarii gehört, haben dieſe Güter

*) S. Taſchenbuch auf das Jahr 1798, für Pferdeliebhaber ꝛc. von F. M. F. Freyherrn Bouwinghauſen von Wallmerode. Tübingen bey Cotta S. 38 ff.

Güter faſt durchgängig, wo nicht in gerader Linie, doch in Familien erblich gemacht, und der Pächter iſt ziemlich gewiß nur für ſeine Erben zu melioriren.“

„Da nun die meiſten in ihren Aemtern Gelegenheit fanden, in kurzer Zeit und mit einiger Induſtrie beträchtliches Vermögen zu erwerben, ſo ſahen ſie ſich demnach auch im Stande, die zur Errichtung eines kleinen Geſtüts erforderlichen Vorſchüſſe ohne Beſchwerde zu thun, da der erfolgende Nutzen und Vortheil binnen wenig Jahren einleuchtend groß war. In den meiſten Aemtern, und beynahe in ganz Preußen iſt der Ueberfluß an Wieſen und Weiden ſo groß, daß das Heu in einiger Entfernung von der Hauptſtadt nur einen ſehr geringen Werth hat. Auch Hafer und Stroh ſtehen in äußerſt niedrigen Preiſen, und nahe an der polniſchen Gränze kauft man den Scheffel Hafer häufig um einen polniſchen Gulden oder vier gute Groſchen. — Ein gewiſſer Abſatz faſt zu beliebigen Preiſen — der Cavallerieofficiere von 70 Eſcadrons für die Reitpferde — und der Wagenpferde an polniſche Herrſchaften, die ihre Züge durchgängig in Preußen kauften, vermehrt die Sicherheit des Gewinns und hebt alle Zweifel des genaueſten Rechners.“

„Alle dieſe Gründe haben denn viele der königlichen Beamten und einige adeliche Gutsbeſitzer angetrieben, nach der Lage ihrer Wohnörter und anderen Umſtänden, größere oder kleinere Geſtütsanlagen zu machen, von denen zwar keins, einzeln genommen, beſonders auszeichnend wichtig iſt, welche zuſammen indeſſen wirklich einen gewiſſen Ueberfluß an guten und brauchbaren Pferden bewirken.“

„Die

„Die Einrichtung dieſer kleinen Privatgeſtüte, die gewöhnlich nur Eine Gattung von Pferden, (entweder Reitpferde oder Zugpferde) erzielen; iſt in den königl. Aemtern ſehr einfach und kürzlich folgende: Der Beamte hält 5 bis 6 oder mehrere Beſchäler, häufig aus dem königl. Geſtüte zu Trakehnen, oder Mecklenburger, Hollſteiner, zuweilen Engländer oder Polen, oder von eigener Raße. Die Pferde ſtehen ohne Ausnahme das ganze Jahr im Stall und werden zu gar nichts gebraucht, auch außer der Beſchälzeit ſehr kärglich mit wenigem Hafer und einer uneingeſchränkten Quantität Heu gefuttert, welches Verfahren aber ziemlich allgemein getadelt wird, und auch wirklich zu tadeln iſt. Die Zuchtſtuten, auf deren Auswahl wirklich viel Fleiß gewendet wird, ſind entweder auch bloß zum Dienſt des Geſtüts, und verrichten alsdann keine Arbeit, welches indeſſen auch immer ſeltener wird, oder Zugpferde, und es ſcheint, als wenn es vortheilhafter wäre, alle Stuten, die keine ſäugende Fohlen haben, immer mäßig arbeiten zu laſſen, und ſie dann auch beſſer und mit mehr Hafer zu füttern, als gegenwärtig geſchieht. — Die Fohlen werden, ſoviel möglich, vor den fetten Weiden gehütet, und die Geſtütsroßgärten geben ihnen gewöhnlich nur eine kümmerliche und kurze Nahrung. Nur wenn ſie jährig ſind, gibt man ihnen eine Zeitlang hartes Futter, welches ſie nachher bis zur Aufſtallung (mit vollen 4 Jahren) erſt wieder erhalten, ſondern bloß im Winter mit Heu und Stroh gefüttert werden; woher der in Preußen ganz allgemeine Ausdruck kommt, ein Pferd von Stroh kaufen. Früher als mit 4½ oder 5 Jahren pflegt man auch dem preußiſchen Geſtütpferde nie die

ge-

geringſte Arbeit zuzumuthen, ja es vor dieſer Zeit nicht einmahl anzureiten; woraus denn natürlich erfolgt, daß die meiſten dieſer Pferde bey einer irgend mäßigen und vernünftigen Behandlung noch im 18ten Jahre ganz brauchbar ſind.“

„Das Preußiſche Geſtütpferd iſt größtentheils von ſchöner Geſtalt, und bey Wagenpferden ſehr groß. (Bey Reitpferden zieht man ſie nicht über 5 Fuß, 1 höchſtens zwey Zoll rheinländiſch Maaß). Es hat faſt jederzeit ein ſchönes gerades Kreuz, den Schweif hoch angeſetzt, und es trägt ihn natürlich weit ab; dabey findet man noch häufig Ramsköpfe, nur zuweilen etwas zu dick, die Augen ſind faſt immer fehlerfrey, der Huf hart und dauerhaft, ſo daß die meiſten Reiterpferde niemahls beſchlagen werden. Der einzige Fehler, den man ihnen mit Recht vorwerfen kann, iſt, daß ſie öfters zu lang geköthet ſind, oder durchtreten, von welchem Fehler aber ſchon mehrere Geſtüte nach und nach ſich zu reinigen ſuchten, und ſich gereinigt haben. Dabey ſind die Preußiſchen Pferde ſehr gelehrig, und mit die Beſten zur Schule, in der Jugend oft capriciös, aber wenn ſie gut dreſſirt ſind, auſſerordentlich angenehm, feurig, und gleich wieder gelaſſen, von großer Dauer, und in allen Stücken vortrefflich zum Cavallerie Dienſt.“

„Alles bisher Geſagte gilt indeſſen nur von den ſogenannten hohen Geſtüten, da auch ſehr viele Pferde, theils von Beamten, theils von Cöllmeren (ſo heißt man die Erbpächter) in der Niederung oder auf fetten Weiden gezogen, und größtentheils nach Polen verkauft werden. Dieſe Pferde werden gleich, von Jugend auf, ſtark gefüttert, und wirklich aufgeſchwemmt. Daher iſt

es

es unmöglich, ſchönere Pferds-Figuren ſich zu denken, als man ſie unter dieſen Thieren im dritten Jahre vorfindet. Sie bleiben aber nachher ſelten fehlerfrey, werden häufig blind, und ſind den Gallen und andern Krankheiten an den Füßen ſehr unterworfen, haben auch durchgängig platte und ſchlechte Hufe.“ —

„Es folgt nun ein kurzes Verzeichniß der beſten Privatgeſtüte in Preußen und Litthauen, nach alphabetiſcher Ordnung, von denen die meiſten indeſſen, wie ſchon geſagt, nur eine geringe Anzahl, aber zum Theil ſehr ſchöne Pferde, erziehen.“

„Althof Ragint, Königl. Domainen-Amt in Litthauen, beſitzt die vortrefflichſten Wieſen und Weiden an der Memel und Scheſchuppa, und war vor einigen Jahren unter dem Amtsrath Collenberg das Hauptgeſtüt in Litthauen. Es wurden vorzüglich vortreffliche Kutſchenpferde gezogen, und in Zügen für 1000 bis 1500 Rthlr. ſowohl nach Polen, als im Lande verkauft. Der neue Beſitzer gibt ſich indeſſen viele Mühe, den alten Ruhm ſeiner Pferdezucht zu behaupten.“

„Angerap, adeliches Gut in Litthauen, dem reichſten Particulier in Preußen, dem Kriegsrath von Fahrenheide gehörig, welcher ſehr gute Reitpferde zieht, und mehrere ſchöne ausländiſche Beſchäler beſitzt. Er hält einen eigenen geſchickten Stallmeiſter, der auf ſeine Koſten gereiſt iſt, und in Wien unter Profeſſor Wollſtein die Vieharzneykunſt erlernt hat.“

„Balgarden, Königl. Domainenamt in Litthauen. Der einzige Inhaber, Herr Amtsrath Köhler, zieht ſehr gute und dauerhafte Pferde, er hat unter andern, als ich daſelbſt war, einen vor-

vorzüglich ſchönen weißgebohrnen Beſchäler von ächter Raße gehabt.“

„Buylien, Königl. Amt in Litthauen, liegt ohnweit dem Königl. größten Hauptgeſtüt Trakehnen, und der vor etlichen Jahren verſtorbene Kriegsrath Wlömer, Amtmann zu Buylien iſt viele Jahre hindurch und mit größtem Ruhme Director des Königl. Hauptgeſtüts geweſen. Von einem ſo großen Pferdekenner und Zuchtverſtändigen, kann man auch kein ſchlechtes Geſtüt erwarten, und er hat wirklich ſeine kleine Privat-Pferdezucht auf einen ſeltenen Grad von Reinigkeit und Schönheit gebracht. Sein Schwiegerſohn und Nachfolger im Amte Herr Oberamtmann Schwink hat zwar nicht die Aufſicht über das Königl. Geſtüt, er ſetzt indeſſen ſein eigenes Geſtüt eifrig und mit gutem Erfolge fort.“

„Cattenea, Königl. Amt in Litthauen, erzieht ſehr brauchbare und ſchöne Pferde, beſonders vom Reitſchlag.“

„Caſſuben oder Bredanea, Königl. Amt in Litthauen, erzieht ſehr brauchbare und ſchöne Pferde, beſonders vom Reitſchlag.“

„Danzkehmen, Königl. Amt in Litthauen, hat eine gute und ſtarke Pferdezucht.“

„Didlaken, Königl. Amt in Litthauen desgleichen.“

„Dönhofſtädt, große Herrſchaft in Natangen, dem Grafen von Dönhof gehörig, auf welcher derſelbe ein ziemlich anſehnliches Geſtüt angelegt hat, und ſelbiges mit großen Koſten und dem jährlichen Ankauf von mehreren ausländiſchen Hengſten zu verbeſſern ſucht. Es werden zwar ſchöne Pferde daſelbſt erzogen; allein wahrſcheinlich müſſen Waſſer oder Weide einer An-

lage dieſer Art nicht günſtig ſeyn, da die meiſten dieſer Pferde vielen Krankheiten und Fehlern in ſpäteren Zeiten unterworfen ſind.“

„Georgenburg, Königl. Amt in Litthauen. Der Beſitzer, Amtsrath von Kendell, wendet außerordentlichen Fleiß und große Koſten auf die Verbeſſerung ſeiner Pferdezucht, und treibt die Sache auch mehr in's Große, als die mehreſten andern Beamten. Er läßt häufig Beſchäler aus England und Mecklenburg kommen, und verkauft junge Reitpferde von ſeiner Zucht zu 80 und 100 Ducaten.“

„Gerdauen, Gräflich Schliebenſche Herrſchaft in Natangen. Hier werden beynahe die ſchönſten und größten Kutſchenpferde (größtententheils Braune) gezogen, und auch zu ſehr hohen Preiſen verkauft.“

„Goritten, Königl. Amt in Litthauen, hat eine ganz vorzüglich reine und fehlerfreye Raße von Reitpferden, ſo daß das Königl. Hauptgeſtüt ſelbſt Hengſte zur Zucht daraus erkauft.“

„Grumbkowkaiten, Königl. Amt an der polniſchen Grenze, erzieht viele, und mit unter ſehr gute Pferde von verſchiedenem Schlage.“

„Haydkrug, Königl. Amt zwiſchen Memel und Tilſit, hat gute Pferdezucht vom mittleren Schlage.“

„Jurgaitſchen, Königl. Amt in Litthauen. Der zeitige Beſitzer, Herr Amtsrath Biegon, ſteht ſchon ſeit langer Zeit im Ruf vorzüglich ſchöne und dauerhafte Reitpferde zu ziehen.“

„Kilgis, adeliches Gut in Natangen. Der Beſitzer Hr. Graf von Kallnein zieht zuweilen ſehr brauchbare und dauerhafte Pferde zum Reiten.“

„Königsfelde, Königl. Amt in Litthauen. Herr Oberamtmann Niederſtetter iſt ein geſchick-

ter und geübter Pferdekenner und hat eine groſze Zucht und viel Abſatz.“

„Lapöhnen, Königl. Amt in Litthauen, erzieht eine kleine Anzahl Reitpferde.“

„Norkilten, Fürſtl. Deſſauiſche Herrſchaft in Litthauen, hat gute Pferdezucht, doch nicht in großer Menge.“

„Praſſen, Gräfl. Eulenbergiſches Geſtüt in Natangen. Der Beſitzer zieht nicht ſehr viele, aber beynahe die vorzüglichſten Reitpferde, die den polniſchen Kutſchenpferden von barbariſcher Raße ſehr nahe kommen; ſie pflegen in der Jugend außerordentlich capricies und ſchwer zu bezähmen zu ſeyn. Bey guter und ſanfter Behandlung legen ſie aber dieſen Fehler bald ab, und ſind zu jedem Gebrauch vortrefflich, und faſt nie zu ermüden.“

„Schlobitten, Gräflich Döhniſche Herrſchaft im Oberlande. Der Beſitzer wendet große Summen auf fremde Beſchäler, und hat ſogar einige Andaluſier. Es werden indeſſen wenig Pferde davon verkauft. Derſelbe Fall trifft bey

„Schlodien, einer, einem Grafen von Dohna gehörigen Herrſchaft ein.“

„Sommerau, Königl. Amt in Litthauen, hat gute Pferdezucht.“

„Schreitlauken, Königl. Amt in Litthauen, hat eine ſtarke, weitberühmte Pferdezucht, ſowohl in Reit- als Wagenpferden.“

„Taplaken, hat eine kleine aber gute Pferdezucht.“

„Tapiau, Königl. Amt am Pregel; der Herr Amtsrath Peterſon zieht ſehr viele Pferde von verſchiedener Güte, und hat das Geſtütweſen zum Hauptgegenſtand ſeiner Induſtrie gemacht.“

„Tolksdorf, ein dem Herrn Rittmeiſter von Bork gehöriges Gut in Natangen, welcher mit vielen Koſten ausländiſche Beſchäler anſchaft, und ſehr ſchöne Pferde erzieht, aber im Verkauf außerordentlich theuer iſt.“

„Wandlaken, Königl. Amt in Natangen, zieht mehrere gute Pferde.“

„Weslinen, gehört dem Graf von Groeben, er zieht ſehr gute Reitpferde.“

Nachrichten von den ſämmtlichen königlich Preußiſchen zahmen und Landgeſtüten, ſo wie ſie vor dem letzten Kriege eingerichtet waren.

Alle Anſtalten dieſer Art haben durch den unglücklichen Krieg zwar außerordentlich gelitten oder ſind einſtweilen ganz eingegangen; da man indeß hoffen darf, daß ſie mit wiederkehrender Ruhe und Befreyung der Provinzen von fremden Truppen nach und nach wieder hergeſtellt werden dürften, ſo werden die Angaben, wie ſie zur Zeit ihrer Blüthe eingerichtet waren, auf jeden Fall hier eine Stelle verdienen. Ich theile hier deshalb einen Aufſatz aus dem geſchätzten Taſchenbuche für Pferdeliebhaber ꝛc. von Herrn Freyherrn Bouwinghauſen von Wallmerode vom Jahre 1795 S. 34 ff. mit.

„In den Königlich Preußiſchen Staaten befinden ſich drey Königliche Hand- und Hauptgeſtüte und vier Landgeſtüte.“

„Hiervon ſind I.) in der Churmark Brandenburg

1) Das Friedrich-Wilhelms-Geſtüt bey Neuſtadt an der Doſſe, zehn Meilen von Berlin, — welches oben, S. 528 ff. ſchon beſchrieben iſt.

2) Das Landgeſtüt.

„Dieſem iſt der Landſtallmeiſter von Brau- chitſch vorgeſetzt, der einen Rendanten und einen Secretair in einer Perſon hat. Es beſte- het aus zwey Marſtällen, wovon:

a) Lindenau, bey Neuſtadt an der Doſſe, nahe bey dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüt liegt, mit dem es durch eine 1300 Schritt lange doppelte Allee von Linden- und Ka- ſtanienbäumen zuſammen hängt: bey ſelbi- gem ſtehen ein Stallmeiſter, ein Bereiter, ein Roßarzt, ein Fourageproviſionair, ein Futtermeiſter, ein Oberknecht, 34 Knechte, ein Marquetender und ein Nachtwächter. Hier iſt auf 120 Landbeſchäler Stallung, und außerdem werden hier, wie ſchon bey dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüt erwähnt worden iſt, die jungen Hengſtfohlen erzogen.

b) Biſchofswerder, an der Havel, nahe bey dem Städtchen Liebenwalde; daſelbſt ſind angeſtellt: ein Stallmeiſter, ein Sattelmei- ſter, und alle übrige Perſonen, wie bey dem Geſtüt Lindenau. Die Stallung iſt auf 120 Hengſte eingerichtet.

„Dieſe beyden Marſtälle ſind ſeit dem Jahre 1789 und innerhalb zwey Jahren maßiv erbauet worden.“

„Der Stamm der Landbeſchäler beſtand ehemahls aus Zweybrückiſchen, Preußiſchen, Mecklenburgiſchen, Däniſchen, Hollſteiniſchen, Moldauiſchen und Polniſchen Geſtüthengſten. Seitdem ſind noch Türkiſche, Engliſche und An- ſpachiſche Geſtüthengſte angeſchafft worden. Vor- züglich aber hat das Landgeſtüt im vorvorigen Jahre einen vortrefflichen Zuwachs erhalten, in- dem 17 junge Hengſte vom Friedrich Wilhelms- Ge-

Geſtüt darin aufgeſtellt worden; wogegen Hollſteiner ausgemuſtert worden, weil dieſe Raße in den Landgeſtüten gänzlich ausgemuſtert werden ſoll.“

„Dieſe geſammten Landbeſchäler werden jederzeit im Frühjahr durch die ganze Churmark, das Herzogthum Magdeburg, dieſſeits der Elbe, einen Theil der Neumark an der Oder, und des Herzogthums Pommern, zu 2, 3 und mehreren in einen Depot verſchickt, nach welchen Depotplätzen die Landeseinſaſſen ſodann ihre Stuten zum Beſchälen bringen, das gemeiniglich 100 Tage, vom März bis Junius währet. Dieſe Stuten werden vorher ausgewählt, nur fehlerfreye genommen, dieſe mit dem Zeichen L. G. (Landgeſtüt) auf der rechten Lende, und mit dem Provinzialzeichen, z. B. C. M. (Churmark) auf der linken Backe gebrannt, und überdem einzeln mit gedruckten Sprungzetteln verſehen. Die von ſolchen Stuten gefallenen Fohlen werden aus mancherley Beweggründen mit einer Nummer, die von 1 bis 10 geht, und mit jedem Jahre fortſchreitet, auf der linken Lende gebrannt.“

„Die Fütterung der Landbeſchäler geſchieht zu allen Zeiten auf königliche Koſten. Niemand iſt zur Lieferung gezwungen; jeder kann frey über die Zucht diſponiren, und den Eigenthümern der ſchönſten Hengſtfohlen werden Prämien gegeben, auch Perſonen, die ſich vorzüglich verdient machen, mit goldenen oder ſilbernen Medaillen beſchenkt.“

„Alles übrige Verfahren bey dem Landgeſtüt iſt in dem Königl. Landgeſtütsreglement vom 19ten Jun. 1789 enthalten, welches wegen des engen Raumes hier nicht eingerückt werden kann.“

II.

II. Im Königreich Preußen.

A. In Litthauen iſt

1) Das Hauptgeſtüt Trakehnen.

„Bis zu den Zeiten des Königs Friedrich Wilhelms I. gab es in Litthauen verſchiedene königliche Geſtüte, auf von einander entlegenen Vorwerken. Dieſer ließ einen großen Strich bruchigen waldigen Landes urbar machen, baute darauf mehrere Vorwerke, und legte Bauerndörfer mit Dienſten, Abgaben und Gerichtsbarkeit dazu, ſo daß gegenwärtig das ganze Stutamt beſteht aus

a) 5 Vorwerkern zur Pferdezucht; hier ſind die Stuten und Fohlen ehedem nach den Farben, jetzt mehr nach den Raßen abgetheilt. Eins dieſer Vorwerken iſt beſonders zur Reit- die übrigen ſind zur Wagenraße beſtimmt. Beyde Raßen werden durch 2 verſchiedene Brandzeichen unterſchieden. Die Beſchäler ſtehen auf dem Hauptvorwerke Trakehnen, und werden zur Beſchälzeit auf die übrige Vorwerken verſchickt.

b) 1 Vorwerk, wo die ſämmtlichen Henſtfohlen geweidet, und auferzogen werden.

c) 1 Vorwerk zur Maulthierzucht, wozu ſeit Anno 1787 große ſpaniſche und maltheſiſche Eſelhengſte, von welchen 2 über 5 Fuß rheiniſch hoch ſind, und frieſiſche Stuten angeſchafft wurden.

d) 1 Vorwerk, mit einer Kuhpächterey, weil die ehedem hier geſtandene Maulthierzucht nicht glücken wollte, da die Weide für die Pferde und Eſel nicht taugt.“

„Zuſammen 8 Vorwerke, die von 116 Bauern in mehreren Dörfern bearbeitet werden, alle Fourage in Menge bauen, und noch große Ue-

 ber-

berſchüſſe von Getreide verkaufen können, da der Boden höchſt fruchtbar iſt. Die Gegend iſt vortrefflich, enthält viel fließendes, leicht anzuſchwellendes Waſſer, kleine Gehölze, und macht die ſchönſten und gedeihlichſten Hütungen; daher ſind hier ehedem nicht allein ſchöne, ſondern auch dauerhafte, und vor allen Dingen ſehr feurige Pferde gezogen worden; allein Sparſamkeit in Ankaufung neuer Beſchäler, die auch oft dahin führte, daß die beſten jungen Hengſte verkauft wurden, wie denn davon viele nach der Normandie und Frankreich überhaupt, auch nach Pohlen verhandelt worden ſind, vielleicht auch Mangel der Strenge, in Ausſonderung der fehlerhaften Zuchtpferde, hatte gemacht, daß viele Erbfehler eingeſchlichen, und die Kräfte der Zuzucht vermindert waren.“

„Im Jahr 1787 aber wurde das Geſtüt von allen fehlerhaften Pferden geſäubert, und da damit alljährlich fortgefahren wird, und oft neue Raße-Hengſte hingeſchickt werden, ſo zeigt nicht allein jetzt die Zuzucht den glücklichſten Erfolg, ſondern läßt noch weitere Vortheile davon erwarten. Die Fütterung und Erziehung der alten und jungen Pferde geſchieht nach den bey dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüt angeführten Regeln. Von der Zuzucht wird der beſſere Theil zu Landbeſchälern, zu den Manegen, und übrigen Königlichen Marſtällen vertheilt, und das ſchlechtere verkauft.“

„Das ganze Geſtüt beſteht gegenwärtig

1) zur Pferdezucht,
in 28 Beſchälern, und
in 318 Mutterſtuten.

2) Zur Maulthierzucht,
in 6 Beſchäl-Eſeln, und

in

in 8 Eſelſtuten, und
in 25 Pferd-Mutterſtuten.“

„Seit kurzem hat man einen Verſuch angefangen Jumarren *) zu ziehen, deſſen Erfolg zu erwarten ſteht. Dahingegen iſt von einem Pferdehengſt und von einer Eſelſtute ein Fohlen gefallen, welches meines Wiſſens die Franzoſen Bardeau nennen, und welches bis jetzt den äußerſten Grad von Bosheit verräth. Auch werden Elends- und Rothhirſchkälber daſelbſt aufgezogen, um ebenfalls Verſuche dieſer Art damit zu machen.“

„Das Perſonale bey dieſem Stutamt beſteht in dem Landſtallmeiſter von Below, der die Direktion hat, dem Stallmeiſter Thümmel, Geſtüts Adminiſtrator Werner, 1 Sekretär und dem Roßarzt Ammon. Auf jedem Vorwerk iſt ein Stutenmeiſter, der nicht allein über die Pferdezucht, ſondern auch über die Oekonomie die Aufſicht führt, und die nöthigen Knechte unter ſich hat.“

2) Das Landgeſtüt.

„Das Landgeſtüte, dem oben benannter Landſtallmeiſter mit einem Rendanten und Sekretair vorgeſetzt iſt, beſteht aus 270 Beſchälern, die in 4 Marſtälle vertheilt ſind, wie folgt: als

a) in Trakehnen, wobey der Stallmeiſter Kutzleben,
b) bey Ragnit, am Memelfluß, wobey der Stallmeiſter Moro iſt.
c) bey Inſterburg am Inſterfluß, bey dem der Stallmeiſter Gerlach angeſtellt iſt.
d) bey Oletzko, wobey der Stallmeiſter Kameke iſt.“

 „Außer-

*) Unter Jumarren verſteht man eigentlich Baſtarde vom Hengſt und einer Kuh, die aber nicht exiſtiren.

„Außerdem hat jeder Marſtall einen Roßarzt, Sattelmeiſter, Futtermeiſter, und die nöthigen Knechte. Dieſes Inſtitut iſt ſeit 1787 entſtanden; das Verfahren darin iſt, wie in der Churmark, und im vorvorigen Jahre haben 3 Eſcadrons Cüraſſier, 3 Eſcadrons Dragoner und 20 Eſcadrons Huſaren und Bosniaken ſich bereits mit den von den Landbeſchälern gefallenen Pferden remontirt, und ſchicken künftighin nicht mehr nach der Ukraine, haben auch noch ihre Abgaben an andere Regimenter aus dem Landgeſtüt genommen. Auch das Cüraſſier-Regiment des Prinz Louis von Wirtemberg hat im vorigen Jahre ſeine Remonte daher erhalten.“

B) In Weſtpreußen.

„Hier iſt ein Landgeſtüt, dem der Stallmeiſter von Dohmhardt mit einem Rendanten und Sekretair vorgeſetzt iſt. Im Jahr 1788 wurde es eingerichtet, und auf 270 Beſchäler fundirt, die in nachſtehenden 4 Marſtällen vertheilt ſind.

1) Zu Marienwerder, wobey der Stallmeiſter und Kriegsrath Fleſch und Bereiter Pfuhl.
2) Zu Münſterwalde, wobey der Stallmeiſter Döpler.
3) Zu Bromberg, wobey der Stallmeiſter Edler, und
4) Zu Schneidemühl, woſelbſt der Stallmeiſter Weydner angeſtellt iſt.“

„Jeder dieſer Marſtälle hat einen Roßarzt, und die nöthigen Unterbedienten und Knechte, wie bey den übrigen Landgeſtüten, mit denen dieſes Landgeſtüt gleiche Einrichtung hat.“

„Der Nr. 2) gedachte Marſtall zu Münſterwalde iſt auf einem Vorwerk erbauet, das zur Erziehung junger Landbeſchäler dem Landgeſtüt überlaſſen iſt.“

III.)

III) In den (ſonſt zum Preuß. Staate gehörenden) Marggrafthümern Anſpach und Bayreuth.

A. Ein Hauptgeſtüt.

„Dieſes ſteht unter der Direktion des Stallmeiſters Raue, welcher zugleich dem daſelbſt befindlichen Landgeſtüt vorgeſetzt iſt, und einen Sekretair und Rendanten hat. Das Perſonale bey erſterem beſteht ferner in 3 Roßärzten, 1 Stutenmeiſter, Oberknecht, und den nöthigen Futtermeiſtern, Hengſt- und Stutenknechten.“

„Die Beſchäler und Mutterſtuten daſelbſt, deren Anzahl jetzt auf 5 bis 6 Beſchäler und 70 bis 80 Mutterſtuten feſtgeſetzt iſt, ſind zum Theil noch ein Stamm von dem Geſtüte des jetzt in England wohnenden Herrn Marggrafen, wovon man die tüchtigſten und die ganz fehlerfrey waren, beybehalten, die übrigen aber ausgemuſtert hat.“

„In Triersdorf ſtehen die Mutterſtuten, und ein Theil Stutfohlen, die übrigen Hengſt- und Stutfohlen aber ſtehen theils auf dem Oelhauß bey Crailsheim, theils zu Collenberg, 3 Stunden von Anſpach. Die Stallungen und Gebäude ſind hier aber noch nicht ſo gut beſchaffen, als in den übrigen Königlichen Geſtüten. Die Weiden aber ſind meiſtentheils ſehr gut.“

B. Das Landgeſtüt.

„Das Landgeſtüt in den beyden Marggrafthümern hat außer dem Stallmeiſter Raue, den Bereiter Wagner, einen Bereiter Scholaren, und die nöthigen Futtermeiſter, Oberknechte und Knechte.“

„Der Etat, der für das Landgeſtüt beſtimmten Beſchäler iſt 83 Stück, die allezeit im Frühjahr zum Beſchälen auf die Beſchälplätze,

Trieb-

Triesdorf ſelbſt, Gunzenhauſen, Waſſerdrüdingen, Collmberg, Feuchtwang, Crailsheim, Kloſter Heilsbronn, Uffenheim, Bayreuth, Münchberg, und Erlangen vertheilt werden.“

„Auf dieſen Plätzen werden die ſchönſten und tauglichſten Stuten der Bauern den Beſchälern zugetheilt; von den mit dem Geſtüts-Brand bezeichneten Stuten darf keine, ohne Erlaubniß, außer Landes verkauft werden.“

„In den beyden Marggrafthümern werden ſehr gute Pferde gezogen, die auswärts in ſehr gutem Ruf ſtehen, und häufig geſucht werden. Dieſe Pferdezucht wird künftig noch vollkommener werden, da der Graf von Lindenau jährlich eine ſtarke Anzahl Beſchäler aus dem Friedrich Wilhelms Geſtüt nach Triesdorf ſchickt, und die Zucht verbeſſern läßt *).“

„Die ſämmtlichen Geſtüte, ſo wie alle Königliche Marſtälle, Manegen und die Thierarzneyſchule, ſtehen lediglich unter dem Befehle des Oberſtallmeiſters Grafen von Lindenau, welcher zu der Direktion einen General-Rendanten und den geheimen Kriegsrath Müller, zwey expedirende Sekretair, die Kriegesräthe Helmbrecht und Sandvoß, einen Bau-Inſpektor Glaſewald, der ſämmtliche Geſtüte in der Churmark erbaut hat, zwey Kanzelliſten, einen Kanzleydiener, und die nöthigen Magazin-Bediente hat.“

„Aus dieſen Perſonen beſteht die Ober-Marſtalls- und Geſtüts-Expedition, in welcher der geheime Kriegsrath Müller den Vorſitz hat. Die beyden Kriegsräthe führen die ſämmtliche Correſpondenz, und müſſen dafür ſorgen, daß die

*) In allem waren ſonſt in den Königl. Preußiſchen Staaten 700 Beſchäler zur Vermehrung der Pferdezucht aufgeſtellt.

die Akten complet erhalten werden. Das Journal liegt den Kanzelliſten ob, in welches alle eingehende und abgehende Sachen getragen, und das Aktenſtück bemerkt wird, um es ſogleich herausfinden zu können."

„In Abweſenheit des Oberſtallmeiſters führt die Geſtüts-Expedition die Correſpondenz, und alle 3 Räthe müſſen das Reſcript an die Geſtüts-Vorgeſetzte unterſchreiben. Bey Sachen, die außer dem gewöhnlichen vorkommen, reicht die Expedition das Urtheil und die Genehmigung des Oberſtallmeiſters ein, und beſorgt das weitere an die Departements und Collegien."

Beſchreibung des großen Geſtüts Mezzöhögyes in Ungarn *).

„Mezzöhögyes, die grüne Anhöhe, weil der Ort höher, als alle umliegende liegt — ſo heißt der K. K. Militair-Hauptgeſtütshof in Ungarn, 5 Meilen von der Feſtung Arnt. Er liegt auf einer Heide, welche 7 Meilen im Umfange hat. Die nächſten Dörfer liegen 2 Meilen davon entfernt. Die Bewohner derſelben führen die meiſten Lebensmittel dem Geſtüte zu."

„Dieſe Gegend iſt im höchſten Grade fruchtbar. Man darf keinen Dung auf die Felder und Wieſen führen, und ſolche nicht 3mahl ackern. Hier ſind unermeßliche Ebenen, und das Auge verliert ſich, wie auf dem Meere. Man könnte

*) Dieſe Beſchreibung rührt größtentheils von dem Herrn Freyherrn Carl von Bouwinghauſen, welcher im Jahre 1794 als Herzogl. Mecklenburg-Schweriniſcher Kammerjunker und Stallmeiſter eine Reiſe nach den ungariſchen Geſtüten machte. Einige Zuſätze ſind von ſeinem Herrn Bruder, dem Herausgeber des bekannten Taſchenbuches für Pferdeliebhaber. Sie ſteht in den Jahrgängen 1800 ff.

könnte Landgüter wie auf dem Lineal anlegen. Waſſer iſt zu viel da, es gibt viele Sümpfe, und von Szolnok bis Mezzöhögyes kein Holz. Es iſt ein Wohlgeruch von den vortrefflichen Gräſern und Kräutern, welche hier wachſen, und Pferde, Ochſen, Kühe, Schafe und Schweine mäſten.“

„Der Geſtütshof ſelbſt iſt groß und prächtig gebaut, und die ganze Einrichtung ſoll dem Kaiſer Joſeph über 400000 Kaiſergulden gekoſtet haben.“

„In einer Fronte ſtehen drey große Gebäude, deren jedes etwa von dem andern 50 Klafter entfernt iſt, und einen eigenen Hof bildet. Die Diſtanz dazwiſchen iſt mit Staketen und ſchönen Thoren, worauf der kaiſerliche Adler iſt, verſehen. Die Gebäude ſind alle von gebrannten Ziegelſteinen, mit Schindeln gedeckt, die roth angeſtrichen ſind, ausgenommen die Stallungen, welche mit Schilfrohr gedeckt ſind. Die mittleren Gebäude bewohnen im erſten Stock der Directeur, welcher Obriſt iſt, und der Major. Unten iſt rechts die Kirche und die Wohnung des Kaplans, links hingegen iſt die Expeditionskanzley und die Kaſſe. Beyde Seitengebäude ſind Kaſernen im erſten Stock, zu ebener Erde aber ſind größtentheils gewölbte Stallungen, jeder auf 6 Stände für die Haus- und Offizierpferde. In jenem auf dem linken Flügel iſt das Menſchenſpital, auf dem rechter Hand aber des Thierarztes Wohnung und die Schmiede. Jedes dieſer Gebäude hat ſeinen geſchloſſenen Hof, der 140 Klafter in der Länge hat. Die Scheidewand von dem mittlern Hof machen 3 Stallungen, jede 50 Klafter lang, auf 104 Hengſte, und jeder der zwey anderen Höfe

iſt

iſt mit einem Stall für Remonten von 75 Klaftern in die Länge geſchloſſen. Rückwärts ſchließt den linken Hof das Frucht- und Hafermagazin, — den rechter Hand der Krankenſtall, und den mittleren ein Gebäude für Officiere, für die Kanzley und deren Perſonale. Dieſes Gebäude war ehemahls die Reitſchule.“

„Hinter dieſem ganzen Gebäuden ſtehen en Quarré 4 gemauerte Unterſtände (Schuppen) für den Winter, jeder auf 180 Fohlen. Im Frühjahr aber wird darin beſchält. — An jeder Seite dieſer Unterſtände iſt der Ausfang (Occoll) worin man die Wildfänge fängt, ein hölzernes Gebäude mit einer Gallerie in der Höhe, um beym Ausfangen vor Gefahr ſicher zu ſeyn. Dieſes Gebäude iſt mit Abtheilungen gemacht, die theils von Miſt, der hier keinen Werth hat, weil die Weide bey mittelmäßigen Jahren nur zu fett iſt, theils mit Balkenſtaketen umgeben iſt, um hier die Abtheilungen, und Abſonderungen treffen zu können. Hier werden die Wildfänge und Remonten ausgefangen, die trächtigen Stuten aber von den gelten abgeſondert. — Die Hengſte von den halbwilden Geſtüten wieder hereingenommen, und friſche dazu gethan.“

„Das Inſtitut hat 200 Beſchäler, und erſt ſeit 2 Jahren 1000 Mutterſtuten. Zu dieſen 1000 Mutterſtuten ſind 60 Beſchäler gewidmet, 90 aber werden den 1ſten April in das Land Ungarn und Siebenbürgen vertheilt, und rükken mit Ende des Monats July wieder ein. 30 Beſchäler bleiben beſtändig in Siebenbürgen, jedoch unter der Geſtütsaufſicht und Wartung von Mezzöhögyes. Die übrigen Beſchäler ſind zur Reſerve.

„Die

„Die 1000 Mutterſtuten ſind von dreyfacher Art. Davon ſind 200 zahme, 400 halbwilde und 400 ganzwilde. Nach dieſer dreyfachen Verſchiedenheit iſt auch die Bedeckung auf dreyfache Weiſe verſchieden.“

„Die handfrommen oder zahmen Stuten, welche meiſtens deutſche Pferde ſind, werden aus der Hand belegt, und haben zu dieſem Behuf einen Probirhengſt bey ſich im Geſtüt, der aber um das Bedecken zu verhüten, mit einem Schurzfell verſehen iſt. Die roſſigen zahmen Stuten werden täglich in der Frühe zum Bedecken hereingebracht, und von den eigends hierzu im Stall behaltenen Hengſten, welche meiſtens deutſche Pferde ſind, einen Engländer, einen Spanier, einen Koaſter (kaiſerlich Geſtütpferd) und einige Siebeubürger ausgenommen, bedeckt und in 9 Tagen abermahls zum Verſuch gebracht.“

„Die 400 halbwilden ſind außer der Beſchälzeit in 4, während der Beſchälzeit aber in 8 Geſtüte, nach den Farben eingetheilt, worin nach ſtärkerer oder minderer Beſchaffenheit der Beſchäler, nach ſeiner Leibesconſtitution, nach Beſchaffenheit der Weiden, alle 1, 2, 3, 4 u. ſ. w. Tage ein friſcher Beſchäler, aber von eben der Farbe, als das Geſtüt iſt, anſtatt des vorigen gelaſſen wird. Für jedes halbwilde Geſtüt ſind 5 Beſchäler beſtimmt.“

„Die ganz wilden Geſtüte ſind in und außer der Beſchälzeit in zwey Geſtüte, jedes wieder in ſeine Farben abgetheilt. In jedem ſind 10 auch 12 Beſchäler, die beſtändig, ohne abgelöſt zu werden, Sommer und Winter darin bleiben.“

„Von

„Von dieſen 1000 Stuten ſind das verfloſſene Jahr (1793) 830 Fohlen gefallen, 64 haben verworfen, und 106 ſind leer (gelt) geblieben, und bis heute, den 10ten May 1794. ſind ſchon 480 lebendige Fohlen vorhanden.“

„Der jetzige Perſonal-Stand des Geſtüts beſteht: in

1 Oberſten als Directeur des Geſtüts, Baron Czeconics, 1 Major, 3 Premier-Rittmeiſtern, 3 Second-Rittmeiſtern, 4 Ober- und 2 Unter-Lieutenants, 1 Wirthſchafts-Director, 1 Caplan, 1 Rechnungsführer, 1 Adjutant, 2 Ober-Chirurgen, wovon einer in Babolna iſt, 1 Pferdearzt, 1 Bereiter, 1 Verpflegungs-Beamter, 1 Caſernen-Verwalter, 4 Fouriers, 1 Ober- und 4 Unterſchmieden, 1 Sattler, 1 Wagner, 1 Schneider, 1 Schuſter, 1 Maurer, 2 Zimmerleuten, 1 Schloſſer, 1 Gärtner, 13 Wachtmeiſter, 40 Corporalen, 200 Gemeinen, 11 Fuhrknechten, 1 Tambour, 1 Metzger, 2 Traiteurs, 2 Wirthen auf den Púszten (Hutweiden).“

„Bey jedem Geſtüte ſind 4 Csikoſſen oder Geſtütsknechte, 1 Soldat, als Aufſeher. Ein Corporal hat 2 Geſtüte zu viſitiren.“

„Jeder Geſtütsknecht (Csikos) und jeder Huſar hat auf ärarialiſche Koſten ſein Pferd, das beſtändig mit dem Geſtüte läuft, auch immer geſattelt iſt, und zur Erleichterung im Fangen des Pferdes einen langen roßhaarenen Strick, der an der Halfter befeſtigt iſt, nachſchleppt.“

„Das zum Geſtüt erforderliche Heu wird auf den eigends dazu beſtimmten Wieſen, worauf, Herbſt und Winter ausgenommen, kein Geſtüt weidet, zuſammen geführt, und theils kegelförmig, theils in Form eines Hauſes aufgebanſet, und erſt dann, wenn man es braucht,

von da abgehohlt. In einem Jahre werden oft 300,000 Centner Heu gemacht. Das Geſtüt macht jährlich auf eigenen Gründen ohngefähr 4000 Metzen (öſterreich. Maaß) Hafer, der darüber erforderliche wird angekauft.“

„Das Inſtitut muß jährlich 100 theils vier- theils fünfjährige Hengſte zu Beſchälern in die öſterreichiſchen deutſchen Staaten abgeben, die nach Wien zu dem K. K. Beſchäl-Departement abgeliefert werden. — Jeder Geſtüts-Platz hat ſeinen eigenen Brunnen und Unterſtands-Hütte, um ſich bey heißer und rauher Witterung darunter verbergen zu können. Im Winter bey großem Schnee bekommen ſie daſelbſt Heu, wozu alsdann bey jedem Geſtüt ein Ochſenzug zu ſechſen iſt, um ihnen daſſelbe herbeyzuſchaffen. Im Geſtütshof aber ſind deren 30.“

„Dieſes Etabliſſement, welches das einzige ſeiner Art in Europa iſt, und das kein Monarch, als der Kaiſer haben kann, wurde von Kaiſer Joſeph dem 2ten im Jahr 1785. in der Abſicht und zu dem Endzweck geſtiftet, damit erſtens beſonders die ungariſchen Landgeſtüte, die den Geſpannſchaften, Orts Gemeinden und verſchiedenen Privat-Eigenthümern zugehören, eine größere Art Beſchäler zu billigen Preiſen ſich anzuſchaffen, und dadurch ihren gewöhnlichen zu kleinen Schlag von Pferden zu vergrößern und zu verbeſſern Gelegenheit verſchafft werde. Hierzu wurden Anfangs 100 Beſchäler und 500 Mutter-Stuten gewidmet. Es werden daher außer den jährlich in verſchiedene Gegenden vertheilten 90 Landesbeſchälern, und jenen, die über die beſtimmte Anzahl an die deutſchen Provinzen abgegeben werden müſſen, die übrig blei-

bleibenden an oberwähnte Comitate, Gemeinden und Particuliers von Zeit zu Zeit verkauft.“

„Zweytens muß von dem hier angeſtellten Perſonale der Einkauf der Remonten in Ungarn, Siebenbürgen, Sclavonien, Croatien und Bannat beſorgt, und der ſich bey den Chevauxlegers, Huſaren und einigen Dragoner-Regimentern ergebende Abgang an Pferden von hier aus erſetzt werden.“

„Dieſes Inſtitut trägt zur Aufnahme der Pferdezucht im Lande auch dadurch bey, daß es ſeine über die ſeit 2 Jahren vermehrte Anzahl von 1000 Stück Mutterſtuten anwachſende Anzahl an die Comitate, Städte und Particuliers mit der Bedingung überläßt, daß ſie ſich verbindlich machen, innerhalb 4 Jahren für jede dergleichen Stuten, entweder ein 4jähriges vollkommen dienſttaugliches Remontepferd zu ſtellen, oder aber daſſelbe im Baaren mit 16 Ducaten zu bezahlen.“

„Ferner iſt hier eine Hornviehzucht von 500 Kühen, dann werden jährlich 1000 Schlachtochſen gemäſtet und verkauft. Die Hornviehzucht und das Maſtvieh hat die Verbeſſerung und Vergrößerung der Viehzucht zum Zwecke.“

„Die dem Geſtüte zur Benutzung überlaſſenen Gründe beſtehen aus den Prädien Mezzöhögyes, Kiskammeras, Fezkes und Nagy Perey im Cſonoder Comitate, welche zwiſchen den 3 Ortſchaften Toth Komlos, Palotta und Battonya liegen, einen Flächeninhalt von 41,000 Joch, das Joch zu 1100 Quadrat-Klaftern gerechnet, enthalten und 20 Stunden im Umfang haben. Ferner aus dem Prädio Babolna nebſt dem Dorfsantheil Banna, ganzes Dorf Tarkany, wie auch

aus dem Prädio Kiß Csonak im Comorner Comitat eine Stunde von dem Ort Acs.“

„In Friedenszeiten hat das Inſtitut jährlich 1000 Chevauxlegers und Huſaren-Remonten zu 14 Fuß 2 bis 3 Zoll. Solche Pferde werden bezahlt mit 16 bis 20 Ducaten. In Kriegszeiten aber muß das Inſtitut das erſte Jahr 5400, in den folgenden hingegen ſo viel es liefern kann, ankaufen, dann noch Packpferde nach Erforderniß. Ein Packpferd zu 13 Fuß 3 Zoll, bis 14 Fuß, wird bezahlt mit 40 bis 50 Gulden. Im März dieſes Jahrs (1794) mußten in 3 Wochen 1550 Packpferde angekauft und in Peſt geſtellt werden.“

„Die Herrn Officiers dürfen keine eigene Pferde halten, ſondern bedienen ſich in vorkommenden Fällen, der Aerarial- Zug- und Reit-Pferde.“

„Derjenige Bauer, welcher während der Beſchälungszeit ſeine Stute zum zweyten Sprung bringt, erhält von der Geſtütskaſſe ein Viaticum von einem Kaiſergulden. Das Beſchälen der Bauerſtuten geſchieht in Ungarn größtentheils halbwild, in Siebenbürgen hingegen aus der Hand. Die Bauern geben nähmlich von einigen Ortſchaften ihre Stuten, die ſie belegen laſſen wollen, in ein Geſtüt während der Beſchälzeit, und nehmen für den Gulden Viaticum Weide und Hüter auf. Nach geendigter Beſchälzeit nimmt jeder ſeine Stute wieder nach Hauſe.“

„Die Fohlen, welche von den Landbeſchälern erzeugt werden, iſt niemand ſchuldig, dieſem Inſtitut vorzugsweiſe als Remonten zu verkaufen. Derjenige aber, welcher 4 taugliche Pferde als Remonten von ſeiner eigenen Zucht ver-

verkauft, erhält auf Verlangen eine trächtige Stute aus dem Geſtüt, entweder gegen billige Bezahlung, oder meiſtens als Geſchenk zur Belohnung. Denjenigen Geſtüten, welche ſchöne und gute Pferde erzeugen, können auf Verlangen der Landesſtelle Beſchäler unentgeldlich zur Aufmunterung ertheilt werden.“

„Während der Landesbeſchälung bleiben die Beſchäler unter der Wartung und Obſorge des Inſtituts. Es ſtehet daſſelbe aber unmittelbar unter den Befehlen des Hofkriegsraths, und in ſo fern daſſelbe im Lande Bezeug nimmt, unter dem ungariſchen Generalcommando.“

„Im letzten Türkenkriege hatte dieſes Inſtitut wichtige und weitläuftige Geſchäfte, und ein ſehr großes Perſonale.“

„Es beſtand aus
2 Stabsofficieren.
4 Premier- und } Rittmeiſtern.
6 Second- }
17 Ober- und } Lieutenants.
20 Unter- }
2 Adjutanten.
3 Rechnungsführern.
6 Rechnungsadjuncten.
3 Ober- und } Schmiede.
14 Unter- }
48 Wachtmeiſtern.
168 Corporalen.
20 Gefreyten.
527 Gemeinen.
1 Tambour.
20 Fuhrknechten.

„Dem Inſtitute war aufgetragen, außer dem Geſtüte und der Remontirung, die Schlachtviehlieferung an die Armee und für die Stadt

 Wien;

Wien; die Heulieferung für die Hauptarmee, für die Bannatiſchen, Sclavoniſchen und Croatiſchen Corps d'Armee; die Lieferung der Zugochſen für das Armeefuhrweſen.“

„In dieſem Kriege lieferte das Inſtitut mit beträchtlichem Nutzen für das Aerarium 120tauſend Eymer Wein, 1 Million und 900 tauſend Centner Heu, 26tauſend Pferde, worunter 8000 Cüraſſier- und Dragonerpferde, die in den Erblanden erkauft, und vom dritten bis 5ten Jahre hier ernährt wurden, 171tauſend Schlachtochſen und 28tauſend Zugochſen für die Armee, und endlich 194tauſend Schlachtochſen für die Stadt Wien, und berechnete zu dieſem allem —: 21 Millionen Kaiſergulden.“

„Zur Ernährung des angekauften Viehes und Erzeugung des dazu nöthigen Heues wurden mehrere Prädien in Pacht genommen.“

„Im Ganzen ſind in dieſem Militairgeſtüt und in den dazu gehörigen Filialgeſtüten und Fohlenhöfen ungefähr 10000 Pferde, wovon aber der größte Theil junge Zucht iſt, die zu Remonten beſtimmt ſind.“

„Merkwürdig iſt es, daß die Hollſteiniſchen und die meiſten andern deutſchen Stuten hier nicht gedeihen wollten, oder wenigſtens bald ſtarben, woran vorzüglich Schuld iſt, daß ſie wie in einem wilden Geſtüte behandelt werden, und Tag und Nacht, Sommer und Winter unter freyem Himmel leben müſſen, und mit dem Klima und vorzüglich mit den Inſecten viel zu kämpfen haben.“

„Vormahls wurden die Stuten bey den Regimentern belegt, die Fohlen daſelbſt bis zu 1 und 2 Jahren erzogen, welche Einrichtung durch den ehemahligen General de la Reinterie gemacht wurde; allein da bey den Regimentern

jedes dieſer Pferde dem Kaiſer jährlich —: an 40 fl. Kaiſergeld koſtete, und durch das Zuſam- treiben der erzeugten Fohlen aus weit entlege- nen Provinzen auf einen Platz, wenn die Foh- len 1 Jahr alt waren, (wo ſie ſodann durch die weite Reiſe erhitzt und ermüdet, zugleich auch ein neues Klima und anderes Futter, und vor- züglich das ſchlechte Waſſer in Ungarn gewöh- nen mußten,) ſehr viele durch eingeriſſene tödtli- che Krankheiten und Seuchen ſtarben: ſo ging man von dieſer Einrichtung ab, und errich- tete dagegen dieſes Militairgeſtüt, wo jedes Pferd jährlich nur 6 Gulden koſtet. Zwar ſchei- net dieſes faſt unglaublich, daß man ein Pferd ein Jahr lang mit ſo geringen Koſten erhalten könne. Wenn man aber dabey bedenkt, daß ſie das ganze Jahr hindurch unter freyem Himmel weiden, und daß ſie höchſtens des Winters mit Heu, welches daſelbſt ſehr wohlfeil iſt, gefüttert werden, ſo findet man die Sache wirklich ge- gründet.“

„Der Obriſt von Czekonicz, welcher jetzt die Direction dieſes großen, in ſeiner Art einzi- gen Geſtütes hat, iſt der thätigſte und unermü- detſte Mann, ein Mann voller Nachdenken und Entwürfe zum Beſten des Monarchen, dem er dient. Im letzten Türkenkriege hat er ſich durch ſeinen Handel, durch mancherley Speculationen und durch ſeinen ſauern Schweiß und mancher- ley Bemühungen ein ſchönes Vermögen erwor- ben, und überdieß bekam er noch vom Kaiſer Joſeph dem Zweyten, der wahre Verdienſte zu ſchätzen aber auch zu belohnen wußte, ein ſchö- nes Gut im Bannat, zur Belohnung für ſeine in dieſem Kriege und bey dem Geſtüt dem Staat geleiſteten wichtigen Dienſte.“

„Babolna iſt ein Hof für Fohlen. Die Hauptabſicht dieſes Geſtütsinſtituts iſt, die 1, 2 und 3 jährigen Hengſtfohlen hier auf einem von allen Stuten entfernten Platz aufzuziehen, und das allzufrühe Begatten und deſſen unausbleibliche Folgen, die allzufrühe Abſchwächung zu verhindern.“

„Babolna liegt 3 Meilen von Raab an der ſogenannten Fleiſchhackerſtraße, in einer mit kleinen Anhöhen verſehenen angenehmen Gegend. An der Straße zeigt ſich ein ungefähr 200 Klafter langes ſchönes Gebäude, das aber nur par terre iſt, worin der Intendant, der Geſtütsoberlieutenant Keller wohnt, auch hat einiges Geſtütsperſonale ſeine Wohnung darin, und die Wachtſtube iſt auch daſelbſt. Ueber der Einfahrt iſt das Corps de logis, das aber nur einen Aufſatz von etlichen Zimmern ausmacht. Der erſte Hof wird durch die Reitſchule, die in der Mitte quer über ſteht, und ſehr ſchön, hoch und hell iſt, gebildet. In dem Seitengebäude rechts wohnt der Wirthſchaftsdirektor, die Kanzley und deren Perſonale und der Geſtütsbereiter. Dann iſt ein einfacher Stall auf 43 vierjährige Hengſte dabey aufgeſtellt.“

„In dem Seitengebäude links wohnt noch einiges Geſtütsperſonale, dann kommen abermahls mehrere abgetheilte Ställe, jeder auf 6 Pferde für die 4jährigen aufgeſtellten Hengſte.“

„Der zweyte Hof wird ebenfalls durch die Reitſchule und zwey Seitengebäude gebildet, worin Stallungen auf 100 Stück Pferde, und oben das Fruchtmagazin iſt; hier ſtehen auch die zum Dienſt nöthigen Pferde.“

„An der Straße ſteht die Schmiede, worin ein Oberſchmidt mit zwey Geſellen arbeitet.“

„An

„An die rechte Seite des vorderen Gebäude ſtößt der Garten und an dieſen die Kirche, die theils für das Dorf Babolna, theils für das Geſtütsperſonale dient. Auf eben dieſer Seite iſt bis jetzt noch der Marodeſtall, der aber nach beendigtem Kriege mit den Franzoſen neu aufgebauet werden ſoll, denn er iſt bis jetzt nur ein ſchlechter Bauernſtall.“

„Die hier befinglichen Hengſtfohlen ſind nach ihrem Alter in Weideplätze eingetheilt, wonach jedes Alter ſeine beſonderen Plätze hat, dann iſt hier beſtändig ein Depot von einigen hundert Stück Remontepferden. Ferner eine Hornviehzucht zur Verbeſſerung des Terrains. Die Weide iſt an den mehrſten Orten mehr kurzhalmig und aromatiſch, als in Mezzöhögyes und überhaupt der Boden für Fohlen geſchickter, da er hingegen in Mezzöhögyes mehr für Mutterſtuten paßt.“

„Der Obriſtlieutenant Keller hat das Geſtütweſen und der Wirthſchaftsdirektor Garbatz das Oekonomieweſen unter ſeiner Direktion. Der Geſtütsbereiter Jeromer hat die Dreſſirung der 4jährig aufgeſtellten Hengſte zu beſorgen, in ſo weit dieſelbe für Pferde, die nur Vater-, nicht aber Schulpferde werden ſollen, nöthig iſt, auch der ſonſt etwa zuzureitenden Pferde, wie z. B. für das Cadetteninſtitut zu Neuſtadt, oder für Officiere zur Armee, wozu ihm mehrere Huſaren als Gehülfen zugegeben ſind.“

„Die ſonſtige Behandlungsart iſt hier, wie in Mezzöhögyes.“

„Die hölzernen Dachziegel auf den Gebäuden ſind alle mit rother Oehlfarbe angeſtrichen, welches ihnen völlig das Anſehrn eines Kupferdaches gibt.“

„Hier iſt in einem ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde von dem Geſtütsgebäude entlegenen Wäldchen, eine Schwemme angebracht.“

Beſchreibung des Geſtütes zu Rothenfeld im Königreiche Bayern *).

Ueber dieſes Geſtüt findet ſich in dem angeführten Taſchenbuche folgende Nachricht, die für die Pferdeliebhaber von Intereſſe ſeyn wird.

Der Geſtütshof Rothenfeld, ſonſt auch Rothenfels genannt, liegt anderthalb Stunden von Neuburg, rechts von der Donau und dem Wege nach Ingolſtadt, in einer niedrigen Ebene, und einer mit Wald und Wieſen umgebenen, mit Kanälen durchſchnittenen Gegend. Die Kanäle dienen, um bey Ueberſchwemmungen der eine halbe Stunde von da fließenden Donau, das Waſſer von den Wieſen und Weideplätzen abzuleiten.

Der Weg von Neuburg dahin iſt mit Kies beſchüttet, und geht ſchlängelnd und ganz eben durch einen mit den prächtigſten Eichen bewachſenen Wald.

Anfangs war Rothenfeld eine Schweizerey, oder ſogenannte Schway, hernach wurde es erſt zu einem Geſtüte gebraucht, aus dem man meiſtens Zugpferde zog, und nachdem das ehemahls berühmte Schleußheimer Geſtüte ohnweit München einging, ſo ließ der jetzt regierende Churfürſt von Pfalz-Bayern einen Theil des Schleußheimer Geſtütes hieher transferiren, und daſſelbe vermehren.

Die Geſtütsgebäude, welche alle ſolid gebaut und gut unterhalten ſind, bilden ein Viereck. Der Hof welcher durch dieſes Viereck gebildet wird, iſt ſehr geräumig. In der Mitte ſteht ein großes Brunnenhaus mit einem Trinktroge von Holz für das Geſtüt, und nahe an dem großen Stalle ſteht ein Pumpbrunnen. Nicht weit von dem Brunnenhauſe iſt ein großer Lindenbaum, welcher ringsumher mit Kies beſchüttet iſt; hier läßt man im Sommer die Beſchäler und 4jährigen Fohlen an der Corde

*) S. des Herrn Freyherrn Bouwinghauſen von Wallmerode Taſchenbuch für Pferdeliebhaber. 1792. S. 26 ff.

de laufen. Neben des Geſtüts-Verwalters Wohnung iſt ein großes Wagenſchauer. Die Dungſtätten ſind außerhalb der Ställe angebracht.

Die Geſtütsgebäude beſtehen, außer den Wohnungen der Geſtüts-Dienerſchaft, und dem Fürſtenzimmer und einer Hauskapelle, und großen Fourage-Böden, in einer Schmiede, einem Marodeſtall, und 4 Fohlenſtällen, welche keine Stände haben, darin man 30, 40, 20 und 49 Stück ſtellen kann. Ferner ſind 4 Stallungen mit Ständen vorhanden, nähmlich zu 54, 70, 10 und 8 Stück. Im Ganzen iſt Platz für 300 Pferde da. Das Waſſer kann in alle Ställe geleitet werden, wozu in jedem Stalle Rinnen und ein Trog vorhanden ſind. Es enthält viel Salpeter, die Geſtüt-Pferde ſaufen es aber gern, und befinden ſich wohl dabey.

Die Stallungen ſind alle hell, gut angelegt, mit Kaminen verſehen, haben eine beträchtliche Breite, und mittelmäßige Höhe. Die Gänge ſind gepflaſtert, und die Stände mit Holz belegt.

Der gegenwärtige Stand *) des Geſtüts beſteht aus:

85 Mutter-Stuten.
8 Schaf-Pferden, in 2 Züge abgetheilt.
2 Reit-Pferden.
5 Beſchälern im Freyen.
3 Beſchälern aus der Hand, worunter einer probirt.
2 Steineſel-Beſchälern. 1. aus dem Fürſtl. Bruchſaliſchen, der andere von der Inſel Maltha.
2 Steineſel-Stuten, im Geſtüt erzogen.
22 Maulthiere von allen Jahrgängen.
62 Einjährige Hengſt- und Stutenfohlen.
40 Zweyjährige Hengſt- und Stutenfohlen.
50 Dreyjährige Hengſt- und Stutenfohlen.
46 Vierjährige Hengſt- und Stutenfohlen.
33 Hengſt- und } Saugfohlen.
25 Stuten- }

:. 383 Stück.

Die

*) Dieſes wurde 1792 geſchrieben.

Die Fütterung des Geſtüts iſt folgende:

Im Winter.

1) Der Beſchäler bekommt täglich einen und einen halben Vierling *) Hafer, 10 Pfund Heu, und ein halbes Bund Stroh. Zur Beſchälzeit bekommt er täglich einen Vierling Zulage.

2) Die Mutterſtuten bekommen, ſo lange ſie im Stall ſind, täglich einen und einen halben Vierling Hafer, 12 Pfund Heu, und ein Drittel Bund Stroh. Wenn ſie Saugfohlen haben, ſo bekommt jede vom Januar an, bis es auf die Weide geht, täglich einen halben Vierling Hafer Zulage.

3) Die gelten Stuten bekommen nur einen Vierling Hafer, und 10 Pfund Heu.

4) Die 1, 2, 3 und 4jährigen Hengſt- und Stutenfohlen bekommen im Stall die nähmlichen Portionen an Hafer, Heu, Häckerling und Stroh, wie es auf andern Geſtüten in Deutſchland üblich iſt.

Im Sommer,

muß das ganze Geſtüte, die Beſchäler, Steineſel-Beſchäler, Schafpferde und Reitpferde ausgenommen, vom Graſe leben. Nur wenn es entweder anhaltend regnet, oder ſehr trockenes Wetter iſt, ſo wird ihnen täglich einmahl Heu in den Schupfen aufgeſteckt.

Den 26. April jedes Jahrs wird das ganze Geſtüt alt und jung auf die Weide getrieben, und bleibt daſelbſt, bis es anfängt zu frieren, Tag und Nacht.

Die Saugfohlen kommen, nachdem ſie 14 Tage auf der Welt ſind, mit ihren Müttern auf die Weide, und bleiben ſodann ebenfalls Tag und Nacht daſelbſt.

Der Umfang der Geſtütsweiden und Wieſen beträgt einen Weg von 3 und einer halben Stunde.

Von den Wieſen erhält man 200 Fuder Heu und Oehmd, das Fuder zu 20 bis 25 Centner gerechnet. Die Einführung deſſelben geſchieht durch die 8 Schafpferde, und durch die Ochſenbauern und Taglöhner gegen Bezahlung.

Die

*) Ein Vierling hält ungefähr vier und ein halb Pfund im Gewicht.

Die Weide liegt tief und eben, und iſt daher ſehr oft den Ueberſchwemmungen der Donau ausgeſetzt. Sie hat hie und da ſtehende Sümpfe und viel ſaures Gras. Ich fand ſehr viele ſogenannte Küheuter, die man daſelbſt Schmazkühe nennt *, auch Tollbeere und die Wolfsmilch. Die Weide iſt nach jedem Alter und Geſchlecht abgetheilt, und eingeſchränkt. Fünf Abtheilungen ſind für die Zuchtſtuten. In jeder dieſer Abtheilungen gehen 10, 12, höchſtens 13 Stuten von gleicher Farbe, und dieſen wird allezeit ein Beſchäler von gleicher Farbe zugetheilt. Dieſer wird den 26. April zu den Stuten gelaſſen, geht frey unter ihnen, und bleibt Tag und Nacht bis den 15. Junius bey ihnen. Er wird täglich zur Fütterungsſtunde von einem Wärter mit Haſer unter der Schupfe gefüttert.

In jeder der 5 Abtheilungen iſt eine Schupfe und nahe bey derſelben eine Hütte für deu Wächter der Abtheilung, welcher nicht nur die Pferde fleißig viſitiren, den Beſchäler füttern, ſondern auch die Schranken viſitiren, und das fehlende anzeigen, oder ausbeſſern muß.

Jede Abtheilung hat ungefähr den Umfang von einer halben Stunde.

Sehr ſchön iſt es anzuſehen, wie der Beſchäler ſeine Stuten in Gehorſam hält. Sobald ſich jemand Fremdes, beſonders aber Pferde, den Schranken nähern, ſo tritt der Beſchäler mit ſtolzem Schritte hervor, betrachtet den Gegenſtand eine Weile, und treibt alsdann alle ſeine Stuten in die Schupfe. Wenn eine ſeine Befehlen nicht gehorchen will; ſo legt er die Ohren zurück, ſtreckt den Hals aus, ſperrt das Maul auf, und geht mit einem gebieteriſchen Schrey ſchnell um dieſelbe herum, worauf ſie ſogleich zu den übrigen geht. Manchmahl, wenn er ungeduldig wird, beißt und ſchlägt er auch nach ſeinen Weibern.

Gewöhnlich werden von den zugetheilteu Stuten, zwey Drittel, öfters auch die ganze Anzahl träch-

*) Auch Zeitloſe, Michelsblume, Herbſtblume, wilder Safran genannt. (Colchicum autumnale Linn.). Iſt ein äußerſt ſchädliches, ſehr giftiges Gewächſe für Pferde und Rindvieh, wovon man ſchon viele traurige Beyſpiele erlebt hat. Das kranke Vieh fällt unter Zuckungen. Der Genuß ſolches Fleiſches iſt Menſchen und Hunden ſchädlich.

trächtig. Man ſieht daraus, wie viel Einfluß die Freyheit auf die Begattung und Vermehrung der Thiere hat. Niemahls, oder nur äußerſt ſelten, werden in Geſtüten, wo aus der Hand beſchält wird, alle Stuten trächtig werden.

Es ſind 5 ſolcher Hengſte, die im Freyen beſchälen, wovon der eine braune Stuten, der zweyte Rappen, der dritte Schimmel, der vierte Mohrenköpfe, und der fünfte Füchſe und Falchen in ſeiner Zutheilung hat.

Auſſerdem werden aber auch noch mehrere Stuten aus der Hand im Geſtütshofe beſchält, und hierzu ſind noch 3 Beſchäler im Stall. Auch dürfen einige Beſchäler und der Probirhengſt welchen man hier den Verſucher nennt, die Bauernſtuten aus der Gegend beſchälen.

Unter den Mutterſtuten ſind wirklich ſehr ſchöne Pferde, welche lang geſtreckt, gut geſtellt, gut aufgeſetzt, und rein ſind, auch meiſtens Ramsköpfe haben. Man ſieht faſt alle Farben im Geſtüte, außer keine Schecken, Schweißfüchſe nnd Schecken, welche alle nicht geduldet werden. Beſonders ſchön ſind die Füchſe, die Hellbraunen und Schimmel. Die meiſten Mutterſtuten ſind von ſtarkem Reitſchlage, wenige von großem Zugſchlage. Auswärts gehende Pferde habe ich keine im Geſtüte gefunden, aber einige mit Piphaken und etliche langgefeſſelle. Die jährigen und zweyjährigen Fohlen wachſen ſchnell auf, aber alsdann bleiben ſie im Wachsthum zurück. Im Ganzen iſt das Geſtüt ſchön, und die Pferde gut gehalten, und die Stallungen auch ziemlich reinlich.

Die Fohlen fallen gemeiniglich ſpäter, als in andern Geſtüten, theils weil die Hengſte ſpät zu den Stuten kommen, theils weil die meiſten Stuten erſt im May aufnehmen.

Die Beſchäler ſind lauter Hollſteiner, und es iſt wirklich Schade, daß ein ſo guter Schlag von Mutterſtuten, keine beſſere Beſchäler von edlerem Blute hat.

Die 1, 2, 3 und 4jährigen Fohlen von jedem Geſchlechte gehen in beſonderen Abtheilungen, aber allezeit alle 4 Jahrgänge mit einander.

Im Stall ſtehen die 1, 2 und 3jährigen Fohlen ohne Stände oder Streubäume neben einander.

Die Saugfohlen ſtehen in Horden, wie die Schafe, und bekommen erſt, wenn ſie jährig ſind, Halfter, und werden angebunden. Sie werden von ihren Müttern mit 4 Monathen abgeſtoßen.

Da das ganze Geſtüt zu Rothenfeld nicht Platz hat, ſo ſtehen in der Grünau, eine Viertelſtunde von dem Geſtüte des Winters auch 40 bis 50 Fohlen. Dieſes Grünau iſt ein altes Jagdſchloß, das ſchon Pfalzgraf Otto Heinrich Anno 1539 bis 1555 erbaute. Der jetzt regierende Herzog von Zweybrüken hat ſolches einige Zeit vor dem Antritt ſeiner Regierung des Sommers bewohnt.

Im May werden die 4jährigen Hengſtfohlen, und um Bartholomäi die 4jährigen Stutenfohlen, welche nicht zur Zucht beſtimmt ſind, zum Marſtall nach München tranſportirt.

Das Geſtütszeichen iſt C. P. oben mit einem Fürſtenhut. Mit dieſem werden alle Geſtütspferde, wenn ſie 3 Jahre alt ſind, auch die Maulthiere, auf dem linken hintern Schenkel gebrannt.

Das ganze Geſtüt ſteht unter den Befehlen des Herrn Miniſters und Oberſtallmeiſters Grafen von Viereck, deſſen Werk das Geſtüt auch iſt. An dieſen werden die monathlichen Rapports eingeſchickt.

Die Aufſicht über das Geſtüt hat der Geſtütsverwalter Joſeph Steiner, ein braver und eifriger Mann. Er hat, außer freyem Quartier, Holz, Licht, Fourage auf ein Pferd, und einen ſchönen Garten, eine Beſoldung von 600 Gulden. Der Stutenmeiſter Mathias Heidel hat, auſſer freyem Quartier, Holz, Kleidung, und etwas Getreide, 150 Gulden an Geld. Ein Kurſchmidt nahmens Michel Kaberer iſt auch bey dem Geſtüte.

Fünf Knechte in der Livree ſind bey dem Geſtüte; von dieſen hat jeder monatlich 10 fl.

Die übrigen Roßwärter ſind Tagelöhner. Des Sommers ſind deren 15, des Winters aber 40 bey dem Geſtüte. Jeder hat monatlich 6 Gulden 30 Kreuzer Lohn.

Weder Aufſeher noch Knechte dürfen Rindvieh, Ziegen und Schweine, auch nicht einmahl Hühner halten. Für die Geſtütsweiden und deren beſſere Wachsthum würde es nützlicher ſeyn, wenn die Viehzucht mit der Pferdezucht verbunden wäre, und die

die Geſtütsdienerſchaft, wie es auf anderen Geſtüten üblich iſt, Rindvieh halten dürfte.

Daß die Leute auch nicht einmahl Hühner halten dürfen, mag wohl von dem alten Vorurtheile herrühren, da man glaubte, Federn und Hühnerkoth ſeyen den Pferden tödtlich, welches aber neuere Verſuche und Erfahrungen widerlegen.

Den Koſtenertrag beſorgt die Churfürſtliche Hofkammer zu Neuburg. Der Hafer wird von den herrſchaftlichen Kaſſen geliefert, das Stroh um baares Geld erkauft; und das Heu und Ohmd ſelbſt eingeheimßt. Das ganze Geſtüt ſoll jährlich zwiſchen 36 und 40 tauſend Gulden koſten, und da dafür nur 40 höchſtens 50 Fohlen beyderley Geſchlechts jährlich aufgeſtellt und erzogen werden, ſo kommt jedes Stück, bis es vierjährig iſt, auf 700 Gulden zu ſtehen. Dieſe Einrichtung iſt wirklich ſehr koſtſpielig, und ich zweifle nicht, daß durch Rindviehzucht und genauere Berechnung der einzelnen Erforderniſſe, dieſer Aufwand merklich verringert werden könnte.

Bey dem Geſtüt iſt auch eine kleine, enge, mit tiefem Sand beſchüttete, bedeckte Reitſchule. Auf dieſer läßt man des Winters die Beſchäler, welche das ganze Jahr hindurch im Geſtüte bleiben, (ein Umſtand, welcher ebenfalls den Aufwand vermehrt,) da die Beſchäler nur 3 Monathe Dienſte thun, und 9 Monathe müßig ſtehen, und die 3 und 4 jährigen Fohlen an der Corde laufen.

Wie die Pferde bey der Reiterey gewartet und gefüttert werden ſollen *).

Wenn mehrere Reiterpferde in einem Stalle ſtehen, wobey immer eine verhältnißmäßige Stallwache ſeyn muß, ſo macht ſelbige vorher, ehe die

*) S. Bouwinghauſen's Taſchenbuch 1794, S. 32 ff. — Dieſe Vorſchrift iſt von dem vormahligen Herzoglich Würtembergiſchen General, Baron von Harling zuerſt entworfen, und hernach vermehrt als ein Anhang zu dem Exercier-Reglement für die Reiterey der ehemahligen Schwäbiſchen Kreistruppen beygefügt worden. Da die Ordnung und Pünktlichkeit im Warten und Füttern der Pferde bey der deutſchen Reiterey von jeher vorzüglich gut war: ſo wird man von dieſer Anleitung immer einen guten Gebrauch machen können, wenn auch viele ſonſtige Einrichtungen in den neueſten Zeiten verändert worden ſind.

die Reiter in den Stall kommen, ſo viele Portionen Heu, (welches aber vorher wohl geſchüttelt, und vom Staube gereiniget ſeyn muß,) als Pferde im Stalle ſtehen, und legt ſolche in einer Reihe mitten im Stall hinter die Pferde. Sind die Reiter nun alle, Sommerszeit Morgens 5 Uhr, Winters um 6 Uhr, beyſammen, ſo wird zu gleicher Zeit das Heu aufgeſteckt. Jeder Reiter nimmt hierauf die Streugabel, bringt die Streu, (wenn keine Streukäſten unter den Krippen ſind) nach und nach aus dem Stall, und dann nimmt er den Beſen, womit er den Raum vollends ausreiniget. Iſt dieſes geſchehen, ſo putzt er den Trog aus, und dann wird das erſte Futter gegeben. Er holt hierauf ſeine Striegel, ſtellt ſich vorn an die linke Hand des Kopfes von ſeinem Pferde, nimmt die Striegel in die rechte Hand, und ſtriegelt ſein Pferd vom Hals an bis an den Huf des hintern Fußes. Ehe er aber zu ſtriegeln anfängt, muß er die ganze Mähne des Pferdes mit der Hand, nicht mit der Striegel, wie es manche faule Bauern machen, auf die rechte Seite des Halſes werfen, damit ſolche ihn nicht am ſtriegeln des Halſes hindert.

Iſt die linke Seite auf dieſe Weiſe abgeſtriegelt, ſo tritt er nun auf die rechte Seite, wirft die Mähne wieder auf die linke Seite, und fährt nun eben ſo vom Kopf bis auf den hintern rechten Huf zu ſtriegeln fort.

Nota). Wenn der Reiter die rechte Seite des Pferdes ſtriegelt oder kartäſcht, ſo muß er am Hals immer 2 Finger breit von der Mähne wegbleiben, damit er keines der langen Haare abreißt, welches man ſehr leicht ſehen kann, wenn der Reiter hierin nicht vorſichtig iſt.

Nota). Beym Striegeln an den Füßen muß er die Striegel ganz leicht und ſchräge führen, weil das Pferd daſelbſt empfindlicher, als am Leibe iſt.

Nota). Neue Striegeln, die anfänglich noch ſcharf ſind, ſollten nur des Winters hergegeben werden, wenn die Pferde die Winterhaare haben, wo ſie die Schärfe der Zähne weniger fühlen. Gibt man ſie aber des Sommers, ſo iſt es am beſten, wenn man ſie

auf einem Ziegelſtein abreibt, daß die Zähne ihre zu große Schärfe verlieren.

Wenn er mit Striegeln fertig iſt, tritt er wieder auf die linke Seite, fängt an zu kartätſchen, nimmt dabey die Striegel in die linke Hand und die Kartätſche in die rechte, womit er zuerſt die Mähne lockweiſe vom Staube reiniget, und dann auf die rechte Seite hinüber legt. Hierauf nimmt er die Kartätſche in die linke Hand, kartätſcht dem Pferde mit langen Strichen den Hals*), die Bruſt und den linken Fuß inwendig wohl ab. Iſt er damit fertig, ſo nimmt er die Kartätſche wieder in die rechte Hand, und reiniget dem Pferde von hinten am Ellenbogen des Fußes, wo die Stollbeulen zu ſitzen pflegen, vorwärts gegen die Bruſt, das Unreine zwiſchen den Füßen wohl aus, putzt ſodann den Bauch und den hinteren Theil des Leibes und den linken Fuß fernerweit mit der Kartätſche in der rechten Hand. Wenn er mit der linken Seite fertig iſt, tritt er auf die rechte und verfährt eben ſo mit abwechſelndem Striegel und Kartätſchen der beyden Hände. Bey dem Kartätſchen am Leibe aber muß er immer zuerſt wider die Haare, und dann zurückfahren, damit der Staub wohl vom Leibe kommt. Ueberhaupt muß jeder neue Mann gleich bald mit der linken Hand ſowohl, als mit der rechten, ſtriegeln und kartätſchen lernen.

Nota). Wenn der Reiter an den hintern Füßen ſtriegelt oder kartätſcht, muß er immer, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, den Schweif auf die Seite thun, damit er weder mit Striegel oder Kartätſche dem Pferde ein Haar aus dem Schweife rauft. Nota).

*) Es iſt im Grunde ſehr willkührlich, ſagt Herr Freyherr Bouwinghauſen von Wallmerode, wie und auf welche Art die Pferde geſtriegelt und kartäſcht werden, wenn nur der Zweck erreicht wird, nähmlich daß der Staub von der Haut geputzt wird. Inzwiſchen muß ich meinen Leſern doch ſagen, daß die Engländer alle Pferde vom Schweif an vorwärts zu putzen pflegen, und bey dem Gebrauch der Kartätſche ſolche immer zuerſt gerade gegen die Haare, dann in der Rundung herum, und zuletzt erſt von den Haaren bürſten. Ich finde dieſe Art für die beſte, weil dadurch der Staub von allen Seiten los gemacht und alſo die Haut am beſten gereinigt wird.

Nota). Iſt das Pferd im Putzen unruhig oder gar zu böſe, ſo muß er es mit der Kette an die Raufe aufbinden, damit es ihn nicht beißt, oder ſonſt zu viel Luſt hat, etwas zu thun.

Hat ſein Pferd indeſſen den Hafer aufgefreſſen, ſo hohlt er Waſſer zum tränken und waſchen.

Nota). Winterszeit muß der Reiter, wo möglich, einen Kübel voll Waſſer ſchon einige Stunden vorher im Stall ſtehen haben, damit das Waſſer ein wenig überſchlagen iſt, und die Pferde keine Koliken von dem eiskalten Waſſer bekommen. Man kann auch eine Locke Heu, oder etwas warmes Waſſer darunter gießen, welches beſonders für die Pferde, welche ſchnell ſaufen, gut iſt.

Wenn das Pferd getränkt iſt, macht er ihm die Halfter los, ſchnallt ihm ſelbige um den Hals, daß es nicht entlaufen kann, und putzt auch den Schopf und Kopf mit der Kartätſche wohl ab; wobey er aber gelinde zu Werk gehen muß, damit er das Pferd nicht ſtößt, oder an den Augen verletzt. Er macht ſodann ſeinem Pferd die Halfter wieder zurecht, nimmt den Schwamm, macht mit Schwamm und Kamm die Mähne und den Schopf wohl naß, wobey er ſich aber in Acht nehmen muß, mit dem Kamm langſam durch die Haare der Mähne zu fahren, damit er keine Haare ausrauft. Sodann putzt er dem Pferde die Augen, das Maul und die Naſenlöcher aus; geht hierauf zurück, putzt demſelben auch den Schlauch, und wenn er die Füße vom Kniee an, und die Hufe abgewaſchen, die Sohle wohl ausgeräumt, und nach dem Beſchlag geſehen hat, ob kein Nagel fehlt, oder ein Eiſen zerſprungen, oder locker iſt, tunkt er zuletzt den ganzen Schweif in den Stallkübel, reibt ihn von oben bis unten zwiſchen beyden Händen, und reinigt auch ſolchen vom Unrath, wobey er noch mit dem Schwamm den After putzen und die oberen Haare des Schweifes naß machen und eine Handbreit langſam durchkämmen und gerade ſtreichen muß. Ehe er dieſes alles thut, muß er auch vorher nach dem Schlauch ſehen, und wenn harte Knollen darin befindlich, ſolche mit etwas warmen Waſſer, in welches der Schwamm oder ein Lappen eingetaucht

worden, nach und nach erweichen, und rein zu ma=chen ſuchen.

Nota). Bey dieſem ganzen Putzen muß der Reiter ſein Pferd überall wohl betrachten, ob es geſund iſt? und ob ihm an den Augen, Füßen, und dem ganzen Leibe nichts geſchehen iſt? welches er ſogleich an ſeinen Unteroffizier, und dieſer an die Offiziere zu melden hat.

Iſt er mit Putzen und Tränken fertig, ſo legt er dem Pferde die Decke wieder auf, ſchnallt ſolche aber nicht zu hart zu, damit es weder unten, noch auf dem Rücken, von der Deckengurte angegriffen wird, gibt demſelben das zweyte Haferfutter, wobey er es an die Raufe aufbindet, damit es ſich nicht legen kann, und kehrt den Stall noch einmahl reinlich aus.

Nota). In jedem Stall muß ein Haferſieb ſeyn, mit welchem der Hafer vorher vom Staube geſiebt, und dann erſt das Futter aus ſelbigem gegeben werden muß.

Mittags um 10 Uhr geht er wieder in den Stall, gibt ſeinem Pferde eine Portion Heu, die eben ſo, wie des Morgens, und bey jeder Fütterung, von der Stallwache in kleine Haufen hinter die Pferde gelegt werden müſſen; kehrt den Stall aus, ſieht, ob die Decke noch gut liegt, nimmt Kamm und Schwamm, putzt den Kopf, Mähne, Schopf und Schweif naß aus, wie des Morgens, gibt ihm hierauf das Haferfutter, und kehrt den Stall wieder aus.

Um 2 Uhr kommt der Reiter wieder in den Stall, wo das Pferd auf die nähmliche Art und Weiſe geputzt, getränkt und gewaſchen wird, wie des Morgens, aber nur ein Haferfutter bekommt.

Abends um 6 Uhr geht er noch einmahl in den Stall, putzt das Unreine im Stall hinweg, ſteckt dem Pferde eine doppelte Portion Heu auf, macht ſolchem ſeine Streue, deckt die Decke ab, macht die Kette an die Krippe herunter, damit ſich das Pferd legen kann, gibt demſelben noch eine Portion Hafer, und kehrt noch einmahl den Stall aus. Sommerszeit, wenn es heiß Wetter iſt, iſt es ſehr gut, wenn die Pferde des Abends gegen die Dämmerung, wo die Fliegen die Thiere nicht mehr ſo plagen, in ein flie-

fließendes Waſſer geritten, oder in deſſen Ermangelung, vor dem Stall heraus, an einem Brunnen, ſtark mit Waſſer begoſſen und abgekühlt werden. Auch müſſen bey trockenem Wetter einigemahl in der Woche die Pferde die Hufe des Abends mit Lehmen und Kuhmiſt eingeſchlagen werden, wodurch die Hitze aus den Füßen gezogen wird, und die Pferde des Nachts deſto beſſer ruhen.

Nota). Die Offiziere und Unteroffiziere, welche die Stall-Inſpection und das Viſitiren haben, müſſen wohl darauf ſehen, ob die Pferde auch zum Liegen herunter gebunden ſind? denn manche faule Reiter, die unſäuberliche Pferde haben, laſſen die Pferde öfters aufgebunden im Stall ſtehen, damit ſie des Morgens nicht viel waſchen und putzen dürfen, (welches der Fall bey Schimmeln und andern hellen Farben iſt) wodurch aber die Knochen und die Geſundheit der Pferde leiden.

Nota). Man muß von den Leuten durchaus nicht leiden, daß ſie grob mit ihren Pferden umgehen, oder ſolche wohl gar mit Füßen treten und ſtoßen, oder mit Beſen- und Gabelſtielen mißhandeln, wodurch viele Pferde verdorben werden; ſondern jeder Reiter muß ſein Pferd lieb haben, und für ſelbiges zuerſt, und dann erſt für ſich ſorgen.

Ueber das Aufſtößigwerden der Pferde.

Wenn das Pferd keine Luſt bezeugt, mit dem gewöhnlichen Appetit zu freſſen, oder ſeine Portion nur zum Theil aufzehrt, ſo ſagt man gewöhnlich, das Pferd iſt aufſtößig, oder es hat die Freßluſt verloren.

In den meiſten Fällen iſt das Aufſtößigwerden der Vorbote einer Krankheit, die über kurz oder lang ausbricht, oder es iſt der Gefährte derſelben, wobey man denn bey genauerer Unterſuchung auch größtentheils noch andere Kennzeichen des Krankſeyns, z. B. Hitze, Kälte,

Durſt, Unruhe, in die Höhe ſtehende Haar u. ſ. w. wahrnehmen wird. Oft ſind aber nur Fehler im Maule, beſonders bey jungen Pferden, an den Zähnen, an der Zunge und Gaumen, daran Schuld; daher iſt es nöthig, in allen dergleichen Fällen, wo ſich die Freßluſt verliert, zuerſt das Maul und deſſen innere Theile zu unterſuchen, damit man nicht ſeine Kur auf ganz andere Urſachen richte, und die wahre Urſache verfehle. Iſt das Zahnen die Schuld, ſo gebe man dem Pferde wenig hartes Futter, aber angenetzte Kleye mit wenig geſchretenem Hafer und reines feines Heu. Iſt das Zahnfleiſch geſchwollen, die Zunge verwundet oder der Gaumen geſchwollen, ſo wäſcht man das Maul mit Salzwaſſer, oder mit etwas Hönig in Eſſig und Waſſer aus.

Sehr oft iſt bloß ein vorhergegangenes Ueberfreſſen, eine Schwäche in den Verdauungswerkzeugen und Anhäufungen von Unreinigkeiten in denſelben die Urſache, welche beſonders durch zu viel grobes Futter, durch Mangel an Bewegung und durch dumpfige, zu warme Ställe entſtehen kann. In ſolchen Fällen mache man dem Pferde öftere Bewegung, lüfte den Stall, und laſſe das Pferd 24 Stunden faſten und gebe ihm eine Handvoll Salz zum Lecken, welches die Freßluſt herſtellt und die Verdauung befördert, auch kann man die Zunge und den Gaumen mit Salz reiben. Hebt ſich aber auch dadurch das Aufſtößigwerden nicht, und bemerkt man doch auch keine andere Kennzeichen der Kränklichkeit an dem Pferde, ſo kann man auf das Daſeyn gröberer Unreinigkeiten in den Gedärmen ſchließen, und dieſe durch ein Purgiermittel, z. B. zwey Loth Leber-

aloe in Waſſer aufgelöſt und nüchtern auf einmahl gegeben, entfernen. Sieht man, daß ſich darauf einiger Appetit wieder einfindet, beſonders wenn man dem Pferde ſtatt des bisherigen gewöhnlichen, anderes gutes Futter, friſches Gras oder einen Mehltrank vorhält, dann kann man ihm mit einer magenſtärkenden Arzeney zu ſtatten kommen: z. B. ihm des Tages ein paarmahl Brod mit Honig und Wachholderbeeren, oder ein paarmahl einige in Branntwein getauchte, und mit Salz, Kümmel, Ingwer oder Pfeffer beſtreute Brodſchnitte, oder ein grobes Pulver aus Kalmus, Enzian oder Wermuthkraut, Bitterklee, Kardobenediktenkraut, Anis, Fenchel mit Salz ſtark gemengt, zu lecken geben, und zum trinken einen Abſud von Nußbaumblättern unter das Waſſer gießen.

Frißt aber das Pferd bloß deswegen nicht, weil es zuvor zu viel gefreſſen hatte, ſo iſt hungern laſſen das beſte, und außer dieſem wohlfeilſten Mittel wird ein Salzlaxier von zwey gehäuften Händen voll Salz, wobey man auch zugleich ein Klyſtier geben kann, die ſchnellſte Wirkung thun. Iſt das Pferd hergeſtellt, ſo gebe man ihm gutes Futter, Mehltränke, und nicht zuviel Futter auf einmahl.

Durch voreiliges Äderlaſſen bey dem Aufſtößigwerden ſchadet man in 20 und 30 Fällen, bis man in einem nutzt. Nur alsdann iſt das Äderlaſſen nöthig und auch nützlich, wenn man gewiß überzeugt iſt, daß Vollblütigkeit oder eine Entzündungskrankheit eines Theiles die Urſache des Aufſtößigwerdens iſt.

Neue Fütterung für Pferde in England.

Die neueſte Entdeckung in Anſehung der Pferdefütterung in England iſt folgende, die auch manchem deutſchen Landwirth angenehm ſeyn muß. Man hat nähmlich in England durch mehrere Verſuche gefunden, daß man zum wenigſten die Hälfte der gewöhnlichen Unkoſten erſpart, wenn man die Pferde, welche arbeiten, und zum ſteten Zug und Feldbau gebraucht werden, mit Turnipſen (Burgunderrüben, Rangerſchen) füttert, noch mehr lehrte die Erfahrung, daß dieſe Pferde ſich dabey beſſer befinden, als bey anderm Futter ſie werden nicht ſo leicht zu fett, ihre Haare bleiben immer glatt, und ſie ſind den Winterkrankheiten weniger ausgeſetzt. Die darüber gemachten Erfahrungen ſind folgende: Ein Edelmann in der Grafſchaft von Nottingham hielt in den letzten Wintern funfzehn Zugpferde, futterte ſie bloß mit Turnipſen, und gab ihnen dabey ganz wenig Heu und gar kein Getreide und Hafer. Ob ſie gleich beſtändig arbeiteten, ſo behielten ſie doch ein gutes Ausſehen, und waren vorzüglich ganz geſund. Ein Edelmann zu Leiceſterſhire hielt noch mehrere Zugpferde, als der vorbenannte, fütterte ſie auch den ganzen Winter über mit Turnipſen, und erſparte dadurch nach ſeiner eigenen Ausſage 120 bis 130 engliſche Viertel Hafer. Die Pferde befanden ſich bey anhaltender Arbeit gleichfalls ganz wohl.

Die Art, wie man die Turnipſen den Pferden füttert, iſt folgende: Man ſchneidet die Rüben oben und unten ab, wäſcht ſie alsdann, ſtößt ſie in einem Troge zu kleinen Stükken (einige ſchneiden ſie auch, aber dieſes iſt zu um-

umſtändlich) und miſcht ſie ſodann mit Häckerling, der aus Stroh und Ohmt geſchnitten iſt. Wenn man ihnen einige Zeit lang weniger anderes Futter und Waſſer gibt, die klein geſtoßenen Turnipſen aber unter Kleyen miſcht, ſo gewöhnen ſie ſich nach einiger Zeit daran, daß ſie täglich ungefähr 10 Pfund freſſen. Ein Morgen Landes gibt bey mittlerem Ertrag für ſechs Zugpferde auf etwa 4 Monathe Futter. Die beſte Art dieſer Rüben, die man in dieſer Hinſicht vorzüglich zum Anbau empfehlen kann, iſt die grüne ſchwediſche, dann ſie iſt zärter und ſüßer als jede andere, und hat noch dabey den großen Vortheil, daß ihr die ſtrengſte Kälte nichts ſchadet. Außerdem erfordert ſie keine beſondere Sorgfalt im Anbau, ausgenommen daß man ſie 3 bis 4 Wochen früher ſäet als die anderen Gattungen, nähmlich gegen das Ende des Monaths May. Ja ſelbſt Kutſch- und Reitpferde, die man in England mit Turnipſen fütterte, verrichteten ihren Dienſt, wenn er nicht übertrieben war, ſehr gut, wenn man zu dieſem Futter nur den 3ten Theil des gewöhnlichen genommen hat. Pferde, welche aber einmahl ganz an dieſes Futter gewöhnt ſind, müſſen wenig an andere Orte kommen, und gleichſam immer einheimiſch bleiben, weil die veränderte Nahrung ſie gern krank macht.

Allerley vermiſchte Notizen und Bemerkungen über Pferde und Pferdezucht.

Die Caſtration oder das Wallachen der Pferde iſt eine ſehr alte Erfindung, ſchon Moyſes und der Carthager Mago, wie Columella ſagt, erwähnten dieſer Operation.

Die neuere Art der Caſtration durch Abdrehung des Samenſtranges mit den Hoden, iſt eine Erfindung des gelehrten und verdienſtvollen Hrn. Profeſſors Wollſtein in Wien. Dieſe Operation iſt weniger gefährlich, als die mehrſten anderen Arten der Caſtration.

Das Zeichnen oder Brennen der Pferde mit Buchſtaben oder Geſtütszeichen, war ſchon zu den Zeiten des Virgils, Palladius und Columellas im Gebrauch. Sie bedienten ſich dazu eines Stempels, den ſie Charakter nannten. Die Griechen drückten ihren Pferden ein Ω oder ein C auf, wovon jedes ſeine eigene Bedeutung hatte, wie auch in der Folge der Nahme des Pferdes darnach gewählt wurde.

Colbert, Finanzminiſter in Frankreich, hatte die größten Verdienſte um die Verbeſſerung der Pferdezucht in dieſem Reiche, die aber nachher wieder gänzlich vernachläſſiget wurde.

Bertin, Miniſter in Frankreich, errichtete zuerſt daſelbſt die Vieharzeneyſchulen, und verbannte dadurch auf einmahl alle alte Schmidtsvorurtheile und Aberglauben.

In Dännemark iſt eine eigene Geſtütskommiſſion, wobey der Profeſſor Abildgard als Sekretair ſtand. Eine ſolche Geſtütskommiſſion würde in allen Staaten, woſelbſt man die Pferdezucht in Aufnahme bringen will, von großem Nutzen ſeyn, weil nur ſelten die Oberſtallmeiſter alle nöthige Kenntniſſe, Wiſſenſchaft und erforderliche Beleſenheit beſitzen, die zur wahren Verbeſſerung edler Geſtüte nöthig ſind. Eine Kommiſſion von einſichtsvollen Männern würde dieſen Endzweck erfüllen, und dem Staate Nutzen und Vortheil bringen.

Wie koſtſpielig und mangelhaft die Admi⸗niſtration der königlichen Geſtüte in Frankreich war, kann man daraus abnehmen, daß nach de Preſeau de Dompierres Berechnung jedes vierjährige Geſtütpferd dem Könige auf 6000 Livres zu ſtehen kam.

Die Engländer wenden unter allen Natio⸗nen bekanntlich am meiſten auf die Pferdezucht, und ſparen keinen Aufwand, ſich die beſten Arabiſchen und Barbariſchen Hengſte zu ver⸗ſchaffen. Einige Partikuliers beſtachen einſt ei⸗nen Sklaven, um einen Hengſt aus des Kai⸗ſers von Marocco Geſtüte zu entführen, und ſie rüſteten, nachdem der Raub verabredet war, ein eigenes Fahrzeug aus, um das Pferd ſogleich abführen zu laſſen. Dieſes Pferd kam mit al⸗len Unkoſten auf 80,000 Livres zu ſtehen.

In England zahlt man öfters 100 Guineen für den Sprung eines Beſchälers, als Beſchäl⸗geld. Die Sprünge des berühmten Beſchälers und Wettläufers Mask und Eclipſe wurden auf dieſe Art bezahlt. Jeder bedeckte 30 Stuten in einem Jahr, und ihre Beſitzer hatten alſo ein jeder eine jährliche Einnahme von 33,000 Gulden.

Den Arabern und Türken gefällt die breite und platte Stirn an den Pferden ungemein, ſo wie die mäßig gebogene Stirne und die Hechts⸗naſe den Engländern. Die Spanier, Neapoli⸗taner, Dänen und Hollſteiner lieben die Rams⸗köpfe.

Die Türken lieben die Grauſchimmel au⸗ßerordentlich, und man ſieht bey ihnen ganze Ge⸗ſtüte und große Trupps Spahis beritten von ſolcher Farbe. Sie behaupten, dieſe Farbe und Gattung der Pferde ſetzen die beſten und dauer⸗haf⸗

hafteſten, ja in Rückſicht auf ihre Geſtalt und Geſundheit die vollkommenſten Pferde.

Die Araber und die Bewohner der Barbarey geben ihren Pferden, welche zur Jagd und zu ſtarken Strapazen beſtimmt ſind, ſelten körniges Futter oder Gras zu freſſen. Ihre gewöhnliche Nahrung beſteht aus Datteln und Kameelmilch, welche Fütterung ihnen Morgens und Abends gegeben wird. Sie mäſtet die Pferde nicht, wie man vermuthen ſollte, ſondern macht ſie vielmehr mager, nervicht und ſehr flüchtig. Sie ſaugen von freyen Stücken an den Kameelen, und gehen ihnen nach, bis zu der Zeit, da ſie zum Reiten gebraucht werden, welches bey dieſen Nationen gewöhnlich nicht vor dem 6ten oder 7ten Jahre zu geſchehen pflegt.

In Island, woſelbſt die Pferde ſehr klein, aber ſehr dauerhaft ſind, iſt wegen der ſtrengen Kälte des Winters, und der großen Dürre des Sommers, oft kein anderes Futter für die Pferde zu haben, als abgetrocknete Fiſche. Sie freſſen ſolche begierig, und befinden ſich gut bey dieſer Koſt.

Die Indianer laſſen ihre Pferde in den Reißfeldern weiden, und wenn Fleiſch im Ueberfluß da iſt, ſo kochen ſie die Ueberbleibſeln zu Brey, thun Butter dazu, und einige Arten von Körnern, machen Klumpen daraus, und ſtoßen ſie den Pferden in den Hals hinunter.

Wenn wenig Proviſion vorhanden iſt, ſo geben ſie ihnen Opium, welches die nähmliche Wirkung auf die Pferde, wie auf die Menſchen hat, denn es dämpft zu gleicher Zeit ihre Freßluſt, und ſetzt ſie in den Stand, große Strapazen auszuhalten.

Nach Pondoppidan, in ſeiner Naturgeſchichte von Norwegen, war daſelbſt im Jahr 1302. ein Mann, Nahmens Huleikſon, welcher der erſte geweſen, der ſeinen Pferden in jenem Lande Hafer zu freſſen gegeben. Man gab dieſer Frucht daher den Zunahmen Pferdekorn.

Pinneau, Chanoine Regulier de la Congregation de France, berichtete dem Hrn. von Reaumur, daß in der Gegend von Mauleon eine Pferde-Stute ein Pferdefohlen und ein Maulthierfohlen zur Welt gebracht habe. Der Beſchäler war ein Steineſel.

Das gewöhnliche Maaß der Reitpferde bey der Oeſterreichiſchen Armee iſt folgendes: das Huſarenpferd muß 14 Fuß 2 Zoll, das Chevaurlegers-Pferd 14 Fuß 3 Zoll, das Dragonerpferd 15 Fuß, das Cüraſſier- und Carabinierpferd 15 Fuß 2 bis 3 Zoll vollkommen haben. Ein Fuß hat 4 Zoll, und ein Zoll 4 Strich.

Die Monetten geben ihren Pferden nach langen Märſchen Käſe von einer Art Erbſenmehl mit Butter, Knoblauch und Gewürzen vermiſcht, auch erhalten ſie zuweilen berauſchendes Futter. Dieſe Pferde können, wie ihre Reiter, die ſchwerſten Strapazen ertragen; haben aber ein ſchlechtes Anſehen.

In der Provinz Shirauz in Perſien ſind mehrere vortreffliche Geſtüte. Das Vornehmſte iſt unter dem Nahmen Bazar-Bakeel bekannt. Die Gebäude deſſelben machen eine Straße von vier engliſchen Meilen aus. Sie ſind von Ziegelſteinen gebaut, und ſehr artig gewölbt.

Man ſieht in der Gegend des Hafens von Mazzaſirocco auf der Inſel Maltha, einen ſehr großen und ſchönen, ganz im neuen Geſchmack in den Felſen eingehauenen Pferdeſtall.

In

Zu Ariſtophanes Zeiten koſtete in Athen ein Pferd zum Wettrennen täglich Miethgeld $1\frac{1}{2}$ Mienen oder 1200 Drachmen, oder 1080 Livres.

Die deutſchen Weiden und Wieſen und deren gutes Futter waren ſchon zu den Zeiten des Plinius vor allen andern berühmt.

In den Pferdeſtällen halten ſich nie Wanzen auf, und wenn auch Bettladen, worin Wanzen ſind, in einen Pferdeſtall einige Zeit geſtellt werden, ſo weichen ſie aus ſelbigen oder ſterben. Vermuthlich iſt ihnen der Geruch der Pferdeausdünſtung zuwider, und die Erfahrung hat gezeigt, daß wenn man Pferdedecken, worin ſich der Schweiß recht eingezogen hat, in Betten, worin Wanzen ſind, legt, ſie ebenfalls weichen oder ſterben.

Am Senegalfluß machen die Vornehmen des Landes ihren Königen ſtatt der Zölle jährliche Geſchenke von Pferden und Pferdegeſchirren, die daſelbſt eine Seltenheit ſind, und daher in großem Werthe ſtehen. Die Pferde in dieſem Negerlande ſtehen in den höchſten Preiſen, weil man ſie mit vielen Schwierigkeiten erhält, indem ſie zu Lande aus der Barbarey mit den Arabern und Azanaghis kommen. Wegen der großen Hitze aber leben ſie nicht lange, indem ſie ſo fett werden, daß der größte Theil an einer Verhaltung des Urins ſtirbt. Das Futter, welches man ihnen in dieſem Lande gibt, beſteht aus Blättern der Bohnen, die an den Pflanzen übrig bleiben, nachdem die Bohnen eingeſammelt ſind. Dieſe werden klein geſchnitten, wie Heu getrocket und den Pferden gegeben. Man gibt ihnen auch Hirſe, wovon ſie fett werden. Ein Pferd ſammt dem Geſchirr wird, nachdem es

ſchön und geſchickt iſt, für 9 bis 14 Sclaven verkauft. Sobald ein Vornehmer ein Pferd kauft, läßt er ſeine Pferdebeſchwörer kommen, dieſe zünden ein großes Feuer aus den Zweigen eines gewiſſen Baumes an, die einen dicken Dampf machen, und über dieſen Rauch halten ſie das Pferd bey dem Zaum, und ſprechen dabey gewiſſe Worte aus. Dann ſalben ſie das Pferd am ganzen Leibe mit einem feinen Oehle, und verwahren es 20 Tage ſehr ſorgfältig, damit es niemand ſieht. Zuletzt befeſtigen ſie an ſeinem Halſe einige mohriſche Beſchwörungen, die wie viereckig zuſammen gelegte Zettel ausſehen, (ſie heißen bey den Negern Grigris oder auch Gregoris) und mit rothem Leder bedeckt ſind. Die Neger glauben, wenn ſie dieſe Dinge am Halſe haben, ſo könne ihnen nichts widriges geſchehen.

Die Buräten halten das Pferdefleiſch für den größten Leckerbiſſen. Sie traktiren bey ihren Hochzeiten damit, und Pferdemilch iſt das Getränk.

Die Usbekiſchen Tartaren haben Ueberfluß an Pferden. Es gibt in dieſem Lande auch viele wilde Pferde, welche die Tartarn oft mit ihren Habichten fangen und tödten. In dem ganzen Lande wächſt kein Gras, ſondern ein gewiſſes Kraut, welches ſie abfreſſen, und davon die Pferde fett werden. Die Tartarn leben bloß vom Fleiſch, und inſonderheit iſt das Pferdefleiſch ihre Lieblingsſpeiſe. Die Vornehmen eſſen den Kopf, und die Geringeren das Fleiſch. Ihr vornehmſtes Getränke iſt Pferdemilch, wovon ſie ſich öfters berauſchen.

In der großen Tartarey machen ſie beſſere Würſte von ihren Pferden, als von Schweinen.

Dieſe

Dieſe eſſen ſie friſch, und ſparen das übrige Fleiſch auf den Winter. Ihr Getränk iſt Pferdemilch.

Ein tartariſcher Fürſt hat öfters dreyßig Milchkammern von Pferdemilch auf einer Tagereiſe von ſeiner Reſidenz, und aus jeglicher erhält er täglich Milch von 100 Pferden. Einige ſollen ſogar an 10000 ſolcher Melkpferde haben. Die Art die Pferde zu melken iſt folgende: ſie binden die Füllen an ein langes Seil, das zwiſchen zwey in die Erde geſteckte Pfähle geſpannt iſt. Die Stuten kommen alsdann zu ihren Füllen hin, und laſſen geſchehen, daß man ſie melkt. Bezeigt ſich aber eine beym Melken unbändig, ſo bringt man das Füllen unter ſie, daß es eine Weile ſauge. Hernach thut man es aber wieder hinweg, und ein anderer Tartar kommt, und melkt die Stute.

Auch die Kalmucken und Tunguſen lieben die geſäuerte Pferdemilch, als ein angenehmes Getränk. Sie heißen es auf kalmuckiſch Tſhigau.

Käſe von Pferdemilch iſt gar nicht fett, aber ſehr ſüß, und erfordert viel Salz, um ihn ſcharf zu machen.

In dem Gebiete Korchin der Mongolen brennen die Einwohner, ſtatt des Holzes, welches daſelbſt rar iſt, Pferde- und Kuhmiſt, den ſie zuvor an der Sonne dörren.

Die Engländer geben ihren Pferden nach ſtarken Strapazen, bey Verkältungen, trockenem Huſten und trüben Augen gewiſſe Pillen, wovon ſie viel Weſen machen, und die unter dem Nahmen Diuretiſche Pillen bekannt ſind. Dieſe beſtehen aus nachſtehenden Mitteln.

Nimm, Gemeines Harz,	2 Unzen.
Gereinigten Salpeter	2 Unzen.

Wein-

Weinſtein-Rahm	1 Unze.
Anisöhl	10 Tropfen.
Schwefelbalſam	20 Tropfen.
Honig	2 Eßlöffel voll.

Daraus macht man Pillen 1 Loth ſchwer, und gibt ſie über den andern Tag allezeit 2 Stück, eine Stunde vor dem Frühfutter. Sie laſſen dabey die Pferde fleißig ſaufen, und geben ihnen angenetzte Kleye ſtatt des Hafers.

Ein engliſches Mühlpferd zieht auf einer Ladung 14 Meaſures, deren jede etwa 76 Pfund wiegt, alſo zuſammen 980 Pfund. Ein Pferd zieht ſo viel als 6 Menſchen, aber zwey Menſchen tragen beynahe ſo viel als ein Pferd trägt.

Sehr berühmt war ehemahls die Reiterey der Theſſalier. Sie ſollen zuerſt die Zäumung des Pferds, um es im Schlachtfelde in Reihen und Gliedern zu führen, erfunden haben: und eben daher ſoll die Meinung entſtanden ſeyn, daß ehemahls in Theſſalien Menſchen lebten, welche halbe Menſchen und halbe Pferde waren: Centauren genannt. Dieſe Fabel beweiſt wenigſtens das Alter der Reiterey bey ihnen, und eine Ceremonie, welche ſie bey ihrer Verheirathung beobachteten, erhielt ihre Liebe zu dieſer Uebung heilig. Nach den Opfern und den andern gewöhnlichen Gebräuchen führte der Bräutigam ſeiner Braut ein Roß in völliger Rüſtung vor.

In dem Zeitalter des Dichters Claudians war es eine bekannte Sache, daß die Weiden im nördlichen Deutſchland ohne Vergleichung kräftiger und ergiebiger als in Gallien ſeyen, und daß die Bewohner des nördlichen Galliens große Heerden von Pferden und Rindvieh in die Weiden der Franken trieben.

Schon die Athenienſer hielten jährliche Unterſuchungen über ihre im Lande erzogenen Pferde, und Muſterungen über ihre Reiterey, und ſahen genau auf gewiſſe erforderliche Eigenſchaften. So wurde zum Beyſpiel unterſucht und probirt, ob die Pferde gut aufſitzen ließen, ob ſie Strapazen aushalten könnten, ob ſie hartmäulig, ſcheu, zu hitzig oder zu träge wären. Viele Pferde wurden ausgemuſtert, und um diejenigen für immer wegzuſchaffen, welche zu alt, und nicht mehr dienſttauglich waren, ſo brannte man ihnen ein gewiſſes Zeichen, das wie ein lateiniſches S ausſah, auf den Kinnbacken. Die atheniensiſchen Reiter mußten ſich auch im Graben- und Heckenſetzen, im Bergab- und Bergaufjagen üben, auch mußten ſie ſich gewöhnen, ohne Hülfe aufs Pferd ſpringen zu können.

Auf Ceylon auf der Inſel Delſt wurde eine große Stuterey von der holländiſchen Compagnie unterhalten, wo die Pferde ihrem natürlichen Zuſtande ganz überlaſſen blieben; wild herumliefen, und ihr Futter ſelbſt ſuchten. Von dieſen wurde eine Anzahl gefangen, gebändigt, zugeritten und eingefahren, und in einem langen, eigends zu dieſem Gebrauch erbauten Stalle verwahrt, wo ſich die Käufer, welche Pferde ſuchten, wählen konnten, und für jedes Paar den feſtgeſetzten ſehr geringen Preis von 125 Reichsthalern, wenn es ſchön und ohne Fehler war, bezahlen mußten. Die Pferde ſind dort ſchlank, gutgeſtellt, mittelmäßig groß, und meiſtentheils von brauner Farbe.

Der Marſtall des Königs von Spanien koſtete vor etwa 12 Jahren jährlich 800,000 Thaler, mit Einſchluß der königlichen Geſtüte.

Ob-

Obgleich die Hauptbeſchäftigung der Sclavonier die Viehzucht iſt, ſo iſt doch die Pferdezucht nicht ſo ſtark, als die Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht. Die Pferde bleiben Sommers und Winters Tag und Nacht auf den Weiden, indem keine Ställe vorhanden ſind, und die Trägheit und Armuth des Landvolks nicht zuläßt, Ställe zu bauen. Sie müſſen daher bloß von der Weide leben, und erhalten keinen Hafer, deswegen oft viele zu Schaden kommen. Die meiſten ſind klein, und es iſt begreiflich, daß ſie zu harter und lange anhaltender Arbeit keine Kräfte haben können. Wenn ſie aber in frühen Jahren in gute Ställe und gutes Futter kommen, ſo werden es kräftige und dauerhafte Reitklepper. Sogar die Poſtpferde in Sclavonien bekommen wenig oder keinen Hafer. Im Winter, wenn der Schnee die Erde bedeckt, nähren ſich die umherziehenden Pferdeheerden von Eichenlaub, welches ſie freſſen, indem die Eichen daſelbſt auch im Winter ihr Laub behalten.

Fuhrmanka heißt in Pohlen ein ſechsſpänniger Poſtzug, von ſechs verſchieden-farbigen Pferden. Dieſe Geſpanne ſind in Pohlen ſehr gebräuchlich.

In Pohlen gibt es Pferdemärkte im Julius und September, worauf man auf jedem 9000 und mehr Pferde ſieht.

Die Tartarn und Kalmucken laſſen ihre Pferde-Tabaunen oder Heerden frey herumlaufen. Tauſend Heerden miſchen ſich nicht unter einander, und von der jungen Zucht geht nichts verloren, gleichwohl laufen dieſe Pferde ohne Aufſicht herum. Wenn ein Tartar eine ſolche Heerde anlegt, zeichnet er einige Stuten und ein paar Hengſte, und daran erkennt er ſein

Eigenthum. Die Hengſte ſind dann die Aufſeher dieſer Heerden. Sie halten ſich immer an den Seiten auf, daß kein Stück ſie verlaſſen kann. Sehen ſie fremde Heerden, ſo treiben ſie ihre eigene in einen Haufen zuſammen, und ſtellen ſich an die Spitze. Eben das thut auch die andere Heerde, die ihnen entgegen kommt, und nun kämpfen die Hengſte mit einander, bis ſie müde oder verwundet werden, dann verlaſſen ſie einander mit ihren Heerden. Läßt ſich ein Geräuſch hören, ſo laufen die Hengſte auf Anhöhen, und beobachten genau alles. Auf dieſe Weiſe können die Heerden ſich weder vermiſchen, oder einzelne Stücke davon laufen.

Ein ſehr fleißiger Oekonom in Deutſchland bedient ſich mit Nutzen ſeit langen Jahren der Kürbisblätter, um ſeine Pferde gegen die Anfälle der Fliegen im Sommer zu ſchützen. Er reibt nähmlich mit den friſchen Blättern dieſer Pflanze täglich ſeine Pferde, und ſo ſind dieſe vor den Fliegen auf den ganzen Tag geſichert. Dieſer Oekonom hat dieſes Mittel von einem Bauer erlernt, und ſeitdem baut er alle Jahre zu dieſem Behufe Kürbiſſe in ſeinem Garten. Wo viele Fliegen in einem Stall ſind, ſtreut man mit nöthiger Vorſicht etwas getrocknete Kürbisblätter auf Kohlen und räuchert den Stall damit, wovon ſodann die Fliegen entweder gleich ſterben, oder wenn die Fenſter geöffnet ſind, wie geſagt, hinausfliegen ſollen.

In den mitternächtlichen Gegenden gibt es keine ſchwarze Pferde, und in ſolchen Ländern pflegen auch die Eichhörnchen, Wieſel, Füchſe u. d. gl. beynahe ganz weiß zu ſeyn, die in minder kalten Ländern braun oder grau ſind.

Pferde, welche man von Spanien nach America brachte, wurden in den meiſten Gegenden unanſehnlicher und ſchwächer, als die ſpaniſchen, aber in dem bergigen Chili geriethen ſie vortrefflich.

Von Chili nach Peru ſendete man ſonſt die ſchönſten Pferde, auch Pferdehäute und geſalzenes Pferdefleiſch, womit ein großer Handel getrieben wurde, und noch wird.

Das ſpaniſche Pferd gehört bekanntlich mit zu den vorzüglichſten Pferderaßen. Die Ausfuhr eines Hengſtes, ohne ganz beſondere königliche Erlaubniß, ward ehedem wie ein Menſchenmord beſtraft, und doch hinderte auch dieſe Strafe den vielfältigen Schleichhandel nicht. Vier Confraternitäten, deren Mitglieder ſich zur Erhaltung und Verbeſſerung der Pferdezucht im Lande vereiniget und heilig verbunden hatten, waren dennoch nicht im Stande dieſen Zweck zu erreichen, und ſelbſt der Stutereyen des Königs und der Verfolgung der Maulthiere ungeachtet, ſank doch die Pferdezucht in dieſem Lande ſo tief, daß Spanien vielleicht bald Noth haben wird, ſeine ſonſt ſo vortreffliche Cavallerie zu remontiren. Die Provinz Valenzia zeichnet ſich noch am meiſten durch die vorzüglichſte Pferdezucht aus.

Deſto ſtärker und zum größten Nachtheil der Pferdezucht legen ſich die Spanier auf die Zucht der Maulthiere. In Mancha, wo die beſten fallen, verkauft man das Stück zu 50 bis 60 Piſtolen, und ſo viele dieſer Thiere in Spanien erzeugt werden, ſo werden doch lange nicht ſo viele erzogen, als man bedarf.

Die Jakuten, ein wildes Volk, ziehen das Fleiſch der geſtorbenen Pferde dem Ochſen- und Kuhfleiſche zum Eſſen vor.

Die Prieſter der Boaski in Siberien, welches Volk noch wahre Heiden ſind, eſſen das Fleiſch der geopferten Pferde, und ein gebratenes Fohlen iſt in daſiger Gegend die erſte und größte Delicateſſe. Eben dieſes Füllenfleiſch iſt auch die erſte Leckerſpeiſe der Araber, welche ſonſt kein Pferdefleiſch eſſen.

Schweden hat gegenwärtig eine ſtarke Pferdezucht, und es wird daſelbſt bey den Herrſchaften ein großer Luxus mit Pferden getrieben. Im Ganzen aber iſt der größte Theil der Pferde mehr mittler und kleiner Schlag; die ganz großen Pferde werden aus dem Auslande, aus England, Preußen und dem Hollſteiniſchen eingeführt, und theuer bezahlt.

In Dännemark wird die Pferderaße ſehr veredelt, und der Pferdehandel macht einen Haupthandlungszweig dieſes Königreiches aus, indem ſolcher dem Staat jährlich beynahe eine Million Thaler einbringt; außer der ſchönen und gut eingerichteten königlichen Stuterey zu Friedrichsburg, welche aus 670 Pferden, alten und jungen, im Ganzen beſteht, gibt es auch noch verſchiedene Privatſtutereyen, die großen Handel mit Pferden treiben, vorzüglich werden die Pferde von der Inſel Alſen geſchätzt, und es iſt merkwürdig, daß faſt alle Pferde auf dieſer Inſel von der Fuchsfarbe ſind. Die hollſteiniſchen Pferde gehören natürlich auch mit zu den Pferden des Königreichs Dännemark, aber nur ihre ſchönſten und beſten, nähmlich die vom Geeſtenlande (Hochlande) nicht aber die aus dem Maſchlande, ſind als ſchätzbare und gute

Pferde

Pferde zu betrachten. Der größte Handel mit dieſen Pferden geht nach Deutſchland, Frankreich, Oeſterreich und Rußland. Die Regierung vertheilt jährlich an diejenigen, welche die beſten Hengſte vorzeigen, und für Fohlen von den beſten Raßen gewiſſe nicht unbedeutende Prämien aus. Im Jahr 1797 rechnete man nach einer möglichſt genauen Angabe, daß aus Dännemark und den dazu gehörigen Herzogthümern 16000 Pferde in fremde Länder ausgeführt wurden.

Die alten Aegyptier bildeten eine Frau, die eine zu frühe Geburt hatte, unter dem Sinnbild einer Stute, die auf einen Wolf tritt, ab, denn man ſagte: wenn eine tragende Stute in eine Wolfsfährde trete, ſo verwerfe ſie ihr Junges.

Eben ſo ſtellten ſie das Bild eines ſchwachen und furchtſamen Menſchen dadurch vor, daß ſie ein Pferd, über das eine Eule wegfliegt, darſtellten. Man behauptet nähmlich, daß jederzeit die Eule wegfliegt, wenn ein Pferd in ihre Nähe kommt.

Die Araber haben eine Art Pferde, die nach ihrer Meinung urſprünglich von der Stuterey des Königs Salomo's abſtammen ſollen. Sie trauen einigen Zweigen dieſer Pferderaßen die Klugheit zu, daß ſie, wenn ſie in einer Schlacht verwundet, und alſo untüchtig werden, ihren Reiter zu tragen, ſich wegbegeben, um ihn in Sicherheit zu bringen. Fällt der Reiter ab, ſo bleiben ſie bey ihm ſtehen, und wiehern, bis er Hülfe bekommt. Schläft er auf offenem Felde, ſo wiehern ſie, wenn ſie einen Reiter erblicken.

Das Reiten auf europäiſche Art iſt nur bey den japaniſchen Soldaten, auch manchmahl bey Standesperſonen in den Städten gebräuch-

lich. Auſſerdem, und auch bey den letztern wird das Pferd von einem Knechte geleitet. Traben und Galloppiren iſt bey ihnen nicht gewöhnlich. Die Pferde ſind in Japan klein, und werden zum Staat gebraucht, ſo wie auch zum Tragen und Pflügen. Sie ſind ſtark und behende.

Die Leute in Japan machen oft eine ſehr ſeltſame Figur zu Pferde. Manchmahl ſieht man mehrere Perſonen, oft eine ganze Familie auf einem Pferde. Der Mann ſitzt in der Mitte, aber ganz oben auf dem Sattel, ſo daß er die Beine am Halſe des Pferdes herabhängen läßt. Die Frau ſitzt an einer Seite in einem an dem Sattel feſtgemachten Korbe, und ein oder mehrere Kinder, ebenfalls in einem Korbe, ſitzen auf der andern Seite. Ein Menſch geht voran und leitet das Pferd am Zügel.

Die Pferde auf dem Cap ſind faſt alle von brauner Farbe, entweder heller oder dunkler. Den Kopf tragen ſie, weil ſie immer auf der Weide niedergebunden werden, faſt immer nieder, und ſtrecken ihn gerade aus, woran aber auch ihr Wuchs, da ſie meiſtens niedrig von Widerriß ſind, und Hirſchhälſe haben, Schuld ſeyn mag. Das vorzüglichſte an ihnen iſt, daß man ſie nicht beſchlagen darf, ſie haben einen dauerhaften, nicht zu hohen und nicht zu platten Huf. Sie lernen leicht einen guten Paß gehen, ſonſt aber haben ſie gern den einen oder den andern Fehler. Zum Schnellreiten werden die Pferde hier nicht ſonderlich abgerichtet, außer von Jagdliebhabern tief im Innern des Landes, die ſich auf die Behendigkeit dieſer Thiere verlaſſen müſſen, wenn etwa ein angeſchoſſener Elephant oder Löwe ſie verfolgt. Die zugerittenen Pferde ſind theurer, als die übrigen,

und

und werden mit 40 bis 60 ſchweren Thalern bezahlt. In neuern Zeiten galten ſie faſt das doppelte. Die erſten Pferde ſind aus Perſien nach dem Cap gebracht worden, ſind aber inzwiſchen ſehr aus der Art geſchlagen. Damahls machte man die Verordnung, daß kein Landmann ein altes untaugliches Pferd mehr tod machen durfte, welches auch bis jetzt noch nicht aufgehoben iſt. Pferde fand man bey den Landeseinwohnern ehemahls, ehe ſolche aus Perſien dahin gebracht wurden, gar nicht. Jetzt hat mancher Landwirth eine Stuterey von 40 bis 60 Stück Pferden. Auf die Pferdezucht verwendet aber der Koloniſt keinen ſonderlichen Fleiß. Ihm gilt es faſt gleich viel, ob eine Stute trächtig iſt, oder nicht, denn er hat Pferde und Weide genug. Jeder hält für ſich und ſeine Frau und ſeine erwachſenen Kinder einige Reitpferde, dieſe haben aber vor den Zugpferden weiter nichts im Voraus, als daß ſie über Nacht in den Stall getrieben, gefüttert und angebunden werden, und wenn man eine Reiſe unternehmen will, Abends und Morgens vorher etwas Gerſte bekommen. Auf der Weide bindet man einem, wie dem andern, einen Strick um den Hals, mit dem man den linken vordern Fuß ſo weit in die Höhe zieht, daß das Pferd entweder nur auf dreyen gehen, oder den Kopf ſo tief herunter laſſen muß, daß es auch zur Noth mit dem vierten ſchreiten kann. Dieß geſchieht deswegen, damit ſie ſich nicht zu weit entfernen, und auch wieder leicht eingefangen werden können. Nur wenige Bauern halten ſich Wagenpferde, weil die Sclaven mit dieſem Fuhrwerk nicht gut umzugehen wiſſen. Als Zugpferde gebraucht man ſie gewöhnlich in der Capſtadt und

deren Nachbarſchaft, ſonſt aber bedient man ſich auch der Pferde zum Eggen und Dreſchen.

In den Bädern bey Landek in der Grafſchaft Glaz, iſt ein Pferdebad, das ſehr oft bey Pferde-Curen mit Nutzen angewendet wurde. Es beſteht ſolches in einem mit Steinen eingefaßten Baſſin, welches nordwärts von dem alten Bade oder St. Georgenbad liegt. Auch in dem berühmten Wildbade im Wirtembergiſchen iſt ein ſolches Pferdebad.

In England pflegen die ihr Todesurtheil erwartenden Diebe alle ihre Habſeeligkeiten zu verkaufen, um ſich vor ihrem Ende noch gütlich zu thun. Gemeiniglich iſt man nach ihren Pferden am begierigſten, weil ſie meiſtens vortrefflich ſind. Ein ſolcher Burſche, dem ein Lord das ſeinige abkaufen wollte, und der den Pair für einen von ſeinen Handwerksgenoſſen hielt, ſagte zu ihm: Ich will ſie nicht betrügen. Mein Pferd iſt zwar ein herrlicher Läufer, allein es hat einen großen Fehler, es hält vor den Kutſchenſchlägen nicht Stand. Dieß ſagte er deswegen, weil die engliſchen Straßenräuber die Wagen anhalten, und mit vorgehaltenen Piſtolen den Reiſenden ihre Börſen abfordern, und ſo wie ſie ſolche haben, welches in einem Augenblick geſchehen iſt, davon rennen.

Auf allen Inſeln des Archipelagus trifft man gute Pferde an. Jene auf der Inſel Kreta waren bey den Alten wegen ihrer Geſchwindigkeit und Gelenkſamkeit in großem Ruf und Anſehen; doch pflegt man heut zu Tage ſich deren im Lande ſelbſt nur wenig zu bedienen, weil die Gegenden größtentheils ſteinig und gebürgig ſind. Die ſchönſte Gattung der Pferde auf dieſer Inſel ſtammt urſprünglich von den Arabern ab.

Die

Die Tartarn behandeln ihre Pferde ungefähr ſo wie die Araber. Schon in einem Alter von 7 bis 8 Monaten werden ſie durch Kinder öfters und ſchnell, aber doch nur auf kurze Strecken geritten. Sie werden nach und nach abgerichtet, doch dabey aber in außerordentlicher Diät erhalten. Zum förmlichen Ritt werden ſie erſt in einem Alter von 6 bis 7 Jahren gebraucht. Sie werden an unglaubliche Abhärtungen und Beſchwerlichkeiten gewöhnt, ſo z. B. reitet man 2 bis 3 Tage ohne anzuhalten, und gibt ihnen in 4 bis 5 Tagen keine weitere Nahrung, als von 7 zu 8 Stunden eine Handvoll Kräuter, und läßt ſie in 24 Stunden nicht ſaufen.

Ein Pariſer Pferdehändler gewann durch eine Wette 400 Louisd'ors, indem er von Paris bis nach Verſailles, und von da mit dem nähmlichen Pferde wieder zurück nach Paris in 80 Minuten zu reiten verſprach, und dieſen Weg ſchon in 70 Minuten vollendete. Das Pferd war ein Zweybrücker Geſtütpferd.

In mancher Gegend Sachſens iſt die Vorliebe für die Pferde ſelbſt unter dem Bauernvolke ſo groß, daß diejenigen, welche Ochſen halten wollen, nur mit Mühe einen Knecht bekommen können.

Der Profeſſor der Thierarzeneyſchule in London Herr Coleman hat eine Art von Hufeiſen erfunden, das nur wie ein Schuh umgelegt wird, und dem Huf die völlige Berührung des Bodens, wozu es von der Natur beſtimmt iſt, überläßt. Auf ſolche Art unterbleibt das Abraſpeln der vielen Späne des Hufes, und das ſchädliche Auswirken und Brennen der Sohle, des Strahls und der Trachten — das den ganzen natürlichen Gebrauch des Hufes zerſtört, und

und der Huf bekommt, ſtatt der länglich runden höckerigen Geſtalt, zu der ihn unverſtändige falſch unterrichtete Hufſchmiede umbilden, ſeine natürliche runde Form wieder, die wie alles, was die Natur urſprünglich lieferte, feſt und ſchön zugleich iſt. Dieſes Beſchlagen, oder dieſe Art von Beſchuung, wie man ſie nennen könnte, wird bereits in England eingeführt, und es ſind deshalb 80 Schüler der Londoner Thierarzenenſchule zu allen Cavallerieregimentern, und in die vorzüglichſten Städte des Königreichs ausgeſchickt.

Im März 1792 hat der Prinz von Wallis in London alle zum Wettrennen gehabte Pferde, 65 an der Zahl, für 3836 Pfund Sterlinge öffentlich verkauft. Sie ſollen ihn wohl 6 Mahl ſo viel im Ankauf gekoſtet haben. Die Unterhaltung derſelben und der dazu erforderlichen Stallleute nahm gleichfalls große Summen weg, ohne was beym Wettrennen zu Newmarket, und ſonſt auf andern Rennplätzen darauf ging. Der Prinz ſoll den Wettrennen auf immer entſagt haben. Man ſagte: er erſpare dadurch jährlich den Aufwand von 25000 Pfund Sterling.

Nichts ſoll die Pracht des Pferde-Aufputzes und die Koſtbarkeit des Reitzeuges übertreffen, welche man bey dem Mahometsumzuge in Mecca an den Reit- und Handpferden der vornehmen türkiſchen Pilger daſelbſt ſieht.

Von dem Gedächtniß und der Rachgier der Pferde führt der Hofrath Hennings nach dem Abt Prevoſt folgendes merkwürdiges Beyſpiel an: in einem Flecken Gumblin, nicht weit von Doublin, ließ ein Herr einen Hengſt caſtriren, der vorzüglich ſchön, allein ſo unbändig war,

daß

daß man dieſes Mittel wählen mußte, ihn zu bändigen. Man war nicht vorſichtig genug geweſen, ihm die Augen zu verbinden, ſo daß er den Operateur ſehen konnte. Einige Tage verſtrichen, bis das Pferd ihn wieder anſichtig wurde; als es aber vor Ende der Woche, wie es noch den Schmerz des Schnittes empfand, den Operateur in den Stall kommen ſah, riß es plötzlich ab, und fiel den Mann ſo wüthend an, daß es ihn in wenigen Augenblick todt trat und biß.

Herr Bouſſanelle, Kapitain des ehemahligen Franzöſiſchen Kavallerie-Regiments Beauvilliers, erzählt in ſeinen Obſervations militaires, folgende Begebenheit, die von der ſehr merkwürdigen Intelligenz der Pferde zeuget. Einem Pferde in ſeiner Kompagnie wurden die Zähne auf einmahl ſo ſtumpf, daß es weder Heu noch Hafer kauen konnte. Dieſes Pferd wurde zwey ganzer Monathe lang von zwey andern Pferden, die bey ihm ſtanden, und mit ihm aus einer Krippe fraßen, unterhalten; ſie kauten ihm nähmlich das Heu und den Hafer, und legten es ihm hin. Der Verfaſſer verſichert, daß die Offiziere und Gemeine der ganzen Kompagnie von dieſer Begebenheit Zeugen wären.

In London gibt es mehrere Leute, welche Pferde in Fütterung auf gewiſſe Zeit gegen ein gewiſſes Miethsgeld übernehmen. Einer dieſer Leute, ein Irrländer, hing vor einigen Jahren ein Schild mit der Inſchrift aus: hier füttert man Pferde mit gutem Graſe. Für die, welche lange Schweife haben, wird wöchentlich 3 Schillinge und 6 Penze bezahlt, aber für die, denen die Schweife abgeſtutzt ſind, nur 2 Schillinge 6 Penze. Als man den Mann nach der Urſache

dieſes

dieſes Unterſchieds fragte, gab er ganz ehrlich zur Antwort: die mit langen Schweifen wehren ſich beſtändig die Fliegen ab, und freſſen dabey ungehindert fort; die geſtutzten Pferde aber freſſen nur bloß des Nachts, denn bey Tage quälen ſie die Fliegen beſtändig, und hindern ſie am Freſſen.

Busbek erzählt im dritten Brief ſeiner Berichte von der Türkey: „nichts iſt zahmer, als die Türkiſchen Pferde, auch gibt es kein Thier, das beſſer ſeinen Herrn und Wärter kennt; dazu erziehen die Türken ſie mit aller möglichen Freundlichkeit. Ich habe geſehen, als ich durch Pontus, oder den Theil Bethyniens, der Acilon genannt wird, nach Kappadocien reiſte, wie die Bauersleute für die neugebornen und zarten Füllen Sorge trugen, ſie ſtreichelten, in ihre Häuſer führten und liebkoſeten, daß man denken ſollte, ſie hätten ihre Kinder vor ſich. Die Kinder, die dazu geſetzt werden, auf ſie Acht zu haben, erzeigen ihnen nicht weniger Freundlichkeit, und gewinnen ihre Ergebenheit durch beſtändiges Streicheln. Sie ſchlagen ſie niemahls mit dem Stock, außer in der äußerſten Nothwendigkeit. Daher hegen ſie aber auch große Liebe für alle Menſchen, und ſchlagen nicht, oder werden beißig und widerſpenſtig. Dieſe Fehler findet man ſelten bey dieſen Pferden. Die Türken finden ihr Vergnügen daran, ſie zahm zu machen, daß ſie nach Befehl knien, und den Reiter ſo aufſteigen laſſen, daß ſie mit dem Maul einen Stock, eine Keule, oder einen Säbel von der Erde aufnehmen, und ihrem Herrn reichen, der auf ihnen ſitzt; und wenn ſie dieſes gelernt haben, legen ſie ihnen ſilberne Ringe um die Naſe, zum Zeichen ihrer Kunſt. Ich habe dergleichen ge-

geſehen, die, wenn ihre Herren abgefallen waren, auf der Stelle ſtehen geblieben ſind. Ich habe einige geſehen, die um den Stallknecht herumliefen, und ſtill ſtanden, ſo oft er es befahl. Ich habe Pferde geſehen, die wenn ihre Herren mit mir im oberſten Stockwerke des Hauſes geſeſſen, die Ohren ſpitzten, um deren Stimme zu hören, und wieherten, wenn ſie ſie hörten. Man kann Pferde von 20 Jahren mit eben dem Feuer, und eben der Stärke ſehen, als unſere, wenn ſie 8 Jahre alt ſind, und man erzählte mir, daß einige wegen ihrer großen Tugenden, beſtändig im Stall des Groß-Sultans in Conſtantinopel erhalten werden, und bis ins 50ſte Jahr und darüber leben können.“ Letzteres möchte wohl zu viel geſagt ſeyn.

Herr Stutiere, ein Franzöſiſcher Thierarzt, verſichert, daß der Zucker das wirkſamſte Mittel, und der beſte Balſam bey allen Wunden und Geſchwüren an den Füßen der Thiere, beſonders der Pferde ſey, und daß er die beträchtlichſten Verletzungen damit heile und reinige. Er erzählt ein Beyſpiel, welches ſich zugetragen, während er in Metz in Garniſon lag. „Ein treffliches Reitpferd ſtand ſchon 3 Monathe, wegen eines Geſchwürs am vordern rechten Fuß, auf der Streu. Der Fuß war ausnehmend dick, und ging faſt ſchon in Fäulniß. Die Stadtſchmiede hatten Einſchnitte gemacht, Aezmittel, Vitriol und allerhand Salben und Schmiererenen gebraucht, und das Pferd war in dem elendeſten Zuſtande. Ein Soldat des Regiments, der Sohn eines Schmidts aus dem Dorfe Saint Jean, Pied de Port, bot ſich an, es zu heilen. Da man nicht viel aufopferte, wenn man ihm das Pferd übergab, ſo willigte der Capitain ein.

Er

Er that nichts daran, als den Fuß täglich 3 Mahl mit warmen Wein zu bähen, und beſtreute jedesmahl denſelben mit weißem Zucker, legte auch noch eine mit gutem Zucker beſtreute Bauſche darüber, und band den Fuß ſorgfältig ein. Nach Verlauf von einem Monathe oder fünf Wochen ward das Pferd zur Verwunderung aller Kunſtverſtändigen wieder hergeſtellt.“ Von dieſer Zeit an, ſagt Herr Stutiere, bediene ich mich des Zuckers in allen ähnlichen Fällen, und befinde mich recht ſehr gut bey deſſen Gebrauch.

Zu Tournay hat jemand, nach vielen vergeblich angewandten Mitteln wider das Herzſchlechtigwerden ſeiner Pferde, ſelbige hauptſächlich mit Mohrrüben (Carotten) zu füttern angefangen, und iſt ſo glücklich geweſen, in wenigen Wochen die Pferde gänzlich hergeſtellt zu ſehen. Man gibt ihnen dieſe Mohrrüben ganz nüchtern, nachdem ſie zuvor abgewaſchen worden ſind, damit weder Erde noch Sand daran hängt. Eine halbe oder ganze Stunde nachher führt man ſie einige Zeit in freyer Luft herum, und gibt ihnen bey der Zurückkunft noch einmahl von dieſen Wurzeln, läßt ſie alsdann ein wenig ruhen, und ſetzt ſie dann wieder in Bewegung. Fleißige, nicht zu heftige Bewegung in friſcher Luft mag auch viel zur Geneſung der Pferde beygetragen haben.

Die Habeſſinier haben eine große Fertigkeit im Reiten. Sie füttern ihre Pferde faſt durchgehends mit Gerſte, unerachtet der Hafer wild in ihrem fruchtbaren Lande wächſt.

König Heinrich der Vierte von Frankreich hatte die Gewohnheit, ſehr oft in ſeine Pferdeſtälle zu gehen, ja er ſchlief ſogar öfters bey die-

ſer

ſen Thieren, welche er auch ſcherzweiſe ſeine ge-treueſten Höflinge zu nennen pflegte.

Um zu erfahren, wie lange ein Pferd hun-gern könne, hat man in dem kayſerl. königlichen Thier-Hoſpital in Wien, mit zwey Pferden, von denen jedes in gleichem Grade mit dem Roß behaftet war, einen Verſuch angeſtellt. Das er-ſte, welchem zwar Waſſer, aber außerdem kein anderes Nahrungsmittel gegeben wurde, lebte noch 18 Tage; das andere, welchem weder Waſ-ſer, noch ſonſt etwas gereicht wurde, ſtarb erſt am 27ſten Tage.

Das Sejaniſche Pferd war ehemahls in Rom ſo berühmt, daß jeder Römer von gutem Ton davon zu ſprechen wußte. Es ſtammte von der berühmten Pferderaße her, die Hercules nach Diomeds Ermordung aus Thracien nach Argos gebracht hatte, (denn auch die alten Rö-mer hatten ſo gut Stammbäume für ihre Pfer-de, wie für ihre Familien). Es war von ganz ungewöhnlicher Größe, hatte einen ſehr geboge-nen Hals, eine vorzüglich ſchöne Mähne, kurz alle Eigenſchaften, die zu einem vollkommenen Pferde gehören. Nur ein ſchlimmer Umſtand ſchien mit dem Beſitze dieſes Pferdes verbunden zu ſeyn, daß nähmlich alle ſeine Beſitzer eines unnatürlichen Todes ſtarben. Cneius Sejus, ſein erſter Beſitzer, von dem es ſeinen Nahmen führte, wurde auf die Anklage des Marcus An-tonius zu einem ſchmählichen Tode verdammt. Zu dieſer Zeit hörte der Conſul Dolabella auf ſeiner Reiſe nach Syrien von dem Rufe dieſes Pferdes, und nahm ausdrücklich ſeinen Weg über Argos, um es zu beſuchen. Er verliebte ſich ſo ſehr in daſſelbe, daß er es für 100,000 Seſterzien, etwa 4000 Thaler Hannöveriſcher

Caſſen-Münze, kaufte. Allein Dolabella kam in Syrien durch den Bürgerkrieg um, und Cajus Caſſius, der ihn hatte hinrichten laſſen, eignete ſich das Pferd zu. Bekanntlich ſtarb auch dieſer bald darauf einen tragiſchen Tod, und nun ſtrebte Marcus Antonius nach dem Beſitze dieſes edlen Roſſes, erhielt es, aber auch er nahm bekanntlich ein trauriges Ende. Noch lange war der Nahmen und das beſondere Schickſal dieſes Pferdes ein Sprüchwort in den feinen römiſchen Geſellſchaften. Er reitet auf dem Sejaniſchen Pferde, ſagte man von einem Menſchen, dem alles verkehrt ging. Gellius in ſeinen attiſchen Nächten, hat uns die Geſchichte dieſes Pferdes aufbewahrt.

Bey der Krönung Karl des IX. ritt der Abt der Remigius Abtey in Rheims, welcher das heilige Oehlfläſchgen zur Salbung des Königs brachte, das erſtemahl einen weißen Zelter, der in der Folge durchgehends das geiſtliche Reitpferd geworden iſt. In den ältern Zeiten brachte der Abt dieſen geiſtlichen Flacon zu Fuße. Unter Ludwig dem IX. war gerade ein ſo ſchwacher Abt in Funktion, daß ihm ein Pferd geſchickt wurde, mit welchem er in die Kirche hineinritt, und aus den Händen des Ordens-Geiſtlichen das Oehlfläſchchen empfing. Daß es aber gerade eine Stute ſeyn mußte, wie einige behauptet haben, iſt nicht wahrſcheinlich, weil nur Leute von der geringſten Sorte und entehrte Ritter ſich einer Stute zum Reiten bedienen mußten.

Auf der Inſel Sardinien wird ſehr viele Sorgfalt auf die Pferdezucht gewendet. Die Pferde, welche in Sardinien erzeugt werden, ſind zwar von kleiner Art, aber wohlgebaut und

ſehr ſchnell. Es fanden ſich deren in dem Jahr 1772, als Albert Azion dieſes ſchrieb, in den verſchiedenen Stutereyen des Königs, 66334. Leider! wird aber auch hier, ſo wie faſt in ganz Europa, der verheerende Krieg dieſer ſchönen Pferdezucht geſchadet haben.

Daß England zwar in Abſicht der Wartung und Veredlung der Pferde das erſte und vorzüglichſte Land ſey, iſt ganz gewiß, daß es aber auch in Abſicht der Mishandlungen, der Gewinnſucht und der Grauſamkeiten gegen dieſes gute Thiergeſchlecht die Hölle ſey, beweiſen außer anderen bekannten Anekdoten, auch vorzüglich folgende 2 erſt in den neueſten Zeiten ſich ereignete Geſchichten. Lord Seymour gab gegen einen Miethkutſcher bey dem Parlament eine Anklage ein, daß er ſeine ganz erſchöpften und halbgeſchundenen Pferde auf öffentlicher Straße aufs entſetzlichſte gemißhandelt habe, und als ihm der Lord darüber Vorſtellungen machte, er mit abſcheulichem Fluchen das Meſſer aus der Taſche zog, und das eine Pferd auf der Stelle todt ſtach. Man verſicherte aber den edlen Lord in Bowſtreet, als er die Ausſage eidlich erhärtete, daß das Geſetz dagegen nichts ſpräche (it was not punishable by law). Ein anderes Beyſpiel gehört in die oberen Regionen, und iſt darum nur noch verabſcheuenswürdiger. Bey einem der letzten Wettrennen in Neumarket kam einer der berühmteſten Herren vom Raſenplatz (Gentlemen of the turf) wie man die Rennbahn dort nennt, mit einer großen Anzahl von Spielern auf einmahl an die Schranken, und gewann mit ſeinem Renner, einem herrlichen Hengſt, im erſten Rennen den Preis. Darauf folgte ein zweytes Rennen mit

Wallachen, wobey der obbeſagte Spieler gewaltige Summen gegen alle eingeſchriebene Renner im Voraus wettete, ohne doch im Voraus zu ſagen, für welchen er ſelbſt wette. Wenige Augenblicke, bevor das zweyte Rennen mit Wallachen beginnen ſollte, ließ dieſer Menſch ſeinen noch zitternden Hengſt, der eben den Sieg gewonnen hatte, vorführen, und auf der Stelle verſchneiden, um ihn dadurch zum Wettkampf mit den übrigen zu qnalificiren. Das edle Thier achtete auch wirklich für den erſten Moment nicht auf die Verſtümmelung, und gewann den Preis für ſeinen ſchmutzig gewinnſüchtigen Herrn mit dem Verluſte ſeines Lebens, indem es vor Erſchöpfung und Blutverluſt gerade am Ziele todt niederſtürzte. Und dieſer unmenſchliche Schlächterkniff erregte bey den Anweſenden weiter keine Mißbilligung, vielweniger eine gerechte Strafe, als daß man es eine verteufelte Verfeinerung der edlen Jockeykunſt betitelte. Wozu ätzte Hogarth ſeine vier Stationen der Grauſamkeit, wozu ſchrieb die edle Miſtres Trimmer ihre Lehre der Menſchlichkeit gegen die ſtumme Kreatur!

* *
*

Verſchiedene hier nicht abgehandelte Materien, die Pferde betreffend, findet man in beſonderen Artikeln der Encyklopädie vorgetragen, wohin unter andern alle Krankheiten der Pferde gehören, die unter ihrem eigenen Nahmen vorkommen. Von der Abrichtung der Pferde wird vorzüglich der Artikel Reitkunſt handeln.

Schriften über Pferde und deren Zucht und Wartung *).

Marechal parfait qui enſeigne à connoitre la beauté et les défauts des Chevaux. à Paris, 1662. 4.

Le nouveau et ſavant Marechal, traduit du celebre Markam Gentilhomme anglois, par le Sieur de Foubert, Ecujer du Roi. à Paris, 1666. 4.

Winter von Adlersflügel Stuterey und Fohlenzucht. Nürnberg, 1672 Fol.

Marechal parfait à connoitre la beauté et les défauts des Chevaux. à Geneve, 1676. fol.

Le veritable parfait Marechal par le Sr. de Solleyſel, deutſch und franzöſiſch. à Genève. 1677 Fol. Dieſes iſt die 6te Edition, wie denn auch eine zu Paris 1654 in II. Folio herausgekommen iſt.

Georg Simonis Winter ab Adlersfluegel Eques peritus et Hippiater expertus, oder wohlberittener Cavallier und wohlerfahrener Roßarzt, lateiniſch und deutſch. Nürnberg, 1678. Fol.

von Hohbergs vollkommene Pferdezucht. Nürnberg 1678. Fol.

The experienced Farrier or Farring compleated in two books phiſical and chirurgical by E. R. Gant. London, 1681. 4. it. 1720. 8.

Joh. Chriſtoph Pinters von der Au, neuer, vollſtändiger, verbeſſerter und ergänzter Pferdeſchatz mit beygefügter Reitkunſt des Herrn del Campe. Frankfurt, 1688. Fol.

W. H. H. vollkommene Pferde- und Reitſchule. Nürnberg, 1689. Fol.

Winter von Adlersflügel curioſer Stallmeiſter. 1691. 8.

Joh. Conrad Weibolds in der weltberühmten Heftrigs Reitſchule kunſtgeübter Bereiter und durch Erfahrenheit gelehrter Roßarzt, nebſt einem Anhange vom Beſchlage der Pferde. Nürnberg, 1701. Fol.

Winter von Adlersflügel Stuterey, das iſt, neue wohlbeſtellte Fohlenzucht. Nürnb. 1783.

*) Sehr viele der älteſten Bücher über die Pferdewiſſenſchaft nach ihrem ganzen Umfange findet man im Prizelius S. XXIV ff.

von Solleyſels vollkommener Stallmeiſter. Genf, 1706. 4 II Theile.
Markhams Maſter Piece containing all knowledge belonging to the Smith, Farrier, or Horſe-Leach, touching the curing all diſeaſer in Horſes. Lond. 1710. 4.
J. K. Vogels Roß-Arzeney Buch, und Unterricht, wie ein krankes Pferd den Umſtanden nach zu erkennen. Wolfenbüttel, 1716. 8.
Valentin Trichters Pferde Anatomie. Nürnberg, 1716 8. II Theile.
Ejusd. Pferdebuch. Nürnberg, 1717. 8.
von Solleyſels the compleat Horſeman, transladet by William Hope. London, 1717. fol.
Krauſens engliſcher edler Geſtütsgarten von der Pferde- und Maulthierzucht. Nürnberg, 1724. 12.
Des Herzogs von Newcaſtel Lehrart, die Pferde zu dreſſiren, aus dem Engliſchen überſetzt. Nürnberg, 1729. Fol.
Der engliſche Stallmeiſter und bewährte Roßarzt. Leipzig, 1732. 8.
L'Utilité à tout le monde, ou le parfait Ecuyer militair et de Campagne; diviſé en IV Livres: 1. de la connoiſſance du cheval. 2, de la cure des chevaux 3. de la ferrure. 4. des qualités et devoirs du parfait Ecuyer par le Sgr. A. de Wegrother. à Bruxelles. T. I et II. 8.
L'Anatomie generale du cheval, traduit de l'Anglois par F. A. Garſault. à Paris, 1732. 4.
La connoiſſance des chevaux, leur Anatomie, leurs bonnes et mauvaiſes qualités, leurs maladies et les rémédes qui y conviennent par J. de Saunier. à la Haye, 1738. fol.
Farriery improv'd, compleat treatiſe upon the art of Farriery by Henry Braken. London, 1739. 8.
Le nouveau parfait Marechal par M. de Garſault. à la Haye, 1741. 4. ſeconde edition 1746. 4.
Manuel de Cavallerie ou l'on enſeigne la connoiſſance du cheval, s'embouchure, la ferrure etc. par M. de la Gueriniere. à la Haye, 1742. 8.
Der ſicher und gewiß kurirende Roß- und Pferdearzt, oder gründliche und vernünftige Anweiſung, alle innerliche und äußerliche Krankheiten zu erkennen, die Kennzeichen zu unterſuchen,

und

und die Hebung glücklich auszuführen, nebſt einem Anhange von Viehſeuchen. Leipzig, 1746. 8.

La parfaite connoiſſance de chevaux par M. C. Saunier, Ecuyer de l'Academie de l'univerſité de Leyde. à la Haye, 1739. fol.

J. A. und M. Hodſon engliſcher Stallmeiſter und bewährter Roßarzt. Leipzig, 1749. 8.

Elemens d'Hippiatrique ou nouveaux principes ſur la connoiſſance et ſur la medicine de chevaux, par Mr. Bourgelat. à Lyon, 1751. 8.

La ſcience, ou manuel des Ecuyers ſur differents rémédes ſouverains pour la gueriſſon des maladies qui arrivent aux chevaux par Carbon de Begrieres. à Paris, 1751. 8.

Joh. Walters Beſchreibung der Pferde- und Viehzucht, wie auch allerhand künſtlicher Roß- und Vieharzeneyen. 1752. 8.

La Foſſens Abhandlung vom wahren Sitze des Rotzes bey den Pferden, überſetzt von Dan. Gottfr. Schrebern. Halle, 1752. 8.

J. C. Zehentner's Unterricht von der Pferdezucht. Berlin, 1753. 8.

A new treatiſe on the diſeaſes of horſes, by Will. Gibſon. London, 1754. 8. II Vol.

Fuchſens wohleingerichtetes Roßbuch. Leipzig, 1756. 8.

Der engliſche Stallmeiſter und bewährte Roßarzt. 1756. 8. Zweyte Auflage.

Zehentners Abhandlung von der Kunſt, Pferde zu kennen. Frankfurt, 1757 und 1770. 8.

D. Heinrich Brakens verbeſſerte Roßarzeneykunſt, nebſt verſchiedenen Anmerkungen, die Wahl und Wartung der Pferde betreffend. Nach der 7ten Auflage aus dem Engliſchen überſetzt. Altenburg, 1758. 8.

D. G. Schreber's neue Entdeckung an Pferden zum Behuf der Armeen, Landwirthe und Kurſchmiede. Halle, 1759. 8.

Obſervations and diſcoveries made upon horſes with a new method of Shoeing of the Sieur La Foſſe. London, 1759. 8.

The Gentleman's Farriery or a practical treatiſe on the diſeaſes of horſes by J. Bartlet. London, 1759. 8.

J. A. Kerſting ſicherer und wohlerfahrener Huf- und Reitſchmidt. Caſſel, 1760. 8.

La connoiſſance parfaite de chevaux, contenant la maniere de les gouverner et de les conſerver en ſanté; l'art de monter à cheval, et de dreſſer les chevaux de manége. à Paris, 1761. II Vol,

Der vollkommene Pferdekenner, welcher nicht nur alle Schönheiten und Fehler zu erkennen gibt, ſondern auch anweiſet, wie letzteren abzuhelfen iſt. Von W. F. von Reizenſtein. Uffenheim, 1764. 6.

Des Barons von Eiſenberg aufgedeckte Roßtäuſcherkünſte. Leipzig, 1765. Fol.

Caſpar von Saunier vollſtändige Erkenntniß von Pferden ꝛc. nebſt vielen Kupfern, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Ch. H. Wilkens. 1767. Fol.

The anatomy of horſe etc. ein prächtiges Werk in Folio, von dem berühmten Londner Mahler und Kupferſtecher Georg Stabb. London, 1767.

Chriſtian Zorns vollſtändiger Unterricht von Erziehung der Pferde. Erfurt, 1768. 8.

von Sind gründlicher Unterricht von der Pferdezucht. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8.

von Garſault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. Aus dem Franz. überſetzt von D. J. G. Krünitz. Berlin, 1770. 8.

von Sinds vollſtändiger Unterricht in den Wiſſenſchaften eines Stallmeiſters. Göttingen, 1770. 4 Theile. Fol.

D. J. Ernſt Zeihers Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung, nebſt einem Anhange von der Pferdezucht. Berlin, 1771. 8.

P. C. Abilgaards Unterricht von Pferden, Kühen ꝛc. Koppenhagen, 1771. II Bd. 8.

Anfangsgründe der Vieharzeneykunſt, oder kurzer Begriff der Zergliederung des Pferdes von Herrn Bourgelat. Danzig, 1773. 8. Aus dem Franz. überſetzt.

Bourgelats Supplement zu dem kurzen Begriff von der Zergliederung des Pferdes, aus deſſen franz. Handſchrift überſetzt. Zerbſt, 1773. 8.

Die liefländiſche Pferdezucht und einige bewährte Pferdekuren. 1774. 8.

von Sind vollſtändiger Unterricht in den Wiſſen-
ſchaften eines Stallmeiſters, mit Kupfern. Göt-
tingen, 1775 8.

Vollſtändige Pferdewiſſenſchaft, von Joh. Gottfr.
Prizelius. Leipzig, 1777. 4.

Anleitung zur Verbeſſerung der Pferdezucht gan-
zer Länder und einzelner Privatwirthe. Nebſt
einem Unterrichte vom Beſchlagen, Zeichnen,
Wallachen und Engliſiren der Pferde ꝛc. Von
G. Hartmann. 2te vermehrte Auflage. Tübin-
gen, 1786. 420 S. 8.

Anweiſung zur guten Pferdezucht und Wartung.
auch wie man ein guter Pferdekenner werden
könne ꝛc. Von Richter. Halle, 1784. 192 S. 8.

Nouveau regime pour les haras ou Expoſé des
moyens propres à propager et à ameliorer les
races de chevaux etc. Par Eſpr. P. de Lafont
Pouloti. Paris, 1787. 366. 8

Lehrbuch der Pferdezucht, oder vollſtändiger Un-
terricht von den Schönheiten und Fehlern dieſer
Thiere ꝛc. Leipzig, 1790. 380 S. 8.

Brugnons Werk von der Zucht der Pferde,
Eſel und Maulthiere. Aus dem Italieniſchen
überſetzt, mit einem Anhange, die öſterreichiſchen
Verordnungen über die Pferdezucht enthaltend,
von G. Fechner. Prag, 1790. 378 S. 8.

Bourgelat's Anweiſung zur Kenntniß und Be-
handlung der Pferde. Aus dem Franz. durch J.
Knobloch. Prag und Leipzig. 2 Theile. 1789
— 1790. 8.

Das Buch von innerlichen Krankheiten der Fül-
len, der Kriegs- und Bürgerpferde. Von J.
Wolſtein. Wien, 1787. 359 S. 8.

Lehrbegriff der Pferdearzeney. Aus dem franz
Cours d'Hippiatrique des Herrn La Foſſe überſ.
von J. Knobloch. Prag und Leipzig. 4 Th.
1787 — 1789. 8.

Das Buch für Thierärzte im Kriege über die Ver-
letzungen, die den Pferden durch Waffen zuge-
fügt werden. Von K. Wolſtein. Wien, 1788.
246 S. 8.

Abhandlung von Verhütung der Pferdekrankheiten
welche ihren Grund in fehlerhafter Beſchaffen-
heit der Ställe, des Futters, des Waſſers, der
Luft und der Bewegung haben ꝛc. Von J.

Klark. Aus dem Engl. überſetzt. Wien. 1790. 316 S. 8.

Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber. Herausgegeb. von J. D. Buſch und H. D. Daum. Marburg, 1788 ff. 8.

Taſchenkalender für Pferdeliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte ꝛc. Von Fr. Max. F. Freyherrrn Bouwinghauſen von Wallmerode. Tübingen, 1792. ff.

Neueſte, allgemein anwendbare Vorſchläge zur Verbeſſeruug der Pferdezucht ꝛc. ins Deutſche überſ. Leipzig. 1794. 132 S 8

Robertſon's vollſtändiges Werk über die Pferdewiſſenſchaft ꝛc. vermehrt von G. Ph. Mogalla. 2 Bd. Breslau, 1793. 1797. 8.

Anleitnng zur Beurtheilung des äußeren Pferdes in Beziehung auf deſſen Geſundheit und Tüchtigkeit zu verſchiedenen Dienſten, zum Gebrauche bey Vorleſungen von A. Kr. Havemann. Hannover, 1792. 220 S. 8. 2te Auflage, daſelbſt 1805. 295 S. 8.

Abhandlung über die Aufziehung der Füllen von H. Wohlgebohren. Göttingen, 1794. 80 S. 8.

Vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht für Liebhaber der Pferde und Reitkunſt. Von Seyfert von Tennecker. Manheim und Leipzig. kl. 8. mit Kupfern, 6 Hefte. 1797 — 1799.

Ueber die vorzüglichſten Theile der Pferdewiſſenſchaft, ein Handbuch für Offiziere, Bereiter und Oekonomen, von J. G. Naumann. Berlin, 1800. 1 Th, 310 S. 8. mit Kupfern. (1 Thal. 12 Gr.)

Abhandlung über den Bau und Mechanismus des Pferdes, nebſt einer Beſchreibung einer neuen Art des Beſchlages, von Strickland Freeman. Leipzig, 1797. gr. 4. mit 16 Kupfern. (1 Th. 12 Gr.)

Kurzgefaßte Anweiſung über die Wartung der Pferde, um ſie auf Reiſen und in dem Lager geſund zu erhalten ꝛc. (Von Huzard, herausgegeben) von Eberhart. Caſſel, 1796. 113 S. 8. Auch 1800.

Anweiſung zur Kenntniß und Heilung der inneren Pferdekrankheiten, von J. Ad. Kerſting. Marburg. 5te Auflage. 1798. 258 S. 8

Anweiſung zur Kenntniß und Heilung der äußerlichen Pferdekrankheiten, von J. Ad. Kerſting. Neue Auflage. Marburg, 1799. $17\frac{1}{2}$ B. kl. 8.

Seyfert von Tennecker's Zeitung für die Pferdezucht. Leipzig bey Seeger, 1803.

Der Paſſagier zu Pferde, ein Noth- und Hülfsbüchlein für Reiſende, um ihre Pferde geſund zu erhalten ꝛc. Von G. Meyer. Erfurt, 1805. 8.

Dictionaire für Pferdeliebhaber, Pferdehändler, Bereiter, Cur- und Hufſchmiede, oder vollſtändiges Handwörterbuch der ſämmtlichen Roßkunde. Leipzig bey Baumgärtner. 4 Th. (8 Thal 12 Gr. Die 3 erſten Theile hat Herr Büſchendorf, den 4ten Herr von Arnim auf Golm bearbeitet).

Inhalt.

Bemerkungen über das Wort Pferd . S. 1
Naturgeſchichte des Pferdes 7
Eigenſchaften und Gemüthsart des Pferdes . 9
Eigenſchaften und Gemüthsart des Pferdes im Stande der Wildheit 12
Schöner Körperbau des Pferdes im Vergleich gegen andere Thiere 23
Verſchiedene Raßen der Pferde . 26
Die arabiſchen Pferde 27
Arabiſche Pferdeſtammbäume . . . 38
Die barbariſchen Pferde 40
Die türkiſchen Pferde 41
Die perſiſchen Pferde 43
Die indiſchen Pferde 45
Die chineſiſchen Pferde 46
Die cirkaſſiſchen und mingreliſchen Pferde . 48
Die Pferde der Alten 48
Die jetzigen europäiſchen Pferde . . 51
Die ſpaniſchen Pferde 51
Die engliſchen Pferde 53
Die italieniſchen und beſonders die neapolitaniſchen Pferde 58
Die däniſchen 59

Die

Die deutſchen Pferde . . . S. 60
Die mecklenburgiſchen Pferde . . 61
Die hollſteiniſchen Pferde . . 70
Die lauſitziſchen und thüringiſchen Pferde 81
Die holländiſchen und friesländiſchen Pferde 82
Die flanderiſchen Pferde . . 83
Die franzöſiſchen . . . 83
Die polniſchen Pferde . . . 84
Die ruſſiſchen Pferde . . . 102
Kleine Pferde 106

Von der Kenntniß des äußeren Pferdes 710

Das Pferd im Stande der Ruhe betrachtet . . . 110

Die verſchiedenen Theile des Pferdes . 112

A. Betrachtung der Theile, welche die Vorhand ausmachen, in Rückſicht auf ihre Vollkommenheiten und Fehler . 116

I. Vom Kopfe 116

1. Die Ohren 116
2. Das Genick . . . 121
3. Der Schopf 122
4. Der Vorkopf . . 122
5. Die Stirn . . . 122
6. Die Augengruben . . 122
7. Die Schläfe . . . 123
8. Die Augenbogen . . 123
9. Die Augenlieder . . 124
10. Die Augenwimpern . . 124
11. Die Augenhaare . . 125
12. Die Augenwinkel . . 125
13. Der Nagel, die Blinz- oder Vogelhaut . . . 125
14. Die Thränenkarunkel . . 127
15. Der Augapfel . . 127
16. Die Naſe . . . 132
17. Die Mäuſe . . . 133
18. Der Vorderkinnbacken . 133
19. Die Naſenlöcher . . 134
20. Die falſchen Naſenlöcher . 135
21. Die Schleimhaut . . 135
22. Der Thränenkanal . . 136
23. Die Naſenſpitze . . 136
24. Die Lippen 136

25.

25. Das Maul . . S. 137
26. Die Zähne, beſonders als Kennzeichen des Alters der Pferde . . . 137
27. Die Zunge . . . 162
28. Die Laden oder Träger . 162
29. Die Hungerzitzen . . 163
30. Der Gaumen . . 164
31. Das Kinn . . . 165
32. Die Kinnkettengrube . . 165
33. Der Kanal oder Kehlgang . 165
34. Die Ganaſchen . . 167
Allgemeine Bemerkungen über den Kopf der Pferde und deſſen verſchiedene Formen und Benennungen . . . 168
Das Verhältniß des Kopfes zu den übrigen Theilen des Körpers 170
II. Von dem Halſe . . . 172
III. Von dem Widerriß . . 183
IV. Von der Bruſt . . . 188
V. Vou den Vorgerſchenkeln überhaupt 190
VI. Von den Schultern . . 198
VII. Von dem Querbein . . 200
VIII. Von dem Kegel . . 203
IX. Von dem vordern Knie . . 207
X. Von dem Schienbein . . 210
XI. Von den Flechſen des Schienbeins 216
XII. Von dem Knöchel . . 218
XIII. Von der Feſſel . . 221
XIV. Der Huf . . . 230
B. Unterſuchung der Theile, die den Leib ausmachen, in Rückſicht auf ihre Vollkommenheiten und Fehler . . 235
I. Von dem Rücken . . 235
II. Von den Nieren oder Lenden . 237
III Von den Rippen . . 238
IV. Von den Flanken . . 239
V. Von dem Bauche . . 240
VI. Von dem Schlauche . . 244
VII. Von der Ruthe . . . 244
VIII. Von dem Geſchröte . . 245
IX Von dem Euter . . . 247

C. Betrachtung der Theile, welche die Nachhand in ſich faßt, in Rückſicht auf ihre Vollkommenheiten und Fehler S. 247
I. Von dem Kreuze . . 247
II. Von dem After . . 250
III. Von der Scham, oder dem Geburtsgliede der Stuten . . 251
IV. Von der Rübe und dem Schweife . 251
V. Von den Hinterſchenkeln überhaupt . 254
1. Von dem eigentlichen Schenkel, auch Backen und Dickbein genannt . 256
3. Vor der Knieſcheibe . . 260
3. Von der Lende oder Keule . 260
4. Von dem hinteren Knie oder dem Sprunggelenk . . . 263
5 — 9. Von dem hinteren Bein, dem Knöchel, der Köthe, der Krone und dem Huf . . 278
Von dem Haare . . 280
beſondere Bemerkungen über das Haar der Pferde und deſſen verſchiedene Farben . . . 285
Das Pferd in ſeinen verſchiedenen Bewegungen betrachtet . . 296
Die verſchiedenen Arten des Ganges . 298
Noch einige Bemerkungen über verſchiedene Eigenthümlichkeiten und Untugenden der Pferde . 312
Von dem verſchiedenen Gebrauch der Pferde zum Ziehen, Reiten und Laſttragen, und den dazu nöthigen Eigenſchaften derſelben . . 321
Von dem Nutzen der Theile deſſelben als dem Fleiſche, der Milch ꝛc. . 325
Von den Keennzeichen der innerlichen Gebrechen der Pferde . 332
Von der Zücht und Wartung der Pferde. . . . 349
Von den Geſtüten oder Stutereyen 349
Ein wildes Geſtüt . . . 352
Ein halbwildes Geſtüt . . 363
Einige Nachrichten von dem Sennergeſtüte im Lippischen . . 377
Von den zahmen Geſtüten . . . 397

Von

Von den erforderlichen Eigenſchaften eines Beſchälers S. 396
Von den erforderlichen Eigenſchaften einer zur Zucht beſtimmten Stute . . . 421
Vom Beſchälen . . 434
Von den zu einem Geſtüte nöthigen Gebäuden . . 456
Von der Unterhaltung und Nahrung der zu einem Geſtüte gehörigen Thiere . . 471
Von der Wartung eines Geſtüts, und den Pflichten, welche den dem Geſtüte vorgeſetzten Leuten obliegen . . . 502
Balance eines zahmen Geſtüts . 521
Einige Nachrichten von dem Friedrich-Wilhelms-Geſtüte bey Neuſtadt an der Doſſe 528
Von den Landgeſtüten . . 576
Ein Militairgeſtüt . . . 601
Von den nöthigen Eigenſchaften, der Fütterung und Wartung der Zug und Akkerpferde . . 605
Iſt es für einen Landwirth rathſam, ſich auf die Füllenzucht zu legen! . 651
Von der Geburt der Füllen und deren Entwöhnung und Fütterung . . 659
Vom Wallachen oder Caſtriren der Pferde . . . 672
Das Schweifſtutzen oder Engliſiren der Pferde . . . 679
Nothſtälle für Pferde . . 684
Vermiſchte Nachrichten über Pferde und Pferdezucht . . 703
Nachrichten von der Fütterung der Pferde des ehemahligen Groß-Moguls . . . 703
Ueber die Pferdezucht in Paraguai und Chili . . . 707
Beſchreibung des Marſtalls des türkiſchen Kaiſers . . . 709
Ueber die Pferdezucht der Ukraine ꝛc. 713

Nachrichten von der Privat-Pferdezucht in dem Königreich Preußen, beſonders in Litthauen . S. 716
Nachrichten von den ſämmtlichen königlichen Preußiſchen zahmen und Landgeſtüten . . . 724
Beſchreibung des großen Geſtütes Mezzöhögyes in Ungarn . 733
Beſchreibung des Geſtüts Rothenfeld in Bayern . . . 746
Wie die Pferde bey der Reiterey gewartet und gefüttert werden ſollen . . . 752
Ueber das Aufſtößigwerden der Pferde 757
Neue Fütterung für Pferde in England 769
Allerley vermiſchte Notizen und Bemerkungen über Pferde und Pferdezucht . . . 761
Verzeichniß der vorzüglichſten Schriften über Pferde und Pferdezucht . 789

Ende des hundert und zehnten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können.

Die Tabellen werden, nach Anweiſung der darauf befindlichen Seitenzahlen, im Buche ſelbſt befeſtiget.

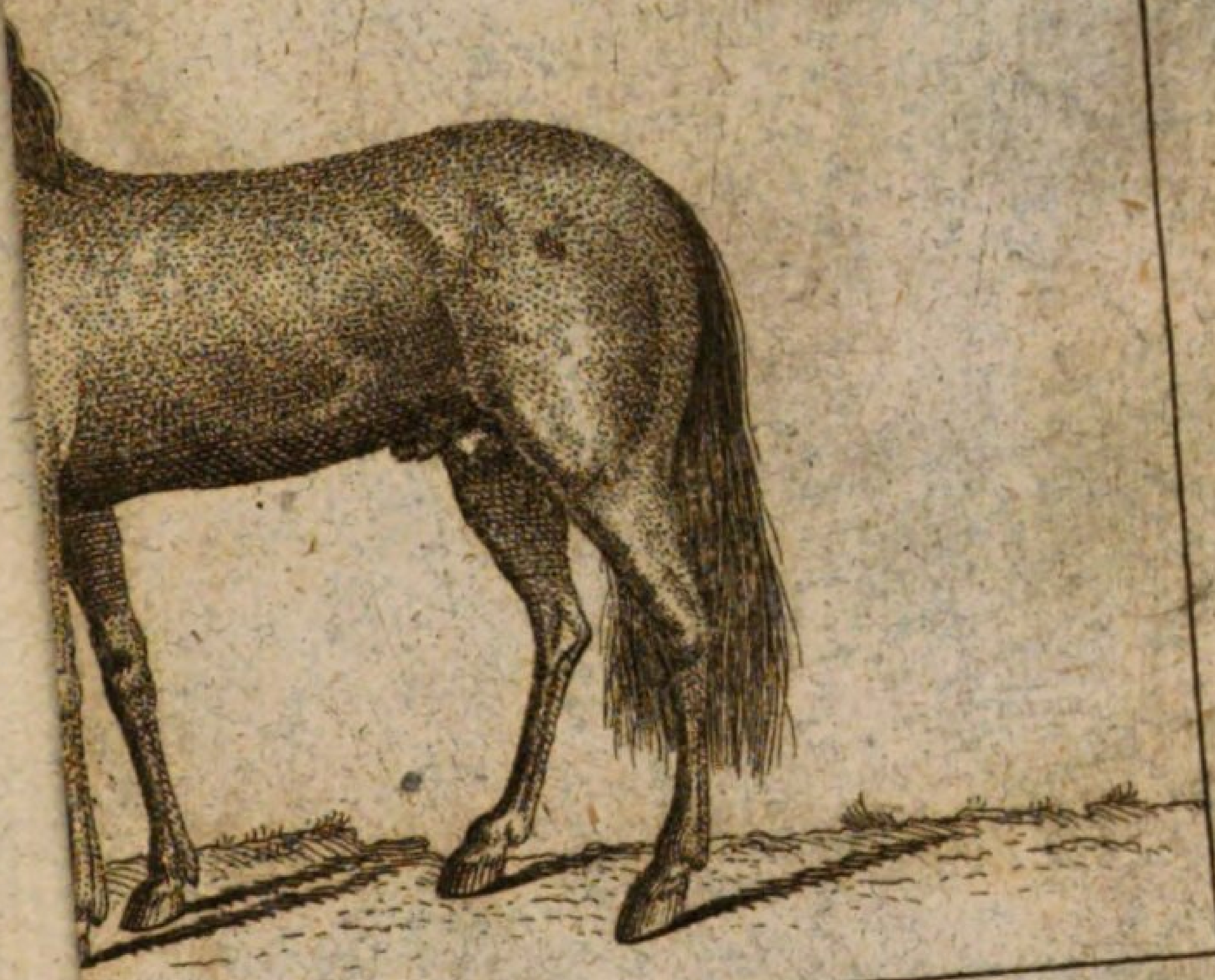
5. S. 37.

6406.

7.

98.

F. 6409. F. 40



F. 6410. F. 41.

4

412. §. 51.

413. G. 55.

414. G. 56.

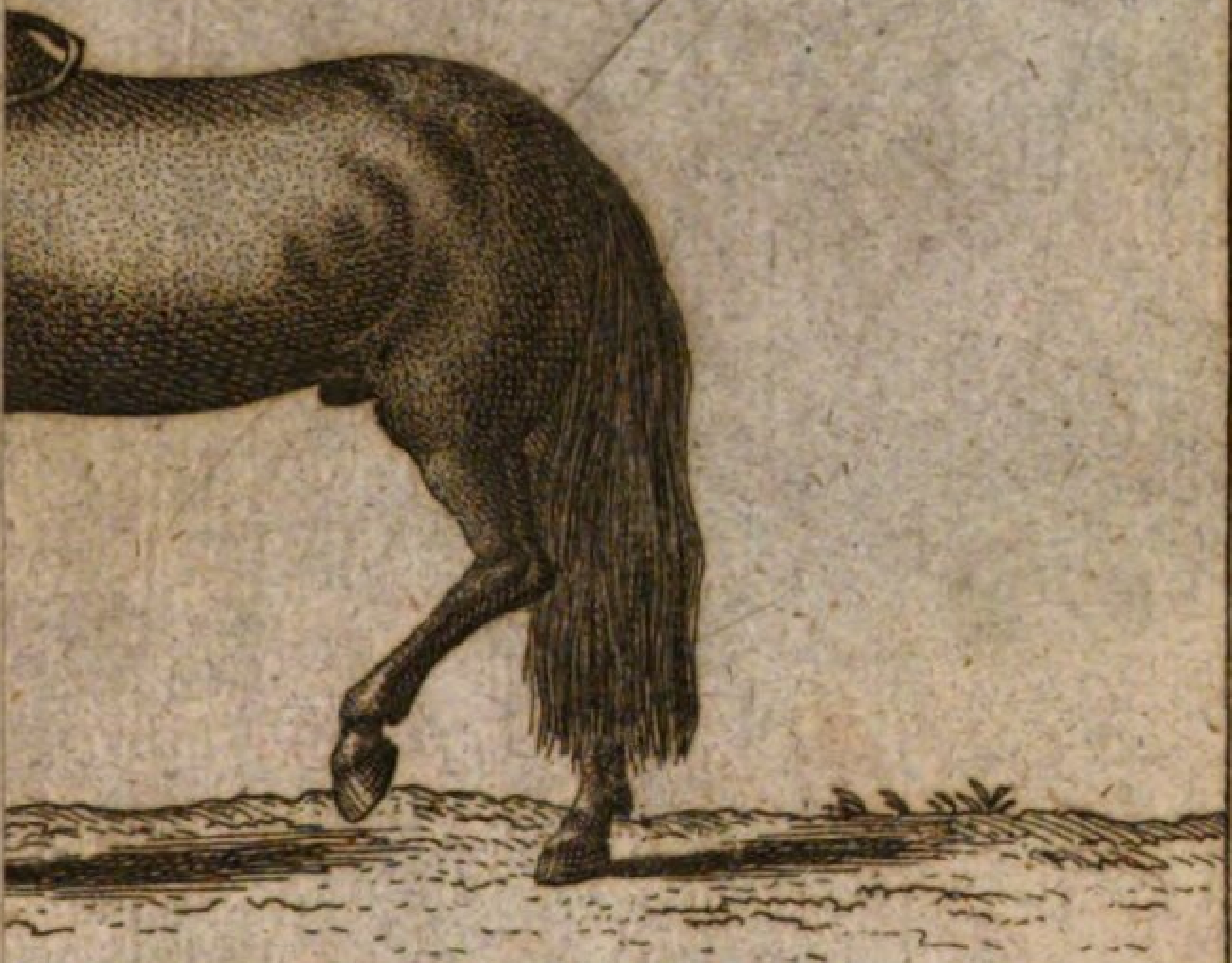
6416. G. 64.

8

3.

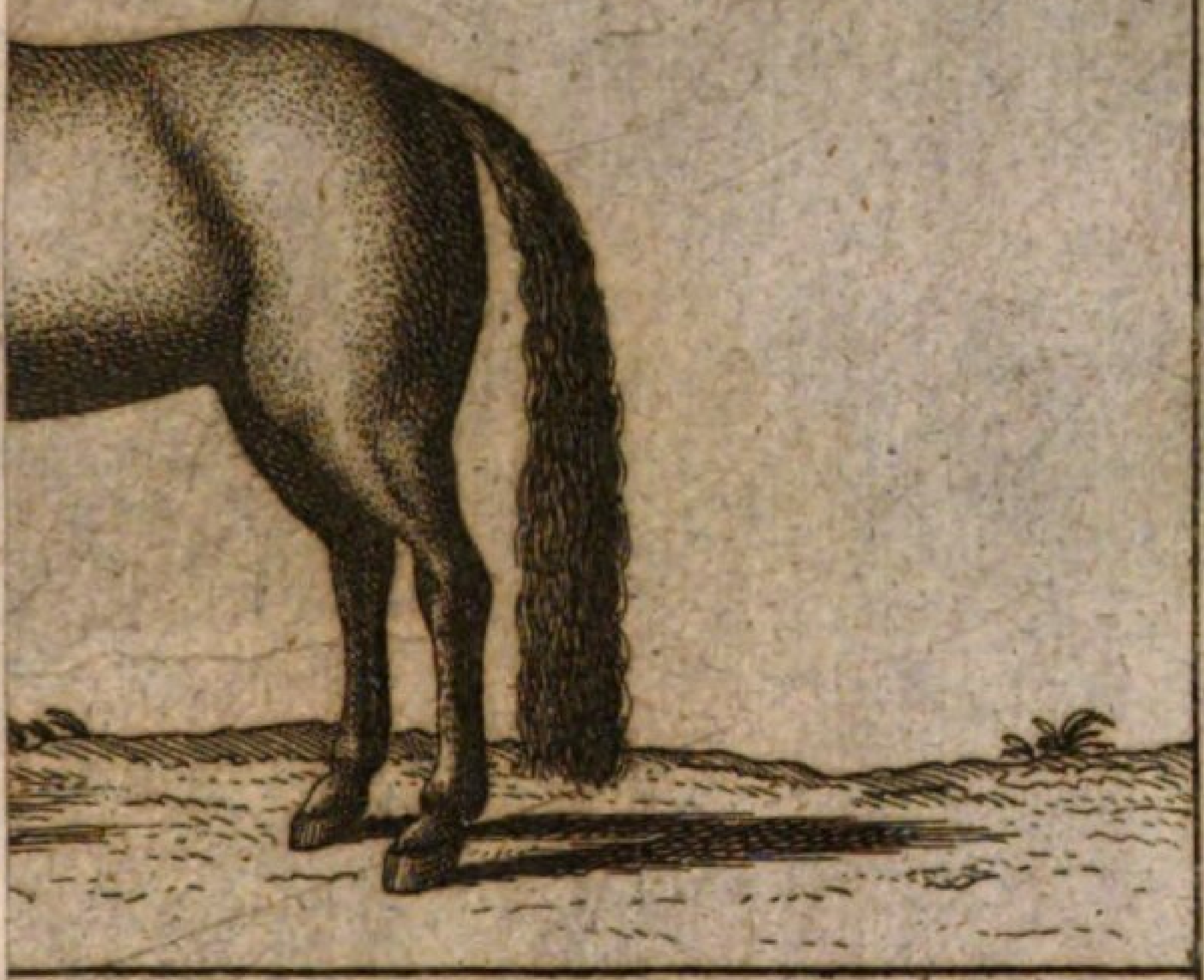
419. G. 85.

F. 6420. G. 102.



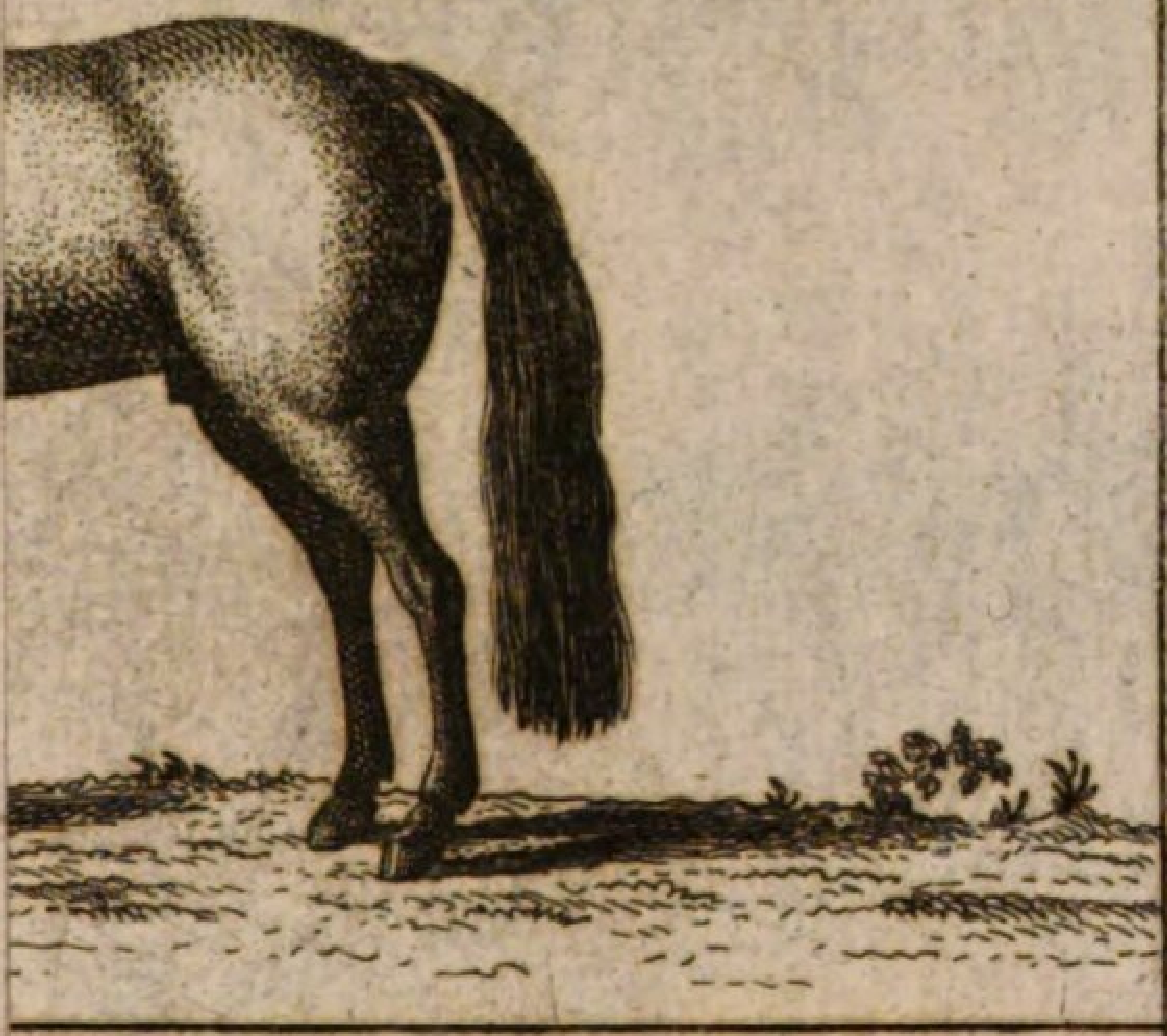
6421.

22. G. 103.



423.

G. 104.

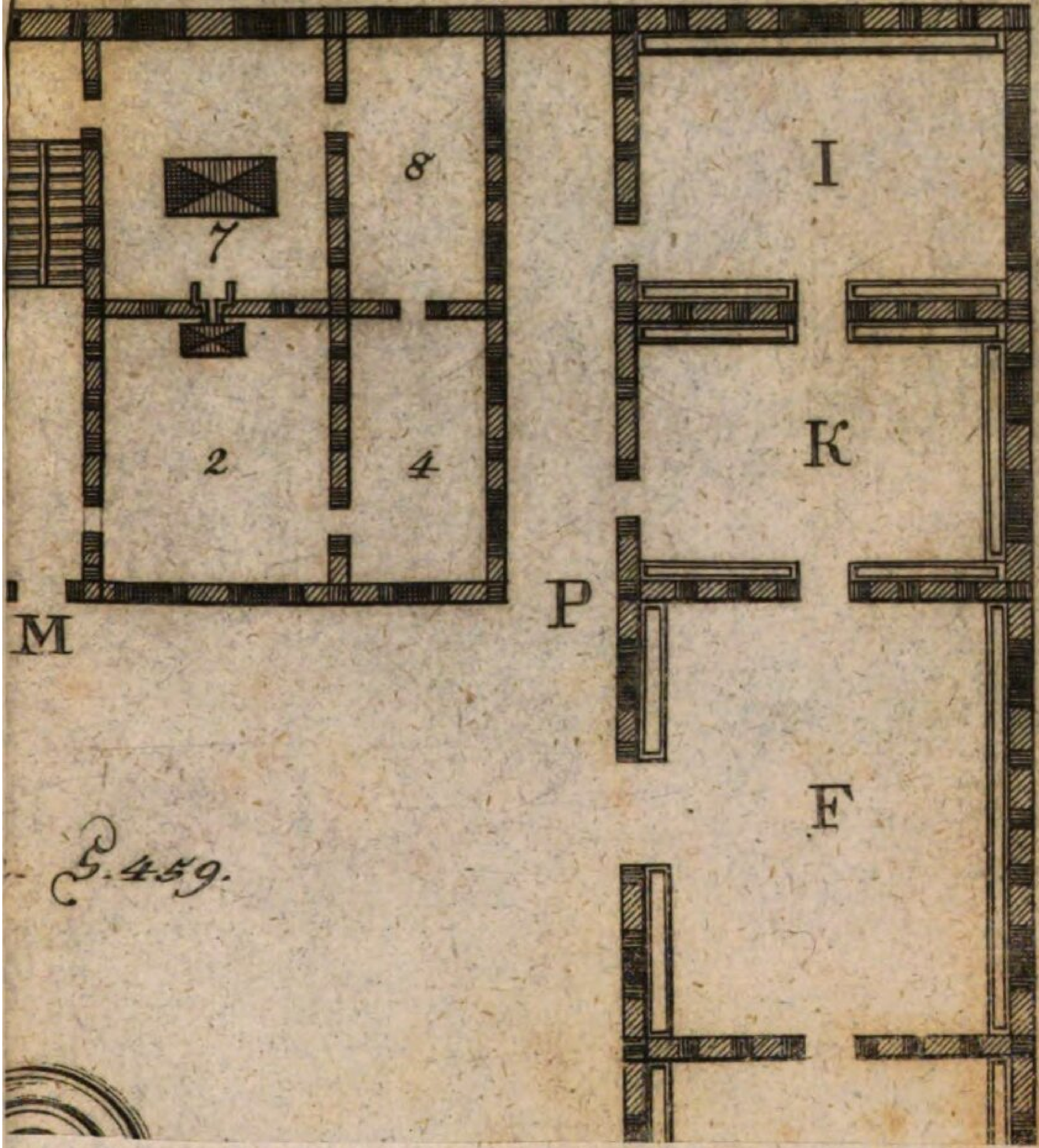


105.

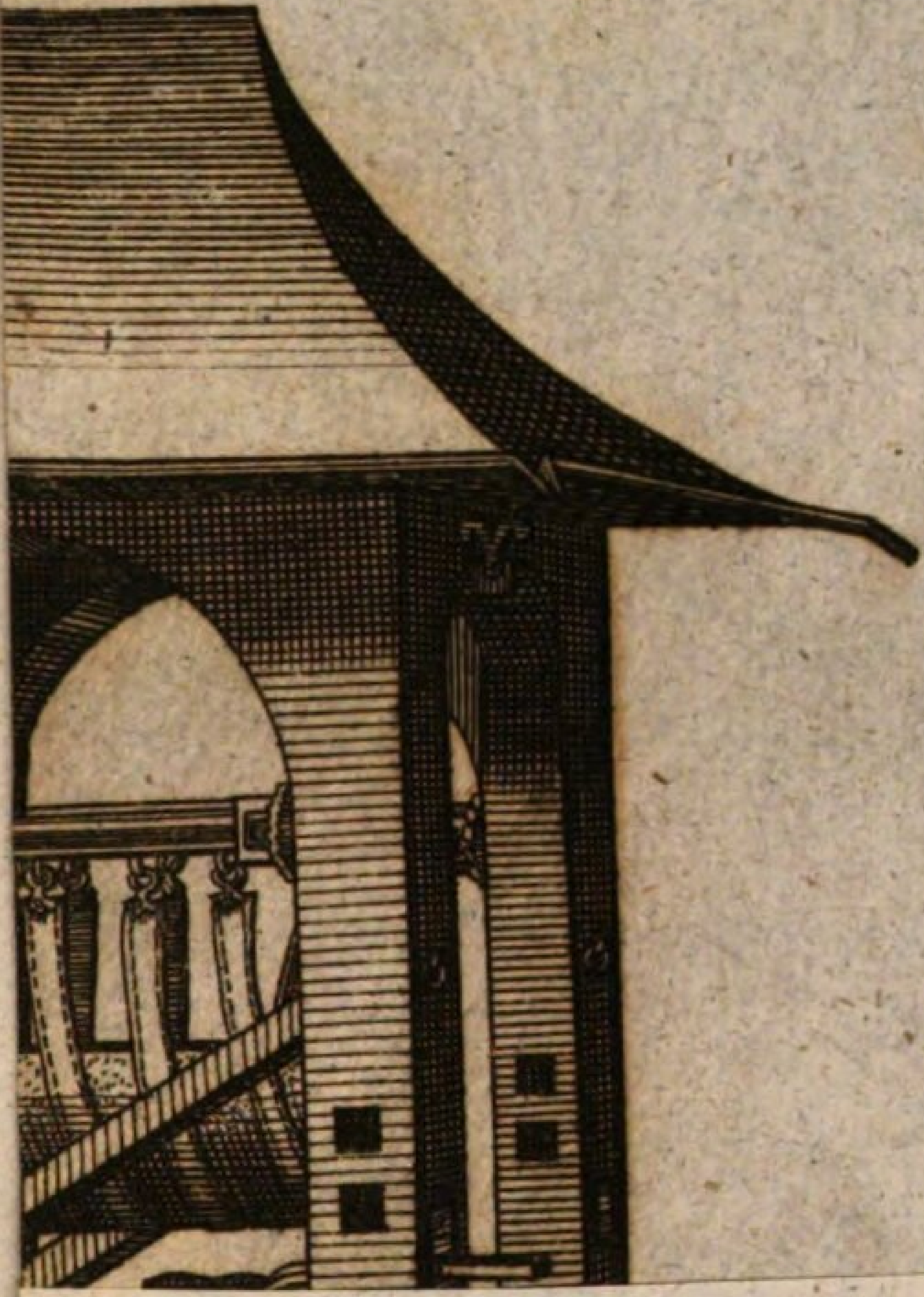
35
35
46
47
52

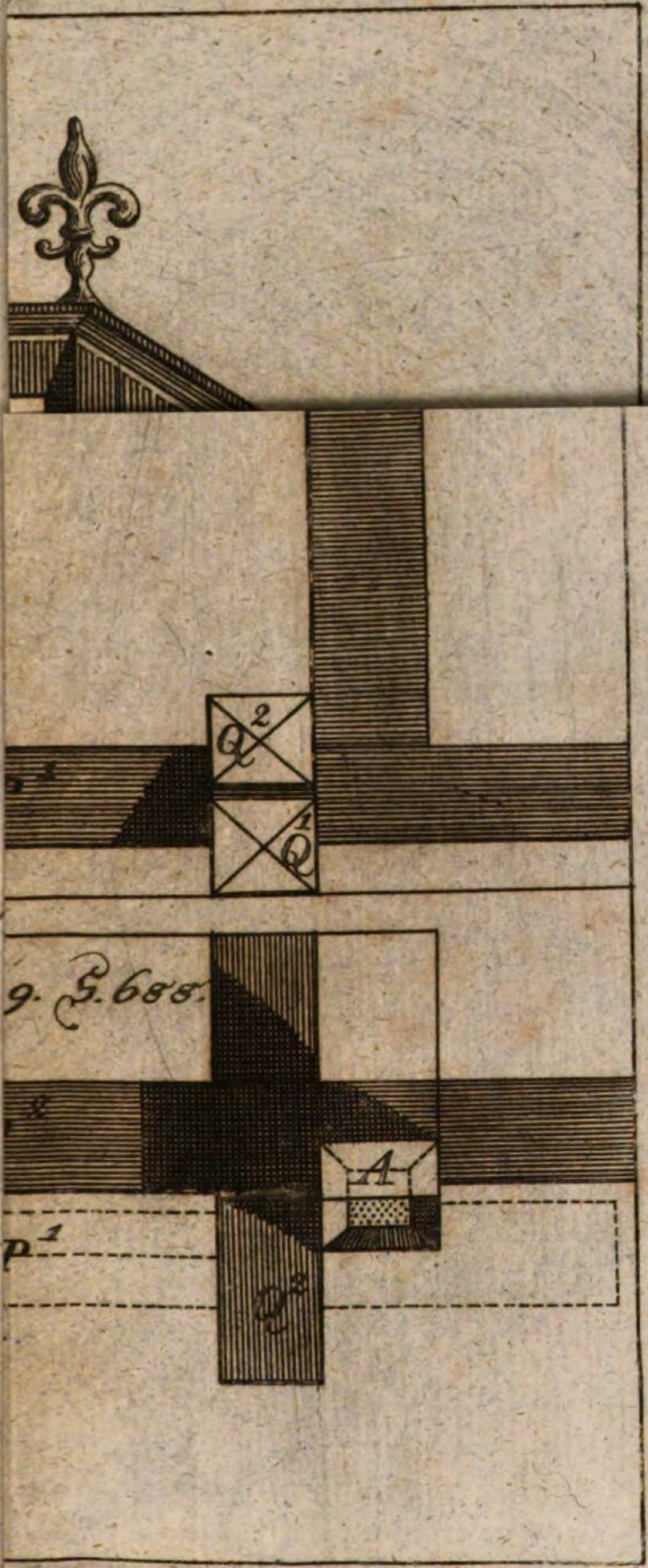
F: 642

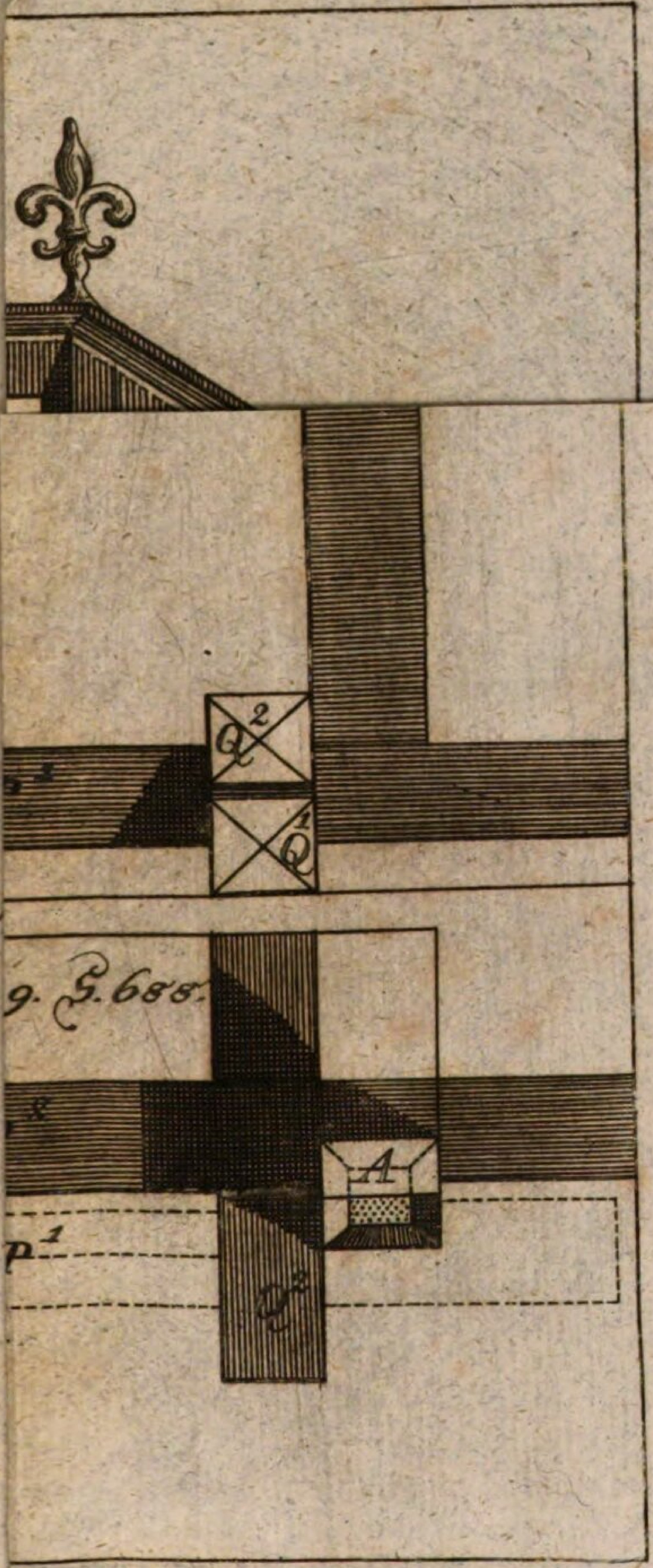
84.

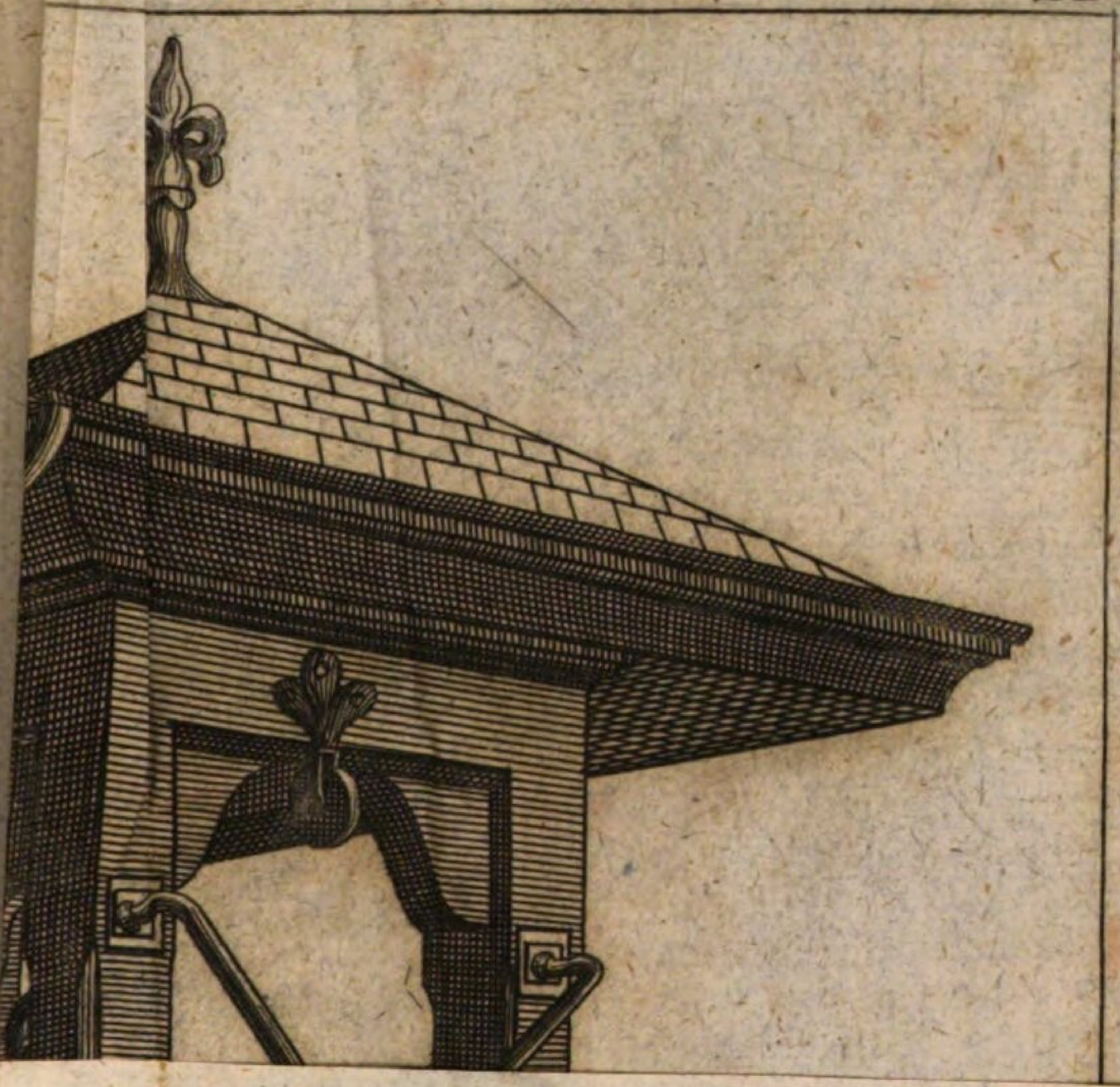

8
7
2
4
I
K
P
M
F
S.459.

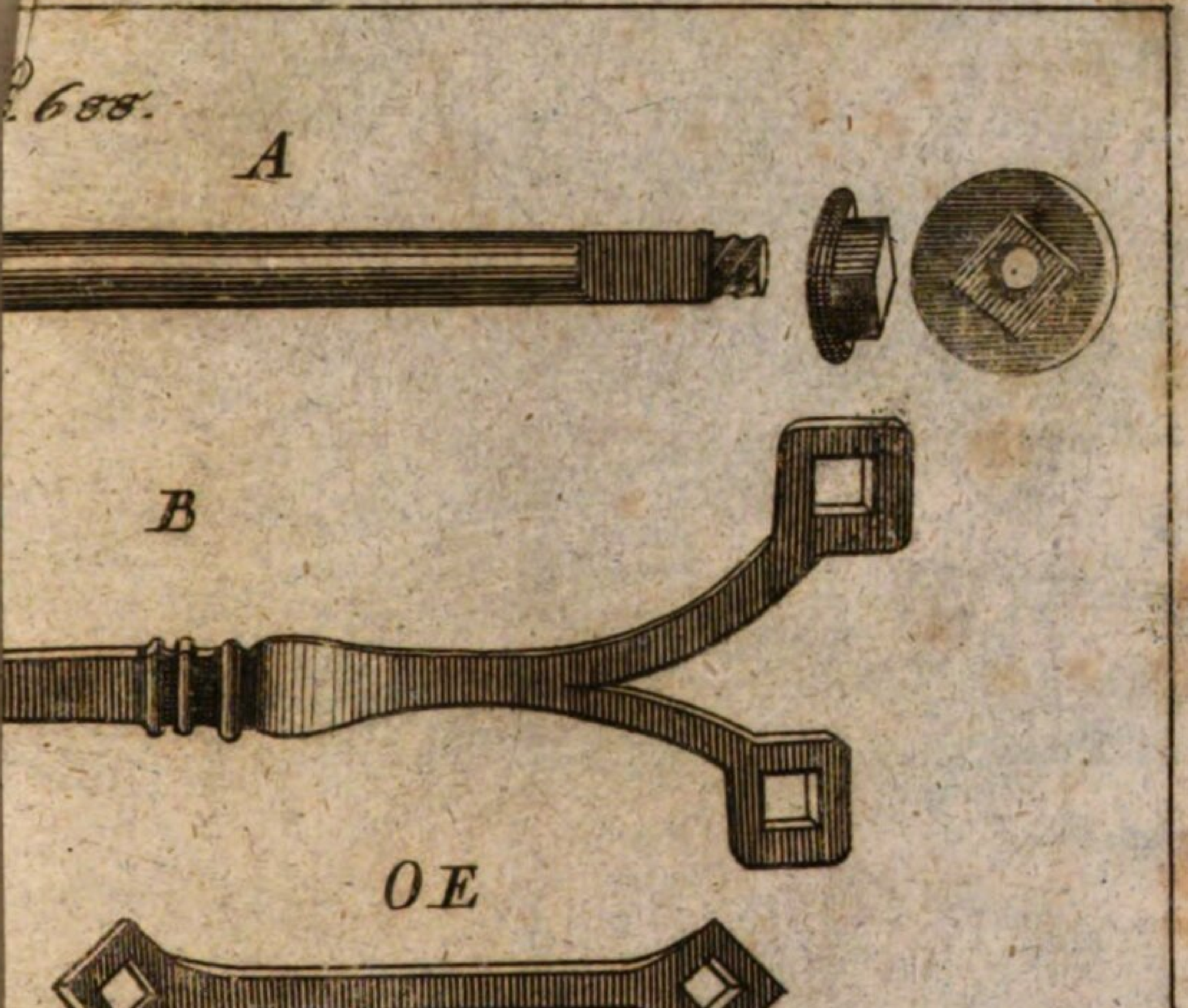
F. 685.




Q²
Q¹
9. §. 685.
A
P¹
Q²


Q
2
1
Q
9. §. 688.
A
p
1




.6 88.
A
B
OE
F

D

H

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 110

Berlin 1808

Oecon. 1033-110
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296942-7
VD18 90038681